Aus der mappe eines verstorbenen freundes(Frie... von ...

Heinrich Langwerth von Simmern (Freiherr)

Ger 11860.2

No 9299

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus
der Mappe eines verstorbenen Freundes

(Friedrichs von Klinggräff).

Von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Theil.

Kunst und Leben.

Erster Band.

Berlin.
W. Behr's Verlag (E. Bock)
Regentenstraße 14.
1891.

Digitized by Google

Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes

(Friedrichs von Klinggräff).

Von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Theil.

Kunst und Leben.

Erster Band.

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock)
Regentenstraße 14.
1891.

Digitized by Google

Ger 11860.2

Harvard College Library
DEC 6 1910
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge
(2 vol.)

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort des Herausgebers . . . . . I—XXV

Lebensbild des Verstorbenen 1

Tagebuchblätter (Kunst) 135

Deutscher Geist und deutsche Kunst 189

Deutsche Künstler und deutsche Kunst 231

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Digitized by Google

Indem ich mit einer Publikation aus den Papieren eines Mannes hervortrete, der während seines Lebens niemals in der Oeffentlichkeit gewirkt hat, fühle ich, daß es dafür einer Erklärung und Rechtfertigung bedarf.

Der Verfasser ist der 1887 verstorbene Gutsbesitzer Friedrich von Klinggräff auf Pinnow in Mecklenburg-Schwerin. Seit meinen Universitätsjahren war ich mit ihm bekannt, seit den sechziger Jahren innig befreundet. Seit dieser Zeit hat er mich in seine Auffassungen und Entwürfe bis in die Einzelheiten — er gebrauchte einst selbst diesen Ausdruck — eingeweiht. Es gab zu allen Zeiten mancherlei Meinungsverschiedenheiten zwischen uns. Dennoch waren und fühlten wir uns stets als Genossen im Denken und Streben.

Unter den Papieren des Verstorbenen fand sich ein „in einer ernsteren Stunde" niedergeschriebener Brief an mich, der schon aus dem Jahre 1860 stammte. Er vertraute mir darin für den Fall seines Todes seinen gesammten schriftlichen Nachlaß an.

„Meine Schreibereien", heißt es darin, „verwende in meinem Sinn. Zeige sie, wenn irgend möglich, Riehl. — — Laß Du, und wer es sonst sehen mag, Dich nicht durch den Stil und die Unklarheit abhalten: — 's ist überdies noch

Digitized by Google

höchst eilig hingeworfen. Gut, d. h. von Herzen ist es (gemeint), und manches Richtige wird auch darin sein; das glaub' ich bestimmt. Du aber, thue endlich etwas in dieser Richtung. Es ist entsetzlich traurig mit unserem armen Vaterlande bestellt, und weder die Beamten noch die Gelehrten können's retten. Seine einzige Hoffnung liegt in seinem wirklichen Kern: in den „Stillen im Lande", den Bescheidenen, die sich nicht die Fähigkeit zutrauen, für das Vaterland zu handeln, und es deshalb den Litteraten, der blassen Theorie und der noch schlimmeren Beamten- und Maschinenarbeit überlassen. Hüte aber auch Du Dich vor Theorie. — — — Der wirkliche, echte, wohlverstandene Nutzen für die Gesammtheit, das ist es, wovon Alles ausgehen muß. Er fällt völlig zusammen, geht völlig auf dasselbe hin, wie echte Religion, wie echtes Festhalten am Alten."

Ueber dreißig Jahre sind vergangen, seitdem dies niedergeschrieben wurde. Eine Aufschrift auf dem Briefe bewies, daß der Freund den Auftrag an mich nicht aufrecht erhalten hatte. Aber es war darin doch bestimmt, daß mir jener Brief nach seinem Tode als Zeichen seiner Denkart übergeben werden solle.

Die Hinterbliebenen übergaben mir in Folge dessen dann auch das, was sich von allgemeinerem Interesse in der Hinterlassenschaft vorfand. Offenbar war viel vernichtet worden. Vieles war dagegen auch noch nach dem Jahre 1860 hinzugekommen. Und dazu kamen dann noch eine Menge aufsatzartiger Briefe, deren Concepte der Freund aufgehoben, oder die mir im ausgefertigten Original zu Ge-

Digitized by Google

bote standen: bis zum Jahre 1866 meist ohne direkte Beziehung auf die Politik des Tages und meist mit Beziehung darauf seit diesem Zeitpunkte. Vieles war nicht blos der Form sondern auch dem Inhalte nach offenbar noch nicht durchgearbeitet. Es zeigten sich zahlreiche Wiederholungen, da derselbe Gedanke oft drei, vier und mehr Fassungen erhalten hatte. Auch aus diesen Papieren ergab sich aber mit Bestimmtheit, daß der Freund seiner Zeit sehr ernstlich an eine Veröffentlichung gedacht: „Vaterländische Träume eines Ungelehrten" sollte der Titel des Büchleins sein. „Und als an's Vaterland ich dacht', das Herz mir weint, das Herz mir lacht" sollte sein Motto bilden.

Insbesondere hat sich eine ganze Reihe von Vorworten gefunden. In einem derselben — die Worte sind am 29. November 1861 in Nürnberg niedergeschrieben — heißt es: „Es kann keinem, der sich die Mühe macht, dies bescheidene Büchlein zu lesen, von dem ersten Blick an, den er hinein gethan, entgehen: es ist ein Träumer, ein Idealist, der es geschrieben hat; es ist das Produkt eines Mannes, der nichts im praktischen Leben geleistet hat. Es sind Gedanken, die, ich muß wohl sagen, mir die Waldesluft beim Wandern erzeugte und allmählich, ohne daß ich es wußte, in verschwimmender Gestaltung groß zog, und die ich mir dann in der einsamen Studirstube in diese noch recht stümperhafte Form zwängte.

Unendlich oft habe ich mir gesagt: ja freilich, was ich Besserwerden nennen kann, das liegt nur in diesen Richtungen; aber es sind idealistische Träume; wirf sie fort, die alte Welt kann nicht wieder jung werden. Aber ein bloßes Wort

Digitized by Google

beherrscht mich gewöhnlich nicht lange. Und so blieb denn auch die Antwort nie lange aus. Mit den Worten „Träumer" und „Idealist" ist noch nichts gesagt; auch ein Idealist kann das Richtige treffen. Warum, frug ich mich, und das bitte ich Dich, freundlicher Leser, thue auch Du, warum sind solche Ideen nicht ausführbar?

Daß wir in Deutschland seit 1848 in dem Gähren und den Wehen einer neuen Zeit liegen, das, dünkt mich, kann denn doch auch keinem verborgen bleiben, der tiefer in die Zeit vor und nach 1848 zu blicken vermag. Die Richtung aber des Geistes, aus dem die neue Zeit sich gestalten will, ist keine andere als die — Rückkehr zu unserem ureigenen Wesen, Erkennen des Geistes, der in unserem Volke liegt, und der Ziele, die ihm diesem Geiste entsprechend von Gott gestellt oder richtiger möglich gemacht sind. Diesem Geiste und diesen Zielen entsprechend neu zu gestalten, das ist das Progamm einer Partei der Zukunft, einer Partei, die schon besteht, aber sich ihrer selbst noch nicht bewußt ist, die wie im Traum bald aus dieser, bald aus jener der jetzt bestehenden politischen, religiösen oder socialen Parteien mit einem Lebenszeichen hervorbricht. Nur an einem einzigen bedeutenden Manne fehlt es, um sie jeden Augenblick heute oder morgen in's Leben zu rufen. Der Wahrscheinlichkeit nach werden wir aber sobald noch keinen solchen Mann unter uns erstehen sehen. Die alten Parteien müssen erst noch vollständiger ihren Ruin documentiren.

Natürlich ist der Schreiber dieses Büchleins weit entfernt zu glauben, daß er nun etwa mit den in demselben nieder-

Digitized by Google

gelegten Ideen das Progamm dieser noch schlafenden Partei der Zukunft aufgestellt hätte. Nur das glaubt er, daß eben in der Ideenrichtung, welche die unfertigen Gedanken dieses Büchleins immerhin einigermaßen charakterisiren mag, die Ziele einer zukünftigen Partei, die allein im Stande ist, uns zu Besserem zu führen, liegen. Der Zweck, den er mit diesem Büchlein erreichen will, ist der, der aufwachsenden Jugend, aus der uns die Wecker und Leiter dieser Partei geboren werden sollen, einen Fingerzeig zu geben und sie vor dem Geiste unserer jetzigen Parteien zu warnen, der meiner Ueberzeugung nach unfähig ist, Gesundes, Lebensfähiges neu zu gestalten, der aber mit der anscheinenden Consequenz seiner Theorien und Systeme, mit dem, wie sich nicht leugnen läßt, großartigen Getriebe seiner Staats- und Verwaltungsmaschinerie unendlich viel Bestechendes hat. Ich habe wiederholt gesehen, wie junge, hoffnungsvolle Männer, in denen ein frisches, freies Studentenleben die Unbefangenheit und Unabhängigkeit des Denkens recht kräftig entwickelt hatte, sich dann später im Staatsdienst bald von der blendenden Consequenz der modernen Theorie, bald von der imponirenden Maschinerie des Beamtensystems, meist von beiden zugleich blenden und gefangen nehmen ließen. Wo sich dann noch ein wenig Unabhängigkeit erhielt, da war's doch nimmer genug, um sich klar darüber zu bleiben, daß eben die ganze Richtung eine verkehrte sei."

Ein etwas ausführlicheres Vorwort aus dieser Zeit lautet: „Daß ich nicht berufen sei, mit diesen oberflächlichen Ideen des Vaterlandes „Retter" oder etwas der Art zu werden, das weiß ich recht gut; und ich hoffe auch, daß jeder unbe-

Digitized by Google

fangene Leſer mich frei von ſolcher Narrheit halten wird. Wenn ich mich dennoch an das Höchſte und Gewaltigſte mit meinem ſchwachen Denken und noch ſchwächerem Schreiben wage, ſo geſchieht es, weil wir in einer ſchweren Zeit der Entſcheidung leben, weil es ſich in unſeren Tagen entſcheiden muß, ob Deutſchland ſteigen oder unwiederbringlich auf den zum Ruine führenden Weg mit fortgeriſſen werden ſoll. Vielleicht, daß damit auch zugleich das Schickſal der Welt entſchieden wird. Jedenfalls geht durch Deutſchland ein neuer Geiſt, nachdem der frühere in und mit dem Jahre 1848 ſeinen Gipfelpunkt erreicht hatte. Das alles mag wie zu Ende des fünfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts wieder verrauſchen, oder es mag wie damals in andere als die ihm natürlichen Bahnen gelenkt werden. Jedenfalls iſt aber für Deutſchland eine Zeit der Entſcheidung gekommen, die auf lange hin und, wie ich glaube, für immer ſeine Geſchicke beſtimmen wird. Es liegt leider klar zu Tage, daß die Lenker unſerer deutſchen Geſchicke — und zwar nicht blos in den Miniſterien, ſondern auch in den Kammern und in der Preſſe — in vollkommenſter Dunkelheit nach dem zum Beſſeren führenden Weg herumtappen; ja! daß ſie meiſt nicht einmal die ernſte Bedeutung der Zeit und die unendliche Tragweite deſſen, was jetzt gethan wird, ahnen. In einer ſolchen Zeit tritt an jeden, in deſſen Bruſt die Vaterlandsliebe noch nicht erſtickt iſt, in dem noch ein Funke der Hoffnung des Beſſerwerdens lebt, die Verpflichtung, für's Vaterland, ſo weit er es vermag, zu wirken, hundert- und tauſendfältiger heran, als zu anderer Zeit.

Ich muß mir ja ſagen, daß ich in normalen Zeiten

Digitized by Google

gewiß einer der Unberechtigsten zu einem Urtheile und gar zu einem Hinweise auf Neugestaltungen sein würde. Allein all' unser Wissen, alle unsere Gelehrsamkeit haben uns, so hoch sie selbst und so hoch ihre Träger zu achten sind, doch bisher nichts genützt. Sie haben uns nur immer tiefer und tiefer auf den Bahnen der Theorie in Verkehrtheit und Unglück hinein geführt. Deshalb mag vielleicht einer, der wegen seiner Lebensführung, ja gerade wegen seiner Berufslosigkeit der Irreleitung durch den geistknechtenden Beamtenmechanismus und den geistbestechenden Einfluß der theoretisirenden Wissenschaft weniger ausgesetzt sein konnte, sich einen freieren Blick für die Schäden unserer Zeit erhalten haben und wohl eher die Tendenzen zu erkennen im Stande sein, die ursprünglich in unserem Volke lagen, und denen entsprechend sich allein Gesundes und Praktisches neu schaffen läßt. Ich will wahrlich nicht entscheiden, ob dies bei mir zutrifft. Aber, wie gesagt, die Zeit ist zu ernst, die Entscheidungen drängen zu sehr, als daß man noch Zeit hätte, lange zu erwägen. Es muß eben jeder nach bestem Wissen und Können handeln. Es kann sich kein Vaterlandsfreund mehr den höchsten Fragen verschließen. Wo sich einem Vaterlandsfreunde in diesen Dingen eine Ueberzeugung mit einer gewissen Unwiderstehlichkeit aufdrängt, da hilft es nicht: er muß sich unbedingt verpflichtet halten, sie auszusprechen, wenn er sich auch noch so wenig Bedeutung und Befähigung zuschreibt. Er muß sie aussprechen, selbst wenn er befürchtet, daß man ihn in einer Zeit der Selbstüberschätzung und des Humbugs zu dem großen Haufen der landläufigen, eitlen Narren werfen könnte.

Digitized by Google

So ließ es mir denn auch nicht Ruhe, bis ich gethan, was ich im Augenblick thun konnte, bis ich dargeboten, was ich aufgelesen hatte.

Ich bitte auch den, der das von mir Aufgelesene liest, nicht gleich fortzuwerfen, was er auf den ersten Blick für Steine hält, weil es bisher liegen gelassen wurde. Es kann ein Korn auch unter einer Kruste von Erde und Stein versteckt sein. Man verwerfe Derartiges deshalb nicht gleich, sondern suche es von der Hülle zu reinigen. Wenn ich das, was ich nach bestem Wissen als Körner biete, mit Entschiedenheit als solche und die Steine unserer Weisen ebenso bestimmt als unfruchtbar bezeichne, so bitte ich auch das zu entschuldigen. Auch der Kurzsichtigste muß in einer Zeit, wie die unsrige es ist, das, was er für nützlich hält, geben, wie er's erkennt, und das, was er für verkehrt hält, ebenso entschieden als falsch bezeichnen.

Daß ich ganz außer Stande sein werde, mit diesem Stückchen Schreiberei auch den geringsten Anforderungen des Schriftstellers in Betreff der Schönheitsregeln zu genügen, das weiß ich sehr wohl. Natürlich darf man den Zweck, Gutes und Nützliches anzuregen, den Schönheitsregeln nicht unterordnen. Ich will jene neue Schriftstellerei nicht vertheidigen, die dem Gewande zu Liebe oft Zweck und Wesen beeinträchtigt. Aber alles Wahre und Gute läßt sich doch auch in einem schönen Gewande darstellen; und man wirkt immer mehr, wenn man das, was man bieten will, auch in einem guten und schönen Gewande zu bieten vermag. Leider fehlt es jedoch gerade hier bei mir in einem, wie ich sehr wohl weiß, ungewöhnlichen Maße.

Digitized by Google

Ebenso wenig kann ich mir verhehlen, daß mir die Fähigkeiten und die Kenntnisse mangeln, um alles, was ich berührte, vollkommen wahr und richtig darzustellen. So ist denn der Zweck des von mir Gegebenen kein anderer und kann kein anderer sein, als — anzuregen. Mit anderen Worten: ich wünsche nur die Gedanken, welche durch die allem Natürlichen, allem Schaffen aus uns selbst heraus grundfeindliche Zeitströmung in falsche Richtungen gedrängt sind, auf natürlichere, einfachere und nationalere Richtungen hinzulenken. Ich wünsche das deutsche Fühlen, das wir zum Theil verlernt haben, wieder anzufachen. Ueber das Einzelne, was ich gebe, mögen Berufenere als ich entscheiden. Ich weiß sehr wohl, daß ich Unumstößliches, Wahrscheinliches und Gewagtes in gleicher Weise neben einander gestellt habe. —

Die Beweisführungen, die ebenfalls meine schwache Seite sind, sollen in diesem Fall nur vorläufige sein: nichts anderes als Stoff, aus dem man beliebig wählen und verwerfen kann, und der vielleicht auf Besseres hinweisen mag.

Daß ich meine Grundgedanken persönlich für richtig halte, versteht sich von selbst. Aber sie sind bei meinem rein instinktiven Denken natürlich nie scharf begrenzt; und ich habe sie durch meine Begründungen, wie ich fürchte, meist nicht klarer gemacht. Ich bitte deshalb jeden — gewiß nicht um meiner Eitelkeit, sondern um der guten Sache willen — sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, meine Grundgedanken herauszusuchen und herauszuschälen. Einen richtigen Kern — das glaube ich bestimmt — wird man überall finden.

Ich fühle selbst recht wohl, wie der zweite Hauptzweck

Digitized by Google

meiner Schreiberei — der erste natürlich ist der, mit Gottes Hülfe meinem Vaterlande zu nützen —, wie der zweite Zweck, der das Mittel zu dem ersten ist, die Absicht nämlich, der hohlen, grauen Theorie, der Unwahrheit, dem Consequenzenreiten entgegenzutreten, mich selber wieder in die Theorie hineingeführt hat. Auch dadurch, bitte ich, sich nicht irre machen zu lassen und bitte stärkere Denker, dem guten Zwecke zum Frommen, zu bessern, statt sich gleich abzuwenden und zu verwerfen.

Endlich halte man fest, daß ich recht gut weiß, daß ich mit den hingeworfenen Grundgedanken weder das Ganze noch Einzelnes auch nur im Wesentlichen erschöpft, und daß ich ferner recht gut weiß, wie ich ganz ungleichmäßig den einen Punkt eingehender, den anderen oberflächlicher behandelt und viele nöthige Zwischenglieder ganz ausgelassen habe. Aber es kam mir nur darauf an, in einzelnen, mehr oder minder behauenen Marksteinen die Anschauungen und Bestrebungen, die ich für die richtigen und heilsamen für uns halte, in ihren wesentlichen Richtungen zu zeichnen, wie und wo es gerade für unsere Zeit mir am nöthigsten schien."

Das Jahr 1866 gab Friedrich von Klinggräff einen neuen Antrieb, mit einem Schriftchen hervorzutreten. Er fühlte es, daß eine Entscheidung herannahe, daß wir uns mitten in einer solchen befänden und daß er sich beeilen müsse, wenn er noch vor und bei dieser Entscheidung nützen wolle. Einem neuen Vorworte vom Spätherbste 1866 gab er das Motto:

„Und wenn es glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken."

Digitized by Google

Es heißt dann darin: „Ob der Verfasser ein Nord- oder ein Mitteldeutscher zu nennen ist, bleibe dahingestellt. Er gehört einer neueren, aber seßhaften und durch Grundbesitz, nicht im Staatsdienste, emporgekommenen edelmännischen Familie an. Einem der beiden deutschen Großstaaten (Preußen) durch Geburt und Familientradition, wenn auch nicht mehr factisch, angehörig, waren und sind auch heute noch meine Sympathien demselben zugewandt; aber immer nur innerhalb der Grenzen eines deutschen Patriotismus, nie über dieselben hinaus. — — — Was ich am Wege fand, was mir bei'm Wandern durch den Kopf ging: Erträumtes, Erdachtes — das gebe ich hier. Ich glaube nicht, daß ich es so wiederzugeben vermag, wie es mir vor der Seele steht. Indessen mag immerhin aus dem, was ich hier gebe, zu ersehen sein, was ich aufgesammelt habe und was ich geben wollte. Vielleicht auch, daß man aus dem, wo und wie ich das fand, was ich hier gebe, hier und da ersehen kann, wo und wie wirklich Nutzbares zu finden sei. Es suchen eben alle, die heut zu Tage berufen sind, in Deutschland zu bauen, nach Steinen und nach Mörtel. Und da drängt es einen jeden, der sein Vaterland liebt, und auch den Unberufensten, suchen zu helfen mit aller Mühe und alles zu geben, was er hat; mag er auch noch so wenig sich zutrauen, daß gerade er Talent zum Finden habe, mag ihm die Wahrscheinlichkeit auch noch so gering erscheinen, daß das, was er gefunden hat, Nutzbares enthalte. — Wenn der Titel „Vaterländische Träume“*) an das Werk eines hochverdienten Mannes erinnert, so möge

*) Die Worte „eines Ungelehrten“ waren jetzt weggefallen.

Digitized by Google

man mir glauben, daß es nicht eine Ueberſetzung des Titels iſt, und daß ich mich ihm nicht vergleichen wollte, ſondern daß ich keine andere bezeichnende Ueberſchrift zu finden wußte. Wollte Gott übrigens, daß das hier Gegebene ſo wenig Träumereien wären, als — die patriotiſchen Phantaſien Möſers!"

Schon der in dieſen Vorworten liegende Appell — ich geſtehe es —, ja, ſchon der Brief vom Jahre 1860 würde genügt haben, um mich zu einer Veröffentlichung zu treiben. Der verſtorbene Freund hat aber auch in jenen Jahren mehr als einmal ſelbſt ſeine Abſicht einer Veröffentlichung mit mir beſprochen, und ich habe ihn vorwärts zu drängen geſucht. Im Jahre 1862 hat mir einer ſeiner Aufſätze vorgelegen; und er hat es gebilligt, als ich es damals verſuchen wollte, die Form etwas umzuwandeln. Es war wohl das jetzt von mir hauptſächlich benutzte Convolut, das er mir dann ſpäter mit der Bitte übergab, es durchzuſehen und ihm meine Meinung über deſſen Inhalt zu ſagen: ich beklage es tief, daß ich damals nicht dazu gekommen bin. Das Vorwort aus dem Jahre 1866 habe ich wenigſtens theilweiſe gekannt.

Es war nach 1870 gewiß nur zu natürlich, daß die Abſicht einer Veröffentlichung bei dem Freunde zurücktrat. Ganz aufgegeben hat er ſie aber nie. Wir treten jetzt allmählich wieder in die Zeit des Drängens und Gährens. Ja, die „Wehen" einer neuen Zeit ſind wieder unverkennbar. Da mag das vor dreißig Jahren Niedergeſchriebene, und was ſich in ſpäteren Jahren als deſſen Conſequenzen ergab, vielleicht nützen können. Wird doch Manches wieder wach, was

Digitized by Google

vor dreißig Jahren die Menschen bewegte und seitdem begraben schien. Ja, ich meine, daß der Verstorbene, wenn er lebte, jetzt wenigstens zu einer Veröffentlichung schreiten müßte. Wer noch lange aufschiebt, möchte — jetzt vollends zu spät kommen. Mich trieb es deshalb unwiderstehlich, die Ideen des verstorbenen Freundes der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Auch meinen eigenen schriftstellerischen Versuchen stand dieser nahe. Er ist von entschiedenem Einfluß auf dieselben gewesen. Schon anfangs der sechziger Jahre hatte er mich zum Schreiben angetrieben. Krank und nicht ohne die allergrößeste Anstrengung schrieb er im Jahre 1885 die Vertheidigung einer von mir damals geschriebenen Broschüre, gegen die sich ein Angriff aus der eigenen Partei erhoben hatte. Seine Bemühungen waren bei solchen Gelegenheiten immer die selbstlosesten, sodaß wahrlich schon die Dankbarkeit mich antreiben würde, das Meinige zu thun, damit all' die viele Mühe, die der Freund an die Ausarbeitung seiner Ideen gewandt, für einen weiteren Kreis, für — das Vaterland nutzbar gemacht werde.

Die Frage konnte nur die sein, wie ich das vorhandene Material zu einer Einheit zusammenfassen, und mit welchem Rechtstitel ich vor die Oeffentlichkeit treten solle. Die Gedanken, die dem Leser geboten werden, verbreiten sich über eine Fülle der verschiedenartigsten Gegenstände und bilden formell noch in keiner Weise ein Ganzes: sie erinnern auch darin an die Möserschen Aufsätze, ohne doch völlig deren Ursprünglichkeit für sich geltend machen zu können. Aber

Digitized by Google

es ist doch sicher von allgemeinerem Interesse, wie ein begabter, selbständig denkender, edler Mann innerhalb der Krisis gedacht hat, die unser Vaterland durchmachte; und die Bedeutung, welche der Verstorbene während voller vier Jahrzehnte für einen großen Kreis in Heidelberg Studirender hatte, sichert seinen Gedanken immerhin bei zahlreichen Verehrern und Freunden ein persönliches Interesse. Ist es doch eine in ihrer Art ganz einzige Stellung, die er lange Zeit in dem dortigen und darum im deutschen Studentenleben einnahm.

Natürlich mußte eine gewisse Sichtung vorgenommen, Wiederholungen mußten, so weit es möglich erschien, gestrichen werden; das Gleiche gilt von den zu augenfälligen Abschweifungen. Ein irgendwie wesentlicher Gedanke ist dabei, wie ich versichern kann, niemals weggelassen worden. Der Hauptsache nach gebe ich aber freilich nur — die Bausteine, welche der Verfasser selbst zu einem einheitlichen Bau zusammenzufügen gewünscht hatte. Sein Ausgangspunkt war der deutsche Geist und sein Ziel die Regeneration der deutschen Nation auf allen Gebieten.

Es ist eine bestimmte Richtung, die der verstorbene Freund vertritt. Man mag sie einseitig nennen. Aber man wird zugeben müssen, daß er sie trotz des Schweren, das seinem Stile wie seiner Denkart nun einmal eigen war, mit großem Taktgefühle, mit einer seltenen Energie des Denkens und mit einem patriotischen Schwunge vertrat, wie er noch seltener ist. Der Leser wird, wie ich glaube, vielfach auf neue und unerwartete Gedanken stoßen; und ich bin jedenfalls überzeugt, daß Vieles in dieser Weise noch nicht ausgesprochen,

Digitized by Google

daß der Standpunkt des Schreibers so noch nicht vertheidigt worden ist, und daß es heute besser um seine Sache stünde, wenn man seine Tonart vor dreißig oder doch vor vierzig Jahren angeschlagen hätte. Zuweilen überschießt er gewiß das Ziel. Er übertrumpft sich sozusagen oft wider Willen selbst. Auch, wo er aber sachlich offenbar zu weit geht, wird man die Kühnheit des Gedankens anstaunen müssen; und es bleibt noch immer von Bedeutung, daß ein denkender Mann, der wahrlich kein schellenlauter Thor war, vor dreißig Jahren und bis in unsere Tage hinein also denken konnte. Man wird oft staunen über das, was vor dreißig Jahren in Deutschland noch als möglich erscheinen konnte, und wie weit ein Mann, der Alles daran gesetzt wissen wollte, das Bestehende zu erhalten, sich von dem entfernte, was heut zu Tage conservativ heißt und was zum Theil auch schon damals so hieß. So wird das, was der einsame Wanderer und Stubengelehrte niederschrieb, ein Beitrag zur Zeitgeschichte.

Die Richtung, die die folgende Veröffentlichung vertritt, wird man heut zu Tage geneigt sein, mit dem Namen der „Romantik" abzufertigen. Ob mit Recht, bleibe dahingestellt. H. W. Riehl, auf dessen Schultern der Verfasser doch zunächst steht, ist, so viel ich mich erinnere, in den fünfziger Jahren von Niemand als ein „Romantiker" bezeichnet worden. Der Verstorbene selbst hielt von den Dichtern, die man gewöhnlich als solche zu bezeichnen pflegt, wenig; das Wort „Romantik" war ihm gerade so gut als mir verhaßt, weil es auf einer Verkennung des Gegensatzes zwischen den Deutschen und — Romanen beruht. Will man aber die ganze rückläufige

Digitized by Google

Bewegung, die nicht blos Deutschland, sondern das ganze westliche Europa ergriff — auch die Revolutionen beruhen zur guten Hälfte darauf — als „Romantik" bezeichnen, so gehören nicht blos Schenkendorf, Eichendorff, Arndt und die „Schwaben", sondern auch Claudius, ja Herder und Klopstock dazu, so ist Göthe — und zwar nicht blos im Götz, in Hermann und Dorothea, in den Volksliedern und im Faust — ihr eigentlicher Vertreter. Auch der alte Möser ist dann ein Romantiker. Ja, auch außerhalb Deutschlands muß dann eine große Zahl der hervorragendsten Schriftsteller unter sie gerechnet werden; und wir gelangen, so unglaublich es klingt, für Frankreich schließlich, trotz seiner Feindschaft gegen alles Geschichtliche, bei Jean Jaques Rousseau und dem Gegensatze an, in dem dieser zu Voltaire stand. Dann sind in Deutschland alle diejenigen Romantiker, die die germanistische Sprachwissenschaft seit den Gebrüdern Grimm und alle diejenigen, welche die deutsche Kunst von den Gebrüdern Boissereau zu Ehren gebracht haben. Dann beruht alles, was für die deutsche Alterthumskunde geschah und mindestens alle deutsche Specialgeschichte auf Romantik. Das gesammte im Anfange des Jahrhunderts erwachende Geistesleben trägt dann mit wenigen Ausnahmen einen romantischen Stempel. Denn man beachte es wohl: dasjenige, was Frau von Staël wirklich imponirte, als sie aus dem Frankreich Napoleons I. und der Revolution nach Deutschland kam, wurzelte vor allem doch gerade in dieser rückläufigen Bewegung. In den Jahren der Fremdherrschaft ist es großentheils doch diese Bewegung gewesen, welche uns das Bewußtsein,

Digitized by Google

Deutſche zu ſein, zurückgab, und dann die Kraft verlieh, die Franzoſen zu ſchlagen.

Es iſt ein ſpäter Nachklang hiervon, der hier vor die Oeffentlichkeit tritt; aber ſo rein und unvermiſcht, wie er nur je zur Erſcheinung gekommen iſt, frei geblieben insbeſondere von allen bedenklichen Zuthaten der ſ. g. Reaktionszeit.

Man ſagt, die Waſſer jener großen, zu den Anfängen unſerer Exiſtenz zurückgerichteten Bewegung aus dem Anfange dieſes und Ende des vorigen Jahrhunderts ſeien heute im Ablaufen begriffen. Ich leugne es nicht, wenn ich auch nicht zu ſehen vermag, woher anders wir den äußeren und inneren Feinden gegenüber eine neue ſiegreiche Kraft nehmen ſollen, und wenn auch einzelne Zeichen der Zeit wieder nach rückwärts weiſen. Dem ſei aber, wie ihm wolle, ſo hat es doch immerhin, wie ich glaube, ein hiſtoriſches und nationales Intereſſe für ſich, wenn man ein ſo eigenthümliches und ſelbſtändiges Gerinne jener Strömung aus ſpäter Zeit nachweiſt. Große Handelsmühlen und Fabriken hat es nicht getrieben. Aber es hat manchem Stückchen Land, das ſonſt brach liegen geblieben ſein würde, Nahrung gebracht.

Ohne Zweifel ſind viele der in den nachfolgenden Blättern enthaltenen Vorſchläge durch die Wendung der Jahre 1866 und 70 unmöglich geworden. Aber hat damit alles ſeinen praktiſchen Werth verloren? Ich denke, daß in allem Guten etwas — Ewiges liegt.

„Stürzt auch der Himmel ein,
Eine Lerche kommt doch davon.“

Das, was ein edler Menſch in jahrelanger, ſelbſtändiger

Digitized by Google

Geistesarbeit aufgebaut hat, wird ohne Zweifel wenigstens hier und da auch heute noch eine nutzbringende Anregung, einen nutzbringenden Gedanken enthalten; und mehr verlangte ja der bescheidene Mann, von dem das hier Mitgetheilte stammt, nicht. Die echte Begeisterung, die tiefe, aufrichtige Vaterlandsliebe werden, wie ich glaube, eines Eindrucks nicht ermangeln: sie behalten gewiß allzeit ihren Werth.

Daran, daß der Verfasser niemals im s. g. „praktischen Leben" stand, an seinem so wunderlichen Lebenswege bitte ich den Leser sich ebenfalls nicht zu stoßen. Der Freund hat selbst auf die Vorzüge hingewiesen, die doch auch daraus wieder entspringen. Sein eigenthümlicher Lebensweg bewahrte ihm die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung. Was er giebt, ist zum Theil wirklich eine Stimme aus alter, seit Jahrhunderten verklungener Zeit. Im Sinne von Montesquieu's „Lettres persanes" sind es Gedanken eines nach der Universitätszeit Vereinsamten und darum in die Vergangenheit sich Flüchtenden. Nach so vielen Männern des „praktischen Lebens" möge hier einmal ein als deutscher Student und deutscher Wanderer herangereifter Mann das Wort haben. Ist doch auch unsere Zeit mit dem Latein „der Praktiker" zu Ende. Die Rückkehr zu dem Ursprünglichen und Einfachen ist ein christlicher und darum ewiger Gedanke. Ja, der Satz, daß wir Kinder werden müssen, wenn wir das Reich Gottes ererben wollen, ist mir oft als das bezeichnendste Gebot des Christenthums erschienen.

Der Verstorbene hat, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, bei dem, was er niederschrieb, zu allernächst doch an

Digitized by Google

den Kreis seiner alten Heidelberger Jugendfreunde gedacht, von denen gar mancher jetzt nicht mehr zu — den „Stillen im Lande“ gehört, sondern eine hervorragende Stellung in dem deutschen Staatsleben einnimmt. An die alten Genossen und Freunde des Verstorbenen richtet sich auch diese Veröffentlichung deshalb zunächst. Vielleicht, daß der eine oder andere, wie der Verstorbene es hoffte, geistige Nahrung daraus ziehen wird. Und es liegt nur in seinem Sinne, wenn seine Gedanken dabei auch vielleicht eine ganz neue und andere Gestalt annehmen: vorausgesetzt natürlich, daß sie den geistigen Boden nicht verlassen, auf dem sie erwachsen sind. Das auf die Politik direkt oder indirekt sich Beziehende unter den hinterlassenen Papieren habe ich für einen zweiten Theil ausgeschieden und trete hier zunächst mit einem ersten, „nichtpolitischen“ Theile vor die Oeffentlichkeit, der seines Umfanges wegen allerdings aber wieder in zwei Bände hat getheilt werden müssen. Einem jeden Theile erlaube ich mir ein Nachwort mit auf den Weg zu geben, in dem ich auf einige Punkte aufmerksam zu machen suche, die mir als Leitfaden von besonderer Wichtigkeit erschienen, und in denen die Ideen des Verfassers m. E. noch heute fruchtbringend gemacht werden könnten. Das aus der Mappe des Verstorbenen Mitgetheilte habe ich dort wie in den Anmerkungen durch das, was er mir und seinen Angehörigen mündlich gesagt, nach besten Kräften ergänzt.

Ich darf vielleicht die Hoffnung aussprechen, daß der Bann, welcher über meiner Parteirichtung liegt, der Würdigung des Verewigten nicht hindernd im Wege stehen werde. Wenn

Digitized by Google

mir für den zweiten Theil noch Briefe von Freunden des Verstorbenen zur Disposition gestellt werden sollten, so werde ich dieselben natürlich mit Dank benutzen.

Vielleicht darf ich es, ohne mißverstanden zu werden, aussprechen, daß mich bei dieser Veröffentlichung der beispiellose Erfolg ermuthigte, den — „Rembrandt als Erzieher" sich errungen hat. Trotz des abweichenden politischen Standpunktes und bei mannigfacher Verschiedenheit im Einzelnen — die Vorliebe für den Süden unterscheidet den Verstorbenen wohl am entschiedensten von dem begeisterten Niedersachsen — ist der Kern des Rembrandt-Buches doch kein anderer, als der hier gebotene; und ich spreche dies um so lieber aus, je mehr ich von der größeren Consequenz der Ausführungen des Freundes überzeugt bin, und je weniger ich mich so weitgehenden Hoffnungen heute noch hinzugeben vermag, wie sie den Rembrandt-Verfasser beseelen. Es ist schon viel gewonnen, wenn die ernsten Stimmen sich wieder mehren, welche von der Ueberzeugung eines geistigen Rückgangs ausgehen. Auch der Freund trug sich mit irrigen Hoffnungen; und es giebt viele Wege nach Rom. Ich werde mich freuen, wenn der Gesichtskreis einer Rembrandtschen Erziehung im Sinne der 1890 epochemachenden Schrift das Gefäß für die Ideen von 1860 wird. Das Paradoxe hat der ersteren nicht geschadet; und ich bitte darauf hin auch für die paradoxen und unerwarteten oder nicht genügend motivirten Gedanken des Freundes um Entschuldigung. Paradox sind die letzteren sicherlich weit weniger. Der Erfolg, den „Rembrandt als Erzieher" sich errungen, aber beweist, daß

Digitized by Google

wir Deutſche noch immer die Alten ſind, und daß wir uns noch einmal wieder nach — neuer Nahrung ſehnen. Hier und da habe ich auf die Aehnlichkeit wie auf die Verſchiedenheit der Gedanken hinzuweiſen für dienlich gehalten. Weit größer iſt der Gegenſatz, in dem das hier Gebotene zu den Schriften Paul de Lagarde's ſteht. Dieſelben ſind mir leider ſo ſpät in die Hände gekommen, daß ich im erſten Theile nicht mehr genügende Rückſicht auf ſie nehmen konnte. Aber es giebt auch hier zahlreiche und wichtige Berührungspunkte, die ich gelegentlich hervorzuheben mir erlaubte; und ich werde im zweiten Theile mich noch eingehender mit dieſen Schriften, die gewiß ein werthvolles Zeichen der Zeit ſind, zu beſchäftigen haben. Ihre Form iſt eine ähnliche. Sie haben dem Rembrandt-Buche gegenüber für den hier in Betracht kommenden Zweck den Vorzug, daß Klinggräff faſt der genaue Zeitgenoſſe Lagardes war; und nach Lagardes eigenen Worten darf man wohl annehmen, daß der Verkehr in dem Berliner Kreiſe der Gebrüder Grimm für deſſen frühe Jugend und damit für einen guten Theil ſeiner Richtung entſcheidend geweſen iſt. Neben dem Rembrandt-Buche und den Veröffentlichungen Lagardes habe ich auch einige andere Schriften des Verſtändniſſes und der Würdigung der hier gebotenen Ideen wegen berückſichtigen zu ſollen geglaubt.

Es ſind nicht ſeine eigenen, ſondern die Ideen eines Anderen, mit denen der Herausgeber hier vor die Oeffentlichkeit tritt. Ich vertrete ſie nur da, wo ich es ausdrücklich ſage, und muß es ablehnen, wenn man etwa aus meinem Stillſchweigen Schlußfolgerungen ziehen wollte. Aber allerdings wird man aus dem hier Mitgetheilten den Boden

Digitized by Google

erkennen, auf dem meine eigenen Auffassungen erwachsen sind, die sich bekanntlich nicht immer mit den in meiner Partei tonangebenden decken. In diesem Sinne sind es allerdings auch eigene Bekenntnisse, mit denen ich hervorzutreten wage. Vielleicht dienen sie dazu, das Eine oder Andere in der hinter mir liegenden politischen Thätigkeit zu erklären. Ich habe mich selbst zu dem Ziele der Regeneration Deutschlands bekannt. Der Freund möge jetzt statt meiner reden. Vielleicht ersieht hier und da ein Leser daraus, was ich mir unter einer solchen Regeneration denke, und daß ich mir darunter etwas denke. Die Beschäftigung mit den Produkten einer Zeit, wo die Gedanken noch leicht bei einander wohnten, hat mir in der Einsamkeit wohlgethan: die Versenkung in die Ideale der Jugend hat mich erfrischt, die Berührung mit ihrem mütterlichen Boden meine alten Ueberzeugungen, wie ich sagen darf, aufs Neue gekräftigt und beflügelt.

Und so mögen diese Blätter denn hinausziehen! Nichts würde den Verstorbenen mehr erfreuen, als wenn der Idealismus, der aus ihnen spricht, auch gerade bei prinzipiellen Gegnern hier und da eine fruchtbare Stätte fände. Denn er legte den höchsten Werth darauf, er betrachtete es als eine heilige, patriotische Pflicht, daß man sich alle Zeit der Momente bewußt bleibe, die uns mit den Gegnern verbinden.

Zum Verständniß erschien es mir unumgänglich nöthig, ein Lebensbild des Verfassers vorauszuschicken. Ich habe schon gleich nach dem Tode des Freundes ein solches für einen beschränkten Kreis geschrieben. Dieses liegt auch hier

Digitized by Google

zu Grunde. Da ich aber den Eindruck gewann, daß ich die Persönlichkeit des Freundes etwas zu sehr hinter seinen Ideen hatte zurücktreten lassen, und daß doch erst seine Persönlichkeit diese Ideen geadelt hat, so mußte ich mich entschließen, mehr Züge aus dessen Leben zu geben, als ich ursprünglich beabsichtigt. Weil man mich hier und da nicht ganz verstanden zu haben scheint und einzelne sogar angezweifelt haben, ob mein Lebensbild auch wirklich der Wahrheit entspreche, so habe ich getrachtet, den Freund auch hier möglichst selbst reden zu lassen. Allerdings ist das Lebensbild so etwas länger geworden, als ich gewünscht hätte. Die darin mitgetheilten zahlreichen Briefe sind aber zum großen Theile von durchaus theoretischer Art; und das Lebensbild kann deshalb als ein erster einleitender Abschnitt gelten, wie das Nachwort schon der darin enthaltenen Ergänzungen wegen in gewissem Sinne einen letzten Abschnitt der Mittheilungen aus der Gedankenwelt des Verstorbenen bildet. In dem ersteren konnte die Politik natürlich nicht ganz umgangen werden. Es folgen auf dasselbe Tagebuchblätter bis zum Jahre 1870. Ein Aufsatz über den Geist des deutschen Volkes bildet den Uebergang zu den spezielleren Materien. Den einzelnen Abschnitten habe ich einige erläuternde Bemerkungen vorausgeschickt.

Bei den Anmerkungen habe ich für die des Freundes die s. g. Schwabacher Lettern gewählt, damit man gleich beim ersten Blick über die Urheberschaft nicht im Zweifel sein könne. Das gleiche Verfahren habe ich da beobachtet, wo ich in einer von mir stammenden Anmerkung Worte des Verfassers anführe. Im Texte selbst hebt sich die direkte Rede des Ver-

Digitized by Google

fassers überall durch Anführungsstriche und, wo sie irgendwie länger wird, auch durch größeren Druck ab.

Obwohl diese Veröffentlichung zunächst den von dem Verstorbenen verfochtenen Zielen gilt, so habe ich dem treuen Freunde doch darin auch ein Denkmal der Freundschaft setzen wollen. Ich will dies Vorwort deshalb mit den bedeutsamen Worten schließen, durch die Theodor Mundt im Jahre 1853 uns Deutsche charakterisirte:

„Das deutsche Volk", sagt dieser in seiner „Geschichte der deutschen Stände"*), „ist der alte Student, dem die Idealität der großen Anläufe geblieben ist, und der es bei jeder Gelegenheit verschmäht hat, sich in einer bestimmten Situation sicher unterbringen zu lassen. Er schlägt lieber den Bettelsack um die Schultern, und wartet immer von Neuem wieder die Zukunft ab, von der ihm unendliche Träume versichern, daß sie ihm doch einmal die Krone der Geschichte bringen werde. — — — — es erlebt auch den merkwürdigen Triumph, die Völker, welche ihm in ihrer Stellung wie in ihren Errungenschaften zuvor gekommen zu sein schienen, einem plötzlichen Sturz aller Verhältnisse, unaufhörlichen politischen Bankbrüchen und moralischen Herabwürdigungen überantwortet zu sehen. Die Deutschen ruhen sich dann wieder in sich selbst aus, und sitzen, wie ihre kriegerischen Vorfahren im Urwalde, bewegungslos an dem häuslichen Feuer still, scheinbar ohne jedes Ziel und jede Aufgabe, aber mit ungeschwächter Kraft und mit dem Muth, jeden Augenblick wieder

*) Siehe daselbst Seite 4 ff.

Digitized by Google

eine neue Schlacht zu wagen. — Dieſe plötzlichen Momente der Trägheit, welche Tacitus ſo bemerkenswerth findet, bezeichnen den unaufhörlichen Erneuerungsprozeß des deutſchen Volkscharakters. Derſelbe kehrt darin immer wieder in den Urgrund ſeines natürlichen Lebens zurück und führt in ihm ein vegetatives Pflanzendaſein, in welchem alle Lebensprinzipien der Geſchichte neue Wurzeln anſetzen. Die hiſtoriſchen Garantien der Deutſchen liegen darum in dieſer ewigen Unbefriedigung, die nach allen Seiten hinausgreift und plötzlich bei der Luſt anlangt, wieder in ſich ſelbſt zuſammenzukriechen und auf dem kleinſten und unbedeutendſten Raum ſich das Leben abzupferchen. Dieſes Zurückziehen in ſich ſelbſt trägt aber dann zugleich eine Negation in ſich, die im Grunde allen beſtehenden Zuſtänden gilt und darum die Kraft zu einem neuen Uebergang, zu neuen Ideen und Thaten vermittelt.“

Digitized by Google

Lebensbild des Verstorbenen.

Digitized by Google

Friedrich von Klinggräff war am 29. April 1825 auf dem Gute Schollendorf in Schlesien geboren. Sein Vater gehörte einer mecklenburgischen Familie an, deren jüngerer Zweig im vorigen Jahrhundert in Schlesien ansässig geworden war. Er hatte die Freiheitskriege mitgemacht und lebte in den Ideen, die durch diese wachgerufen waren und bekanntlich in Schlesien besonders tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Als die ältere Linie der Familie ausstarb, vererbten die mecklenburgischen Güter auf ihn. Er verbrachte die letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise in Mecklenburg, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen, während der weibliche Theil der Familie meist in Schollendorf blieb. Die Mutter war wie der Vater protestantisch und stammte aus der ursprünglich hannöverschen Familie von Mützschefahl, die durch den Militärdienst einige Generationen früher nach Preußen gekommen war; sie war eine jener edlen weiblichen Naturen, an denen ihre Zeit so reich war. Man konnte die Familie zu jenen „Stillen im Lande" rechnen, von denen Friedrich später so gerne sprach. Die Tiefe und Innerlichkeit des Charakters hing bei ihm damit zusammen; allerdings aber auch eine gewisse mit seiner geistigen Regsamkeit seltsam contrastirende Schwere des Wesens.

Friedrich war das jüngste Kind unter sechs Geschwistern, von denen eine Schwester jung verheirathet starb. Die Erziehung des Knaben war in der Kindheit eine beinahe ausschließlich weibliche. Das Vorbild der edlen, zart besaiteten Mutter prägte sich ihm auf das Tiefste ein. Aber, wie es zu gehen pflegt, war sein ideales Streben, waren seine kindlichen Träume dann doch darauf gerichtet, dem meist in der Ferne weilenden Vater nachzueifern,

Digitized by Google

der der Welt für einen Sonderling galt, dessen Auffassungen aber tiefe waren. Der Knabe wandte sich dem Vater um so mehr zu, als der ältere Bruder einer moderneren Auffassung huldigte und dadurch in einen gewissen Gegensatz zum Vater gerieth. In seinem eigenen Verhältniß zum Vater wurzelten, wie Friedrich von Klinggräff es oft aussprach, seine idealen Auffassungen. Er war recht eigentlich der Epigone und Schüler jener Richtung, die zur Zeit der Freiheitskriege und mit diesen emporgekommen, und mit der wir damals die Franzosen geschlagen haben. Sein Landsmann Eichendorff kann als ihr Vertreter gelten. Wenn man sich überzeugen will, wie weitgreifend die Gedanken waren, die damals aufkamen, und wie nahe sich in jener Zeit Conservatives mit dem berührte, was man als das Gegentheil gebrandmarkt hat, so vergleiche man z. B. Wilhelm Wackernagel's Jugendleben. Aehnliche Ideen haben auch K. als Knaben berührt. Die Begeisterung für alles Deutsche blieb allezeit der Kernpunkt in K.'s geistigem Leben. Einen besseren Patrioten hat es schwerlich jemals gegeben. „Soweit ich zurückdenken kann," schrieb er als gereifter Mann, „war mir das Vaterland das Höchste, was die Erde für mich hatte; und zwar war es, soviel ich mich erinnern kann, unser gesammtes Vaterland."

Daneben waren es die Eindrücke der ihn umgebenden Natur, die auf die Phantasie des Knaben gewirkt haben. Schollendorf war ein Waldgut und lag, von allem Verkehr abgeschlossen, nicht weit von der Grenze Posens. Dort zwischen den deutschen Hinterwäldlern sei er aufgewachsen, pflegte K. zu sagen. Seine Begeisterung für den Wald und jene Jagdpassion, der er selbst in den Heidelberger Studentenjahren treu blieb, wurzelten in diesen Kindheitseindrücken.

Es haben sich einige Züge aus K.'s Kindheit erhalten. Die Knaben des Dorfes pflegte er bei ihren Soldatenspielen anzuführen und mit seinem Horn zusammenzublasen, wenn das Kriegsspiel beginnen sollte. Aber trotzdem war er nichts weniger als wild und fügte sich in seltenster Weise auch den Schwestern. Es kam vor, daß ihn eine derselben mit einem Zwirnsfaden an ein Stuhlbein band, und daß der Knabe in dieser Lage willig aushielt.

Digitized by Google

Später zog die Familie eine Zeit lang nach der benachbarten Stadt Oels, und Friedrich besuchte dort die Schule. Als die Mutter nach Sch. zurückzog, wurde der Knabe bei seinem Schwager in Pension gegeben, dessen ständiger Aufenthaltsort damals Oels war. Zwei Jahre lang besuchte er so die Oelser Schule, ohne dort aber sonderlich viel zu lernen. Mit zwölf Jahren kam Friedrich, welcher Artillerieoffizier werden wollte, auf das Realgymnasium nach Breslau. Er machte dort die schönsten Fortschritte und wurde recht die Freude der Seinigen. So oft er es aber irgend konnte, war er in Sch., wohin ihn schon die Jagdpassion trieb. Tagelang schlich er dort in den Ferien den Vögeln im Walde nach und traf, ungeachtet des weiten Weges, regelmäßig mit Schrot beladen auf dem väterlichen Gute ein, wenn er auch nur einen Tag frei hatte. Aus der Breslauer Zeit stammt der erste von K. erhaltene Brief. Er ist an eine der Schwestern gerichtet und enthält die etwas drastische Schilderung einer Fußreise in das Riesengebirge. Es ging dabei ziemlich wild her, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn es den Knaben auf der Rückreise an Geld gebrach. Er hielt sich für seinen Theil doch sehr zurück; und die kindliche Offenheit, mit der er alles beichtet, hat etwas Rührendes. Die derbe Kraft, welche in K. lag, tritt aber daneben schon sichtbar zu Tage. Der spätere Wanderer durch die deutschen Gaue zeigt sich bereits in der Freude an den Entbehrungen und Strapazen der Fußreise. Der Brief offenbart eine eigene Mischung von Derbheit und einer fast weiblichen Zurückhaltung und Sittsamkeit. Es ist wohl damals gewesen, daß Friedrich bei der Besteigung der Schneekoppe Deutsch-Böhmen von der anderen Seite des Gebirges begegnete. Er hat zeitlebens von dem Eindruck gesprochen, den es ihm gemacht, als diese das bekannte „S'giebt nur a Kaiserstadt, s'giebt nur a Wien" sangen und dabei jauchzten und ihre Mützen in die Luft warfen. Das sei ein echteres Nationallied, meinte er wohl, als selbst „Gott erhalte Franz den Kaiser".

In vier Jahren absolvierte er das Realgymnasium. Nach dem Tode des Vaters wurde auf Veranlassung des mecklenburgischen Vormunds beschlossen, daß Friedrich studiren solle. Er nahm nun ein halbes Jahr Privatstunden im Griechischen und Lateini-

Digitized by Google

schen und kam dann auf das Breslauer Gymnasium. K. war dieser Wechsel aber sehr zuwider, und er blieb jetzt dermaßen zurück, daß man ihn von Breslau wegnehmen und auf das Pädagogium nach Halle geben mußte, wo es dann besser ging. Die letzte Breslauer Zeit ist diejenige gewesen, wo K. sich nach seinem eigenen Geständniß dem Romanelesen hingab. K.'s Meinung war, daß dasselbe seine „Träumerei" sehr wesentlich verstärkt, und daß diese doch die Hauptschuld an dem Mangel an Initiative trage, der sich später an ihm zeigte. Ohne Zweifel war es ein Unglück für Friedrich, daß seine Mutter damals einer unheilbaren Krankheit verfiel. Aber auch in dieser Periode blieb er die reine, unverdorbene und — edle Natur, die er immer war.

Von den Einflüssen, die sich in Breslau bei K. geltend machten, muß vor Allem der des Professors der deutschen Geschichte, Stenzel, erwähnt werden, der dem mütterlichen Hause befreundet war und mit seinem begeisterten Wesen einen großen und bleibenden Eindruck auf K. machte. „Mir ist Stenzel," schreibt er nach langen Jahren — 1854 bei der Nachricht seines Todes —, „immer ein Gegenstand der Pietät gewesen. Ich verkenne ja gewiß seine Schwächen nicht und theile seine Ansichten und Anschauungsweise in vieler Beziehung nicht. Aber eins hatte er, was für mich in der Zeit, wo die Seele noch am empfänglichsten für äußere Eindrücke ist, und wo ich ja öfter in Stenzel's Haus kam, von einer bleibenden Einwirkung gewesen ist. Das ist die tiefe Begeisterung für alles Edle und Schöne und der warme Patriotismus, die sich überall in seinen lebhaften und anregenden Gesprächen ausdrückten." Wahrscheinlich hat sich K. auch schon in jenen Jahren mit altdeutscher Dichtung beschäftigt: das Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide sind ihm alle Zeit liebe Begleiter durch's Leben gewesen.

Die klassischen Studien blieben ihm in Halle durchaus antipathisch. Auf seinen Reisen von Halle nach Sch. hatte K. aber regelmäßig Dresden zu passiren und pflegte dort stets die Bildergallerie zu besuchen; diese hat wohl den Grund zu seiner Liebe für die Kunst gelegt. Von seinen Mitschülern trat ihm in Halle vor allem ein Schweizer Patrizierſohn, von Mutach, nahe, mit dem ihn eine wirkliche Freundschaft verband. Von großer Bedeutung

Digitized by Google

für K. war eine Reise, die er in jenen Jahren mit Mutter und Schwester von Marienbad aus über Regensburg nach Wien machte. Der deutsche Süden, in dem er die Wiege unserer Nation sah, machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er schwärmte schon damals für die Dome von Regensburg und Wien; und auch sein Interesse für Oesterreich datirt wohl von jener Reise.

Nach bestandenem Maturitätsexamen bezog der nun zwanzigjährige K. Ostern 1845 die Universität Heidelberg. Er war jetzt, da er Eigenthümer des einen der beiden mecklenburgischen Güter geworden und Sch. zum Verkauf bestimmt war, als Mecklenburger naturalisirt und ging, als er Halle verließ, zunächst nach Mecklenburg und von dort direkt nach der Allen, die dort gelebt, unvergeßlichen Neckarstadt. Der Bruder, der selbst ein eifriger Corpsstudent gewesen und den „Pommern" in Halle angehört hatte, wies ihn mit Entschiedenheit auf das Corpsleben hin. Friedrich hatte auf dem Haller Pädagogium, das damals häufig von Mecklenburgern besucht wurde, manche derselben kennen gelernt. Einer von diesen war inzwischen Heidelberger „Vandale" geworden; und die Ueberlieferung berichtet, daß dieser Friedrich von K. für das Corps der Vandalen gewonnen habe, das als mecklenburgisches Landescorps galt und hauptsächlich aus Mecklenburgern, Hanseaten, Hannoveranern und andern Niedersachsen bestand. Erst drei Jahre vorher war es gegründet worden; aber mit der ausgesprochenen Absicht, die altstudentischen Traditionen aufrecht zu erhalten. Die Seele des Ganzen war der zum Ehrenmitglied erhobene Mecklenburger H. Das Corps genoß schon damals eines hervorragenden Rufes. Vor allem zeichnete es sich durch eine gewisse Exclusivität gegen außen aus. Niederdeutsche Art und Weise wurden mit Vorliebe und Bewußtsein gepflegt. Eine ungebrochene derbe Kraft äußerte sich in allem. In den eigentlichen Corpsangelegenheiten herrschte rücksichtslose Strenge. K. imponirte das Ganze gleich bei seinem Eintritt in das Corps mächtig, wie er dies nicht lange vor seinem Tode in rührender Weise aussprach. Sein Herz erfaßte alles mit der ihm eigenen Kraft.

Hier fand er corporatives und deutsches Leben. Hier fand er eine Ueberlieferung aus unserer Vergangenheit. Daß das Leben

Digitized by Google

etwas wild war, soll wiederum nicht geleugnet werden, da K. dies selbst anerkannte. Aber es war dem Generalzweck der Universitäten doch nicht entfremdet; und K. war so solide angelegt, daß alle Wildheit an ihm abglitt, ja, daß auch seine geistigen Interessen nur wenig zurücktraten. Sein erster Senior war der jetzige Bremer Senator v. G., Sekretär oder dritter Chargirter v. P., der im Jahre 1889 als mecklenburgisches Mitglied des Bundesraths zu Berlin verstarb. Kurz vorher war Rudolph von Bennigsen Senior gewesen. K. trat mit ihm, der Heidelberg noch häufig besuchte, ebenfalls in freundschaftliche Beziehungen, hat ihm stets persönliche Achtung und ein freundliches Andenken bewahrt, und ermangelte niemals, ihn bei aller Verschiedenheit des politischen Standpunktes persönlich zu vertheidigen, wenn er im Gespräche angegriffen wurde. Den größten Einfluß auf K. übte stets H. aus: unwiderstehlich für ihn muß die barocke Art des interessanten und kraftvollen, dabei aber innerlich weichen Mannes gewesen sein, der über die Jünglingsjahre längst hinaus war und zu jenen alten Studenten früherer Zeit gehörte, die im Studentenleben aufgingen und später nur sehr schwer einen Lebensberuf finden konnten.

Pfingsten 1845 machte K. eine Tour nach der alten Hohenstaufenburg Trifels in der Pfalz. Es wurde dort gerade ein Volksfest gefeiert. Die süddeutsche Volksart trat ihm dabei auf das Lebhafteste entgegen. Als ich dreiundzwanzig Jahre später mit K. den Trifels bestieg, wurde er warm in der Erinnerung an jenen ersten Besuch desselben. „Car on revient toujours à ses premières amours", sagte er. In den Sommerferien des Jahres 1845 machte K. mit mehreren Corpsbrüdern dann eine Tyroler Reise. Er lernte bei dieser Gelegenheit auch den südlichen Schwarzwald kennen. Darauf gings vom Bodensee aus nach Immenstadt im Algäu, und von dort über den Gachtpaß nach Reuthe. Nach Reisehandbüchern reisten Studenten damals noch nicht; und K. hat zeitlebens eine Aversion gegen diese bewahrt: erst in den sechziger Jahren schaffte er sich einen Bädecker an, als er einst aus Versehen nach Kaufbeuren statt nach — Blaubeuren gerathen war. Dagegen wünschte er, daß die gemachten Reisetouren niedergeschrieben, zum Besten des Corps deponirt und stets verbessert würden.

Digitized by Google

Das Reisen, wie es auch Redwitz in seinem „Hermann Stark" schildert, war damals für die Studenten eine Lust, welche die heutige Generation kaum ahnt. Man ließ sich nichts abgehen, ging aber fast immer zu Fuß und unterzog sich den größten Strapazen. Auf der Tour über den Gachtpaß hatte sich K. die Füße wundgelaufen. Es mußte der Stellwagen benutzt werden, und man kam mit diesem über Lermos und Imst nach Innsbruck. Von dort ging die Reise das Innthal aufwärts und durch den Finstermünzpaß nach dem Vintschgau. Ueber das Wormser Joch sollte es nach Oberitalien weitergehen. Ueber Trafoi kam man auch wirklich neben dem Ortler her auf die Paßhöhe. Aber es ging wie damals im Riesengebirge: die Wanderer hatten für ein weiteres Wandern das Geld nicht mehr. Sie mußten auf dem kürzesten Wege zurückkehren.

Im Winter 1846 war K. längere Zeit durch Unwohlsein an die Stube gefesselt. So kam es, daß er Ostern nicht, wie die Seinigen es wünschten, nach Schlesien reisen konnte. Er ist überhaupt während seiner vierjährigen Studienzeit nicht ein einziges Mal zu Hause gewesen. Auch der briefliche Verkehr mit den Seinigen war in jenen Jahren nur ein geringer. Die ungeschriebenen Briefe, sagt K. später einmal, seien damals wie Gespenster in seiner Stube umgegangen und hätten ihn gar manches Mal aus derselben hinausgetrieben. Man kann sich denken, in welchem Maße dem durch weite Länderstrecken von seinen beiden Heimathen getrennten jungen Manne das Corps zur Familie werden mußte. Ein völlig neues Lebensprinzip entwickelte sich in dem zwischen Schlesien und Mecklenburg in seinen Sympathien Getheilten; und er empfand dies als etwas so Heilsames, daß er es bis zum Ende seines Lebens und selbst noch, als es sich um seinen einzigen Sohn handelte, als etwas Dienliches und Gutes pries, wenn ein von der Schule kommender junger Mensch erst einmal auf längere Zeit dem Einflusse der Familie durch das studentische Leben entzogen werde. Auf diese Weise, meinte er, entwickele sich in weit höherem Grade die Selbstständigkeit des Charakters.

Unter denen, die zugleich mit K. in das Corps eintraten, stand ihm niemand näher als der Hesse Eduard B., der später nach der preußischen Provinz Sachsen übersiedelte und sich dort als Land-

Digitized by Google

wirth eine höchst geachtete Stellung erwarb. K. und er wohnten in der ersten Zeit zusammen und theilten alles mit einander.

In den Pfingstferien scheint K. eine Tour in den Odenwald gemacht zu haben. Er erzählte gern von dem Besuche, den die Studenten den Mönchen zu Miltenberg auf ihrem Berge abstatteten, und wie sie mit diesen Bier getrunken. In den Sommerferien machte K. mit H. eine Reise nach der Schweiz. Man reiste über den Vierwaldstädter See, wobei dann auch der Rigi bestiegen wurde. Der Endpunkt war Genf. Unterwegs hatte sich ein Vetter K.'s zu den Reisenden gesellt. Eigentlich hatte K. auf der Reise mit dem Bruder zusammentreffen wollen, der in Gratz eine landwirthschaftliche Versammlung besuchte. Von Genf wollte man die oberitalienischen Seen besuchen. Aber aus dem Zusammentreffen mit dem Bruder wurde nichts. Die Weiterreise nach Italien mußte schon des schlechten Wetters wegen aufgegeben werden, sodaß K. zum zweiten Male an der Ueberschreitung von dessen Grenzen verhindert wurde. Nicht genug wußte er dagegen zu betonen, wie interessant das fortwährende Zusammensein mit H. gewesen sei, und welche Anregungen er dadurch empfangen habe.

Auch in Heidelberg setzten sich diese Beziehungen fort. Näheres über H.'s Richtung ist mir nicht bekannt. In allen studentischen Angelegenheiten war er der Vertreter der Tradition und des Althergebrachten, in politischen und religiösen Dingen, wie ich vermuthe, — „liberal". Unter den anderweitigen Persönlichkeiten, denen K. in jenen Zeiten eine Anregung verdankte, sind noch insbesondere zwei zu nennen. Der erste ist R. Henneberg aus Braunschweig, der dem Corps als Corpsbursche angehörte. Er hat sich später als Maler einen Namen erworben und erfreute schon damals die Corpsbrüder durch äußerst gelungene Carricaturen, deren sich einige erhalten haben. Der andere war ein süddeutscher Theologe, A., der sich als Begleiter eines wohlhabenden jungen Mannes auf der Universität aufhielt. Zuweilen kam er mit diesem, häufiger aber noch allein auf die Corpskneipe und entzückte dort alle durch sein großes musikalisches Talent.

Das Jahr 1848 traf K. als Senior der Vandalen. Die Krisis war auch für das Corps eine gefährliche; und daß es die-

Digitized by Google

selbe glänzend bestand, ist wesentlich K.'s Verdienst. Es steht fest, daß von ihm damals auch die erste Anregung zu dem allgemeinen Verbande ausging, der jetzt alle deutschen Corps umfaßt und seinen Mittelpunkt in dem sogenannten Kösener S. C. findet. Auch in studentischer Beziehung war alles ins Wanken gerathen; und es galt zunächst festzustellen, welche Verbindungen noch als Corps zu betrachten seien.

In Jena kamen die corpsstudentischen Vertreter der verschiedenen Universitäten zusammen. Es ging nicht ohne Kämpfe ab, da sich einige Corps den burschenschaftlichen Grundsätzen zuneigten. Die Vertreter eines derselben verließen die Versammlung. Welchen Antheil K. an den Verhandlungen hatte, ist mir nicht bekannt. Aber die von ihm vertretenen Grundsätze siegten.

Sein letztes Semester im Winter 1848/49 war eine für K. besonders glückliche Zeit. Er hatte sich innerhalb und außerhalb des Corps eine Stellung erworben, wie sie wohl selten einem Studenten zu Theil geworden ist. „K. war stets zu allen möglichen Streichen aufgelegt und that es darin dem jüngsten Fuchse gleich", sagte nach seinem Tode einer seiner damaligen Genossen. „Aber wir hatten einen unglaublichen Respekt vor ihm und thaten Alles, was er wollte." Auch aus jener letzten Zeit seiner corpsstudentischen Activität stammt eine große Zahl von K.'s Jugendfreundschaften. Ich nenne vor allen A. von Bülow.*)

Gegen Ostern 1849 hat K. nach einem Studium von fast vier Jahren Heidelberg verlassen. Die Verehrung seiner Corpsbrüder war so groß, daß es damals nur seinem energischen Widerstande gelang, seine Ernennung zum Ehrenmitgliede zu verhindern. Er begab sich zu dem Bruder nach Mecklenburg und hat dann vorzugsweise auf dessen Gute Kemnitz zwei und ein halb Jahr gelebt. Ab und an war er freilich auch bei der Mutter in Sch., und auch die Schwäger, von denen der eine jetzt in Posen wohnte, wurden wiederholt besucht. Auch davon haben sich einige Nachrichten erhalten. Von dem Posenschen Gute des Schwagers aus machte er mitten im Winter in schneidender Kälte die gewaltigsten Touren und brachte

*) Heute mecklenburgischer Staatsminister.

Digitized by Google

dann wohl mit festgefrorenem Haar und Bart und dicht beschneitem Mantel der Schwester eine Tasche schlesischer Pfeffernüsse mit heim. Die Leute der Umgegend sagten, der wilde Jäger zöge durch's Land: sie konnten es sich nicht erklären, wie der Mann mit dem grauen Wettermantel und dem großen schwarzen Hunde in einem Tage so ungeheure Strecken zurückzulegen vermochte.

Es waren wichtige Jahre für K.'s innere Entwicklung. Er huldigte bis dahin einer gemäßigt liberalen Richtung und pflegte sich einen „Constitutionellen" zu nennen. Auf die Paulskirche hatte er große Hoffnungen gesetzt. Aber die Enttäuschungen waren auch ihm nicht erspart geblieben. Er pflegte zu erzählen, wie er voll Begeisterung einst nach Frankfurt gefahren sei, und wie ihn das „Gezänk" in der Paulskirche dann so schmerzlich enttäuscht habe. In seinem Stillleben hatte K. nun Muße, über Alles, was er in so unmittelbarer Nähe erlebt und mit angesehen, nachzudenken. Es war die Zeit, wo gerade die Besseren und Edleren Einkehr bei sich hielten und sich über die Gründe klar zu werden suchten, an denen so viele edle Bestrebungen schmählich gescheitert waaren. Es waren die Zeiten, denen Bücher, wie Riehl's Werke und Perthes' Leben ihren Erfolg verdanken. Zunächst sind es vielleicht Radowitz' „Gespräche über Staat und Kirche" gewesen, die Eindruck auf K. machten. Dann aber wendete er sich mit Begeisterung Riehl zu. Riehl's „Land und Leute" sind auch für sein Leben epochemachend gewesen. Noch mehrere Jahre später pflegte er zu sagen, er gehöre keiner Partei an und finde nur in Riehl einen Parteigenossen. K.'s Ideen über den Adel stehen in engster Beziehung zu Riehl's „bürgerlicher Gesellschaft", wenn sich auch der alte Corpsstudent darin nicht verleugnet, und wenn sie auch erkennen lassen, daß sie theilweise auf mecklenburgischem Boden erwachsen sind. Auch die mecklenburgische Verfassung imponirte K. in all' dem Wirrwarr des Tages und er hat deren germanischen Grundgedanken stets festhalten wollen, wenn er auch sehr entschieden Reformen verlangte. Hiermit hängt es dann wohl zusammen, wenn K. jetzt überhaupt statt des modernen Wahlapparats Wahlen von Seiten der Gemeindevorsteher verlangte.

Obwohl die preußischen Sympathieen seiner Kindheit bei ihm

Digitized by Google

noch vorhanden waren und nie ganz erstarben, so nahm er doch in den Tagen von Bronnzell im allgemeinen Partei für Oesterreich, das ihm das historische Prinzip zu vertreten schien, und das seine süddeutschen Sympathieen mit umfaßten. Er wurde ein Großdeutscher, wollte von keinem Deutschland ohne Oesterreich etwas wissen und hielt vorderhand eine gemeinsame Herrschaft Oesterreichs und Preußens für das allein Mögliche und Geschichtliche. In langen Gesprächen mit dem der gothaischen Richtung huldigenden, nicht unbedeutenden und von K. pietätsvoll verehrten Bruder vertieften sich alle diese Gedanken.

In den Osterferien von 1850 traf K. mit den alten Freunden — von Schlesien kommend — in Braunschweig zusammen, wo die Vandalen einen „Commers“ feierten, der schon bei der Stiftung des Corps in Aussicht genommen war. Im Sommer 1851 machte er dann eine Reise mit seinem Bruder nach London, wo damals die erste Weltausstellung stattfand. Keine einzige dieser früheren Reisen K.'s trägt doch den Charakter der späteren. Große Eindrücke hat er jedenfalls in London nicht empfangen. Zunächst mag es hier wohl an dem Fußwandern gefehlt haben; und K. war ein so exclusiver Deutscher, daß er sich außerhalb Deutschlands nirgends wohl fühlte. Ein solches weltbürgerliches Fest, wie eine Weltausstellung, war vollends nichts für ihn. Ich habe ihn fast nur von den englischen Parks erzählen hören: diese hatten ihn enttäuscht.

Wie aber, wird man fragen, stand es mit K.'s Lebensplan und seinen Studien? Er hatte wenigstens in seinen letzten Heidelberger Semestern die Collegien einigermaßen besucht und war nicht ganz ohne juristische Kenntnisse. Durch den Besitz eines namhaften Gutes war sein Hauptlebensberuf gegeben. Er beabsichtigte seine juristischen Studien zum Abschlusse zu bringen, womöglich „den Doctor“ zu machen und dann eine Zeit lang bei einer mecklenburgischen Behörde zu arbeiten. Er wäre dann — es fehlt nicht an Analogien hierfür — bei seinen guten Gaben vollkommen befähigt gewesen, in die Verhandlungen des Landtags mit Erfolg einzugreifen. Sprach doch die mecklenburgische Tradition noch für einen von dem Staatsleben unabhängigen, völlig selbstständigen

Digitized by Google

Edelmannsberuf. Andererseits bewegte sich die mecklenburgische Landwirthschaft in so altherkömmlichen, gesicherten Bahnen, daß ein besonderes Studium auch für diese damals noch nicht nöthig war. Kurz, der entwickelte Lebensplan entsprach den in Mecklenburg vorhandenen Verhältnissen und den dort herrschenden Auffassungen. Aber, „An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein", hatte Schenkendorf gesungen, der auch zu K.'s Lieblingsdichtern gehörte. Er konnte sich doch nicht entschließen, sich in den heimathlichen Verhältnissen zu vergraben. Ja! die zeitweise Hingabe an das römische Recht und den Staatsdienst erschienen ihm ohne eine anderweitige, vorherige Ausbildung doch immerhin als eine Art Untreue gegen die germanischen Ideen, die ihn beseelten. Jene Träumerei kam freilich hinzu, die er stets so lebhaft bei sich beklagte. Mit Recht aber fühlte er, daß er zu etwas Anderem berufen sei. Er wünschte sich zunächst die Kenntnisse zu einer Thätigkeit im größeren Stil für das gemeinsame deutsche Vaterland zu erwerben. Es trieb ihn daneben nach Heidelberg, weil er der Ueberzeugung war, für sein geliebtes Corps noch nicht das geleistet zu haben, was er hätte leisten können und sollen; und er hoffte die Thätigkeit für das Corps mit der Ausbildung für das Vaterland verbinden zu können. Entscheidend ist es für K.'s Lebensgang wohl geworden, daß ihn das Corps nach H.'s Tode, obwohl von seinen eigenen Coätanen keiner mehr „aktiv" war, im Sommer 1850 nun doch zum Ehrenmitgliede erwählte.

Aber er war auch jetzt mit dieser Ehre höchlich unzufrieden; ja, zunächst wurde seine Absicht, nach Heidelberg eine Zeit lang zurückzukehren, dadurch sogar noch auf ein Jahr hinausgeschoben. Als aber K. sich einmal in den Gedanken der Ehrenmitgliedschaft gefunden hatte, erblickte er in ihr eine ihm auferlegte heilige Pflicht; und während sonst wohl nur von einer kürzeren Rückkehr zur **Carola Ruperta** zum Zwecke des Doktor-Examens die Rede gewesen war, so erfaßte er jetzt diesen Gedanken mit der ihm eigenthümlichen Gründlichkeit.

Noch im Herbste jenes Jahres, in dem er die Reise nach England gemacht, ging er zum zweiten Male nach Heidelberg, und ist dort noch einmal vier Jahre, bis Michaelis 1855, geblieben. Obwohl er sich, um die akademischen Rechte zu erwerben, immatri-

Digitized by Google

kuliren ließ, Collegien besuchte und ausschließlich mit dem Corps umging, so hielt er in dieser Zeit doch eine feine Grenze ein und verkehrte durchaus wie ein älterer Mann mit jüngeren Freunden. Er hieß allgemein nur der „Papa“; und in der That war das Verhältniß zu seinen Corpsbrüdern jetzt ein wahrhaft väterliches. Sein moralischer Einfluß war unbegrenzt; und er ist damals wie später unzähligen Menschen ein sittlicher Halt im Leben gewesen. In beinahe systematischer Weise wurde jetzt die nähere und fernere Umgegend Heidelbergs durchstreift. Vor allem richteten sich die Excursionen dahin, wo es eine Burg oder ein anderes altes Gebäude gab. Der Zauber dieser Excursionen unter K.'s Leitung war unbeschreiblich; jeder empfing dabei eine Anregung zum Studium von Land und Leuten und zum Studium deutscher Kunst. Das ganze Leben wurde durch K. veredelt und erhielt durch ihn einen idealen Schwung. Und je erfrischter sich alle fühlten, um so solider wurde natürlich das ganze Leben.

Auch über die Aufgaben des Corps hatte K. in seiner mecklenburgischen Stille vielfach nachgedacht. Er verfolgte sein Ziel mit systematischer Ruhe und Zähigkeit. Dabei kam ihm die Bescheidenheit seines Wesens und sein Wohlwollen für Jedermann außerordentlich zu statten. Er hat wohl gesagt, das Corps sei in früheren Jahren eine Schule für ihn geworden, weil er sich habe unterordnen lernen; in späteren aber dadurch, daß er gelernt habe, von seiner Superiorität keinen erdrückenden Gebrauch zu machen. Nie wurde er heftig. Immer wußte er das Berechtigte in den Ansichten des Anderen anzuerkennen. In fast sokratischer Weise verstand er es, aus dem Andern das, was er haben wollte, herauszulocken, sodaß keiner beherrscht zu werden glaubte. Dazu die imponirende, männliche, zielbewußte Persönlichkeit des großen, echt germanisch aussehenden Mannes mit dem edeln blauen Auge! Ob der seltene Mann wohl begeisterte und willige Schüler um sich zu schaaren vermochte?

Wir wissen das, was K. damals im Corps und durch das Corps erstrebte, nicht besser wiederzugeben, als mit seinen eigenen Worten in einem einige Jahre später geschriebenen Briefe, der auch in anderer Beziehung für seine Denkart charakteristisch ist.

Digitized by Google

„Das Ziel", schreibt er „worauf hin all mein Denken und Hoffen immer mehr zusammenläuft, ist nächst Gott, Ehre und Gewissen auf das Vaterland gerichtet. Instinktiv lag dies freilich schon von Jungenszeiten an in mir. Wenn ich mir als Junge meine höchst kindlichen Luftschlösser baute, so lag auch damals schon — ich meine, mich dessen bestimmt zu erinnern — das Vaterland am Endziel; und allmählich habe ich ziemlich alles, wofür ich ein tieferes Interesse habe, in Beziehung zum Vaterlande gesetzt. Es wäre mir kaum mehr möglich, mich um Dinge zu kümmern, die ich nicht in irgend einen Bezug zum Vaterlande und zu seinem Nutz und Frommen zu bringen wüßte. So geht es mir auch mit dem Studentenleben. Ich verdanke ihm und zunächst und unmittelbar also der Verbindung, in der ich war, sehr viel, d. h. nicht blos schöne Erinnerungen, sondern Einwirkungen, die mir unendlich heilsam gewesen sind. Ich würde also immer eine gewisse Dankbarkeit und Pietätspflicht gegen das Studentenleben und besonders gegen meine Verbindung gefühlt haben. Ob ich aber auch im Stande gewesen wäre, das Interesse an ihnen festzuhalten, wenn ich eben nichts weiter dahinter gesehen hätte; — das weiß ich wahrhaftig nicht. Uebrigens hätte unsere Verbindung ja nicht mir und allen meinen Universitätsgenossen so viel nützen und uns deshalb solches Interesse einflößen und uns zu so dankbarer Anhänglichkeit verpflichten können, hätte sie eben nicht durch den kleinen Kreis von jungen Leuten eine Einwirkung über die Grenzen der Universität gehabt, wenn's auch natürlich nur eine sehr bescheidene, numerisch sehr begrenzte war. Wie sich von selbst versteht, wäre ich als „Fuchs" nicht im Stande gewesen, mir irgend wie klarer zu machen, daß das Studentenleben, vom Studium und den Wissenschaften hier ganz abgesehen, weit über die Universität hinaus auf unser Vaterland wirke. Aber geahnt habe ich doch auch schon damals etwas davon. Ganz

Digitized by Google

instinctiv wußte ich, daß man einen gewissen studentischen Beruf habe, daß man eine Pflicht erfülle, wenn man für echtes, gutes Studententhum wirke.

Auch später wurde ich mir unter den immer wechselnden und neuen Eindrücken des Studentenlebens durchaus nicht klar darüber, einen wie wichtigen Factor unseres Volksgeistes es durch seine Einwirkungen auf den Charakter bilde. Ich erinnere mich wohl, daß ich mich damals über ein Schriftchen ärgerte, das die Corps in ihrer Tendenz, echtes Studentenleben zu erhalten und zu pflegen, nicht besser zu vertheidigen wußte, als dadurch, daß es sagte, das flotte Studentenleben sei ja so schön; warum sollte man's nicht mitmachen? Dennoch war ich mir überhaupt nicht klar über Art und Weise seines weitergreifenden Nutzens — — —. Lebhafter — — — wurde ich mir dessen erst bewußt in der Zeit, wo ich von Heidelberg fort war, — — — wo ich — — in Kemnitz — — Ruhe und Muße hatte, die Eindrücke des Studentenlebens zu verdauen.

Wie mich das Bewußtsein, in studentischer Beziehung lange nicht so viel gewirkt zu haben, wie ich gekonnt und gemußt hätte, wie mich dies mir drückende Gefühl so lange in Heidelberg festgehalten hatte, so trieb es mich im Herbst 1851 wieder hin. Den Zweck, mich zu einer späteren Wirksamkeit für patriotische Ziele irgendwie auszubilden, glaubte ich mit den obigen vereinigen zu können.

Auf ein ehrenhaftes, tüchtiges, kräftiges und edles Studentenleben hinzuwirken, heißt eine so eingreifende patriotische Pflicht erfüllen, wie es heut zu Tage und in ruhigen Zeiten überhaupt wenig wichtigere geben kann. Auch über die Mittel und Ziele, durch die man dies erstreben muß, wurde ich mir allmählich immer klarer."

Auch die Gegner des corpsstudentischen Lebens möchte ich bitten, diese Bestrebungen doch nicht zu gering anzuschlagen. Ich

Digitized by Google

darf hier vielleicht auf die warmen Worte hinweisen, die einem politischen Gegner, die Heinrich von Treitschke in Beziehung auf die „alten Burschenschaften und Corps“ noch in einer erst ganz kürzlich erschienenen Schrift gelegentlich in die Feder fließen.*) Der erziehende Einfluß, den K. sein ganzes Leben hindurch ausübte, nahm zunächst diese Formen an und war darum nicht minder von einem Einflusse, der bei den meisten für das ganze Leben nachgewirkt hat. Ein angesehener Geistlicher, der mit seinem Bruder 1854 und 55 dem K.'schen Kreise in Heidelberg angehörte, sagte noch nach Jahren: „Was wir damals für den beschränkten Kreis des Corps wollten, erstrebten wir später für die Menschheit“.

Will man sich den Zusammenhang klar machen, so denke man nur an die alte Burschenschaft und daran, wie das, was so viele bedeutende Menschen später im Leben geleistet, in der Begeisterung der alten Burschenschaft seine Wurzeln gehabt hat. K., der in den Corps stets die alten Landsmannschaften, aus denen sie hervorgingen — das Gefühl hiervon lebte damals noch fast überall in den Corps — sah, war das landsmannschaftliche Gegen- und Seitenstück der alten Burschenschaftler. Seine patriotischen Träume, seine politischen Ideen wuchsen aus seinen Corpsideen heraus. Es hat aber K. niemals berührt, daß das, was er gesäet, schließlich mit wenigen Ausnahmen einer ihm entgegengesetzten politischen Richtung zu Gute kam.

Um K.'s studentische Bestrebungen völlig zu verstehen, muß man sich übrigens vergegenwärtigen, wie fühlbar auch in den studentischen Verhältnissen die Nachwirkungen des Jahres 1848 blieben. Zahlreiche kleine Schriften erschienen damals, deren Verfasser das studentische Leben in dieser oder jener Weise zu gestalten suchten. Der Standpunkt der Corps war dabei nur äußerst schwach vertreten. Und doch machte sich gerade damals, wie K. mit Recht hervorhob, eine tiefere Auffassung des Corpslebens in Deutschland geltend. Während man die Corps bis dahin vielfach für staatsgefährlich gehalten und zu unterdrücken gesucht hatte, war man jetzt

*) Siehe Heinrich von Treitschke „Die Zukunft des deutschen Gymnasiums“ S. 13.

Digitized by Google

auf den historischen und konservativen Kern aufmerksam geworden, den dieselben enthielten, und andererseits fühlten die Corps, daß sie sich aufraffen mußten, wenn sie in dem Strudel der Zeit nicht untergehen wollten. Kurz, es erfolgte auch hier eine Reaktion und K. trat für diese Gedanken wie gewiß kein Andererein. Die nachfolgenden Auslassungen K.'s können zur Erläuterung seiner geistigen Hinterlassenschaft auf diesem Gebiete dienen.

„Es läßt sich", schreibt er, „auf das freie Studentenvolk einmal nicht anders einwirken als durch den Studenten selbst — und das ist auch recht gut. Polizei, Regierung, selbst Professoren können sehr wenig; Polizei und Regierung könnten höchstens das Studentenleben einmal ganz unterdrücken, sie haben aber fast gar kein Mittel, einen heilsamen, wirklich tüchtigen Einfluß auf dasselbe zu üben. Und wieder unter den Studenten kann man einigermaßen Sicheres und Dauerndes nur in und durch die kleinen Kreise der Verbindungen wirken. Diese müssen theils durch das eigene Beispiel — und das ist immer das Wirksamste — theils im Vereine unter sich einen direkten Einfluß zu üben suchen: durch Aufrechterhaltung eines ehrenhaften, anständigen Tones, durch ihren Verkehr und durch Schutz und Vertretung aller übrigen Studenten. Denn auch alles Einwirken durch eine allgemeine Studentenschaft ist unpraktisch. — — — — —

Das alte, kräftige Studententhum, wie es in der Mitte der zwanziger Jahre noch vorhanden war, mag ja auch damals hauptsächlich von den Verbindungen gepflegt und getragen worden sein. Einigermaßen aber durchdrang es doch noch die ganze Studentenschaft. Das hat sich nun immer mehr und mehr geändert. Die Studenten außerhalb der Verbindungen wurden immer philiströser und schülerhafter; schülerhafte philosophische und Fortschritts-Ideen drangen in die Universitäten: theilweise vermittelt durch die sogenannten burschenschaftlichen Verbindungen. Der Student sollte Staatsbürger

spielen; alles flotte und kräftige Leben, Duell und alte studentische Sitten wurden als dem Zeitgeiste widersprechend verworfen. Solche Ideen wirkten bald schwächer, bald stärker auf die große Masse der Studenten ein, und so fand denn altes, tüchtiges, kräftiges Studententhum ziemlich allein in den Landsmannschaften — den jetzt sogenannten Corps*) — eine Zuflucht.

Indessen auch bei denen hatten sich manche Mißstände festgesetzt. Es war manche alte Roheit hie und da kleben geblieben. Alte gute Sitten hatte man nicht mehr verstanden und sie erstarren oder untergehen lassen; neue thörichte hatte man eingeführt. Das Leben in den Corps war in manchen Beziehungen zu einem todten Formalismus zusammengeschrumpft; es war abgeblaßt, hatte viel von seiner Frische verloren. Besonders bedenklich aber war es, daß in den Corps fast überall das Bewußtsein der Pflicht gegen die übrige Studentenschaft verschwunden war. Statt sich der übrigen Studenten, die von der alten Burschenschaft nichts Besseres mehr besaßen, anzunehmen, sie zu unterstützen und zu vertreten, sorgten die Corps fast nur für sich und die ihnen unmittelbar Nahestehenden. Ja umgekehrt: es kamen häufig genug Bedrückungen vor, die begreiflicher Weise immer das Gegentheil von dem Beabsichtigten wirken. Selbst der „Comment" wurde ziemlich ausschließlich und einseitig nur für die Corps ausgebildet. Man gab sich kaum die Mühe, ihn anderen nutzbar

*) Diese Stelle ist wörtlich wiedergegeben. An allen andern Stellen heißt es stets ohne Zusatz „Landsmannschaft" statt „Corps". Der Grund liegt wohl zunächst darin, daß der Brief an einen älteren Mann gerichtet war. Klinggräff war freilich ein so entschiedener Vertreter des sogen. landsmannschaftlichen Prinzips, daß vielleicht noch ein anderer Grund bei dieser Ausdrucksweise mit unterlief. Wir haben aber der Verständlichkeit wegen in dem Folgenden das Wort „Landsmannschaft" stets durch das Wort „Corps" ersetzt.

Digitized by Google

oder zugänglich zu machen. Die natürliche Folge davon war, daß eine Menge von Verbindungen, die lediglich politischen und Fortschritts-Ideen oder judendlich-verkehrten wissenschaftlichen Bestrebungen huldigten, daß solche theils neu aufkamen, theils erst recht festen Fuß faßten. Viele von Haus aus recht gute Elemente wurden von solchen Verbindungen an sich gezogen und öfters für's ganze spätere Leben verdorben oder doch in ganz verkehrte Richtungen gebracht. Die Studentenschaft war zwischen diesen beiden entgegenstehenden Tendenzen getheilt, meist aber indifferent. Sie fand keinen Halt, keine nützlichen Anregungen an den Corps und neigte, wenn auch nur innerlich, mehr zu den burschenschaftlichen oder „progressistischen" Verbindungen hin. Denn die Corps verfielen immer mehr einem todten und starren Formalismus. — — — — —

Wo's heut zu Tage jemandem nicht gegeben ist, sich seine Tendenzen ꝛc. systematisch zu begründen, da wird er meist gedankenlos, wirft für sich speziell die Theorie bei Seite und hält blind am Alten fest, oder an dem, was er für alt hält. Meist ist's nicht einmal das Alte, sondern nur allmählich in das Alte eingedrungener Schlendrian, und gerade an dem hält man dann am blindesten und festesten. Daß eben das gute Alte immer nur aus praktischen Zwecken hervorgegangen ist, wird so leicht vergessen. Man hält es gedankenlos fest, ohne sich darum zu kümmern, welchen praktischen Zwecken es noch dienen soll. Dies ist aber besonders gefährlich für Stände, Korporationen ꝛc., kurz für alle Vereinigungen, die gewisse Rechte oder doch wenigstens eine gewisse Sonderstellung haben. Nur ein wirkliches Erkennen des praktischen Nutzens, den der eigene Beruf hat, der Nothwendigkeit und der Tragweite dieses Nutzens giebt wirkliches Pflicht- und Berufsgefühl.

Echtes Standesgefühl, echter Standesstolz ist nichts anderes als solche Pflicht- und Berufserkenntniß. Der

Digitized by Google

Stand, der nicht fühlt, daß seine Rechte oder, wenn er keine Rechte hat, auch nur seine Sonderstellung nichts anderes sind, als die naturnothwendigen Mittel, um seine Pflicht erfüllen, um nützen zu können, der hat kein echtes Pflicht- und Standesgefühl, keinen echten Standesstolz mehr. Damit zugleich wird ihm aber auch jeder innere Halt, jede Widerstandsfähigkeit fehlen; unter dem ersten plötzlichen Stoße kann er zusammenbrechen. Meist aber wird auch ein Stand ohne solches Pflicht- und Standesgefühl keinen oder doch nur einen sehr geringen Nutzen haben, und deshalb um so mehr in seiner Stellung und seinen Pflichten angefochten werden. Wenn solche faule, eigensüchtige Stände und Korporationen sich trotz dessen noch halten, so liegt es immer daran, daß sie, ohne es zu wissen und zu erstreben, doch noch Nutzen haben. — — — — — Die Corps, die ja auch eine Art von Stand in der Studentenschaft bilden, hatten zwar das Bewußtsein ihrer Pflicht gegen die Studentenschaft im Allgemeinen verloren, aber sie hatten doch noch eine Standespflicht erfüllt, die meiner Meinung nach die erste ist, obgleich sie sehr eigensüchtig klingt, nämlich die, sich selbst tüchtig zu erhalten und altes Studententhum unter sich zu pflegen; und dadurch haben sie, ohne sich dessen bewußt zu sein, immer noch großen Nutzen gehabt. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätten sie die Zeiten von 1840 bis 52, wo ihnen die ganze öffentliche Meinung, die meisten akademischen Behörden und ein großer Theil der Studentenschaft feindlich entgegen standen, gewiß nicht überdauert.

Wie sich nun seit und namentlich nach dem Jahre 1848 nüchternere, gesundere und praktischere Anschauungen in allen Kreisen unseres Vaterlandes geltend zu machen anfangen, so auch in unseren Universitäten. In den Korps wird das alte

Digitized by Google

Studententhum wieder lebendiger; man hat wieder mehr Sinn und Verständniß für die alten studentischen Sitten und macht sie nicht mehr blos so als todte, althergebrachte Gewohnheiten mechanisch mit. Auch selbst für ein Verständniß der Stellung, die die Corps der übrigen Studentenschaft gegenüber haben, zeigt sich allmählich wieder ein wenig Sinn. Besonders erfreulich aber ist es, daß durch die große Masse der Studentenschaft gesundere und praktischere Regungen gehen. Man fängt doch überall an — selbst zum Theil in den den Corps entgegenstehenden Verbindungen — das alte Studententhum nicht mehr so unbesehens in den großen Topf des überwundenen Mittelalters zu werfen.

Zeiten wie die unsrigen drängen überall und in allen Kreisen zu Neugestaltungen. So kann Aehnliches ja auch auf den Universitäten nicht ausbleiben. Läßt sich nun hoffen, daß alle diese Regungen, die heute durch unser Vaterland gehen, zuletzt überall das Gute, Gesunde und Praktische heraus entwickeln werden, so ist dies doch nicht so unbedingt sicher. Möglich wenigstens ist es doch immer, daß sie auf lange Jahre hinaus in falsche Bahnen führen und trotz ihrer gewiß guten Motive große Irrthümer hervorbringen. Dasselbe gilt von unseren Universitäten; und die Erfahrung aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts liefert einen Beleg dazu. Gewiß waren die Regungen, die in den Zeiten nach den Befreiungskriegen die Burschenschaft ins Leben riefen, von Haus aus sehr tüchtige und gute. Aehnliche Irrthümer wie damals könnten auch bei den dermaligen Zeitrichtungen sehr leicht wieder auf unseren Universitäten emporkommen, sie trotz der besten Beweggründe für lange in falsche Bahnen leiten, bestehende gute Tendenzen, Einrichtungen und Gestaltungen zurückdrängen, alle heilsamen Einflüsse abschneiden oder sie auch ganz vernichten.

Nach meiner Ueberzeugung nun kann sich wirklich gutes

Digitized by Google

und tüchtiges Studentenleben zwar sehr gut außerhalb, aber nie ohne Verbindungen erhalten, die im Wesentlichen auf den Grundsätzen und Organisationen der Corps*) stehen.

Es ist ein eigenthümliches Ding um den Geist, der durch das deutsche Studentenleben geht, der seinen innersten Kern bildet. In allerlei Tollheit und Wildheit (das braucht gewiß keine lüderliche zu sein) bricht er sich Bahn, in anscheinend kindische Thorheiten läßt der Bruder Studio sich treiben. — Und doch wieder, wie streng hält er die Grenzen ein, die die Ehre und die seine eigenthümlichen Sitten ziehen, und wie viel tiefe, schöne Begeisterung liegt unter all dem tollen bunten Treiben! Aus einer Art von innerlichem Thatendrang bindet er mit der größt-möglichen Bierkanne an, die ihn reizt wie den Stier das rothe Tuch, als betrachte er es als eine Tugend, Massen zu überwinden und mit den Elementen zu kämpfen. Und doch weiß er dabei sehr genau, wo Tollheit und Wildheit aufhören und Rohheit anfängt. Es läßt ihm keine Ruhe: er muß mit der halben Welt anbinden, und mit Lachen läßt er sich einen Schläger durchs Gesicht ziehen. Und doch bleibt dem echten Studenten der ein trauriger Geselle, bei dem all dies nicht aus innerem Drange sondern aus Renommisterei kommt. Ziemlich frei steht der Student über den engen bürgerlichen und polizeilichen Gesetzen, ziemlich frei aber auch über dem niedern Denken und Treiben des alltäglichen Lebens, über seinem Berechnen und Rennen nach Gewinn, über der Affektiertheit, der Geld-Renommisterei und den Verkehrtheiten der Mode. In dem Gefühle männlicher Freiheit weiß er, daß er keinen äußeren Gesetzesschutz braucht, um sich seine Selbständigkeit zu bewahren, weiß er, daß er die Achtung, die er beanspruchen muß, sich jeder Zeit selbst erzwingen kann; — und doch ordnet er sich bei all dieser Freiheit seinen eigenthümlichen Gesetzen unter, die er selbst

*) Es heißt natürlich Landsmannschaften.

Digitized by Google

mit handhabt oder die von seines Gleichen gehandhabt werden; und doch hält er streng an seinen eigenthümlichen Sitten, an seinem alten Brauche fest. So doppelt und dreifach frei: — frei von fremdem Gesetzeszwange, frei von den Verkehrtheiten des alltäglichen Lebens, frei von eigener Gemeinheit, von eigener Unselbständigkeit und Unmännlichkeit, — aber auch frei von eigener Schranken- und Zuchtlosigkeit; — so singt und trinkt der Bruder Studio Tag aus Tag ein im engen Freundeskreise, so spottet er über fremde und eigene Thorheit, so scheut er sich ebenso wenig vor einem abgeschabten Rocke und vor dem grimmigsten sauren Krätzer wie vor der besten Klinge, so zieht er jubelnd ohne Kreuzer Geld in Gottes weite Welt hinaus. In alle dem aber bewahrt er sich ernsten, männlichen Sinn, tiefe und echte Begeisterung für alles Schöne und Edle. Das ungefähr, dünkt mich, ist der köstliche freie Burschengeist, der Geist, der den wirklich besseren Kern unseres deutschen Studentebens bildet. Ich würde es unendlich bedauern, wenn dieser Geist auf den kleinen Kreis der Corps, bei denen er sich in allem Wesentlichen wenigstens noch erhalten hat, beschränkt bliebe oder wenn er ganz und gar von den deutschen Universitäten verschwände. Nach meiner Ueberzeugung wäre es ein großes nationales Unglück. Nun kann ja natürlich auch außerhalb solcher Verbindungen, wie die Corps es sind, dieser Geist im Studentenleben sich vollkommen Ausdruck verschaffen. Aber bei dem raschen Wechsel, bei der verhältnißmäßig kurzen Zeit, die der Einzelne auf einer Universität bleibt, würde sich ein solches frisches und tüchtiges Studentenleben nie erhalten können, wenn es nicht in einzelnen Verbindungen gepflegt würde, wenn es nicht von Generation zu Generation in ihnen forterbte, und wenn die übrige Studentenschaft nicht immer wieder — wenn auch nur unwillkürliche — Anregungen von ihnen empfinge. Es bedarf aber auch das außerhalb der

Digitized by Google

Verbindungen stehende Studentenleben einer gewissen Leitung und gewisser Schranken, wenn es nicht in sich selbst zu Grunde gehen soll. Die Freiheit würde zur Zügellosigkeit und zur größten Bedrückung der Einzelnen, die übersprudelnde Begeisterung zu Ueberschwänglichkeit und zu politischen Abwegen, — die Tollheit und Wildheit zur Rohheit führen. Und selbst Ehre und anständiger Ton lassen sich mit Sicherheit nicht aufrecht erhalten ohne Organisationen, die sich ihren Schutz zur Aufgabe stellen. Die nöthigsten Garantien für die Erfüllung solcher Zwecke und die Zweckmäßigkeit eines solchen Einflusses können aber nur diejenigen Verbindungen geben, die auf den wesentlichen Grundsätzen und Organisationen der Corps fußen. Gewännen je Verbindungen, die alle anständigen Tollheiten beschränken, die das Duell abschaffen oder doch nur in den seltesten Ausnahmefällen einmal gestatten, — gewännen Verbindungen, die nicht mehr Füchse heranbilden, sondern jedem der da Lust hat, bei ihnen einzutreten, auch gleich das große Wort über studentische Angelegenheiten gewähren wollten, — oder endlich, gewännen Verbindungen auf unsern Universitäten die Oberhand mit politischen Zwecken oder mit den höchst unpraktischen, immer in's Schülerhafte ausartenden spezifisch wissenschaftlichen Tendenzen, — so würde wirkliches Studententhum mit seinen so heilsamen Wirkungen ganz auf die kleinen Kreise der Corps zurückgedrängt werden. Und wer weiß, wie lange es sich da noch halten könnte? Wollte man aber gar die Studentenschaften in einen allgemeinen Brei mit parlamentarischer Nachäfferei oder dergl. auflösen oder wollte man endlich das österreichische, belgische oder englische Studentenwesen — von dem französischen gar nicht zu reden — bei uns einführen, so würde der alte, herrliche deutsche Burschengeist bald ganz zu Grabe getragen sein. Damit aber würde dem Vaterlande wahrhaftig kein Gefallen geschehen. Denn in diesem Geiste

Digitized by Google

haben der größte Theil seiner Beamten und seiner geistig hervortretenden Elemente ihre Denkweise und ihren Charakter gebildet und gekräftigt. Bis zu den vierziger Jahren herrschte dieser Geist fast ganz allgemein auf deutschen Universitäten; und auch die alte Burschenschaft wurde trotz ihrer politischen Verirrungen noch ebenso von ihr getragen. Was er wirkt, das kann man an dem Vergleiche Deutschlands mit andern Ländern, namentlich in Beziehung auf den Beamten- und Gelehrtenstand sehen; und innerhalb Deutschlands selbst beweist es der Vergleich mit Oesterreich leider ebenso. Daß in neuerer Zeit die aufwachsenden Beamten- und Gelehrtenkreise so häufig etwas Unmännliches, Verkehrtes und Unselbständiges, aber auch unendlich viel Enges und Egoistisches haben: das beweist mir wiederum, wie bedauerlich es ist, daß das alte Studententhum allmählich auf so kleine Kreise zurückgedrängt wurde.

Wie gesagt: es gehen jetzt gesundere und praktischere Regungen durch unsere Universitäten, wie überhaupt durch alle Kreise unseres Vaterlandes. Es liegen deshalb Befürchtungen dieser Art nicht nahe. Dennoch sind die Tendenzen, die schon in den vierziger Jahren sehr deutlich auf solche Veränderungen unseres Studentenlebens hinausgingen, durchaus noch nicht überwunden. Sie existiren — — — auf den Universitäten selbst, mehr aber noch in außerstudentischen Kreisen. Die Presse z. B. steht in ihrer überwiegenden Mehrheit zu diesen Tendenzen. Jedenfalls werden sich die geistigen Bewegungen, die jetzt durch unser Vaterland gehen, sehr bald auch irgendwie in der deutschen Studentenschaft geltend machen. — — — — So tüchtig sich nun die Corps im Ganzen genommen in sich selbst gehalten haben, und obgleich man das in den außerhalb stehenden studentischen Kreisen wohl jetzt immer mehr anerkennt, so kann es doch keinem entgehen, daß sie eben nur für sich gesorgt, ihre Pflichten gegen die übrige Studentenschaft aber vernachlässigt haben. Sie sind eine Art

Digitized by Google

Aristokratie auf der Universität und nach meiner Ueberzeugung eine naturnothwendige, unentbehrliche. Aber sie sind eine eigensüchtige, faule Aristokratie geworden, die nur für sich, nicht aber auch für andere wirken will. Werden sie sich ihrer Pflicht nicht wieder bewußt, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß solche Bewegungen neue Gestaltungen hervorrufen, die ihnen dann für lange, vielleicht für immer den nützlichen Einfluß, den sie haben sollten, abschneiden, obgleich er nach meiner Ueberzeugung nicht wieder ersetzt werden kann. Es ist also hohe Zeit, darauf hinzuwirken, daß sich die Corps solcher weiter reichenden Zwecke wieder bewußt werden. Es ist aber auch hohe Zeit, daß sie denjenigen, die das Verbindungsleben nicht mit machen können oder wollen, doch auch ein freies, tüchtiges und frisches Studentenleben möglich machen und — — — — — — daß sie allen Verbindungen, die die wesentlichen Grundsätze und Organisationen des Corps annehmen wollen, dies erleichtern. — — — — — — — — — — Diese Gedanken werden erklären, was es war, das mich immer wieder in Heidelberg fesselte und immer wieder dorthin zurückführte."

Aus K.'s Schülern und ihrem Nachwuchs in den dann folgenden Semestern bis zum Jahre 1863 hin sind eine Reihe von Leuten hervorgegangen, die sich einen bedeutenden Namen gemacht und zum Theil auch einen nennenswerthen Antheil an der Entwickelung der deutschen Verhältnisse nach 1866 gehabt haben und haben.*) Keiner gewiß von denen, die in den Jahren 1851 bis 63 zu den Heidelberger Vandalen gehörten, — ich widme ihnen allen, da ich bis zu diesem Jahre in steter Verbindung mit dem Corps blieb, bei dieser Veröffentlichung eine freundliche Erinnerung — wird den gewaltigen Einfluß in Abrede stellen wollen, den K. direkt oder indirekt auf seine innere Entwickelung gehabt hat. Allen werden jene Zeiten unvergeßlich bleiben.

*) Da ich mich im Nachworte in doch vorwiegend polemischem Sinne mit Herrn Paul Güßfeldt befasse, so will ich bemerken, daß auch Paul Güßfeldt zu ihnen gehörte.

Digitized by Google

Aus eigener Anschauung vermag ich namentlich auf die Zeit von Ostern 1854 bis zum August 1855, wo ich als „Activer" dem Corps angehörte, und vor allem auf K.'s letztes Semester im Sommer 1855 hinzuweisen, wo ich zu den älteren „Activen" gehörte. Das Corps umfaßte im Sommer 1855 eine erhebliche Anzahl für K. begeisterter Jünglinge. Dazu kamen tüchtige Elemente unter denjenigen, die sich sonst noch zu dem Corps hielten, und zu denen z. B. auch ein vierzigjähriger mecklenburgischer Gutsbesitzer gehörte. Alles drängte zu einer Besprechung der Corpsprinzipien; und K. selbst empfand das Bedürfniß, seinem Leben auf der Universität einen Abschluß zu geben.

Die Ordnung der Finanzen, die Beschränkung des Luxus, die Solidität, Einfachheit, Kraft und Frische des Ganzen waren seine Ausgangspunkte. Faßt man den Kern seiner Ideen zusammen, so ist es der Gedanke, daß das Corps eine höhere, wie K. es nannte, eine „patriotische" Pflicht zu erfüllen habe. Es hing aufs Engste damit zusammen, daß K. allem frivolen Wesen feind war. Obwohl er den Formalismus bekämpfte, so verstand er doch nach allen Richtungen hin das korporative Leben zu vertiefen.

Innerhalb des Kreises der Corps wollte K. jene familienartige Abschließung der Vandalen, die er später auch als Hausvater erstrebte. Das landsmannschaftliche Prinzip hielt er zeitlebens für das Corps fest. Aber das Ganze sollte in bewußter Weise dem Gesammtvaterlande dienen, eine Vorschule für das Vaterland werden.

Ueber K.'s geistige Entwickelung zwischen 1851 und 1854 bin ich nicht genügend unterrichtet. Er hatte gleich anfangs ein Pandektenkollegium gehört und besaß seitdem jedenfalls so viele Kenntnisse von der Jurisprudenz, daß er sich in eine juristische Frage hineindenken und darüber sprechen konnte. Aber das römische Recht blieb ihm absolut antipathisch. Auch zum Doktorexamen kam er nicht. Als ich ihn im Frühling 1854 kennen lernte, nahm er an einem nationalökonomischen Praktikum Theil. Sein eigentliches Interesse ging aber freilich nach einer anderen Seite. Schon ehe er nach Heidelberg zurückkehrte, soll er in Nürnberg gewesen sein und einen bedeutenden Eindruck von dieser Perle unserer deutschen Städte empfangen haben. Dort war es wohl, daß er eine werth-

Digitized by Google

volle Ausgabe Luthers erstand, die er später als einen wahren Hausschatz betrachtet hat. Auch Huttens Werke, dessen Richtung ihm nicht sympathisch war, dessen ritterliche Denkart ihm aber wohl that, und dessen Genie er bewunderte, hat er in jener Zeit erworben. Er hat stets eine genaue Bekanntschaft mit ihnen an den Tag gelegt: hatte ja doch auch Hutten als fahrender Schüler eine innere Verwandtschaft mit ihm.

Die langen, einsamen Wanderungen, die eine so große Bedeutung für K.'s innere Entwickelung hatten, traten jetzt in den Morgenstunden an die Stelle der Jagd*). Auch an einsamen nächtlichen Gängen fehlte es nicht. Die Nachmittagswanderungen wurden aber stets in Gemeinschaft mit dem Corps gemacht; und oft gab es mehrtägige Ausflüge. Eine Pfingstreise in die Pfalz wird allen, die daran Theil nahmen, besonders unvergeßlich bleiben. Eine Tour nach Heilbronn ist recht bezeichnend für K.'s Interessen: man kann sich denken, mit welcher Ehrfurcht wir das Rathhaus betraten, in welchem Götz von Berlichingen verhört worden ist. K. zeigte schon damals überall ein feines Verständniß für die Gothik. Ich müßte stets die alte, echte Gothik, nicht aber die neue studiren, wenn ich etwas von derselben verstehen lernen wolle, sagte er mir. Hoch oben bei der Besichtigung einer Burgruine bin ich ihm zuerst näher getreten. Es war eine Ueberraschung für uns beide, daß wir uns in unserer Richtung so nahe berührten.

K.'s Verkehr mit den Seinigen war jetzt ein ziemlich reger. Im Herbste 1853 hatte er den Bruder in K. besucht. Als er dann wieder in Heidelberg anlangte, erhielt er einen ihm nachgeschickten Brief mit der unerwarteten Nachricht von dem Tode der Mutter. Das Hauswesen in Sch. wurde jetzt aufgelöst, da nur noch eine Schwester unverheirathet war. Im Herbst 1854 traf K. mit den Geschwistern in K. zusammen. Er sah es vollkommen ein, daß er das Studentenleben nun nicht länger mitmachen dürfe, und daß er inmitten dieses Studentenlebens und unter dem

*) Das Jagdrecht der Heidelberger Studenten, das K. ehedem gern ausübte, hatte seit 1848 aufgehört. Wenn K. einmal jagen wollte, pflegte er jetzt in den Schwarzwald zu reisen, da ihm auch die einige Stunden von Heidelberg entfernten Jagden nicht mehr zugänglich waren.

Digitized by Google

Banne Alt-Heidelbergs doch leider in keiner irgendwie erschöpfenden Weise zu der geistigen Ausbildung kommen könne, nach der er sich sehnte.

Im August 1855 ging K. wieder zum Bruder nach Mecklenburg zurück und blieb dort mit einigen Unterbrechungen bis zum Spätherbst 1859. Kemnitz war jetzt völlig der Mittelpunkt der Familie geworden. Im Sommer pflegte sich stets ein großer Familienkreis um die Brüder zu sammeln. K. las jetzt ziemlich viel. Genossen für seine Anschauungen aber fand er nicht.

Und was waren jetzt K.'s Pläne und Absichten? Seine Gesundheit erforderte, daß etwas für sie geschah. Ein äußerer oder innerer Zwang zum Examen lag, wie oben gezeigt wurde, nicht vor. Was ihn von der Jurisprudenz zurückhielt, war vor allem aber auch jetzt die Furcht, in dem Staatsmechanismus seine Eigenart und den Kern seiner Instinkte und Ideen zu verlieren. Er hielt die letzteren für noch nicht reif genug, um sie den Einflüssen des Staatsdienstes gegenüber behaupten zu können.

„Wenn ich mich nicht entschließen konnte, einen praktischen Lebensberuf zu wählen", schreibt er einige Jahre später, „so war, so sehr ich meine vis inertiae anerkenne, der wesentlichste Beweggrund hierfür doch der, daß es einem Manne, der nun einmal die Pflicht fühlt, auch in dem bescheidensten und kleinsten Wirkungskreise immer den Nutzen des Vaterlandes im Auge zu behalten, unmöglich war, sich einen praktischen Beruf oder auch nur praktische Ziele zu wählen, ehe er die unklaren Gefühle und Ideen, von denen er wußte, daß sie fast überall in schroffem Widerspruche mit den jetzt geltenden und herrschenden Richtungen stehen, nur einigermaßen zu greifbaren, ihm selbst verständlichen Gedanken entwickelt hatte. Ich hätte mich wohl entschließen können, in irgend einem Beamtensystem ein Plätzchen zu suchen, wo ich nur Befehle auszuführen, nur in der großen Tretmaschine den althergebrachten Tritt weiter zu treten gehabt hätte. Ich wußte recht gut, wie unendlich viel ich dabei hätte lernen

Digitized by Google

können. Aber es wäre mir vor meinem Gewissen unmöglich gewesen, so lange ich mir nicht einigermaßen klar war über die Richtung, in der man hierbei streben müsse, so lange ich mir nicht klar darüber war, was man sogleich fortwerfen müsse, was man unter Vorbehalt seiner besseren Ueberzeugung gewissenhafter Weise mitmachen dürfe, und endlich, wo man dieser besseren Ueberzeugung schon jetzt Ausdruck geben könne und dürfe."

Glaubt man einer noch weiteren Entschuldigung für K. zu bedürfen, so beachte man auch Folgendes: Es war K. bei seinen Bestrebungen für das studentische Leben so über Erwarten gelungen, daß sich ihm unwillkürlich der Gedanke aufdrängen mußte, das, was er dort geleistet, nun auch auf anderen Gebieten zu versuchen. Das hat ihn ebenfalls von einem praktischen Lebensberuf abgehalten. Er hat aber dafür das, was er für den engen Kreis des Corps erstrebte, — immer mehr auf das Vaterland ausgedehnt.

In England würde K. die parlamentarische Laufbahn ergriffen haben. Unsere früheren Jahrhunderte sowohl als das Alterthum hätten ebenfalls mannigfache Carrieren für ihn dargeboten. Aber in unseren Tagen stand ihm wie so vielen seiner Zeitgenossen das Verhängniß hindernd entgegen, daß es in Deutschland keine andere praktische Schulung gab, als — die des Beamtenthums. Später hat K. es oft bedauert, daß er nicht für einige Zeit in Staatsdienste getreten. Hat seine Handlungsweise aber nicht ihre Berechtigung? Hätte ihn der Staatsdienst nicht festgehalten? Wäre er im besten Falle ganz er selbst geblieben? Wenn ein hervorragender Mann K. gefunden, oder wenn K. sonst irgendwie eine starke Anregung zum Handeln erhalten hätte, wäre ihm zu helfen gewesen. Gerade das aber fehlte ihm; und der Bruder, der in früheren Jahren trotz allem sein Mentor gewesen, war doch schon seiner ganz verschiedenen Richtung wegen nicht der Mann, um den Mangel zu ersetzen. Wenn K. in jenen Jahren ein Vorwurf trifft, so kann es meines Erachtens nur der sein, daß er sich nicht mit ganzer Kraft irgend einem Privatstudium widmete.

Einige Reisen unterbrachen auch wieder den vierjährigen

Digitized by Google

Aufenthalt bei dem Bruder. K. litt schon seit jenem Winter von 1846 an leichten Halsentzündungen, die fast in jedem Halbjahre einmal wiederkehrten. Um etwas Gründliches dagegen zu thun, war er, ehe er 1855 nach K. zurückkehrte, in die Kaltwasseranstalt zu Gleisweiler in der Pfalz gegangen. Er traf dort mit seinem Bruder zusammen. K. hat oft und gern von dem dortigen Aufenthalte gesprochen.

Im Herbst 1856 wurde eine Wiederholung der Kaltwasserkur für beide Brüder nothwendig. Dies Mal gingen sie jedoch nicht nach Gleisweiler, sondern nach einer gleichen Anstalt zu Laubach am Rhein, die damals häufig besucht wurde. Hier blieb K. dann nach der Abreise des Bruders noch bis über Weihnachten hinaus und setzte die Kurgäste durch die kolossalen Spaziergänge, in denen er die ganze Gegend durchstreifte, in Erstaunen. Er dehnte dieselben bis zu dem jenseits der Mosel weit oberhalb Koblenz liegenden Schlosse Eltz aus, zu dessen Bewunderern er seitdem gehörte. Auf einer seiner Touren begegnete er dem bekannten Fürsten Pückler-Muskau.

Abends wurde in Laubach Vierschach oder Karten mit den Kurgästen gespielt. Auch sind wohl einmal eingeladene Damen aus Koblenz da. Es ist merkwürdig, wie der alte Student, dem alles Gesellschaftsleben immer antipathisch blieb und der z. B. niemals am Tanze Freude fand, dies Alles doch willig mitmacht und nicht ohne Befriedigung davon schreibt. Unter den Persönlichkeiten der Kurgesellschaft, deren er später gedachte, war ein damals in den Rheingegenden häufig genannter österreichischer General der Mainzer Garnison.

Auch Heidelberg hat K. von Laubach aus vermuthlich besucht. Dann aber ging er noch im Laufe des Winters von 1856/57 nach K. zurück, das unmittelbar an sein eigenes Gut Pinnow angrenzte und mit diesem gemeinsam von dem Bruder verwaltet wurde. Noch immer bestand der Plan, daß K. bei einem mecklenburgischen Amte eine Zeit lang beschäftigt werden solle. Ein Universitätsfreund, der den Posten eines Drosten bekleidete, war ausersehen, ihn in die Arbeiten einzuführen. Indessen auch jetzt hielt ein gewisses Etwas ihn vor einem irgendwie entscheidenden Schritte

Digitized by Google

zurück, und es vergingen mehr als zwei weitere Jahre bei Lektüre, Jagd und langen Gesprächen mit dem zwanzig Jahre älteren, aber ebenfalls unverheiratheten Bruder. Es war ein wunderbares Leben, das die beiden Junggesellen, namentlich in der Jagdzeit, mit einander führten. Häufig wurde erst spät Abends, zuweilen erst um elf Uhr dinirt. Die Gespräche der beiden Einsamen dauerten dann bis tief in die Nacht. In großen Zügen stand für K. jetzt das, was er für das Vaterland ersehnte, fest*). Einige, die Frage der Erziehung behandelnde Briefe an eine K. nahestehende Persönlichkeit aus dieser zweiten Kemnitzer Zeit mögen hier einen Platz finden, weil sie ihn schon in seinem späteren Gedankengange erkennen lassen.

(Kemnitz, den 14. Juni 1858.) „Glaube nicht, daß Du Deinen Sohn mit dem Pflichtgefühl allein vor Niedrigkeit und Gemeinheit bewahren kannst. Gewiß wird die Religion, je weiter er in dem Religionsunterricht fortschreitet, die günstigste Wirkung auf ihn haben. Aber wir leben in einer so erbärmlichen Zeit, in der sich jeder Mensch — auch der eigennützigste und schlechteste — ein Stückchen Philosophie zurecht macht, nach dem er sich zu einem vollkommen guten, pflichtgetreuen und religiösen Menschen zurecht stempelt. Gelingt es Dir nicht, eine wirkliche Begeisterung für das Gute, Edle und Schöne in dem Jungen anzuregen und sie zu seinem Grundcharakter zu machen, so kannst Du immer nur mit der größten Besorgniß in die Zukunft sehen. Eine solche Anregung ist freilich vor allen Dingen Aufgabe der Frauen im Hause. Wie sie altehrbare, schlichte und fromme, aber zugleich auch edle und schöne Sitte in jedem Hause pflegen und erhalten sollen, so ist es ihre ebenso heilige, ernste Pflicht, die Begeisterung für das Gute, Edle und Schöne, deren Keime Gott in jedes Menschen Brust gelegt hat, in dem Kinde zu erwecken und zu erhalten. Der Mann findet den Weg zu dem Kindesherzen viel schwerer.

*) Vergleiche das, was er später aus München darüber an den Bruder schreibt.

Digitized by Google

Er findet unter dem Drucke der Nahrungs- und Berufssorgen zu selten Zeit zu eingehender Beschäftigung mit dem Kinde; das Kind sieht ihn fast nur unter solchen auf das Materielle gerichteten Sorgen und Geschäften; den meisten Männern fehlt es auch an dem Talente, sich zu den kindlichen Anschauungen herabzustimmen: selbst den Jünglingen gegenüber wird das sehr vielen ganz unmöglich. Kurz! Das Kindesherz erschließt sich sehr selten dem Vater, immer aber der Mutter und diese trifft die ganze Verantwortung für seine Seele. Glaube mir, es nützt Euch nichts, daß Ihr mit Gesprächen und Erzählungen, wie sie Euch so gerade in den Sinn kommen, auf den Jungen einzuwirken sucht. Die Mutter muß sich förmlich darauf vorbereiten, sich förmlich einen Plan machen, wie sie ihn allmählich immer weiter führen will. Sie muß sich den Ideengang zu ihren Gesprächen vorher vorsprechen oder womöglich aufschreiben, bis sie dessen gewohnter wird, muß sich die Erzählungen, gleichviel ob religiösen, geschichtlichen oder anderen Inhalts, mit denen sie ihn anregen will, vorher erst genau durchdenken, damit sie alles Unwesentliche und Uninteressante späterhin fortläßt; denn sobald sie das Interesse des Kindes nicht fesseln kann, wird sie durch ihre Erzählungen auch nie wirken können. Sie muß selbst Erzählungen und Geschichtsbücher lesen, damit sie das Passende zur Erzählung oder zur Lektüre für den Jungen aussuchen kann. Man hüte sich dabei aber ja, zu sehr in's Kindliche zu greifen; damit würde man die Kinder nur langweilen."

(K., den 24. Juni 1858.) „Ich möchte auch so gerne, daß der Junge Liebe und Interesse für unsere Geschichte gewönne. Sie ist nächst der Religion die beste Lehrmeisterin und wird doch so entsetzlich auf Schulen vernachlässigt. Wo soll gesunder Sinn herkommen, wo wirkliche Liebe zu unserem Vaterlande, die uns doch so sehr noth thut, entwickelt und befestigt werden, wenn

Digitized by Google

die ersten Eindrücke, die das empfängliche, leicht begeisterte Gemüth des Kindes erhält, einer fremden Geschichte entnommen sind, fremder, heidnischer Religion, fremden Anschauungen, die uns künstlich eingeimpft werden? Der nichtsnutzige Götzendienst, der mit der alten Geschichte und dem ganzen altklassischen Geiste getrieben wird, hat schon unsäglichen Schaden in Deutschland angerichtet!" — — — — —

(K., den 1. Juli 1859.) „Sucht nur den Willen und die Selbstbeherrschung in dem Jungen möglichst anzuregen. Glaube mir, das ist auch für die Gesundheit von dem allergrößten Werthe. Der Wille übt auf die Gesundheit einen viel größeren Einfluß aus, als wir ahnen. Ich habe es oft genug an mir selbst erfahren: solange ich den Willen, nicht krank zu sein, festhalten konnte, so lange ich durch starke körperliche Anstrengungen gegen die Krankheit ankämpfte, so lange habe ich sie auch immer überwunden. Man muß sich eben der Krankheit nicht unterwerfen; denn der Geist übt unwillkürlich und unbewußt einen großen Einfluß auf die Krankheit aus. Das ist doch gewiß auch der einzige vernünftige Grund, mit dem man es sich erklären kann, daß die entgegengesetztesten und oft verkehrtesten Kuren heilen. Gewiß aber bleibt es, daß die Ausbildung der Willenskraft die Nerven stählt und den Körper kräftigt und abhärtet. Und es ist ja auch in Beziehung auf die Seele so unendlich wichtig, daß der Junge aus eigenem Antriebe sich abhärten und seinen Körper anstrengen lernt. Das grade ist der leichteste Weg, die Willenskraft zu üben, und ohne Willenskraft kann er ja nie ein zuverlässiger Mann werden. Du glaubst nicht, einen wie guten Einfluß das Gefühl der geistigen Herrschaft über den Körper auf einen Jungen hat. Der gute Stolz, den Körper vollkommen in der Gewalt zu haben, Wind und Wetter trotzen zu können und sich vor keiner Anstrengung zu scheuen, die Freude an der Ueberwindung solcher körperlichen Anstrengungen: die

Digitized by Google

bringen auch bald den sehr viel besseren Stolz hervor, die Seele in der Gewalt zu haben, Anfechtungen zu trotzen und die Freude an der Ueberwindung geistiger Anstrengungen. Darum wirkt zeitig auf eine solche körperliche Selbstbeherrschung bei dem Jungen hin; Ihr werdet die guten Folgen, die es auf den Geist hat, bald sehen. Ich glaube, daß man in dieser Hinsicht mehr wirkt, wenn man ihm Beispiele erzählt, als wenn man ihm direkt sagt, so und so mußt Du es machen. Das erstere ist anschaulicher und anregender, besonders Beispiele von Personen, die ihm nahe stehen oder von Verwandten. — — — —

Laßt den Jungen nicht viel unkräftige Gerichte, namentlich nicht viel Gemüse essen. Der Widerwille, den Kinder dagegen haben, ist ein ganz natürlich begründeter. Laßt ihn Fleisch, derbe Mehlsachen und Milchgerichte essen, und je kräftiger und derber, desto besser! Eine nicht allzu fette bäuerische Kost wäre ihm das allergesündeste, und urtheile ich nach meiner Jungenszeit, so würde sie ihm wahrscheinlich auch am besten schmecken. Glaube auch ja nicht, daß gerade etwas Warmes des Morgens nöthig sei. Das ist doch nur eine künstliche Wärme, die Magen und Körper nur verwöhnt. Nach einer Viertelstunde spürt der Körper nichts mehr davon und ist nach einem Glase Wasser dann ebenso warm, wie nach einem Kaffee oder einer Suppe. — — — — — — Haltet den Jungen zur Ordnung in seinen Sachen an. Wer in seinen Sachen unordentlich ist, wird es meist auch in seinen Pflichten werden; wer sein Aeußeres nicht sauber hält, verliert auch leicht die Achtsamkeit auf sein Inneres, hält sein Denken nicht sauber. Aber wolle ihn ja nicht etwa durch Anregung — auch selbst der kleinsten — Eitelkeit kuriren! Das würde nicht blos etwas ebenso Schlimmes an die Stelle setzen, sondern auch wenig nutzen. Schulmeister haben ab und an solche kleinlichen und in ihren Erfolgen auch recht dummen Pfiffig-

Digitized by Google

keiten, z. B. Unordnung durch Eitelkeit, Faulheit durch Ehrgeiz ſtatt durch Pflichtgefühl und Luſt an Ueberwindung von Schwierigkeiten vertreiben zu wollen. Echtes Selbſtgefühl, Scham vor ſich ſelbſt erwecken, das iſt das richtige Heilmittel. Eitelkeit hält ſowohl ihre Stube wie ihre Pflichten nur in Ordnung, damit es andere ſehen und ſolange es andere ſehen; Eitelkeit verdeckt gern ein ſchmutziges Hemd mit einem zugeknöpften Rocke und eine dr..... Seele mit äußerem Wohlanſtand. Ob ſie ſelbſt dabei auch den Schmutz ſieht, das iſt ihr gleichgültig. Hat man erſt die Scham vor ſich ſelbſt in dem Kinde erweckt, dann muß man auch noch einen Schritt weiter gehen und die Freude an der Ordnung und an allem wirklich Schönen in ihm zu erregen ſuchen. Man kann nicht zeitig genug bei einem Kinde damit anfangen. Man muß dem Kinde zeigen, wie hübſch und wohnlich es in der Stube iſt, wenn Alles ſauber und an ſeinen Platz geſtellt und wie hübſch und wohnlich es im Gewiſſen iſt, wenn alle Gedanken ſauber und alle Pflichten erfüllt ſind. — — — — Achtet auch ja darauf, daß der Junge nicht zu viel bedient wird. Mir iſt es heute noch von unendlichem Werth, daß ich einmal gelernt habe, mir Kleider und Schuhe ſelbſt zu putzen, Knöpfe anzunähen und dergl. Es giebt einem das ſo ein Gefühl der Selbſtändigkeit, der Unabhängigkeit von Bedienten ꝛc. — — — — — —

Eine wie ſchreckliche, lähmende Laſt einem Menſchen die Verlegenheit iſt, das kann ich recht beurtheilen, der ich ſo lange daran laborirt habe. Verlegenheit iſt aber nur durch Gewaltmaßregeln zu brechen; man muß den Verlegenen zwingen, in Geſellſchaft zu gehen, vor Fremden einmal etwas vorzuleſen, zu ſprechen oder zu ſingen. Mit jedem Male, wo man dem unglücklichen Verlegenen nachgiebt, verſtärkt und verlängert man nur ſeine Verlegenheit. Je jünger jemand noch iſt, deſto leichter kann

Digitized by Google

man durch solchen Zwang seine Verlegenheit brechen. So komisch Verlegenheit einem gewöhnlich erscheint, so kann sie doch von den allerschlimmsten Folgen sein; sie kann menschenscheu machen und einem zuletzt alles Zutrauen zu sich selbst nehmen. — — — — —

Immer wieder komme ich darauf zurück, daß neben dem Körper auch der Geist des Jungen gekräftigt werden muß. Laßt ihm keine Unarten durch, sondern lehrt ihn, sie durch eigene Willensanstrengung bekämpfen, lehrt ihn, auf Seele und Körper zugleich achten, und sie in der Gewalt behalten. So wenig er sich geistig gehen lassen darf, so wenig soll er es körperlich: er soll gerade sitzen, nicht auf den Sofa's herumr . . . . . n, soll aufmerksam den Eltern und allen älteren Personen rasch dienstbehülflich sein und nicht erst warten, bis man ihn schickt. All' solches körperlich auf sich Achten bringt einem jungen Menschen auch darauf, sich geistig in Gewalt und Obacht zu halten. Und ich wiederhole: eine geistige und körperliche Anstrengung und Achtsamkeit auf sich selbst ist auch für Krankheiten die wichtigste und beste Medizin. — — —

Religion allein veranlaßt leicht, daß der Junge alle Hoffnung auf dieses Leben ganz bei Seite setzt. Du mußt zugleich auch irdische Hoffnungen in ihm erregen. Du mußt ihn dahin zu bringen suchen, daß er aus Vaterlandsliebe oder aus Begeisterung für das Gute und Edle am Leben und Handeln Lust bekömmt, daß er, wenn auch in noch so jugendlicher und kindlicher Weise, sich edlere Lebensziele und Pläne bildet. Ich weiß, von wie großer Wirkung auf mich Stenzels Erzählungen in dem „Fischerkränzchen" gerade in dem Alter waren. Aus der Geschichte kann jeder nur Gutes lernen, und sie regt gerade zur Vaterlandsliebe besonders an."

(K., den 10. Juli 1859.) „Ich halte es gewiß für ganz vortrefflich, die Phantasie eines Jungen anzuregen. Er lernt dadurch sich Ideale bilden, sein eigenes Denken und

Digitized by Google

Handeln nach solchen Idealen kontrolliren und modeln. Aber alles doch mit Maß und Ziel! Gedichte, historische- und andere Erzählungen — auch solche, in denen etwas gesunder, derber Humor enthalten ist — genügen nach meiner Ueberzeugung vollkommen zu obigem Zwecke und können nie schaden. Die Romane aber halte ich für wirklich sehr gefährlich. Durch das Spannende, ohne das ein jeder Roman langweilig ist, wird die Phantasie überreizt. Ein Junge, der erst Romane gelesen hat, wird, wenn er nicht einen äußerst tüchtigen und kräftigen Fond hat, nicht leicht mehr Interesse an einfachen Erzählungen und Gedichten haben. Phantasie und Geschmack wollen dann immer neue Reizmittel nehmen. Glücklicher Weise kam mir, nachdem ich mit Scott, Cooper und Bulwer ziemlich durch war, Eugène Sue in die Hände, und da hatte ich, Gott sei Dank, noch gesunden Sinn genug behalten, um einzusehen, wie dumm, lächerlich und unwahr seine Romane waren, und allmählich merkte ich dann auch, daß es mit allen Romanen, was ihr Wesen betrifft, denn doch nicht anders bestellt ist. Du glaubst nicht, wie erpicht Schüler auf Romane sind. Sie schleppen sie auf Spaziergängen mit, lesen sie unter den Schulbänken ꝛc. Ist ein Roman durchgepaukt, so entsteht eine solche Leere in dem Geiste, daß man nicht eher ruht, als bis man sich wieder durch die langweilige Einleitung eines anderen hindurchgearbeitet hat. Natürlich füllt der Roman so das Denken aus, daß man zu nichts anderem, am allerwenigsten zu Schularbeiten und Achtgeben Lust hat. — — — — Ihr habt dem Jungen jetzt den Cooper geschenkt. Weißt Du auch, ob er dabei stehen bleibt? Hat er den erst durch, so wird er zum W. Scott greifen; und spielt ihm der Zufall einmal den narrenhaften Sue oder den Dumas in die Hände, so wird er die auch lesen. Die Bibliotheken in unsern Häusern sind recht wenig nach Güte und Tiefe ausgewählt. Leih-

Digitized by Google

bibliotheken stehen Schülern und Dienstboten gewissenlos offen. Mancher, mancher Schüler kennt Georges Sand und Paul de Kock. Wie leicht kann es kommen, daß sie dem Jungen einmal von einem Mitschüler anempfohlen werden und er zugreift, wie bei einem anderen Romane: auch ohne sich anfänglich viel Böses dabei zu denken! Und wolltet Ihr den Jungen einmal einen Roman lesen lassen, so, meine ich, hättet Ihr besser gethan, einen eine Zeit lang zu entleihen. Was in aller Welt sollen denn später dem Jungen Romane unter seinen Büchern? Ich glaube, er hat so schon unter den Jugendschriften zu vieles, was etwas romanhaft und zu spannend für ihn geschrieben ist. Bedenkt, bei seiner jetzigen Krankheit, daß eine Ueberreizung der Phantasie auch auf die Nerven wirkt.

Entschuldige nur die lange Klugrederei. Aber man geht in unserer überbildeten Zeit, wie ich hundertfältig an mir selber sehe, so oft an solchen Verkehrtheiten vorüber, ohne sie sich etwas genauer zu besehen und im Entferntesten nur an ihre Wirkung zu denken; und die ganze Welt hält jetzt Romanlesen für etwas höchst Vernünftiges und Nützliches, gegen das nur Frömmler eifern können. Gerade der Frömmler hat am wenigsten Grund dazu: dem fallen die ehemaligen Romanleser leichter in die Hände als andere. Ich glaube, Ihr thut wahrhaftig besser, den Cooper einzuschließen. — — — —

Achtet um Gottes willen darauf, daß der Junge Briefe schreiben lernt. Ganz abgesehen davon, daß eine Unbehülflichkeit darin ganz schrecklich lästig und hinderlich ist, so ist Briefschreiben auch eine der besten Geistesübungen, die es giebt. Nur gebt dem Jungen auch gleich den richtigen Weg an. Er soll sich nicht hinsetzen und abmühen: „was schreibst Du jetzt?“ Er soll sich fragen: „was denkst Du jetzt“, und dies zu Papier

Digitized by Google

bringen. Das lehrt am ersten, natürlich und mühelos schreiben und ist eine ganz vorzügliche Schule, um sich über seine eigenen Gedanken klar zu werden und sich selbst kennen zu lernen".

Das Jahr 1859 bildet einen neuen Markstein in K.'s Leben. Der Krieg von 1859 hatte alle seine patriotischen Empfindungen wieder angeregt. Wie hatte er gehofft, daß wir Oesterreich zu Hülfe eilen würden! Er glaubte das „Wehen einer Reichsluft" in Deutschland zu verspüren. Aehnlich wie fünfzig Jahre früher Varnhagen von Ense faßte er den Entschluß, in den österreichischen Militärdienst zu treten.

K. wurde wie wir alle — enttäuscht. Aber der Impuls, den er erhalten hatte, blieb. Er empfand die Siege der Franzosen und Italiener als deutsche Niederlagen. Seine Hoffnungen verminderten sich dagegen um nichts. Das, was K. damals trieb, entstammte der gleichen Quelle, wie die im Jahre 1859 in Deutschland herrschende Strömung, führte aber zu entgegengesetzten Schlüssen und Resultaten.

Alle alten Ideen K.'s waren wieder wach geworden und der Wunsch, in dieser schweren Zeit etwas für das Vaterland zu thun oder doch sich dafür fähig zu machen, ward jetzt unbezwinglich. Da er nun im fünfunddreißigsten Jahre stand, so mußten die ehemaligen Pläne eingeschränkt werden. Es galt zunächst, sich selbst Klarheit über das, was er wollte, zu verschaffen. Auf dem Lande bei dem Bruder vermochte er sich diese Klarheit, vermochte er sich einen Abschluß seiner Ideen nicht zu erwerben. Dazu mußte er, da Berlin und die von diesem geistig beherrschten Gegenden sowohl als das Ausland für ihn ausgeschlossen waren, in — Süddeutschland leben, das ihm so zu sagen als das eigentliche Deutschland galt. Dazu bedurfte es aber auch eines Zurückziehens in die Einsamkeit, um dort zu dem zu kommen, wonach er sich so sehr sehnte: zur angestrengten geistigen Arbeit.

Ganz wie im Jahre 1851 verband sich dann die Auffassung von seiner Pflicht gegen das Corps mit dem Streben nach einer weiteren Ausbildung. Im Spätsommer 1859 wohnte

Digitized by Google

K. als Pathe der Taufe bei einem Freunde aus seiner letzten Heidelberger Zeit bei, der in dem benachbarten Neuvorpommern als Gutsbesitzer lebte. Eine kleine Vandalenversammlung in A. schloß sich daran. Unter den erschienenen jüngeren Vandalen befand sich Theodor von H., der im vorhergehenden Winter Senior des Corps gewesen war, den darauffolgenden wieder nach Heidelberg gehen wollte und sich den Klinggräff'schen Ideen dann mit besonderer Wärme und besonderem Verständniß hingegeben hat. Theodor von H. ist K. in den folgenden Jahren außerordentlich nahe getreten und das Werkzeug geworden, durch das er das, was er für das Corps noch weiter erstrebte, ins Werk setzte. Nach Heidelberg selbst durfte K. natürlich nicht, wenn er arbeiten wollte. Aber er konnte von jeder süddeutschen Stadt aus doch leichter auf sein Corps einwirken, als von Mecklenburg aus; und sein Weg führte ihn selbstverständlich über Alt-Heidelberg.

So zog der alte Student denn im Herbste 1859 zum dritten Male nach dem Süden. Auch der Gedanke an mich war bei ihm rege geworden. Er beabsichtigte, über Köln zu reisen und wünschte in der Stadt Hannover mit mir zusammen zu treffen. Ich lebte damals als hannöverscher Auditor in dem Oertchen W. unweit Harburg und stand völlig unter dem Banne des unglücklichen Krieges, in dem ich die Vernichtung meiner vaterländischen Hoffnungen, den mehr oder minder endgültigen Sieg der Idee des revolutionären Nationalstaates über das geschichtliche Europa und das alte Deutschland sehen zu müssen glaubte. Seit vier Jahren war ich ohne persönliche Verbindung mit K. gewesen. Man kann sich denken, wie erfreut ich war, als ich plötzlich einen Brief von ihm erhielt. Ich bat ihn, über W. selbst zu reisen. Und so erschien denn K. wirklich in W. und brachte einen Tag mit mir dort zu. Wir machten eine Tour nach den hamburgischen „Vierlanden", deren eigenartiger Charakter ihn außerordentlich ansprach. In den politischen Dingen bestand die Differenz einmal darin, daß er der Kreuzzeitungspartei weit gegnerischer als ich damals gegenüber stand. Wichtiger aber war es, daß K. noch hoffnungsselig war; und das ließ ich mir natürlich gern gefallen. Unsere Korrespondenz riß seitdem nicht wieder ab.

Digitized by Google

Ich forderte K. auf, auf meinem Gute in Eltville am Rhein vorzusprechen. Er reiste dann über Hannover nach Köln. Von da ging's nach Koblenz und von dort des Domes wegen nach Limburg an der Lahn.

Ueber E., Wiesbaden und Frankfurt gelangte K. dann nach Heidelberg. Ein von hier aus noch in November geschriebener Brief an die Schwestern berichtet über die Reise wie folgt:

(Heidelberg, November 1859.) „Ich war auf meiner Reise einen Tag in E. unweit Mainz und habe mir dort die Besitzung meines Freundes L. besehen und auch einmal eine Weinlese mitgemacht. Das ging noch Alles nach alter Sitte: voran eine Fahne, hinterher die Winzer und Winzerinnen in langem Zuge, ihre alten Winzerlieder singend, zum Schluß der Verwalter und ich höchst gravitätisch. Die Lese selbst freilich hatte ich mir anders vorgestellt. Es wurde fast Alles von der Erde gelesen. Trotz der Beschwerlichkeit aber hörte der Gesang nie lange Zeit auf; rasch wanderte eine Kiepe nach der anderen schwer gefüllt zu den Kübeln, in denen die Beeren zusammengetreten wurden und über denen die Fahne im Winde flog. Unter mir der mächtige, breite Rheinstrom mit ein paar herrlichen grünen Inseln, die schönen alten Thürme des Städtchens E., weit hinten der altehrwürdige Dom von Mainz, dann an der anderen Seite hinter den Rebenhügeln Berge mit tiefem Wald, über mir der blaue Himmel und um mich Jauchzen und Singen — kurz, ein Bild so hübsch, wie es eben wohl nur der Rhein bieten kann! Und doch auch noch etwas Volksthümlichkeit und althergebrachte Sitte, die ich dort kaum mehr vermuthet hätte! Ich habe natürlich auch Frau von L. einen Besuch gemacht: sie war leider nicht mehr in E., sondern für den Winter nach Wiesbaden übergesiedelt. Von Wiesbaden ging ich über Frankfurt hierher nach Heidelberg. Ihr erschreckt wohl, daß ich Euch wieder aus Heidelberg schreibe und

Digitized by Google

vollends, wenn ich hinzufüge, daß ich schon anderthalb Wochen hier bin und noch vier Tage hier bleibe. Indessen seid ganz ruhig: auch das Studentsein und Biertrinken hat einmal ein Ende, und bei mir hat's das schon lange. Diesmal habe ich hier fast immer zu Hause gesessen und gearbeitet. Ich hoffe, Ihr erschreckt nicht abermals und vermuthet nicht in mir einen heimlichen Litteraten oder Zeitungskorrespondenten. Nein, es handelt sich einfach um eine kleine, aber langwierige Arbeit meiner alten Studentenverbindung zu Nutz, die gerade ich noch am ersten zu Stande bringen kann und die ich längst versprochen. Ich kann sie gerade hier viel leichter erledigen, anderwärts würde sie mir entsetzlich viel Hin- und Herschreibereien machen. — Uebrigens glaubt auch nicht, daß ich mich deswegen wie ein alter griesgrämiger Staatshämorrhoidarius von Morgens früh bis Abends spät in mein ungemüthliches Wirthshauszimmer einsperre. So tugendsam bin ich nicht, daß ich mir nicht noch täglich einen kleinen Spaziergang gönnte, und Abends sitze ich — mit wenigen Ausnahmen — meine zwei Stunden auf der alten „Kneipe". Freilich komme ich mir entsetzlich alt vor unter all dem jungen, tollen Volke. Da sitze ich höchst ehrwürdig und altfränkisch bei meinem Schoppen Wein, eine alte Anstandsperson, und um mich trinkt das junge, sorgenlose Studentenblut Bier in Massen und freut sich ganz unbändig über all' das unsinnige Zeug, das sie dabei treiben. Wie schwer wird es einem, sich in die Zeiten zurückzuversetzen, wo man's ebenso getrieben hat. Und doch, wie freue ich mich dieselbe alte, tolle und doch so noble, frische und kräftige Studentenleben wiederzusehen, das, wo es nur einigermaßen tüchtig ist, nie zum Rohen führen kann und eine Schule für den Charakter ist, wie ich keine bessere weiß. Nebenbei freut es mich auch, daß — doch so

Digitized by Google

Manches hier aufgegangen und gediehen ist, was ich einstmals gesäet habe. So ist mein langes Hiersein doch nicht so ganz umsonst gewesen."

Vom 20. Dezember an finden wir K. in München. Warum er grade diesen Ort unter den Städten Süddeutschlands wählte? Möglich, daß ihn doch, ohne daß er sich dessen bewußt war, Riehl dorthin zog. Er hat ihn aber nicht kennen gelernt. In seinen Briefen motivirt er die Wahl von München, das ihm zu den entschieden unsympathischen Orten gehöre, lediglich damit, daß er in dem großen und ihm völlig fremden Orte eher zum Arbeiten zu kommen gehofft habe.

Er lebte dort allerdings sehr einsam. Ein Brief aus dieser Zeit zeigt, daß er anfangs auch nicht einmal die Sehenswürdigkeiten sich ansah. Er benutzte seine ganze Zeit, um seine Gedanken zu Papier zu bringen und sich dadurch zur Klarheit hindurch zu arbeiten. Nicht zwei Gedanken habe er, pflegte er später zu sagen, aussprechen können, ohne daß sich dieselben widersprochen hätten. Dafür habe er Abhülfe schaffen müssen. K. hat damals Stöße zusammengeschrieben. Manches bezog sich auch hier auf das Corps. Das weitaus Meiste diente aber doch zur Herausarbeitung seiner allgemeinen Ideen. Er entwarf in denselben ein Bild, wie er von seinem Standpunkte aus die Zukunft gestaltet wünschte.

Erst seit drei oder vier*) Jahren, schreibt er an den Bruder, hätten sich seine Auffassungen ziemlich in allen wichtigeren Dingen so festgestellt, daß sich dieselben im Wesentlichen nicht mehr ändern würden. Mit diesem Bewußtsein allein sei aber noch wenig gewonnen. Sein Denken sei nun einmal ein rein instinktives. Er werde sich nie eines Gedankenprozesses bewußt. In Folge dessen werde er sich aber auch nur schwer seiner Ansichten klar bewußt. Sie schwebten seiner Seele vor, ohne daß er sie scharf begrenzen

*) Dies würde das Jahr 1856 oder 57, also die Zeit nach seinem zweiten Fortgang von Heidelberg, sein.

Digitized by Google

könne. Die Folge davon sei natürlich, daß er sie nie einem anderem anschaulich zu machen vermöge. Er sage bei seinem Wunsche, gern freundlich und billig gegen jedermann zu sein auch gern überall „Ja“ und versäume deshalb leicht, die Gegensätze, die ihn von dem Anderen trennten, klar und scharf hervorzuheben. So könne es ihm leicht begegnen, daß er anscheinend mit dem Demokraten demokratisch, mit dem Lichtfreunde lichtfreundlich, mit dem Aristokraten aristokratisch und mit dem Orthodoxen orthodox sei. Auch hätte seine Ansicht in der That von jeder dieser Richtungen etwas. Schlimmer aber sei es, daß er nach so verschwommenen Ideen auch nicht handeln könne. Wenigstens habe er das Gefühl der Unsicherheit und in Folge dessen auch nicht die Courage, zu handeln. Er fürchte, in Widerspruch mit sich selbst zu geraten. Es dränge ihn deshalb schon seit Jahren, seine Gedanken einmal niederzuschreiben, da er ohne Anhaltspunkt von Schwarz auf Weiß zur Klarheit nicht zu kommen vermöge.

Auch aus praktischen Gründen sei dies unumgänglich nothwendig. Es sei ihm wie seinen Geschwistern eine sonderliche Art, zu denken, vom Vater angeerbt. Und da er so lange berufslos und wie er es nennen dürfe, allein gelebt, so sei sein Denken noch besonders eckig und eigenartig ausgebildet.

„Es ist mein Ziel, mir, soweit ich es überhaupt kann, klar zu machen: erstens, was in unseren augenblicklichen Verhältnissen und in den jetzt herrschenden Tendenzen falsch oder schlecht ist; zweitens, was man dagegen als letztes und idealstes Ziel erstreben müsse oder könne, und endlich drittens, was unter den gegebenen Verhältnissen, mit den gegebenen Mitteln und bei den gegenwärtig unser Volk leitenden Anschauungen der Wahrscheinlichkeit nach erreichbar sei, womit man sich also begnügen müsse, wenn Höheres sich nicht, oder nicht leicht durchführen läßt.“

Jene Tage in Heidelberg, wo K. mindestens sechs, aber meistens neun bis zehn Stunden gearbeitet hatte, waren in jeder Beziehung der Beginn der ernstesten Anstrengung. Kaum jedoch in München ange-

Digitized by Google

kommen, trat das alte Halsleiden wieder ein. Die Pferdekuren, die er sich in solchen Fällen selbst zu verordnen pflegte, schafften keine Abhülfe. Er saß drei Wochen lang den ganzen Tag mit „gewickeltem Halse“ am Schreibtisch. Zuletzt mußte er sich doch entschließen, wieder nach dem bekannten Gleisweiler zu gehen, wo er fünf Wochen zubrachte und sich einer lästigen Kur unterwarf. Dabei konnte natürlich nicht allzuviel aus dem Arbeiten werden. Dennoch setzte K. das Begonnene auch hier, so gut er es vermochte, fort. Auf der Rückreise nach München mußte er dann in Corpsangelegenheiten wieder vierzehn Tage in Heidelberg bleiben. Erst im Februar finden wir ihn in München und ernstlich an der Arbeit. Das durch Gewaltmittel erzwungene, aber consequent festgehaltene frühe Aufstehen kam ihm dabei sehr zu Statten, trug, wie er schreibt, das Meiste zur Durchführung seines Vorsatzes bei. Wie er sich selbst nach jeder Richtung in die Kur nahm, zeigt der für ihn körperlich sehr schwierige Versuch, sich — das Kaffeetrinken ganz abzugewöhnen.

In den Osterferien kam dann Theodor von H. wieder in Corpsangelegenheiten mit einem „Fuchs“ aus Heidelberg herüber. Die drei machten eine mehrtägige Wanderung in das „Gebirge“, in dem es noch halb winterlich aussah. K. pflegte zu erzählen, wie „der Fuchs“ auf den ersten Schnee, den sie sahen, erpicht gewesen, wie sie auf's Geratewohl darauf losmarschirt, dort oben aber tief in den Schnee eingebrochen seien. Solche Excursionen, mit körperlicher Anstrengung verbunden, gehörten zu K.'s Lebensbedürfnissen und durften schließlich hier ebensowenig vernachlässigt werden als — die alte Pinakothek und das Maximiliansmuseum. Diese beiden trugen wesentlich zu K.'s Ausbildung bei: er war für sie wahrhaft begeistert.

Ueber Nürnberg, wo wir ihn am 13. Juni finden, ging K. dann nach Kissingen, um dort mit seinen beiden jüngeren Schwestern, denen er bis Bamberg entgegenreiste, einige Wochen zuzubringen. Auch hier war er nicht müßig. Nachdem die Schwestern, welche all' die Gegenden, an denen K.'s Herz hing, nicht kannten, ihre Kur beendigt, machte er mit ihnen noch eine kleine Reise, zunächst der fränkischen Saale entlang. Dann aber mußte den

Digitized by Google

Schwestern Heidelberg gezeigt werden. Daran schloß sich eine Rhein- und Moselreise, die in dem ehrwürdigen Trier endigte. Mitte August trennte K. sich von seinen Schwestern. Er ging wieder nach München und von dort, um in der Nähe des „Gebirges" zu sein, nach Tegernsee. Ueber zwei Monate, bis tief in den Spätherbst hinein, ist er da geblieben. Ein Herr G., der sehr mit ihm sympathisirte, war so ziemlich sein einziger Umgang. Mit immer besserem Erfolge setzte er dabei das Arbeitsleben fort. Von sechs Uhr Morgens saß er in Tegernsee den ganzen Vormittag am Schreibtische. Als es Herr G. verlassen hatte, wurde auch des Abends ein paar Stunden gearbeitet. Erst Mitte November traf K. wieder in München ein. Dort gelang es ihm jetzt, das Ideal des Arbeitens, nach dem er strebte, zu erreichen. Der nunmehr im sechsundreißigsten Lebensjahre stehende Mann entwickelte eine Thätigkeit, wie dies sonst wohl nur im vier- oder fünfundzwanzigsten vorkommt. Oft genug geschah es, daß er Vormittags bis drei, bis vier oder gar bis fünf zu Hause blieb, darauf drei Stunden ausging und dann doch wieder bis ein Uhr Nachts an der Arbeit saß. Zu Mittag ißt er in einer Restauration, des Abends macht er sich zu Hause Thee oder läßt sich einen Semmel und ein Stück kaltes Fleisch holen und trinkt Wasser dazu. Ziemlich die einzige Erholung K.'s bestand jetzt darin, daß er etwa zweimal in der Woche in ein Theater oder Konzert ging, während er die alte Pinakothek und das Maximiliansmuseum nicht mehr besuchte, da sie nur des Vormittags geöffnet waren, wo er am besten arbeiten konnte. „Es hat mir allerdings keine geringe Ueberwindung gekostet", schreibt er. Nur äußerst selten machte er in zwei Häusern, die ihm jetzt offen standen, einen Besuch. Sonst kannte er nur noch einige Herren: namentlich ein paar Künstler, unter ihnen Moritz von Schwind, den Maler der Wartburg. Zu größeren Spaziergängen kam er im ganzen Winter etwa zwei bis drei Mal. Früher habe er geglaubt, sagt er, das Blut müsse ihm aus den Augen springen, wenn er nicht wenigstens einmal in der Woche die Siebenmeilenstiefel angezogen. Es scheine aber, daß die geistige Arbeit die körperliche Anstrengung ersetzen könne. Nur einmal machte er eine anderthalbwöchige Reise nach Augsburg und Ulm

Digitized by Google

und dann im Mai eine sehr instruktive Wanderung mit Herrn von Hefner-Alteneck, dem bekannten Herausgeber der „Trachten des christlichen Mittelalters“.

Eins hat K. in jenen langen Monaten ohne Zweifel gelernt: die andauernde Thätigkeit mit der Feder. Es beginnt für ihn jetzt ein emsiges Arbeitsleben. Schreibend und allerdings auch zeichnend hat er fortan doch die meiste Zeit seines Lebens am Schreibtische zugebracht; und was das für die Ausbildung seiner Ideen zu bedeuten hatte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Er lernte, wie er sagte, immer mehr sein Denken fest und unausgesetzt auf einen Punkt zu richten. Letzteres bedeute bei ihm arbeiten, setzte er hinzu. Dies Arbeitenlernen, das sei der andere Grund, der ihn seit Jahren gedrängt, sich einmal in einen wenigstens für ihn stillen Ort zu verbannen.

„Daß das Arbeitenlernen ein Ziel ist, das ich unbedingt erreichen muß, das brauche ich nicht erst zu sagen. Und daß das immerhin keine leichte Aufgabe ist, nachdem ich seit meiner Universitätszeit brach gelegen habe, daß ich dazu alle Kraft zusammennehmen und mir durch die äußeren Umstände dies Vorhaben so sehr als irgend möglich erleichtern muß, das muß mir gewiß zugegeben werden. Ich durfte damit nicht scheitern. — — — — —

Nun kann ich wohl sagen: ich habe an meinem Vorsatze, seit ich im Herbst 1859 nach München kam, mit redlichem und standhaftem Willen festgehalten. Wahrhaftig, ich glaube, es wäre an meiner Stelle mancher verzweifelt und hätte alles bei Seite geworfen. Aber Gott sei Dank: ich habe den Muth nicht einen Augenblick verloren, auch in den trübsten Stimmungen nicht. Und so kann ich denn auch Fortschritte sehen. Nehme ich einzelne, trübere und trägere Stimmungen aus, die allerdings bei mir oft ein paar Wochen lang anhalten, die zum Theile vom Körper herrühren, und die ich wohl auch bei größerer Energie nicht ganz überwinden könnte, nehme ich solche Zeiten aus, so ist es noch Schritt

Digitized by Google

für Schritt weitergegangen. Auch die Fähigkeit, meine Gedanken mir klar zu machen, fängt, wie mich dünkt, allmählich an, mir ein wenig leichter zu werden, wenn ich eben nicht gerade mit meinem Körper in Unordnung und deshalb auch geistig nicht vollkommen frei bin. Also, ist es auch nur wenig vorangegangen, so ist es doch stetig besser geworden, und das ist immer schon ein Resultat und läßt mich hoffen, daß es auch ferner noch vorwärts mit mir gehen wird; gerade weil die zu überwindenden Schwierigkeiten so große waren."

Er hatte in seiner Einsamkeit oft sehr trübe Stimmungen. Der Brief an mich, aus dem im Vorwort der entscheidende Passus mitgetheilt wurde, zeigt, wie er in solchen Augenblicken an seinen Tod dachte. Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß er in gewissem Sinne schon seit jener Zeit auf denselben vorbereitet und jeden Augenblick bereit war zu folgen, wenn Gott ihn abriefe.

Aber zufrieden mit den positiven Resultaten seines Arbeitens war K. in den Jahren 1860 und 1861 allerdings bei Weitem nicht. Sowohl qualitativ als selbst quantitativ genügte ihm das, was er zu Stande gebracht hatte, in keiner Weise und er vergaß in letzterer Beziehung die Stöße von Papieren, die er zum Leidwesen der Schwestern in Kissingen verbrannt hatte.

„Wäre ich überhaupt zum Verzweifeln geneigt", schreibt er, „schützte mich dagegen nicht das unverwüstliche Hoffen, das uns Klinggräff'schen Geschwistern angeborene Trägheits- oder Beharrungsvermögen, das eben auch seine guten Seiten hat, so hätte ich wahrhaftig reichlichen Grund, verzweifelnd alles bei Seite zu werfen, und statt mich resultatlos zu mühen, mich lieber zu fragen: „wie richtest Du Dir Dein Leben zu anständiger Behaglichkeit ein?" Die Antwort wäre dann nicht zweifelhaft: „geh auf Dein Gut und suche alle Jahre eine Reise von ein oder zwei Monaten zu Kunst- und Naturgenuß zu machen." Aber auch nicht einen Augenblick ist mir ein solcher Gedanke im Ernste gekommen. Im Gegentheil, ich habe mich an den schwachen Resultaten gefreut, wirklich ge-

Digitized by Google

freut, wie ein Junge, der mensa glücklich überwunden hat. Ist in der Produktivität meines Arbeitens auch nur ein ganz winziger Fortschritt zu sehen, so ist es doch auch hier immer ein Fortschritt und ein stätiger gewesen. Und eins habe ich jedenfalls gelernt, nämlich mich dauernd abzumühen. Und das ist auch etwas. So lächerlich es klingt, diese beiden höchst bescheidenen Resultate entschädigen mich wirklich für den allerdings ziemlich kläglichen Lebenswandel, den ich hier führe."

Man fühlt sich aufgefordert zu einem Urtheil darüber, ob K. jetzt auf dem rechten Wege war, oder ob er Dingen nachjagte, die über seine Kräfte hinausgingen, oder die ihm doch bereits unmöglich geworden waren. Nun ist es ja klar, daß es für K.'s geistige Ausbildung besser gewesen wäre, wenn er in den Jahren, die er bei dem Bruder zubrachte, sich eine Zeit lang einer tüchtigen Arbeit hingegeben hätte, die ja nicht die Jurisprudenz zu sein brauchte. K. würde dabei auch größere Vorkenntnisse gesammelt haben; und es ist gewiß in hohem Grade zu bedauern, daß die verschiedenen Anläufe, die er zu einem Studium genommen, nach seinem eigenen Ausspruche in jenen Jahren „gescheitert" waren, d. h. daß sie zu keiner andauernden Arbeit geführt hatten. Aber zu spät war es nach meiner Ueberzeugung für eine patriotische Thätigkeit K.'s im größeren Maßstabe noch keineswegs. Der erste Schritt auf einer schriftstellerischen Laufbahn ist immer schwer. Den stillen, ländlichen Kreisen, in denen K. daheim wurzelte, lag der Gedanke daran damals noch sehr fern. Er hätte aber, wie ich meine, dem inneren Drange, der ihn trieb, rückhaltlos folgen sollen. Im Grunde drängte ihn Alles zu einer Veröffentlichung der Gedanken, die ihn beseelten; und das würde ihn weiter geführt haben. Daß seine ersten Aufsätze und Briefe in Beziehung auf die Form gar manches zu wünschen übrig lassen, ist gewiß nicht zu bestreiten. Zahlreiche Abschweifungen und Wiederholungen haben von mir gestrichen werden müssen. Häufig steht andererseits das Beste gerade in den Abschweifungen und Anmerkungen. Der Periodenbau ist meist zu lang und schwerfällig. Man sieht, wie der Schreiber darnach ringt,

Digitized by Google

dem, was ihm vor der Seele steht, einen Ausdruck zu geben. Manches ist nicht völlig klar herausgearbeitet. Die Ausdrücke sind noch häufig zu burschikos und die Urtheile trotz der K. in so hohem Grade auszeichnenden Gerechtigkeitsliebe zu schroff. Die meisten dieser Mängel haben sich mit den Jahren verloren, oder doch sehr vermindert. Die des Autodidakten sind auch später meist unverkennbar, vor Allem die Pläne häufig zu weitgehend und zu radikal. Oft wird man auch bei aller Anerkennung des Kerns der entwickelten Ideen geneigt sein zu urtheilen, daß K. sich nicht zu so weitgehenden Plänen verstiegen haben würde, wenn er jemals als Mann im praktischen Leben gestanden hätte.

Dennoch glaube ich, daß K. vollkommen berechtigt war, als sozialpolitischer und selbst als kunsthistorischer Schriftsteller im populären Sinne Riehl's vor die Oeffentlichkeit zu treten, daß es ihm nur an dem nöthigen Selbstvertrauen hierzu gefehlt, daß sich eine zu große Bescheidenheit und der sich daraus ergebende Zweifel an sich selbst wie ein Mehltau auf seine Entwürfe gelegt hat. Nicht der Form, aber dem inhaltlichen Kerne nach ist das, was er in seinen Lehr- und Wanderjahren geschrieben, grade das Beste, wie er dies auch selbst sehr wohl fühlte. Aber er bebte vor einer Veröffentlichung innerlich zurück. Die trüben Stimmungen, in die er immer wieder verfiel, waren, abgesehen von seinem körperlichen Befinden, das Produkt dieses Zweifels. Gewiß war die Zeit, was er auch sagen mochte, nicht gerade angethan, um den Schwung seines Geistes zu beflügeln. Hätte aber K. das Ziel einer Veröffentlichung mit größerer Entschiedenheit ins Auge gefaßt, so würde er dasselbe nach meiner Ueberzeugung erreicht haben; und auch die Mängel seiner Schreib- und Produktionsweise würden dann der Hauptsache nach vollends geschwunden, die barocken und extremen Seiten der Sturm- und Drangperiode des Autodidakten so weit als nöthig gemäßigt worden sein. Nur zwei Bedenken konnten, wie ich glaube, bei der Absicht einer Veröffentlichung in Frage kommen. Besaß K. die nöthige Arbeitskraft und besaß er die nöthigen Kenntnisse für die Thätigkeit als sozialpolitischer und kunsthistorischer Schriftsteller? Die erste Frage mußte man, nach den Worten des bescheidenen und sich selbst nur zu sehr kritisirenden Mannes zu urtheilen, jetzt

Digitized by Google

bejahen. Es kam ihm in dieser Hinsicht wesentlich zu Statten, daß er in seiner früheren Jugend, bis er die Realschule verließ, sich als Schüler sehr hervorgethan und zu arbeiten verstanden hatte. Was K. in Beziehung auf das Arbeiten noch fehlte, würde er sich erworben haben. Und was die zweite Frage betrifft, so kann ich wenigstens versichern, daß K., als ich ihm im Herbst 1862 näher trat, die Kenntnisse für eine solche schriftstellerische Thätigkeit in vollem Maße besaß. Ich bin auch später manches Mal erstaunt gewesen, wie viel er wußte, und habe es oft nicht begriffen, woher ihm das Alles angeflogen war. Namentlich seine kunsthistorischen Kenntnisse waren nicht unbedeutend. Den, der sich etwa wundern möchte, daß K. die studentischen Interessen scheinbar so unvermittelt mit den Kunstinteressen vertauschte, verweise ich zunächst auf den Einfluß, den die Dresdener Bildergallerie auf seine Schülerjahre ausgeübt, dann aber auch auf die Bedeutung, die Lewes dem frischen empfänglichen Studentenpublikum für die Aufführungen auf dem Weimarischen Theater Göthes beilegt. Der alte Student K. konnte gewiß eine ähnliche Berechtigung für sein intuitives Kunsturtheil in Anspruch nehmen, wie Lewes es doch immerhin jenen Jenaischen Studenten zuweist. Niemand wäre besser als K. der Mann gewesen, durch eine populäre Darstellung seine Zeit für alte, deutsche Kunst und Anschauungsweise zu erwärmen: ich denke dabei zunächst z. B. an Arbeiten wie die, welche Riehl in seinen „musikalischen Charakterköpfen“ geliefert hat, aber auch an — „Rembrandt als Erzieher.“ Warum hätte K. nicht einen ähnlichen Effect erzielen können? War doch zunächst Alles bei ihm auf die Jugend, auf die deutsche Jugend berechnet. Lag doch in dem, was er schrieb, so zu sagen eine Fortsetzung dessen, was er in Heidelberg gethan. So langsam K.'s Denken oft war, so rasch und intensiv arbeitete er, wo es auf ein Studium von Kunstgegenständen ankam. Alles beruhte bei ihm eben auf Intuition. Die Mängel, die daraus überhaupt und für das Arbeiten insbesondere entspringen müssen, brauchen nicht auseinandergesetzt zu werden. Aber sie werden durch die Vorzüge doch weit, weit überwogen. Die folgenden Briefe geben ein Bild von K.'s Leben und Sein in dieser Periode.

Digitized by Google

(An den Bruder. Den 20. Januar 1860.) „Ob es die Folge davon ist, daß ich allmählich etwas klarer über mich selber werde, oder ob das Verhältniß ein umgekehrtes war — ich weiß es wahrhaftig nicht zu entscheiden. Aber mein Denken und Wünschen richtete sich jedenfalls von Jahr zu Jahr immer bewußter und entschiedener auf das eine Ziel: auf das Vaterland. Wenn ich jetzt für unsere Familie wünsche und hoffe, so denke ich auch dabei, wie sie dem Vaterlande nützen soll, und wär's auch an dem bescheidensten Platze. In solche Ideen reihe ich Euch alle, mich selbst, meine Freunde, Jeden, an dem ich Theil nehme, ein."

(An den Bruder. Den 5. Mai 1860.) „Du meinst vielleicht, daß die Eitelkeit mich treibe. Seit Jahren habe ich mich aber redlich bestrebt, all dergleichen aus meinem Denken auszurotten. Und da ich nicht glaube, daß Gott einem bei wirklich gutem Willen gar nichts von dem Erstrebten gelingen lassen wird, so glaube ich allerdings, daß ich nicht ganz an der gewöhnlichen landläufigen Eitelkeit laborire. Gewiß wäre es verkehrt und vermessen, wenn ich glauben wollte, daß mir nicht unbewußt Eitelkeit in der Seele stecke. Bewußt aber allerdings bin ich mir bei dem, was mich hierher nach München geführt hat, keiner eitlen oder ehrgeizigen Motive. Nach meinem besten Wissen liegt meinen Absichten nur der sehnliche Wunsch zu Grunde, daß dem Vaterlande irgend wie und durch irgend wen zum Besseren geholfen werde, und das Gefühl der Pflicht, meinerseits dazu so viel zu thun, als irgend in meinen Kräften steht.

Auch der unbedeutendste Mensch muß ja einsehen, daß es unglücklich in unserem Vaterlande hergeht, und daß uns große Krisen in allernächster Zeit bevorstehen. Da drängt sich einem Jeden und auch dem Unberufensten eine Ansicht auf. Man stellt bei sich zunächst fest, was nach unserer Ueberzeugung falsch sei. Jeder wird sich dann aber auch unwill-

Digitized by Google

kürlich eine Meinung darüber bilden, was geschehen müßte, damit es besser werde. So lange sich ihm nun nicht die Ueberzeugung aufgedrängt hat, daß seine Ansichten hierüber falsche, oder daß er für einen weiteren Berufskreis überhaupt unbefähigt sei, so lange muß Jeder, der sein Vaterland aufrichtig liebt, die Pflicht fühlen, an seinem bescheidenen Theile zu geben, was er hat, mag ihm selbst auch die Wahrscheinlichkeit, daß es etwas nützen werde, als eine noch so geringe erscheinen. — — — — — Kurz! ich habe mir einmal meine Ideen gebildet, und ich muß damit zu nützen suchen, so viel ich vermag. Ich muß auch streben, sie in einem so weiten Kreise, als mir irgend möglich erscheint, nutzbar zu machen; so lange ich nicht den Beweis erhalte, daß meine Ideen verkehrt sind, oder daß *ich* für einen weiteren Berufskreis unbefähigt bin. Das glaube ich am besten dadurch thun zu können, daß ich mir meine Ansichten einmal zusammenstelle. Ein wenig werde ich ja dann schon selbst das Resultat beurtheilen können. Du aber und mir Näherstehende unter meinen begabteren Universitätsfreunden werden mir am besten zu sagen vermögen, ob etwas Vernünftiges dran ist oder nicht. Anzunehmen ist ja allerdings, daß es sich mir dann als klare und deutliche Ueberzeugung aufdrängen wird, daß es verkehrt von mir wäre, an Weiteres zu denken und daß mein Beruf allein in meinem Gute liegt. *Erst mit einer solchen Ueberzeugung werde ich zur Ruhe kommen, aber auch dann mit Freuden an meinen nächstliegenden Beruf gehen.* Doch will ich es Dir, obgleich es mir schwer ankommt, nicht verschweigen, Bruder, daß ich die stille Hoffnung — genährt habe, das, was ich niederschrieb, werde an die Oeffentlichkeit gelangen, um dadurch nützen zu können. Das brauche ich Dir wohl nicht erst zu versichern, daß ich mir keinerlei Illusion über mein Talent zur Schriftstellerei mache. — — — — Aber es ist mir ge-

Digitized by Google

lungen, manchem von meinen begabteren Universitätsbekannten und selbst manchem bedeutenderen Mann, mit dem mich sonst einmal der Zufall zusammengeführt hat, einzelne meiner Ideen, auf die wir gerade kamen, klar zu machen. Und ich habe mich dann gewundert, wie Manches darunter, das den jetzt herrschenden Meinungen gegenüber entsetzlich paradox ist doch allmählich von solchen angenommen wurde, nachdem wir's bei längerem Besprechen von den Mängeln meiner Productionsweise gesäubert hatten. — — — — —

Kann ich meine Gedanken selbst nicht veröffentlichen, so wäre es doch auch immerhin möglich, daß irgend ein Berufener, irgend einer von meinen Bekannten vielleicht einmal Anregung in ihnen finden und sie nützlich verwerthen könnte. Zusammenstellen aber muß ich sie auch aus diesem Grunde jedenfalls einmal, da sie nach meiner Ueberzeugung eben nur als Ganzes verständlich sind."

(An die älteste Schwester. München, den 20. Dezember 1860.)

„Wollte Gott, ich könnte bei Dir sein, und so recht in Gemüthlichkeit, recht in alter Schollendorfer Weise das Christfest mit Euch feiern! Ich bin schon ein alter Kerl, aber die wenigen Male, die ich den Weihnachtsabend allein zugebracht habe, ist mir in innerster Seele bange gewesen wie einem Kinde. Nun, ich will mich recht hübsch einsam und ernst in meine Stube setzen und die schönen alten Zeiten an meiner Seele vorübergehen lassen. Ja, die alten Zeiten mit ihren lichten, heimathseligen Erinnerungen! Die sollen mir wie die Lichter eines Weihnachtsbaumes glänzen fern her aus meiner Jugendzeit; sie sollen mir alle die Lieben um mich versammeln, die sonst um den Christbaum in der Schollendorfer Wohnstube standen. Klingt dann auch manche Saite des Herzens recht wehmüthig an, so bin ich doch nicht mehr einsam. Ja, wer so fliegen könnte: nur am Weihnachtsabend, nur auf ein Viertelstündchen zu Jedem von Euch!

Digitized by Google

Doch die Gedanken fliegen ja und in Gedanken sind wir vereint und an dem Abende inniger noch als sonst. Er ruft die gleichen, treugepflegten Erinnerungen in uns wach an Schollendorf und alle die Liebe und den tiefen Frieden, die in dem Hause walteten und die sich gerade im Weihnachtsfeste recht hell abspiegelten; an unseren traulichen Familienkreis, an unsere verklärten Lieben, — unsere selige Mutter. — Wie ich jetzt an den Brief ging, da trat mir das schöne, edle Bild einmal wieder recht lebhaft vor die Seele. Eine unbeschreibliche Liebe und Güte sprach doch aus ihrem Auge, aus ihren Zügen, aus ihrem ganzen Wesen! Merkwürdig: die Mutter sprach wenig über Pflichten und doch hätte alle Beredsamkeit der Welt nicht besser wahre Liebe und alles Gute lehren können, als sie es that. Es war eben Alles an ihr, alles Denken, Sprechen und Handeln selbst im alltäglichsten Leben, ich möchte sagen, jede Miene die reine, edle Herzensgüte, tiefwahre, selbstlose Liebe zu Gott, zu uns Kindern, zu allen guten Menschen. — Mir ist es jetzt noch oft als zitterte der eigenthümliche Ton ihrer Stimme mir durch die Seele, wenn sie von Theilnahme oder Mitleid bewegt war. — Wahrhaftig, können wir es Gott wohl je genug danken, daß er uns eine solche Mutter gab? Von ihr ging der tiefe Frieden aus, der über unserem Schollendorfer Hause lag. — Ja, ich kann mir's wohl denken, Schwester, wie Du unter Deinen beiden Bäumen im Garten Dich unter die Schollendorfer Linden in Deine Jugendträume zurückversetzt. Das Träumen ist uns Allen vom Vater angeerbt. Aber wäre dies auch nicht der Fall, wer hätte in Schollendorf nicht träumen wollen? Das alte Haus mit der großen, heimlichen Wohnstube, in der Winters am Kamin Geschichten erzählt wurden, wohl gar von dem Ritter drunten im verschütteten Keller, der Wall, die beiden herrlichen Linden, die Rüstern, drüben die alte Holzkirche unter den hohen hundertjährigen Bäumen,

Digitized by Google

der weite Wald, der rings das Dorf so heimlich abschloß: das Alles mußte wohl auf die Phantasie des jungen Gemüthes wirken. Gute und edle Menschen lenkten es frühzeitig auf alles Gute und Schöne, lehrten es Edles und Höheres erstreben. Wenn dann der Frühling kam mit dem wunderbaren Sehnen, das er im Herzen weckt, oder an Sommerabenden der Lindenduft die Brust schwellte und die Seele so eigenthümlich erregte, was Wunder, daß dann die jugendliche Phantasie die Flügel rührt und fortzieht in das Land der Träume, sich luftige Schlösser baut, aus allem Edlen und Schönen, das sie denken kann und alle Lieben, sich selbst und die ganze Welt in ihre Ideale verwebt? — Ja, das liebe, alte Schollendorf, wie oft führen mich meine Gedanken wieder hin! Wenn wir des Abends unter den Linden saßen — der Hirt trieb ein — dann gingen die Abendglocken friedlich und feierlich: das ist wohl ein Bild schöner vergangener Tage. Und die guten Schollendorfer Leute wollen wir doch auch nicht vergessen. Unsere liebe, alte Hoffmann: Gott habe sie selig und lohne ihr alle Treue! — — — —

Du glaubst nicht, Schwester, wie wohl es mir ist, wenn Du so aus vollem Herzen mit mir plauderst. Ich gehe dann mit Dir in Deinen Garten und freue mich über Deine Blumen und Anlagen, oder hinaus in's Feld, und wir bewundern zusammen die Natur, die in Wald und Wiese, in Wolken und Regen, in Sonnenschein und Abendroth immer neu und immer schön ist. Dann erzählst Du mir von vergangenen Zeiten, von Schollendorf, von Deinen Lieben, von dem Jungen und von Allem, was Deine Seele bewegt. Wollte nur Gott, daß ich bald auch einmal in Wirklichkeit und nicht blos in Gedanken mit Dir spazieren könnte! Wie hast Du uns auf unserer hübschen Reise von Kissingen aus gefehlt, und wie haben wir täglich an Dich gedacht und Dich bei jeder schönen Aussicht zu uns gewünscht! Könnte ich

Digitized by Google

nur mit Dir einmal so reisen! Wer weiß, ob sich's nicht noch einmal macht? Was würdest Du für eine Freude an unseren süddeutschen, prachtvollen Strömen haben! Es ist, als ob ein ganz anderer Hauch über der Gegend läge. Ich bilde mir immer ein, die Luft ist klarer und glänzender als bei uns. Denke Dir einen breiten mächtigen Strom. Erst gehts an Hügelland vorüber, mit einem bunten Wechsel von alterthümlichen Städten und reichen großen Dörfern, zwischen Feldern zerstreut, die Du für Gärten halten würdest, — so sind sie durch und durch mit Obstbäumen bepflanzt. Darüber dann weiter in's Land hinein alle Hügel mit Weinbergen bedeckt, zwischen denen bald einmal ein stattliches Schloß, bald ein Kapellchen, bald der Kirchthurm eines versteckten Dorfes hervorsieht! Endlich im Hintergrunde in einem weiten Kreise hohe, dichtbewaldete Berge, die das ganze Bild abschließen! Allmählich werden die Hügel immer höher, die Weinberge treten näher an den Strom. Endlich kommen die Berge von beiden Seiten so nahe zusammen, daß der Fluß versperrt scheint. Und nun mit einem Male nimmt der Strom einen ganz anderen Charakter an; das freundliche, lachende Hügelland bleibt zurück, alles wird düster, ernst und groß. Steile, oft fast senkrechte Felsmassen treten bis hart an den Fluß und scheinen kaum Platz für eine Straße zu lassen. Alte, zerfallene Burgen sehen tief herab in das Wasser. Hin und wieder lassen einmal die Berge ein wenig Raum für ein Dörfchen, das sich dann unter Nuß- und Obstbäumen ganz versteckt, oder für ein kleines alterthümliches Städtchen, gewöhnlich mit ein paar alten, schönen Kirchen. Das und der Weinbau, der sich an den steilen Felsen hinaufzieht, nehmen dem Strom ein wenig von dem düsteren Ernste, den er nun beibehält. Und doch bietet er Wechsel genug. Bald steht einmal am Ufer eine schwarze, breite Mauermasse oder ein halbzerstörter Thurm; erst wenn man näher

Digitized by Google

kommt, sieht man, daß in die schwarzen, epheuumzogenen Maueröffnungen freundliche Zimmer eingebaut sind; dann kommt einmal eine Insel mit einem einsamen, Thurme, andere mit einem wunderlichen, alten Schlosse; über einem Städtchen sieht eine verfallene Kirche mit ihren gothischen Bogenfenstern in den Strom herab. Burgen auf Burgen folgen sich, malerisch in ihren Trümmern, bald an die Felsen angeklebt, bald aus Weinbergen oder grünem Walde hervorsehend; andere neu gebaut stechen merkwürdig gegen ihre zerfallenen Schwestern ab. So treibt das Schiff immer weiter, an einer großen Stadt vorbei mit vielen Thürmen und Kirchen. Darüber zu beiden Seiten gewaltige Festungswerke. Dann kommt ein weiterer Thalkessel, noch einer, endlich erhebt sich das Ufer noch einmal zu aller Pracht. In einem weiten Kranze treten die stolzesten Berge, die der Strom hat, an ihn heran mit Wald bedeckt. Zwei zerfallene Schlösser liegen hoch oben einander gegenüber; aus dem Flusse aber zwischen ihnen erhebt sich eine kleine friedliche Insel mit einem Kloster. Rasch geht das Schiff zwischen den Bergen hindurch, es folgt noch eine kurze Strecke Hügelland, dann tritt der Fluß hinaus in die weite Ebene. Da hast Du ein flüchtiges Bild des — Rheins." — — —

Im Sommer 1861 reiste K. zu einer seiner Schwestern nach Schlesien und von hier trotz eines Unwohlseins über Dresden nach Heidelberg zu dem großen „Commers", den sein Corps zum ersten Mal wieder nach dem Jahre 1855 feierte.

Noch im September ging er dann, da seine Gesundheit wieder nicht die beste war, nach Marienbad. Die großen böhmischen Wälder, von denen Adalbert Stifter eine so herrliche Schilderung giebt, erfüllten K. mit Entzücken: er schwelgte wahrhaft in den großen Exkursionen, die er dort machte. Besonders gern pflegte er später von einem seiner Spaziergänge zu erzählen, bei dem er sich verirrt hatte und in tiefer Nacht zurückgekommen war.

Digitized by Google

(An die Schwestern. Marienbad, den 8. September 1861.) „Es ist hier schon sehr leer und Alles reist ab, so daß der erste Eindruck, den mir vorgestern, als ich ankam, Marienbad machte, kein sehr erfreulicher war, so prachtvoll auch die Lage in Mitten von mit Tannen bewachsenen Bergen ist. Ich war etwas mißgestimmt und kann nicht leugnen, daß ich es dem Doctor sehr nahe legte, mich jetzt der vorgerückten Jahreszeit wegen nach Hause zu schicken und mir dagegen eine Kur im Mai zu verordnen. Allein er meinte, der September sei hier noch sehr gut zur Kur; und träte ja wochenlanges Regenwetter ein, so schade ein Abbrechen oder Abkürzen der Kur auch noch nicht."

(An dieselben. Marienbad, den 23. October 1861.) „Ich habe nun das Wetter auch reichlich benutzt und, da wir in den letzten vierzehn Tagen den herrlichsten Mondschein hatten, auch den Abend zu meinem Spaziergange verwendet. Wer Marienbad und seine Wälder nicht im Mondschein gesehen hat, der kennt sie nicht. Was ist das für eine Pracht, was ist es herrlich still, was für herrliche Contraste bilden die himmelhohen, schwarzen Fichten mit dem milden Mondlichte, das hier und dort durch die lang niederhängenden Aeste bricht: — man kann sich kaum was Feierlicheres, die Phantasie Erregenderes denken. Leider hat's nun mit dem lieben Mondschein ein Ende. Der Mond steht erst auf, wenn ich schon schlafen muß."

(An dieselben. Marienbad, den 24. October 1861.) „Da das Wetter so prachtvoll als nur möglich ist, so habe ich hier ausgehalten, bis ich nun endlich der vorletzte Kurgast geworden bin. Uebrigens habe ich der Kur wegen so sehr nicht bedauert, hier seit vierzehn Tagen ganz allein zu sein. Ein armer Harzer Pastor G., der zehn Wochen hier war und nicht mit einem Fuße ins Freie gekommen ist, sondern aus dem Postwagen in seine Wohnung getragen wurde, und am

Digitized by Google

vorigen Sonnabend zum ersten Male seine Stube verlassen hat, um grade in seinen Abreise-Wagen zu steigen, und ein Stettiner Kaufmann sind hier außer mir seit über anderthalb Wochen die einzigen Ueberbleibsel des geräuschvollen Badelebens. Den guten Pastor habe ich täglich ein paar Stunden besucht. — — —

Wie prachtvoll es hier aber ist, das, Schwestern, kann ich Euch gar nicht beschreiben. Die kleine Stadt selbst, sehr freundlich gebaut im Kreise um einen parkartig bepflanzten großen Wiesenhang, ist eng von schönem, dunkeln Tannen- und Fichtenwalde eingeschlossen, durch den wirklich äußerst geschmackvoll angelegte Wege führen und hin und wieder eine freie Aussicht auf die blauen Berge des Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes lassen. Nach der einen Seite aber — nach der Gegend des Schlosses Königswart zu — dehnt sich der Wald drei Meilen weit und über eine Meile breit auf einem langen, weiten Bergrücken aus. Was ist das für ein Wald! Das Herz geht einem auf, wenn man unter den dunkeln Stämmen, die nur hin und wieder durch Niederholz, mit gelbem Gras überwachsen, — und die nur durch sumpfige und buschige Wiesen zuweilen unterbrochen werden, so stundenlang hinwandern kann, ohne ein Ende und ohne Felder zu sehen, die nun einmal nicht so schön sein können, als der Wald, in dem menschliches Hantiren sich noch nicht so ungefällig geltend macht. Unendlich still und feierlich ist's da oben, nie aber so schön als in der Mondscheinnacht. Ich bin jetzt, wo wir so klare Herbstabende hatten, fast jeden Tag noch lange im Mondschein in dem einsamen Walde herumgelaufen. Es kann das förmlich zur Passion werden. Ich werde diese Wanderungen nie vergessen. Es sind unbeschreibliche Eindrücke: der dunkle Wald, in dem man kaum die hohen Stämme erkennt, dann plötzlich durch die gelbgrün umsäumten Tannenwipfel ein milder Mondblick, der hier ein

Digitized by Google

paar Stämme, dort Moos, dort Steine mit seinem geisterhaften Scheine beleuchtet." — — — —

K.'s Absicht war jetzt, nach Nürnberg zu gehen, um sich dort einem eingehenderen Studium des germanischen Museums zu widmen. Da er nach der vielen Bewegung, die er in Marienbad gehabt, sich doch nicht gleich in Nürnberg festsetzen mochte, wo er zu viele Bekannte habe, um nachkurgemäß zu leben, so wollte er vorher noch acht bis vierzehn Tage „fußwandern". Regensburg wo er am 27. oder 28. einzutreffen dachte, sollte der Mittelpunkt für seine Wanderungen werden. Er wollte entweder im bayerischen Walde oder in der Gegend der Donau zwischen Regensburg und Linz herumstreifen. Die Wanderungen wurden im Wesentlichen, so wie sie beabsichtigt waren, ausgeführt. Anfangs November finden wir K. in Regensburg, wo er natürlich im Gasthause „zum goldenen Kreuz", der Herberge Kaiser Karls V., wohnt. Er erwartete Theodor von H., scheint aber nicht, wenigstens nicht mehr in Regensburg, mit ihm zusammengetroffen zu sein.

Am 21. November ist K. in Nürnberg. Er lebte dort ausschließlich in dem Kreise, dem die Leiter des germanischen Museums angehörten. Namentlich von dem durch seine Werke über das Patriziat und die Reichsritterschaft bekannten Roth von Schreckenstein fühlte er sich angezogen, der damals in Nürnberg wohnte und der Direction des germanischen Museums angehörte. Außer diesem wäre ein schon damals bejahrter Herr von Bibra zu nennen, der große Reisen durch Südamerika gemacht hatte und im Zusammenhange damit auch schriftstellerisch thätig gewesen war, jetzt aber der Geschichte und der altdeutschen Kunst lebte. Seine Wohnung in dem alten Nürnberger Hause hatte er im Style des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts eingerichtet. Auch Herrn von Aufseß, den eigentlichen Gründer des germanischen Museums, lernte K. in diesem Kreise kennen. Ein eigenthümlich frisches Leben herrschte darin: voll süddeutschen Humors und süddeutscher Gemüthlichkeit, und durchgeistigt von der Liebe für unsere Geschichte.

Man kann sich denken, wie wohl sich K. fühlte, und welch eine Anregung zum Schaffen er empfing. Er ist zeitlebens mit

Digitized by Google

dem germanischen Museum in Verbindung geblieben, das er schon wegen seiner von dem Staate unabhängigen Entstehungsart liebte, und in dem er einen nationalen Mittelpunkt sah.

Seine Kunststudien brachte K. in Nürnberg zu einem gewissen Abschluß und hat auch auf diesem Gebiete seine Ansichten später nicht oder doch in kaum merklicher Weise geändert. Die Gothik blieb ihm für sein ganzes Leben, was sie auch Göthe gewesen war: — der deutsche Stil. Im romanischen Stile sah er lediglich eine Vorstufe des gothischen. Die Renaissance ließ er nur in sofern gelten, als sie noch gothische Traditionen enthielt. Auch auf diesem Gebiete waren übrigens seine Auffassungen durchaus eigenartige. Obgleich er gerade die frühere Periode der selbständigen deutschen Malerei über alles stellte, so gehörte er doch in der Baukunst nicht zu den ausschließlichen Bewunderern der sogenannten Frühgothik. Er hatte vielmehr eine gewisse Vorliebe für die oberdeutsche Spätgothik und ebenso für die gothischen Leistungen des Kunsthandwerks, die doch meist der späteren Zeit angehören. Die niederrheinische Gothik behielt immer etwas Fremdes für ihn; und er behauptete, daß in ihr von Köln an abwärts ein kühles, holländisches Element liege. Aber er wollte doch nur eine kräftige, massive Gothik. Diese konnte ihm nie „klobig" genug sein. Alles Einfache werde bei uns gothisch, pflegte er zu sagen. Die modernen gothischen Villen, bei denen eine Zuthat die andere unterdrückt, perhorreszirte er absolut. Thürme und Erker sollten nur sparsam angebracht werden, die ersteren aber im Verhältniß zur Höhe recht kräftig sein und ihren Zweck erkennen lassen; Treppenthürme, die über das Dach hinausragten, verwarf er als Renommage. Dem entsprechend fürchtete K. bei kirchlichen Bauten nichts mehr als jene verfehlten Nachahmungen des Freiburger Münsters mit den „aus der Macht gewachsenen" Thürmen. Die Kirche zu Thann im Elsaß hielt er für ein besonders gefährliches Vorbild.

Auch in der für sein Kunsturtheil und dessen Berechtigung entscheidend gewordenen Tendenz, die Kunstsachen selbst zu sehen, wurde K. in Nürnberg bestärkt. Auf zahlreichen Reisen und namentlich Fußreisen verschaffte er sich seit seiner Münchener Zeit einen immer größeren

Digitized by Google

Ueberblick über die deutschen Bauwerke. Er hat diese Reisen bis um das Jahr 1880 fortgesetzt. Schon als er Nürnberg definitiv verließ, war ihm, wenigstens in Süddeutschland, kaum ein mittelalterliches Kunstwerk, ja, kaum ein nennenswerthes mittelalterliches Gebäude unbekannt, während er es jetzt schon lange prinzipiell vermied, die Grenzen Deutschlands in dem für ihn stets maßgebenden weiteren Sinne zu überschreiten: er hat später nur eine Ausnahme davon gemacht, um — die Denkmäler der wirklichen Gothen in Ravenna kennen zu lernen. Auf den Fußreisen wurden daneben Land und Leute im Riehl'schen Sinne studiert. K. war jetzt ein Fußgänger von Profession geworden und erfrischte sich auf seinen Wanderungen körperlich und geistig. Er verdankte ihnen einen großen Theil seiner geistigen Ausbildung. Eine solche Fußreise mit K. zu machen, war äußerst lehrreich. Er hatte sich im Entwerfen von Reiseplänen eine wahre Virtuosität angeeignet und übte diese Kunst auch für andere mit Passion. Er bemerkte auf Reisen alles, was von kunsthistorischem oder ethnographischem Interesse war. Schade, daß er nie dazu gekommen ist, eine Skizze über eine seiner Wanderungen zu veröffentlichen!

An gar manchem durch alte Kunstdenkmäler ausgezeichneten Orte war K. in jenen Jahren bekannt; wie er denn z. B. gern von den guten Freunden sprach, die er verschiedentlich unter den Küstern habe. Jedermanns Blick ruhte mit Wohlgefallen auf ihm. Die große, kräftige Gestalt machte stets einen außerordentlich ritterlichen Eindruck, wenn man es ihr auch ansah, daß sie sich nicht grade viel auf dem Parquetboden bewegt hatte. Das lange, ziemlich schmale Gesicht war von gesundem Aussehen, aber ohne eigentliche Farbe und von einem etwas gebräuntem Kolorit, das die „Schmisse" der Studentenzeit kaum erkennen ließ; die große Nase gab den Zügen etwas sehr Markiges; in dem Munde prägte sich ein tiefer sittlicher Ernst und eine eigenthümliche Zurückhaltung aus, die jedermann abhielt, K. zu nahe zu treten oder auch nur seine Kreise zu stören. Eine gewisse Würde lag trotz einer außerordentlichen Höflichkeit überhaupt in dem ganzen Wesen. Der Ausdruck des Gesichts war meist still, ernst und sinnend. Aus den Augen aber, von denen man behauptete, daß sie gern nach oben

Digitized by Google

gerichtet seien, leuchteten Liebe und Begeisterung. Zu ihrer hellblauen Farbe stimmten die blonden Haare. Sie waren stets sehr kurz gehalten und wurden früh spärlich, wenn sich auch nie eine Glatze eingestellt hat. Der Bart war ebenfalls blond und wurde in jenen Jahren als Schnurr- und Knebelbart, später als Vollbart getragen.

Bei dem Gehen hielt sich K. ein klein wenig vorn übergebeugt. Sein Gang war ein ungewöhnlich rascher; seine von ihm selbst stets hervorgehobenen „langen Beine“ ermöglichten ihm dabei besonders große Schritte und er ging in so regelmäßigem Tempo, daß man seine Gangart wohl mit der eines Soldaten verglichen hat.

Sein Anzug war auf Reisen und im gewöhnlichen Leben immer grau und von einem besonders derben Stoffe, für den er wie für Alles seine besonderen Quellen hatte. Auch mit diesem Anzuge verknüpfte er eine Absicht. Wie oft hat er uns nicht in Heidelberg ausgescholten, daß wir von den einfachen, derben Stoffen der vierziger Jahre abgewichen seien. Warum wir denn nicht einen einfachen „Düffel“ trügen, pflegte er zu fragen.

Eine besondere Antipathie hatte K. gegen das Plaid. Er trug statt dessen einen Wettermantel von Lodenzeug, wie er in den Alpengegenden getragen wird und die Brust vollkommen deckt: streng genommen ein viereckiges Tuch mit einem Loch für den Kopf. Von ganz eigenthümlicher Konstruktion war auch die schwarze Tasche, die K. zu tragen pflegte. Sein Ideal war eigentlich ein Ranzen, weil dieser „die Brust besser herausdrücke“; und er hatte seine Taschen meist so eingerichtet, daß er sie auch als Ranzen tragen konnte. Sie waren mäßig gefüllt und häufig nur durch Reisebücher etwas schwerer gemacht. Denn bei seiner großen Bedürfnißlosigkeit nahm er immer nur äußerst wenig an Kleidern auf seine Fußreisen mit: Eßwaren oder ein Getränk nur in alleräußersten Fällen. In Wirthshäusern wurde, wenn der Hunger es nöthig machte, eingekehrt; aber leibliche Genüsse spielten auf diesen Fußreisen überhaupt keine Rolle und die geringsten Kneipen wurden beinahe mit Vorliebe aufgesucht.

K. gönnte sich wenig Rast auf jenen Touren, die für ihn auch zu den Arbeiten gehörten. Wenn er nach langem Tagesmarsche

Digitized by Google

an einem Orte ankam, so ist er häufig ohne gegessen zu haben, in eine Kirche gegangen oder gar auf eine oberhalb des Ortes liegende Ruine gestiegen. An Ort und Stelle wurden Skizzen in die Brieftasche eingetragen. Den ganzen Abend pflegte K. wenigstens später bei seinem Tagebuche zu sitzen.

Noch andere Züge ließen sich von dem in dem Gefühl einer Pflichterfüllung durch das Vaterland Ziehenden anführen. Er erinnert an manche deutsche Patrioten aus den Zeiten der Freiheitskriege; wie denn z. B. Werner Haxthausen in ähnlicher Weise als Fußgänger geschildert wird.

Auch die politischen Dinge beschäftigten K. immer mehr. Ohne Zweifel ist er in Bayern und namentlich durch seine Nürnberger Zeit in seiner großdeutschen Richtung wesentlich bestärkt worden.

Um den 27. November erhielt K. die Nachricht von dem am 16. erfolgten Tode jenes Pastors G., dessen der letzte Brief aus Marienbad gedenkt. Der Brief, den die Wittwe an ihn schrieb, zeigt deutlich, daß K. dem Verstorbenen nahe getreten war. Er hatte die Absicht, die Wittwe des „lieben, guten Pastors" einmal aufzusuchen. Es traf sich ganz eigen, daß K. damals bei einer Excursion nach Erlangen mit jenem Theologen A. zusammentraf, der um 1847 die Vandalen durch sein musikalisches Talent auf der „Kneipe" erfreut hatte und der dort jetzt Pfarrer war. K. trat von Nürnberg aus in einen Verkehr mit ihm, der für die weitere Entwickelung seiner religiösen Ideen von Bedeutung war. Sie trafen sich in vielen Anschauungen. Eine biblische Geschichte für Kinder, die A. geschrieben, gefiel K. so sehr, daß er diesen veranlassen wollte, nun auch eine Weltgeschichte für Kinder zu schreiben*). Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß K. in allen äußeren Beziehungen zur katholischen Kirche neigte, in den dogmatischen Fragen aber einer freieren Richtung huldigte.

Befriedigt war er durch sein Leben, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, auch jetzt nicht. Da er mit dem Schreiben für die Oeffentlichkeit schließlich doch nicht Ernst machte und den lähmenden Zweifeln an seinem Berufe hierzu, die sich in

*) Es blieb dies stets ein Lieblingsgedanke von K.

Digitized by Google

jenem Briefe an den Bruder zeigen, immer mehr Raum gab, so drückte die Berufslosigkeit fort und fort auf ihn. Körperliches Unwohlsein kam wieder hinzu. Häufig zeigten sich jene ernsteren Stunden, wo er an den Tod dachte und sich für denselben vorbereitete.

Weihnachten 1861 verlebte K. wieder einmal in Heidelberg und machte von dort mit seinem Corps eine winterliche Fußreise in den Schwarzwald. Einer Einladung des Herausgebers, der jetzt verheirathet und für einige Jahre nach E. gezogen war, entsprechend, begab er sich dann am Sylvesterabend zu diesem in's Rheingau, wo er acht Tage blieb. Von hier kehrt er nach Heidelberg zurück, ist aber am 28. Februar 1862 schon wieder in E. und bleibt dort von neuem acht Tage, um dann für den Rest des Winters wieder nach Nürnberg zu gehen, wo er eine neue Wohnung in der Nähe der Burg bezieht.

(An die älteste Schwester. Nürnberg, den 28. März 1862.) „Wie ich Dir schrieb, ging ich Ende vorigen Jahres nach Heidelberg und von da sehr bald in den Schwarzwald hinein zu einer Winterfußreise. Ach! könnte ich Dich doch mitunter zu mir zaubern, wenn ich so recht voll dankbarer, tief begeisterter Bewunderung vor all der Pracht stehe, die Gott uns in Feld und Wald, in Berg und Thal geschaffen hat! Wie prachtvoll war es unter den dunklen Tannen und in den hohen schneeigen Bergen, wenn Abends die rothe Wintersonne darauf schien! Da ist ein altes ehemaliges Kloster — Allerheiligen.*) Wie still und einsam lag die noch in ihren Trümmern schöne, gothische Kirche mit dem Jägerhofe daneben in dem tiefen beschneiten Waldthale. Und wohl eine Viertelstunde lang stürzt der Bach zwischen den engen, steilen, mit Tannen bewachsenen Felswänden von Fall zu Fall, und um jeden der kleinen Wasserstürze hatte der Winter einen schweren Kranz von Eiszapfen gebildet, der mit seinen unzähligen Blumen und Spitzen so starr und fest neben dem ruhelosen Wasser

*) Allerheiligen war damals noch weit weniger als jetzt bekannt, und es bestand dort noch durchaus kein eigentliches Hotel.

Digitized by Google

aussah, als wäre er für die Ewigkeit gebaut. Und wenn die Sonne wieder höher über die Berge hereinsieht und die ersten warmen Strahlen kommen, wo bleibt da all die wunderliche, glänzende, starrende Herrlichkeit?

Aber auch oben auf den Bergen war's prächtig in den stillen dunkeln Wäldern und auf den sumpfigen, mit Knieholz bedeckten Hochflächen, die jetzt tief unter Schnee und Eis lagen. — Wo aber einmal eine Waldlücke war auf einem Kamme oder Berggipfel, da wehte freilich ein recht schneidender Dezemberwind. Indessen rüstiges Wandern und ein frischer Sinn für alle die Wald- und Bergesherrlichkeit, das hält so warm, daß kein Wind durchblasen kann. Das Wetter hatte ich so gut getroffen, wie ich es nur wünschen konnte: immer Sonnenschein und eine duftige, etwas verschleierte Luft, die ich so sehr liebe. Man sieht dann zwar nicht sehr weit; aber es sind Berge und Wald und Ebene mit einem so sanften, wohlthuenden Lichte übergossen und über den Bächen und Baumwipfeln hängen kleine durchsichtige Nebelwolken, die für mich einen unendlichen Reiz haben.

Ich hatte bisher nur wenig vom Schwarzwald und spezieller meist nur seine südlichen Theile gesehen; aber wirklich, ich kann mir nicht denken, daß er mir im Sommer besser gefallen würde. — Und die Leute und die Sprache! Kennst Du Hebel's alemannische Gedichte? Gerade so sprechen und so sind auch die Leute: so gemüthlich und freundlich, daß mich's ordentlich angeheimelt hat."

Bis gegen Pfingsten blieb K. nun in Nürnberg. Kurz vor diesem Feste ist er aber von neuem in Heidelberg. Er war wieder leidend; und ich mußte nach Heidelberg gehen, um ihn mir nach E. zu holen, wohin ich ihn eingeladen, und wo jetzt auch meine Mutter und meine Schwestern weilten. Erst am 16. Juni verließ er es; und zwar nicht ohne sich klar darüber geworden zu sein, daß er diejenige gefunden, die er als Lebensgefährtin zu gewinnen begehrte.

Digitized by Google

Ein Brief vom 18. Juni zeigt ihn in der trüben Stimmung einer Art von Heimweh. Zukunft und Vergangenheit beschäftigen ihn lebhaft. Er neigt nun doch dazu, Alles hintanzusetzen, um sich möglichst bald einen konkreten Lebensberuf zu schaffen.

(An die älteste Schwester. Heidelberg, den 18. Juni 1862.) „Wahrhaftig, es wird mir mitunter recht trüb zu Muthe, und ich komme mir dann so kalt und egoistisch vor. Ist's nicht doch die Scheu, mit Ernst und Mühe an meinen nächstliegenden Beruf zu gehen, was mich wider Wissen und Willen hier draußen festhält? Gott weiß es; aber wenigstens bitte ich ihn oft und mit redlichem Willen, daß Er mir meine Pflicht zeige und mir helfe, sie zu erfüllen. — — — — — Aber Schwester, um Dir zu zeigen, was es ist, das ich draußen noch suche, dazu müßte ich Dir bücherdicke Abhandlungen schicken, aus denen Du meine ganze und, ich muß sagen, wohl eigenthümliche Auffassung unserer jetzt bestehenden Verhältnisse in der Politik, in der gesellschaftlichen Ordnung und im täglichen bürgerlichen Leben erkennen könntest. Und selbst dann würde ich einer Frau doch immer nicht Alles klar machen können. Du würdest es z. B. immer noch nicht verstehen können, daß es die ernstesten, daß es durchaus nicht geringfügige Zwecke sind, die mich immer wieder hierher nach Heidelberg treiben und mich wochenlang hier festhalten."

Er wolle, fährt er fort, zunächst noch einmal nach Nürnberg, im Herbst vier Wochen nach E., dann auf drei Monate nach dem ihm von mir empfohlenen Hannover, im Frühling aber zu einem mit Namen bezeichneten mecklenburgischen Gutsbesitzer gehen, um dort Landwirthschaft zu treiben. Die praktischen Pläne im kleinen Kreise verdrängen jetzt bei K. die entgegenstehenden. Es kam indessen doch der 11. Juli heran, ehe er sich von Heidelberg nach Nürnberg aufmachte. Diesmal wanderte er den Kocher, die Tauber und den Main entlang. In Nürnberg blieb er dann bis Anfang September. Am 20. September ist er wieder in E. Auch die Reise von Nürnberg her wurde fast ganz zu Fuß gemacht. K. er-

Digitized by Google

wähnte später oft den Gewaltmarsch, den er von Gelnhausen — den Kaiserpalast Barbarossas und die dortige Kirche hat er immer sehr geliebt — bis in die Taunusgegend bei Homburg vor der Höhe gemacht, und der der größte seines Lebens gewesen sei. Durch die Taunusthäler und über die Taunusburgen pilgerte er nach Wiesbaden. So war K. recht in der Stimmung, wie der Wanderer von Profession sie für den ernstesten Schritt des Lebens begehren mußte, nach E. gelangt. — — — In sein Tagebuch schrieb er auf dieser Reise:

„Viel freier und lustiger wandere ich jetzt als sonst, wo ich bei all meiner Freiheit doch etwas Ruheloses, Unbefriedigtes hatte. Mein Sinnen und Trachten richtete sich nach weiten, nebelhaften Idealen, wie ich dereinst — Gott und meinem Vaterlande dienen wollte; und dabei hatte mein warmes, liebe- und verständnisbedürftiges Herz keine Ruhestätte gefunden. Jetzt hat es ein Ziel, eine Heimath gefunden: ich wandere darauf zu. Läßt Gott mich die erreichen, dann werden die Ideale, denen ich nachstreben darf, sich mir auch bald in klarer, bestimmter Form zeigen."

Am 24. September verlobte sich K. mit meiner älteren Schwester und blieb dann bis zum 13. November in E. Es war eine schöne Zeit, wo uns der Himmel auch wieder voll politischer Baßgeigen hing. Von E. aus nahm K. damals mit mir an der Gründung des großdeutschen Vereins in Frankfurt Theil. Wir hörten eine Rede von Heinrich Gagern und lernten Herrn von Lerchenfeld persönlich kennen, der die Seele des Ganzen war. Süddeutschland war natürlich besonders vertreten. Es fehlte auch nicht an Hannoveranern. Der plattdeutsche Toast eines derselben belebte die Mahlzeit. Aber freilich warf Bismarks Ernennung zum Ministerpräsidenten für uns einen Schatten auf dies Alles. In dem Saale, wo der großdeutsche Verein tagte, lag ein Zeitungsblatt auf dem Tisch, das die Abreise des neu ernannten Ministerpräsidenten nach Paris zur Ueberreichung seines Abberufungsschreibens verkündigte.

Die folgenden Monate bis zur Hochzeit im Juli 1863 waren

Digitized by Google

die unruhigsten in K.'s Leben. Nach seiner Verheirathung wollte er die Verwaltung seines Gutes P. übernehmen und dort seinen Wohnsitz aufschlagen. Dazu aber war erforderlich, daß er dort baute und sich einrichtete. Nur der gothische Stil konnte natürlich in Betracht kommen, und er ging mit der ihm eigenen systematischen Gründlichkeit ans Werk. Es war dies wahrlich nichts Willkürliches für K.: er wollte auch hiermit nur eine patriotische Pflicht erfüllen, wenn die Welt es auch meist nicht verstand und wenn K. auch scherzend klagte, man müsse ihn wegen seiner Ausgaben für solche Dinge für einen „frivolen Kerl" halten.

Bei dem Hausbau hatte er mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß er ein bereits vorhandenes, einstöckiges Pächterhaus mit dünnen Wänden umbauen mußte. Von außen läßt sich daher manches gegen das von ihm Geschaffene erinnern, wie er sich denn hierüber auch selbst nicht täuschte und es sogar vorausgesehen hatte. Ursprünglich hatte der Bau von 1862/63 nur ein Nothbau sein und später von einem Neubau ersetzt werden sollen, zu dem K. längst eine Zeichnung entworfen hatte, die allem dem, was er von einem Gutshause begehrte, entsprechen sollte. Wie es aber zu gehen pflegt, war dann der Nothbau zum Hauptbau geworden und konnte die Mängel dieser Entstehungsart im Aeußeren nie ganz verbergen.

Im Innern machte das Haus dagegen, als es fertig war, einen sehr wohlthuenden und harmonischen Eindruck und war dabei bequem und praktisch. An Eigenthümlichkeiten fehlte es nicht. So trennte K. z. B. die Frauengemächer systematisch von den für den Hausherrn bestimmten, weil er für die Frauen ganz andere Lebensbedingungen und Lebensformen verlangte als für die Männer, und schon im Kleinen und im Hause jeder Frauenemanzipation einen Riegel vorschieben wollte. Unter dem Hause befand sich ein mit einem Kreuzgewölbe bedeckter kleiner Kellerraum: zum „Kneipen" mit den alten Freunden. Alles war außerordentlich schwer und massiv gehalten; in allem und jedem wurde die größtmögliche Einfachheit erstrebt. War es doch K.'s Absicht, durch die Einfachheit und Kraft des Stils auf die aufwachsende Generation zu wirken. Der Treppenthurm war niedrig, schwer und unscheinbar; aber aus dem Hause selbst wuchs ein kräftiger

Digitized by Google

Donjon empor. Die beiden von K. erbauten Flügel wurden durch einen bedeckten und dann längs derselben sich fortsetzenden Kreuzgang verbunden. Bei schlechtem Wetter diente er den Damen zum Spazierengehen. Im Sommer verlebte die Familie oft den ganzen Nachmittag in demselben. Er hieß der „Sommergang“ und war ganz besonders gelungen. Der zwischen Kreuzgang und Flügeln entstehende Hofraum ward zu einem Blumengärtchen. Das Ganze war weit mehr ein — Kloster, als ein Schloß.

Auf einer mäßig hohen Treppe stieg man zu einer Plattform empor und trat durch einen sogenannten Windfang, der nur runde, in Blei eingefaßte Scheiben besaß, auf die mit gothischen Plättchen gepflasterte „kleine Diele“, die gewöhnlich als Eßzimmer diente. Links stand ein alter Stollenschrank: alte Humpen schmückten ihn, und er barg manchen im Süden erworbenen alten Hausrath, zu dem auch treffliche Römer gehörten, die K. einst in Nürnberg erstand. Rechts ging es in die sogenannte Frauenstube: ein großes, durch die Verbindung zweier Gemächer entstandenes Zimmer. An der dem Eingang schräg gegenüberliegenden Ecke befand sich ein Erker mit gothischem Kreuzgewölbe von Stein, in dem an den Geburtstagen die Geschenke aufgekramt zu werden pflegten. An der einen Wand zog sich ein langer Divan um eine Ecke und bis zum Kamine hin. Ueber dem Kopfe des Daraufsitzenden war ein Bort angebracht, auf dem die zum Ansehen bestimmten Bücher mit Abbildungen lagen. Neben dem Kamin stand der grüne Ofen. Eine Uhr mit gothischem Holzgehäuse hing neben der Thüre.

Die Frauenstube nahm den ganzen Raum bis zur Ecke des Hauses ein. Nordwärts schloß sich ein Ankleidezimmer und dann das Schlafzimmer an, von dem man in ein Badezimmer und in die später von den Kindern bewohnten Räume gelangte, die ihrerseits dann wieder in den Kreuzgang mündeten. Südlich trat man von dem Schlafzimmer in einen allerdings ziemlich dunkelen Raum, in dem die großen Schränke aufgestellt waren, und der nebenbei zu den verschiedenartigsten Zwecken diente. Links von der kleinen Diele lagen die für den Hausherrn bestimmten Gemächer. Ein Empfangszimmer mit den Bildnisse von K.'s Frau und denen seiner Eltern hatte lediglich einen Kamin. Der Stollenschrank

Digitized by Google

zwischen den beiden Fenstern diente hier zum Standort für allerhand Kunstgegenstände, unter denen der schöne Gipsabguß eines betenden Ritters genannt werden muß, dessen Original auf K. bei seinen Wanderungen in Süddeutschland besonderen Eindruck gemacht hatte.

Das Eckzimmer war die eigentliche „Herrenstube". Ein außerordentlich großer Schreibtisch darin hatte die Form eines Hufeisens. Der Hausherr saß auf einem sogenannten „Lutherstuhl", einer Nachahmung des Originals auf der Wartburg. Ein Stehpult, an dem er häufig arbeitete, die Bibliothek und der Ofen füllten mehr oder weniger den übrigen Raum des nicht großen Zimmers. Ueber der Thüre waren die Heidelberger Schläger und Mützen angebracht. Hoch oben auf einem Brettchen thronte ein sehr schöner Auerhahn, den K. im Jahre 1854 im Schwarzwalde geschossen hatte. Nordwärts gelangte man in die für Leibesübungen und „Lufthiebe" bestimmte sogenannte „Trampelbude". Weiterhin folgten dann, durch einen kleinen Gang geschieden, die großen und luftigen Küchenräume.

Den Mittelpunkt des unteren Geschosses bildete die „große Diele", wo Sonntags und, wenn Besuch da war, gegessen und die auch zu Hausandachten benutzt ward. Dieser Raum war ebenfalls etwas dunkel, aber eine kleine,nischenartige Ecke mit rundem Tische und einer gothischen Hängelampe äußerst gemüthlich. Bei Licht sah diese „große Diele" vortrefflich aus; und nicht minder, wenn der Tisch mit dem schweren gothischen Silber gedeckt und mit allerhand kleinen Zierrathen geschmückt war. Sie führte einerseits ebenfalls in den Sommergang und andererseits nach der Küche und der breiten hölzernen Wendeltreppe. Den Mittelpunkt des oberen Geschosses nahm der im Donjon angebrachte „Saal" ein, der allerdings nie ganz fertig geworden ist, aber schöne Dimensionen besaß. Die Decke bildete hier ein sogenanntes Tonnengewölbe von Holz. An den Wänden hingen alte Waffen. Ein dreigliedriges Fenster gewährte einen Blick nach der Kirche und dem Walde. In diesem Raume pflegte denjenigen weiblichen Dienstboten, die dessen würdig waren, bei ihrer Verheirathung ein Essen gegeben zu werden, an dem die Herrschaft Theil nahm. — Rechts und links

Digitized by Google

schlossen sich die Fremdenzimmer an, von denen dem Hauslehrer später zwei überwiesen wurden. Soweit sie dem Haupthause angehörten, hatten sie Mansardenfenster und von der halben Höhe an schiefe Außenwände. Die Holzverkleidungen machten aber auch gerade sie sehr wohnlich und dazu kamen allerhand trauliche Ecken. Ein auf den großen Garten gehendes Zimmer hatte einen Holzbalkon, der an die Umgänge der Schweizer Häuser erinnern konnte. Die Fremdenzimmer in den Flügeln zeigten etwas weniger Eigenthümlichkeiten.

Ein erheblicher Theil der Zimmer des Hauses hatte Holzdecken. Den grünlich gelb angestrichenen Wänden hatte K. dadurch die Eintönigkeit zu nehmen gesucht, daß er sie in gewissen Zwischenräumen mit von unten nach oben laufenden Holzleistchen versehen hatte, an denen dann auch die Bilder aufgehängt wurden. Die Möbelüberzüge waren, wo sie vorhanden, ebenso wie die Vorhänge durchweg grün. Da, wo schöne Teppiche oder andere Gegenstände Farben in die Stuben brachten, konnten dieselben einen geradezu reichen Eindruck machen und an die Zimmer des sechszehnten Jahrhunderts erinnern, wie wir sie auf niederländischen Bildern finden. Ueberall standen alte Truhen umher. Außer den wirklich alten Sachen verdienen einige Schränke und namentlich die grünen Oefen hervorgehoben zu werden: ihre Farbe war ein treffliches Gelbgrün, den alten Römergläsern vergleichbar. Den Bedürfnissen moderner Feuerung waren sie durchaus angepaßt.

Wahrhaft mustergültig war die strenge Durchführung des gothischen Styls im Inventar des Hauses bis zu den Messern und Gabeln und bis zu den — „Spuckнäpfen“ herab. In dieser strengen Durchführung war das Klinggräff'sche Haus gewiß ein Unicum und eine höchst verdienstvolle Schöpfung, die auch von Autoritäten, wie von dem K. in den achtziger Jahren besuchenden August Reichensperger anerkannt wurde. Um die Schwierigkeit des Unternehmens zu verstehen, muß man bedenken, daß man um das Jahr 1862 mit der Erforschung des gothischen Styls noch nicht soweit gekommen war, als jetzt. K. hat das Meiste erst einmal selbst gezeichnet. Anfangs stand ihm ein von Haase in Hannover gesandter Bauführer, später der geniale Gothiker Wiethase

Digitized by Google

aus Köln zur Seite, der K.'s Kunstbegabung stets die größte Anerkennung zollte. K. gewährte diese Thätigkeit für die von ihm zu gründende Heimath eine große Befriedigung. Es sei dies doch endlich eine That, meinte er, als er mit dem Bau und der Einrichtung fertig war. Durchaus zu seinem Hause gehörte die kleine historische Bibliothek und die schöne Sammlung kunsthistorischer Prachtwerke, die K. anzulegen begann: er hatte auch ein seltenes Geschick, Bücher und andere Werke ausfindig zu machen, die seiner Richtung und seinem Studium entsprachen, und vermehrte beständig ein zu diesem Zwecke aufgestelltes Verzeichniß anzuschaffender Werke, das z. B. mir selbst die wesentlichsten Dienste geleistet hat.

Es ist erstaunlich, was innerhalb Jahresfrist für P. geleistet wurde. Die Arbeit war viel schwieriger und größer, als K. selbst gedacht. Er hat sich aber auch namentlich in den zehn Monaten, die bis zu seiner Hochzeit vergingen, mit einer Redlichkeit abgeplagt, die allein schon Anerkennung verdiente. Denn der Bau veranlaßte vielfache und nicht gerade kurze Reisen. K. klagte sehr über die endlosen mündlichen Berathungen und darüber, daß er sich zu sehr habe hasten müssen. Dazu kamen dann natürlich die Besuche bei der weit entfernten Braut.

Mitte November reiste K. über Köln und Hannover zum Bruder nach K. In Köln suchte er damals A. Reichensperger auf, der, obwohl er erst nach langen Jahren mit K. wieder in Berührung kam, den Eindruck, welchen der begeisterte Gothiker auf ihn gemacht, niemals vergessen hat: ein bei der Unterhaltung der Beiden anwesender Herr meinte, als K. fortgegangen war, der sei doch ein noch fanatischerer Gothiker als Reichensperger selbst. In Hannover verhandelte K. über seinen Bau mit Haase. Nach einem kurzen Aufenthalt in K. traf er über Magdeburg bereits am 7. December wieder in Hannover ein. Das Weihnachtsfest wurde natürlich bei der Braut in E. zugebracht. Am 8. Januar ist K. wieder in Kennitz, um dieses schon am 23. Februar abermals zu verlassen und über Hannover zu der Braut zu eilen. Um den 6. März langte er über Dresden, Erfurt und Berlin von neuem in K. an: in Erfurt hatte er Muster für einen gothischen

Digitized by Google

Ofen gesucht, und, da er dort nichts ihn Befriedigendes fand, einen Abstecher nach Paulinzelle gemacht, wo er einen passenden alten Kachelofen entdeckte. Ein solcher gothischer Ofen war damals noch kaum nachgebildet worden. Das, was K. hier leistete, soll für die Fabrikation dieser Oefen wirklich einen epochemachenden Anstoß gegeben haben. Ohne Verhandlungen und Compromisse mit dem Fabrikanten war natürlich nichts zu erreichen. Nach Ostern traf K. mit mir auf dem meinem Oheim gehörenden hannöverschen Gute W. am Deister zusammen.

Anfang Juni war der Bau so weit vorgeschritten, daß K. sich in demselben nothdürftig einrichten konnte. Dann aber reiste er wieder nach Köln und über E. sogar nach München und nach Nürnberg, wo er nach langen Verhandlungen die Kachelöfen bei einem bekannten Fabrikanten bestellte, der zeitlebens K. als den einzigen Kunden bezeichnet hat, von dem er etwas gelernt. Noch einmal kehrte K. vor der Hochzeit in die mecklenburgische Heimath zurück. Die folgenden Briefe geben ein Bild dieser bewegten Monate mit ihren fortwährenden Eisenbahnreisen durch Nord- und Süddeutschland. K. hatte noch einmal so zu sagen ganz Deutschland im Guckkasten an sich vorüberziehen lassen.

(An die Braut. K., den 19. November 1862.) „In Köln kam ich erst in dunkler Nacht an, es war wohl 7 oder 8 Uhr. Ich konnte es doch aber nicht lassen, noch ein paar Mal um den Dom herumzugehen. Ganz eigenthümlich wirkt doch ein so gewaltiges Gebäude, wenn man nichts sieht als die Massen und die scharfen Umrisse, mit denen es sich gegen den Horizont abgrenzt. Das Auge wird dann durch die Einzelheiten — das Ornament und dergleichen — nicht abgezogen und bestochen und läßt allein die Totalformen auf sich wirken. Es verträgt nicht jedes Gebäude, daß man es bei Nacht besieht. — — —

Kein Mensch wußte mir in Köln richtige Adressen zu geben, bis ich mich dann endlich entschloß, dem als Abgeordneten,

Digitized by Google

wie als Verfechter unserer guten alten Kunst gleich bekannten August Reichensperger einen Besuch zu machen. In Reichensperger habe ich eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt. Es ist doch eigen, wie man oft aus einem alten Trümmerstücke, aus einem Bausteine u. s. w. auf den Stil und die ganze Konstruktion eines Gebäudes schließen kann, so auch oft aus ein paar flüchtig hingeworfenen Worten über Kunst oder irgend was anderes auf die ganze Anschauungsweise und den Standpunkt eines Mannes. Auch wir kamen denn bald auf andere Dinge als Baukunst ꝛc. zu reden. Und so wenig es auch war, so konnte ich doch sehen, daß Reichensperger wohl ziemlich derselben Richtung angehört, auf die Dein Bruder und ich hinaus wollen: — konfessionelle und andere Unterschiede färben dann Einzelnes wohl verschieden, thun aber im Ganzen wenig zur Sache. So trafen wir uns denn bald in manchen Punkten. Ich kann nur leider selbst gar zu wenig bieten; d'rum scheue ich mich immer bedeutenden Leuten etwas näher zu rücken, auch wenn sie mir — wie z. B. Reichensperger, — freundlich entgegenkommen. Ich komme mir dann immer wie ein dreister Schuldenmacher vor, der sich aufdrängt und die Leute geistig „anpumpen" geht. Machte sichs übrigens, so möchte ich die etwas plötzlich und unmotivirt von mir angeknüpfte Bekanntschaft wohl weiter fortsetzen. Reichensperger forderte mich auf, ihn doch einmal in Berlin zu besuchen, während er zum Landtage dort wäre; und sagte mir auch einen Besuch in P. zu, wenn ihn der Weg von Berlin aus einmal nach Norden — zu Bau- oder anderen Studien — führe. Schließlich sollte ich ihm Korrespondenzen für das Domblatt, das er mit redigirt, senden."

(An die Braut. K., den 2. December 1862.) „Ich habe Gott in der Kirche heute recht von Herzen gebeten, daß Er mir helfe, Dich glücklich zu machen, und daß er uns mit

Digitized by Google

seiner starken, treuen Hand halte und führe auf unserem Lebenswege. Gott helfe uns, daß wir seine getreuen Haushalter werden in dem Berufe und mit den Pfunden, die er uns gegeben!

— — — Was wollen wir denn? Wir wollen ein einfaches, schlichtes Edelmannshaus führen, treu und fest in alter guter Sitte: das ist gewiß nicht leicht in einer Zeit, in der fast Alles sich nach fremder Sitte gemodelt hat. Wir wissen kaum mehr, was deutsche Sitte ist, wir ahnen's nur noch so dunkel. Wir können auch nicht Alles, was jetzt in geselliger Beziehung gilt, unberücksichtigt lassen. Auch in den jetzigen Formen und Sitten liegt viel Berechtigtes. Ebenso oft, wie wir uns werden fragen müssen: „was ist heut zu Tage falsch, und wie müßte es statt dessen sein?" ebenso oft werden wir uns fragen müssen „was liegt trotz des gegentheilichen Anscheins in der jetzigen Sitte Wahres und nach den augenblicklichen Verhältnissen und Anschauungen Berechtigtes?"

Wir wollen unseren Leuten eine wirkliche treue Gutsherrschaft sein, uns aber auch frei von der modernen Kleinlichkeit und Herrschsucht halten, die sich in Alles mischt, Alles eigenwillig leiten und meistern will, und die den Untergebenen — mit dem freien Willen, Falsches und Schlimmes zu thun, gar oft auch den freien Willen, Gutes und Richtiges aus sich selbst herauszuschaffen, abschneidet. Das ist wahrhaftig keine leichte Aufgabe; heut zu Tage ist sie doppelt und dreifach schwer.

Wir wollen endlich, wenn uns Gott Kinder schenkt, sie zu einfachen, frommen, tüchtigen Menschen erziehen, damit wir dereinst gethan haben, was in unsern Kräften steht, daß unsere Familie immer als eine ehrenhafte, tüchtige Edelmannsfamilie bestehen bleibe, die an ihrem bescheidenen Theile dem Vaterlande und im Vaterlande Gott dient."

Digitized by Google

(An dieselbe. K., den 4. December 1862.) „Uhland's Tod hat mich recht betrübt. Da ist wieder einer von den alten Dichternamen hin: Arndt, Kerner, Uhland, — sie sind sich rasch gefolgt; — und sind neue Namen an ihre Stelle getreten? Und Uhland — er hat von allen unseren Dichtern den deutschen Ton und Geist am Besten getroffen. Wollte Gott, man könnte sagen, daß er Nachfolger gefunden hätte!

Im Kölner Dome bin ich nur flüchtig gewesen. Er ist jetzt ganz unter Dach und macht einen grandiosen Eindruck. Ich habe mich über mich selbst erstaunt. Ich mochte sonst das Aeußere des Domes nicht als etwas so Gewaltiges anerkennen. Ich hätte es doch auch früher schon ebenso wie jetzt beurtheilen können, da der Chor fertig war, der ja immer doch hauptsächlich hervortritt. Diesmal aber hat es mich mächtig ergriffen. Mit dem Eindrucke, den das Innere macht, will ich den des Aeußeren freilich nicht vergleichen. Gänzlich mißfallen haben mir die beiden Giebelseiten des Kreuzschiffes,*) die allgemein als ein Wunderwerk gepriesen werden, und die ich früher doch auch recht hochstellte. Sie sind so überladen, — man wird so unklar von alle dem Maßwerk, das sich in einander schiebt, und von alle den Spitzgiebeln, die über und vor einander gestellt sind, — man sieht fast nirgends ein Stückchen feste Mauermasse hervortreten, — daß mir alle Ruhe, alle Kraft und aller Ernst, die ich bei jedem Gebäude, zumal aber bei einem so gewaltigen, verlange, verloren geht. — Das Dombild, sowie die vortrefflichen altkölnischen Gemälde von Meister Wilhelm und Meister Stefan des Wallraf-Richartz'schen Museums habe ich nur in größter Eile und fast schon im Dunkeln gesehen, so daß ich mich dem Eindrucke nicht überlassen konnte und nur weiß, daß wir in ihnen Perlen haben, die uns vielleicht am Deutlichsten von Allem,

*) Diese sind bekanntlich von neuer Erfindung.

Digitized by Google

was uns erhalten ist, zeigen, wohinaus eigentlich deutsche Kunst strebte, welche Innigkeit sie von aller anderen Kunst unterscheidet."

(An dieselbe. Hannover, den 7. Dezember 1862.) „Es dunkelte schon stark, als ich in den Magdeburger Dom trat. Von dem Einzelwerk, den Ornamenten, Grabmälern u. s. w. war wenig mehr zu sehen; um so gewaltiger und ergreifender wirkte das Ganze. Es war unendlich feierlich in dem hohen, schönen Gotteshause, und je dunkler es wurde, desto ernster und tiefer wurde der Eindruck. Er hat gemalte und verhältnißmäßig kleine Fenster; und so war's bald so dunkel darin, daß man die hohen Bogenöffnungen der Emporen kaum mehr unterscheiden konnte. Ich kann Dir's nicht beschreiben, wie feierlich es da war. Und Erinnerungen unsere große Geschichte kamen dazu: der Chor umschließt das Grab Otto's des Großen. Was ist seit ihm an uns vorübergegangen, was ist aus dem Reich geworden, dessen Gründer man ihn mit demselben Rechte wie Karl den Großen nennen kann! Ich habe lange, lange dort gestanden in ernsten Gedanken und in ernstem Gebete. Ich mag so gern im Dunkeln in einer alten Kirche sein, es stimmt mich noch ernster zum Gebet, als selbst eine volle Gemeinde. — Bis gegen einhalb sechs bin ich wohl im Dome gewesen, wanderte dann bis gegen acht bei dem schönen Vollmondscheine in der Stadt umher. Dann ging ich wieder in den Dom. Er sah nun im Mondscheine noch gewaltiger und feierlicher aus; und besonders schön war wieder der Chor. Die modernen Glasmalereien des Chors, die mir erst gar nicht gefallen hatten, waren ganz wie für den Mondschein gemacht; was lag für ein milder, schöner Glanz in ihnen! — Schließlich ließ ich mir noch an alle Grabmonumente leuchten. Es ist eins unter ihnen — ein Erzguß von Peter Vischer — von dem ich gar nicht fort finden konnte. Es ist mir lieber als sein

Digitized by Google

weit berühmteres Sebaldusgrab in Nürnberg, freilich nicht der Figuren wegen, — die sind mir, nebenbei bemerkt, auch bei dem Sebaldusgrab nicht das Liebste — sondern weil es noch rein gothisch und dabei von einer Feinheit und Zierlichkeit ist, die dem Sebaldusgrabe nichts nachgiebt. Das Sebaldusgrab ist freilich reicher und großartiger, aber — es ist schon im Renaissancestyl gehalten. — — — —

Laß uns immer daran denken, wie vergänglich alles Irdische ist, und daß wir nur dort oben unsere wirkliche Heimath haben. Mir kommt immer das schöne Kirchenlied in den Sinn:

Jerusalem, Du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in Dir,
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.

Mir ist noch in keinem Liede die Sehnsucht nach dem Himmel so rein und innig entgegengetreten, wie in diesem".

(An dieselbe. Hannover, den 10. Dezember 1862.) „Abends war ich im Theater. Lohengrin wurde gegeben und ich wollte doch endlich einmal eine Wagner'sche Oper sehen; ich hatte in München nicht dazu kommen können. Im Ganzen hat sie mir doch nur denselben Eindruck gemacht, wie jede andere Oper auch: ich fühlte mich schaal und matt darnach. Die Ouvertüre hat mich allerdings recht angesprochen, auch manches Einzelne. Es lag Ernst darin, und es wurden dem Gefühle keine großen Sprünge aus einer Empfindung in die entgegengesetzte zugemuthet. Das Ganze aber war noch mehr als andere Opern das Halb-Singen, Halb-Sprechen, an dem ich für meine Person nun einmal kein Gefallen finden kann. Könnte man doch das Schöne, was Opern im Einzelnen ihrer Musikstücke bringen, von dem Ganzen sich loslösen! Aber das ist ja nicht möglich. Selbst, wenn man die Augen zumachte, würde man die Phantasie doch nicht zwingen können,

Digitized by Google

eine Arie oder irgend ein anderes einzelnes Stückchen Musik aus dem dramatischen Zusammenhange des Ganzen zu reißen, es lediglich an sich zu betrachten. Die Seichtheit und der Unsinn des Dramatischen aber, die nothwendige Verzerrung der Deklamation müßten doch eigentlich jedem gesund fühlenden Menschen so ins Gesicht schlagen, daß er sich selbst auf Augenblicke der Schönheit einzelner Musiktheile nicht überlassen könnte. Aber leider ist unser gesundes Gefühl durch alle die Seichtheit und Verkehrtheit unserer heutigen Kunst schon so abgestumpft, daß wir uns durch einzelnes Schöne in der Musik und durch den hohlen Glanz der Dekoration ꝛc. bei Opern gar zu leicht blenden lassen und auch dem dramatischen und übrigen Unsinn der Oper mit unserer Empfindung folgen. Der Schluß der Oper — er ist, die Ouvertüre ausgenommen, offenbar das Beste des Ganzen — hatte mich doch gefesselt. Um so größer war die Schaalheit, die mir nachher zurückblieb".

(An dieselbe. Hannover, den 14. December 1862.) „Von dem hiesigen Theater hatte ich mehr erwartet. Ich habe — außer Lohengrin — Maria Stuart gesehen, für die ich allerdings nicht schwärme, und ein französisches Lustspiel. Letzteres war im Vergleich zu anderen noch nothdürftig anständig. Aber es war doch auch nur die gewöhnliche, flache, unnatürliche Pariser Salonwaare. Von Charakterzeichnung war natürlich keine Rede, die Verwickelung so geschraubt, daß man von vorn herein alles Interesse verlor. Und so war denn das bischen glatte Conversation Alles. Das Spiel ist hier gerade wie anderwärts — und der Augsburger Schauspieler, bei dem mir vor zwei Jahren einmal auffiel, daß ich nun wirklich einen gesehen hätte, der wie ein vernünftiger Mensch sprach und sich gebärdete, ist noch immer der einzige seiner Art, der mir bisher begegnete. Wollte ich die Oberammergauer Passionsspieler verkehrter Weise zu den Schauspielern rechnen, so könnte ich sagen, daß ich auch einmal eine ganze Aufführung

Digitized by Google

gesehen hätte, die man vernünftiger Weise gut nennen kann.*) — Was ich auch hier wieder gesehen habe, kann ich nun einmal nicht anders nennen als hehle Unnatur in Stimme, Mine und Gestikulation; und die beiden vielgenannten Schauspielerinnen (Bärndorf und Niemann-Seebach) kann ich auch nicht ausnehmen. — S'ist freilich nirgends besser; die ganze Manier, der ganze Geist, der über unseren Theatern liegt, ist fremd und falsch und faul. Was könnte das Schauspiel uns sein, und was ist es jetzt!"

(An dieselbe. Frankfurt, den 7. Januar 1863.) „Der Frankfurter Dom hat innerlich so schöne, klare und hohe Verhältnisse, daß ich ihn unter unsere schönsten Kirchen zähle. Er wird viel zu wenig beachtet. Aus dem Städelschen Museum weiß ich nicht viele Bilder zu nennen, die besonderes Interesse für mich gehabt haben. Von altdeutschen nenne ich eine Maria, die unter dem Kreuze steht, und einige Porträts. Von den neueren gefällt mir eigentlich nur Lessings „Huß vor dem Konzil." Es ist doch noch natürlich und denkbar, und immerhin sieht man einen ernsten Künstler darin. Den „Ezzelino" von Lessing mag ich nicht. Sehr gut dagegen gefällt mir wieder eine Eichenlandschaft von Lessing: ein Kreuzritter mit rother Fahne ruht an einem Brunnen: es liegt viel Poesie darin. Sonst wüßte ich nur noch das Porträt eines Jungen in grauer Jacke zu erwähnen. Auch einige italienische Porträts haben mir wohl gefallen, soweit ich mich eben jetzt noch in fremde Kunst hineinzudenken vermag. — Nachdem ich das

*) Ob K. auch heute über die Oberammergauer Spiele noch ganz so urtheilen würde, bleibe dahingestellt. Er fürchtete die Degenerirung derselben später sehr, hoffte aber dann doch auch wieder, daß sie noch lange hintangehalten werden würde. Ich kann aus persönlicher Anschauung nur aus dem Jahre 1871 über die Oberammergauer Spiele urtheilen und fand damals, namentlich was die Frauen betrifft, K.'s günstiges Urtheil schon zu weitgehend.

Digitized by Google

Museum in Augenschein genommen, fuhr ich zueinem Herrn, der sich ein sehr modern gothisches Landhaus gebaut und zum größten Theil auch gothisch eingerichtet hat, um Haus und Einrichtung zu besehen. Es war aber fast alles in der spitzigen, forcirten, modernen Gothik gehalten, die nicht praktisch ist und mir etwas Unruhiges, „Unwohnliches" hat. Der gute Wille ist ja recht zu loben; aber die Leute meinen, gothische Möbel gemacht zu haben, wenn sie möglichst barocke Formen erdacht und dann ein paar Spitzbogen oder ein paar Ornamente, die sie an steinernen Fensterkreuzen und dergleichen gesehen, angebracht haben".

(An dieselbe. K., den 24. Januar 1863.) „Die ersten milden Lüfte haben eine wunderliche Gewalt über mich. Die alte Wanderlust regt sich dann plötzlich wieder in mir, und es drängt und zieht mich, als müßte ich fort durch Feld und Wald und über Strom und Berg in die weite, weite Welt. — In die weite, weite Welt? — Nun, in die Ferne zieht's mich schon, aber ganz anders als sonst, wenn der alte wandernde Student wieder einmal rege in mir ward. — —

Nicht wahr, der Götz ist schön? Es freut mich recht, daß er Dir gefallen hat. Was ist das für eine grade, feine, männliche Seele! Das ist doch noch ein Ritter von Mark und Bein und nicht so ein überromantischer Held, wie unsere Herrn Poeten so gern die Ritter schildern, oder wie sie in unseren Opern mit schmachtenden Tenorstimmen trillern. Und der Schluß, wo der alte Götz Abschied nimmt, — der letzte Träger der alten ritterlichen Zeit — und wo eine neue Zeit anbricht, in der ritterlicher Sinn nicht mehr Raum hat, und in der man die Herzen und Häuser verschließen muß! Ich weiß keine dramatische Scene, die auf mich einen so tief wehmüthigen, ergreifenden Eindruck gemacht hätte. Und ist die Elisabeth nicht ein prachtvoller Charakter? Was ist es für ein schönes Bild einer einfachen, edlen, deutschen Haus-

Digitized by Google

frau! (Ich kann mir freilich wohl denken, daß unsere modernen, überfeinerten Salondamen gar nichts Besonderes oder gar was Triviales in dem Charakter finden.) Und mit welcher Kunst ist der Charakter gezeichnet! Ich glaube, es sind keine zweihundert Worte, die Göthe zu der Zeichnung braucht. Er führt sie nicht in schwierige Entwickelungen, läßt sie nicht in schönen Reden und Gefühlen sich ergießen. — Und doch ein wie klares, präzises Bild hat er geschaffen! Aber ist es nicht ein Jammer, daß derselbe Göthe, der in einem seiner Erstlingswerke so echte und schöne und tüchtige Charaktere, wie den Götz und die Elisabeth schuf, daß der später doch immerhin auch so trübselige Gestalten als seine Helden hinstellen konnte wie in seinen Dramen Clavigo und Stella und in den Wahlverwandtschaften? Mir ist es unendlich traurig, daß ein so gewaltiger Geist wie Göthe, ein Dichter, der deutsches Wesen so tief begriffen hatte, der in einer Zeit, die noch gar kein Verständniß dafür wiedergewonnen, so echt deutsch zu schaffen wußte, daß der doch auch in die damalige Zeitströmung gerissen werden mußte, die ihn aus seiner ursprünglichen Geistesrichtung drängte und das beste Theil seiner Riesenkraft brach. — — —

Ich sehe in Göthe selbst ein Trauerspiel; und leider ists ein allgemein-deutsches: hunderte unserer gewaltigsten, tiefsten und kräftigsten Geister haben an dem classischen, italienischen oder sonst fremdländischem Wesen schon Schiffbruch gelitten. — —

(An dieselbe. Dresden, den 12. März 1863.) „Heute Morgen war ich in dem berühmten, grünen Gewölbe. Es sind aber durchweg Kunstwerke aus den letzten Jahrhunderten oder der Renaissancezeit darin; das Meiste aus Italien oder vielmehr italienischen Geistes. Du weißt, wie ich dazu stehe. Ich bin ja gewiß nicht so blind, die große Kunstfertigkeit in solchen Dingen zu verkennen; aber ich mag mich nicht gern auf den gefährlichen Boden des unparteiischen Beschauens

Digitized by Google

und Beurtheilens eines fremden, unserem Geiste gerade entgegenlaufenden Kunstsinns stellen. Ich glaube nachgerade ziemlich fest und starr mich in unseren ehrlichen, einfachen, treuen Kunstgeist eingenistet zu haben. Aber es sei nur niemand sicher. Es hat dieser weiche, den Sinnen schmeichelnde, italienische Geist schon Leute von ganz anderem Mark und Bein bethört, als ich bin. — —

Es dauerte lange, bis ich durch die vielen Säle durchkam. Ich habe aber außer ein paar schönen Silber-, Bergkrystall- und Glasbechern und dem alten Kurschwerte wenig Interessantes gefunden.

(An dieselbe. Erfurt, den 19. März 1863.) „Ich habe die letzten acht Tage zu Möbel- und Baustudien hier in Erfurt und in Paulinzelle benutzt. Namentlich waren es dieses Mal Oefen, die mich beschäftigten. Hier hat es mir viele Schwierigkeiten gemacht, bis ich zu einem alten Ofen aus dem fünfzehnten Jahrhundert gelangen und mir einige Kacheln abzeichnen konnte. Dagegen habe ich in Paulinzelle vortreffliche Resultate gehabt. Dort steht noch ein alter, spätgothischer und glücklicher Weise einfacher Ofen. Ich bin entschlossen, ihn als Muster zu wählen. Er ist zwar schon einmal umgesetzt und hat auch mehrere neue Kacheln; allein die ursprüngliche Grundform ist jedenfalls beibehalten. — Ich habe in Paulinzelle zwei Tage zu thun gehabt, um mir die einzelnen Kacheln und Gesimse durch Töpfer, die ich mir kommen ließ, abzuformen. — — — Ich bringe eine ganze Kiste voll Gipsabdrücke mit, die ich nach Köln schicke. Einen Kachelabguß nehme ich mit, um zu sehen, ob die Kacheln zu unseren nordischen Ofeneinrichtungen passen. Es bleibt immer noch unsicher, ob der Versuch, den, soviel ich weiß, noch niemand vor mir gemacht hat, gelingen wird. Ich hoffe es zwar; und ich habe schon Jahre lang nach solchen Mustern gesucht, die keine Heiligenfiguren trügen, und die

Digitized by Google

unſeren Bedürfniſſen und meinem einfachen Geſchmacke entſprächen".

(An dieſelbe. Bahnhof Haſte unweit Hannover, den 12. April 1863.)

W. iſt doch prächtig: — Haus, Garten, Feld, Wald, der Deiſter — es iſt alles ſo ruhig, ſo ländlich, ſo gemüthlich. — Heute morgen waren wir in der Kirche; es war gerade Confirmation; es war alles ſo einfach, ſo ländlich in der hübſchen alten Kirche, die ganz dicht gefüllt war; — es hat mich recht erwärmt. — — — Auch in Hildesheim bin ich geweſen. Es hat mir ganz ausnehmend gefallen. Es ſind dort höchſt intereſſante romaniſche Kirchen, und darin die merkwürdigſten Kunſtſchätze. Auch an alten Häuſern — namentlich Holzbauten — habe ich eine große Menge und darunter ſo ſchöne gefunden, daß man ſie den beſten Nürnberger und Lübecker Häuſern an die Seite ſtellen könnte. Die ganze Stadt macht einen höchſt wohlthuenden, heimlichen Eindruck, wenn ſie auch nicht ſo ausſchließlich alt iſt, als Nürnberg. — — —

Ihr Frauen nehmt ſo gern die Anſichten des Mannes an, den Ihr liebt, deſſen Herz und Denken Ihr alſo achtet. Aber dann muß man Euch nicht mit der rauhen Fauſt anfaſſen. Entweder Ihr bäumt Euch gegen die Meinung, die Ihr annehmen ſollt, auf, oder, wo nicht Charakter genug da iſt, da bricht der Mann die Seele der Frau. Wo aber der Mann mit Zartheit zu Werke geht, die Meinung der Frau achtet und ihr Freiheit der Meinung läßt, da treibt Euch Frauen das Billigkeitsgefühl, das Ihr viel mehr habt, als wir Männer, da treibt Euch die Liebe, auf ihre Gründe immer mehr und mehr einzugehen, was richtig oder billig darin iſt, immer mehr anzuerkennen, bis Ihr ſchließlich dieſelbe oder doch keine widerſprechende Anſicht gewonnen habt. Und doch wahrt Ihr Euch Eure Selbſtſtändigkeit dabei. Das iſt das Köſtliche an Euch Frauen. — Wo nun einmal die

Digitized by Google

Ansichten zwischen Mann und Frau auseinandergehen, sei es, daß Zufall oder Zeit noch nicht günstig waren, sie zur Uebereinstimmung zu bringen, sei es, daß die Meinungen überhaupt nie zu vereinigen sind, wie's immer zwischen Ehepaaren solche Punkte geben wird, bei dem einen diesen, bei dem anderen jenen, — wo also Meinungsverschiedenheiten über Dinge, die geschehen sollen, noch vorhanden sind, da soll der Mann von der Frau nicht verlangen: „thu das!" sondern er soll sagen „thu's mir zu Liebe!" Damit kann man von Euch Frauen alles, was das Gewissen Euch erlaubt, auch immer erlangen. Das ist wieder das Köstliche an Euch, daß es Euch Freude macht, Euch aufzuopfern. —

— — — — Gott helfe uns, wie wir redlich seinen Willen thun wollen! „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen", das soll unsere Losung sein, und unser Erstes dabei: „Heiliget Euch unter einander." — Ja gewiß in frohen und in trüben Stunden, dazu helfe uns Gott!" —

(An dieselbe. K., den 21. April 1863.) „Ich habe heute den ganzen Tag zu zeichnen gehabt und komme nun erst Abends spät zur Ruhe. Ich bin doch froh, der Plan zu meinem Hause kommt nun zu Ende; und erreiche ich auch lange, lange nicht, was mir in innerster Seele vorschwebt, so denke ich doch, daß es noch immer so wird, daß man's ertragen kann. Indessen die Hauptsache ist etwas Anderes. Ich sehe es als eine Pflicht jedes Menschen an, der es irgend kann, daß er an seinem bescheidenen Theile nach Kräften hilft, daß wir wieder zu unserer ehrlichen alten Kunst zurückkehren, und sie in unserm täglichen Leben, in Haus und Hof pflegen. Und dieser Pflicht genüge ich nun, so gut ich eben vermag, d. h. alle Schwachheit und Lässigkeit eingerechnet. Ich habe wenigstens das Bewußtsein, mich redlich gemüht zu haben, und das ist es eben hauptsächlich, was mich froh und ruhig macht."

Digitized by Google

(An dieselbe. K., den 2. Juni 1863.) „Es war köstlich heute im Mondenschein. Erst ging ich den Tollense-Bach, den Abfluß des Sees entlang. Es sah zauberhaft aus, wie sich das Rohr drüben, das man selbst nicht mehr unterscheiden konnte, klar mit jeder einzelnen Spitze, mit jedem Blatte im Bache spiegelte; dazwischen sahen junge, schlanke Eichen und Erlenbüsche aus dem Wasserspiegel. Das sind für mich tief ergreifende Bilder, wenn über den Gegenständen selbst Dunkel liegt, und man sie in dem eigenthümlichen, nächtlichen Glanze des Wassers wie verklärt und deutlich bis auf jedes Blättchen sieht. Ueber dem Bache liegt eine große Rohrfläche, mit einzelnen jungen Eichen und Erlen, weiterhin ein Erlenbruch, der sich zwischen den prachtvollen Eichen-Wällen der Stadt Neubrandenburg und dem See hinzieht. Rohrdommeln sangen in dem Bruche drüben; von den Wällen und von dem Berge her hörte man Nachtigallen, dazwischen Eulenruf und immer wiederkehrend den monotonen Schrei der Sumpfschnepfe unten und den eigenthümlichen bebenden Ton, den sie hoch oben in der Luft beim Fliegen hervorbringt. Und kein Mensch weit und breit, kein menschlicher Ton, der dies Nachtleben störte! — Ich ging dann längs des Sees und den waldigen Berg hinauf. Da lag der weite, große Wasserspiegel in seinem eigenthümlichen Nacht-Glanze, und quer herüber vom jenseitigen bewaldeten Ufer ging ein breiter, grünlich glänzender Streifen, wie lichtes fließendes Gold. Darin glänzte der Mond in einzelnen kleinen, grünlich-goldenen Fünkchen, die da aufflackerten und verschwanden, wie gerade der Wind das Wasser rührte."

(An dieselbe. München, den 22. Juni 1863.) „'S ist doch ein köstliches Land das „Schwabeländele", durch das ich gestern wieder einmal hindurchfuhr. Es liegt so freundlich, so ländlich um Einen mit seinen Hügeln und Feldern und Wäldern

Digitized by Google

und Dörfern. Den Eßlinger Thurm habe ich mir diesmal noch ganz besonders angeguckt und auch den Hohenstaufen.

(An dieselbe. Nürnberg, den 28. Juni 1863.) „Wer da glaubt, die Schönheit unserer alten lieben Baukunst bestehe eben nur in dem schönen, eigenartigen und phanthastischen Einzelwerk und Ornament, der ahnt nichts davon. Ihre Gesammtverhältnisse sind's und darin reicht ihr keine fremde Kunst das Wasser.

Wie oft bin ich schon in dunkler Nacht durch das alte heimliche Nürnberg gelaufen, wie oft habe ich von den Wällen durch die hohen Bogen auf das nächtlich glänzende Wasser, die Häuser, die Thürme, die sich in dunklen Massen daraus emporhoben, gesehen, und wie erfüllt war ich stets davon! — — — Ich bin heute noch nicht fortgekommen, und leicht möglich, daß ich auch morgen früh nicht fertig werde. Ich habe hier mit meinen paar Oefen entsetzlich viel zu thun, und mein Kopf ist wieder einmal nichts als Kachel, Gesims und Fries. Denke Dir, meine Kachelmodelle waren zu ein Drittel zerbrochen hier angekommen! Glücklicherweise geht's auch so. — — Um halb 7 morgen früh kommt Meister F. schon, und dann geht das Gekachele wieder an, wo's heute Abend halb 8 aufgehört hat."

(An dieselbe. Nürnberg, den 1. Juli 1863.) „Ich bin noch hier, habe entsetzlich zu thun, immer, wenn ich denke fertig zu sein, kommt wieder Neues. Das Unglück ist, daß ich hier keinen Architecten an der Hand habe, der mir die Arbeit abnehmen kann. So mußte ich mich dann schon selbst damit quälen, den hiesigen Leuten alles genau vorzuzeichnen und so lange hier bleiben, bis ich sie mit einiger Ruhe sich selbst überlassen kann. Die Oefen selbst habe ich mit Ausnahme von zweien sämmtlich noch einmal und in ganz anderer Weise zeichnen müssen. Soviel ich weiß, existiren außer den beiden in Paulinzelle und Erfurt, dem einen im germanischen Museum hier, einem,

Digitized by Google

den ein hiesiger Antiquitätensammler ein paar Mal nachgemacht, und einem in Salzburg überhaupt keine gothischen Oefen in Deutschland mehr." (Es folgt hier eine technische Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, um die es sich handelte.) — — — „Ich unbehülflicher und unerfahrener Mensch muß mit drei Kacheln auskommen. Zwei von den dreien mußte ich mir hier nun noch neu construiren. Ich habe selbst in den Ton greifen und kneten müssen, um den Leuten begreiflich zu machen, was ich will."

(An dieselbe. P., den 5. Juli 1863.) „Ich hoffte jeden Tag von Nürnberg fortzukommen und mußte doch immer wieder bleiben. Ich, der sonst so ruhige Mann, wurde schließlich aufgeregt und mußte mich zwingen, Zweifel zu bekämpfen, die dann bei mir nur zu leicht einen allgemeineren Charakter annehmen. Eine glückliche Gabe hat aber Gott den schweren Naturen, den Naturen des Trägheitsgesetzes, wie ich sie gern nenne, mitgegeben: bleibt ihnen nur Zeit, so lassen sie auch nie nach. Und so sind, Gott sei Dank, auch meine Stimmungen, die ein wenig nach Verzweifeln und Aufgeben aussehen, nie recht tief und bald vorübergehend. — — Ich habe viel Zeit gebraucht, habe aber jetzt das beruhigende Gefühl, Alles, was ich wünschte und hoffte in München sowohl wie in Nürnberg erreicht zu haben." — —

K.'s inneres Leben wurde natürlich von der Wendung seines Geschickes auf's Tiefste berührt. Er war jetzt vollends entschlossen, sich ganz auf die Thätigkeit im Kleinen zu konzentriren; obwohl die weitergehenden Pläne für die Zukunft nicht ganz aufgegeben wurden. Wichtiger war es, daß seine Braut und deren Mutter einer sehr streng orthodoxen Richtung angehörten. Er näherte sich derselben, soweit er es irgend vermochte; und der Verkehr mit jenem Geistlichen vom Harze und Pfarrer A. kam ihm dabei zu Statten. Zwei Briefe, von etwas früherem Datum, der eine an seine Braut, der andere an die Schwestern, illustriren K.'s damalige Stimmung in den tiefsten Fragen.

Digitized by Google

(An die Braut. Den 16. November 1862.) — — — „Ich kann nicht sagen, wie schwer es in den vergangenen Jahren auf mir lag. Ich quälte und grämte mich über mich selbst, daß ich in unserer traurigen, verworrenen Zeit nicht nutzen könnte, und über allen diesen Sorgen versäumte ich meine nächsten Pflichten und quälte mich damit von neuem. Ich sah, wie trübselig es in unserem Vaterlande stand, und wußte doch nicht, was ich dabei wollte und sollte. — Wohin war das einst so gewaltige, hochstrebende Reich der deutschen Nation gekommen? — Machtlos nach außen, zerfallen und ohne Kraft nach innen. — Die Fürsten ohne Ansehn im Volke und doch eifersüchtig auf hohlen Schein und zwieträchtig unter einander; — Nord und Süd in tiefinnerlichem Widerstreit; — die religiösen, socialen und politischen Parteien in leidenschaftlichem und doch unfruchtbarem Kampfe; — und, was das Schlimmste von Allem ist, Zucht und Sitte tief erschüttert, in den Häusern, in der Erziehung, in Kunst und Leben — überall ein fremdländischer, oberflächlicher, frivoler Geist: — so treibt unser Volk, dem Gott einen so herrlichen Platz in seiner Weltgeschichte angewiesen hatte, innerlich zerfallen und zerrüttet in verderbliche Bahnen. Unser Volk, dem er einen so tiefen, ernsten Geist gegeben, das er zum besten und tüchtigsten Träger des Christenthums gemacht hatte, — unser Volk, das noch heute hohe, gewaltige Ziele erreichen könnte, wenn es nur wirklich zu seinem ureignen, ihm von Gott gegebenen Geiste zurückkehren wollte! — — — Wenn ich trotzdem hoffte, so geschah es in dem Bewußtsein, daß Jeder, der ein Herz für sein Volk hat, und der das Verkehrte der heutigen Zeit erkennt, die unabweisliche Pflicht hat, soweit ihm Gott irgend Kräfte und Mittel dazu gegeben, auf eine Einkehr und Umkehr hinzuwirken, oder doch wenigstens sich selbst frei und unberührt von den herrschenden, verderblichen Richtungen zu erhalten. Wie aber ich selbst

Digitized by Google

dieser Pflicht entsprechen sollte, das wußte ich nicht und das war es, was mich vor Allem so sehr darnieder drückte. Ich fühlte eine schwere und doch so theure Pflicht auf mir lasten und — wußte nicht, wie ich sie erfüllen könnte. Der Fehler war, daß ich nicht mit wirklicher Energie daran ging, mir über die Ziele, die mir vorschwebten, Klarheit zu erringen, sondern mich gar zu gern meinen verschwommenen, hochfliegenden Idealen und Träumen überließ. Das Jahr 1859 kam; und Hoffnungen erwachten plötzlich in Deutschland, wie vielleicht seit den Jahren 1813 und 14 nicht mehr. Meine Hoffnungen erschütterte die Nachricht von den Schlägen, die die Oesterreicher erlitten, nicht: wollte Gott, es wäre nichts Schlimmeres gekommen! Auch die trübselige Haltung, in die Preußen sich schließlich drängen ließ, nahm mir nicht alle Hoffnungen, welche die patriotische Erregung Deutschlands wohl etwas zu hoch in mir hatte aufschießen lassen. Ich hatte mich entschlossen, in österreichische Dienste zu gehen. Da gerade, als ich meine Vorbereitungen treffen wollte, machte der unglückselige Friede dem kurzen Kriege ein Ende. Je höher meine Hoffnungen gegangen waren, desto lebhafter drängte es mich nun aber auch, mir endlich darüber klar zu werden, was ich in unserem Vaterlande erstrebte. Und so ging ich nach München, um mich dort, wo keine Seele mich kannte, nichts mich störte, einmal ernstlich mit meinen noch so unklaren Wünschen beschäftigen zu können. Ich will gewiß nicht von mir sagen, daß ich in diesen letzten drei Jahren mit solcher geistigen Anstrengung an mir gearbeitet habe, als ich gesollt hätte; aber wirklich gemüht habe ich mich wenigstens. Und Gott hat dieser Mühe, bei der wahrhaftig kein Verdienst war, Erfolg gegeben. Ich war mir doch endlich über das, was mir vorschwebte, soweit klar geworden, daß ich wußte, was ich in unserem Vaterlande wünschte, und wie ich mich deshalb zu den Parteien zu stellen hätte.

Digitized by Google

Und doch war dies, wie ich angedeutet, nur die eine Seite der Sache; noch weit schwerer lag ein Anderes auf mir. Du kannst Dir kaum denken, wie sehr es den Mann niederdrücken muß, in einer Zeit, wo es gährt und zu Neugestaltungen drängt, und die doch nicht ganz in verkehrten Bahnen läuft, that- und ziellos zu sein; nicht zu wissen, wie er seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllen soll. — — — Ich quälte mich mit solchen Gedanken und kam doch nicht weiter. Es lag trübe und schwer auf mir. Aber wenn man sich so sorgt und quält, und wenn einem Gott auch auf aufrichtiges Bitten nicht hilft, da muß etwas Falsches und Unrichtiges bei dem Sorgen sein. Ich wollte zwar nichts für mich, und der eigensüchtige Ehrgeiz gewöhnlichen Schlages lag mir wohl fern: ich habe mich wenigstens oft darauf geprüft und weiß es nicht anders. Aber meine Gedanken flogen zu hoch hinaus. Ich dachte an die gewaltigsten Dinge und mußte mir doch jeden Tag sagen, daß selbst für die nächstliegenden das bescheidene Theil von Kraft und Talent, das mir Gott anvertraut hat, nicht ausreichte; oder vielmehr, daß ich es selbst dazu nicht genutzt und ausgebildet hatte. Es galt nun vor allem, mir Klarheit darüber zu verschaffen, was ich mir selbst bei meinen Mitteln und Kräften als Ziel hinstellen dürfe. Die Antwort auf diese Frage war freilich eine andere, als ich sie selbst im Stillen gehofft hatte; sie hieß: „Geh hübsch auf Dein Gut, jage nicht eher höheren Zielen nach, als bist Du die nächstliegenden, Dir durch Deine Verhältnisse gebotenen Pflichten erfüllt hast; — wer die versäumt, darf nimmermehr glauben, daß er nach Gottes Willen Weiterliegendes erreichen werde; — wer dagegen seine nächstliegenden Pflichten erfüllt, dem wird Gott auch zeigen, ob und wann er sich für höhere Dinge Kraft und Talent zutrauen darf.“ Etwas Ueberwindung kostete es mir wohl, bis ich mich dem ganz fügte. Aber es war mir dann auch so

Digitized by Google

wohl und zufrieden zu Muthe, wie seit meiner Kindheit nicht mehr. Ich hatte damit endlich, nach jahrelangem, innerlich ruheloſem Leben — wirkliche Ruhe. — — — —

Ich ſehe jetzt das Glück vor mir: an der Seite eines lieben, treuen Weibes die ſtille, kleine Arbeit zu thun, von der wenig geſprochen wird, die heut zu Tage kaum Jemand recht würdigt, und die doch das Fnndament auch der größten Dinge iſt. Ich meine die Arbeit in Haus und Hof, in Sitte und Erziehung, in Hauſeseinrichtung und Geſelligkeit, in Leuteſtube und Dorf. Von dieſer Arbeit fällt Dir der größere, ſchwierigere und feinere Theil, aber auch der wichtigere und edlere zu. — Und glaube mir, es iſt eine ſchöne und, ſo unſcheinbar ſie auch iſt, eine unendlich wichtige Aufgabe, die uns damit geſtellt iſt. Wie wenig iſt in unſern Häuſern von der ſchlichten, frommen Sitte unſerer Altvordern erhalten! — Wie wenig von dem Geiſte iſt übrig geblieben, den Gott nun einmal unſerem Volke gegeben hat, damit wir in und aus ihm und nicht in fremdem Geiſte den Zielen nachſtreben ſollen, die Gott unſerem Vaterlande in ſeiner Weltordnung nachgewieſen hat! Nicht aber aus der großen Politik, nicht aus dem Kampf und Hader der politiſchen, religiöſen, ſozialen und wiſſenſchaftlichen Parteien können wir dieſen Geiſt wieder ſchöpfen: — aus der ſtillen Arbeit des Hauſes, der Familie kann er uns allein wieder hervorwachſen. Den deutſchen Frauen werden wir's zum größten und beſten Theile zu danken haben, wenn wieder einmal deutſcher Geiſt in unſerem Volke zur Herrſchaft gelangt. — Nach Gottes Willen ein echt deutſches, ſchlichtes, frommes Haus zu gründen und an unſerem beſcheidenen Theil ein gutes Beiſpiel zu geben: — das iſt unſer gebotenes Ziel und dazu helfe uns Gott! Läßt Gott uns das nur gelingen, ſo will ich herzlich froh und zufrieden ſein". —

(An die Schweſtern. K. den 19. Mai 1863). „Ihr wißt, wie

Digitized by Google

ich zum Glauben stehe. Ich habe es gegen Euch beide oft genug ausgesprochen. Schwestern, ich stehe auch heute noch so dazu. Aber eins kann ich bestimmt von mir sagen: ich habe nicht aufgehört, mich ernst und aufrichtig vor Gott zu prüfen, ob nicht Eitelkeit auf den eigenen Verstand oder die eigene Kraft zum Guten, Mangel an Unterwerfung unter Gott daran Schuld sind, daß ich nicht ganz so zum Glauben stehe, als grade die mir am Nächstenstehenden. Schwestern*) ich will mir gar nicht sicher sein, daß dies nicht doch der Grund ist; aber ich habe Gott immer und aus vollster Seele gebeten, er solle mir's dann zeigen und solle mir gnädig helfen, daß ich dann die Fehler bekämpfe. Ich weiß es nun nicht anders, als daß ich das enge bischen Menschenverstand und Menschenkraft herzlich verachte, daß ich wenigstens nicht glauben und thun will wie ich, sondern wie Gott will, — daß freilich aber auch mein Wollen schwach und meine Selbsterkenntniß von Finsterniß umschleiert ist. Ich habe mich — nun nach besten Kräften geprüft und doch nie anders glauben, nie anders zu Gott beten können; — und ich habe so, wie ich nun einmal an Gott glaube, aus vollster Seele d. h. mit aller Ruhe sowohl wie mit aller Begeisterung zu ihm beten, und ich habe mich in aufrichtiger Treue vor ihm demüthigen können. — So kann ich denn von mir sagen: ich weiß es nicht anders und mich getrost darauf verlassen, daß, wenn ich doch wider Wissen und Wollen unrecht daran thue, er es mir zu seiner Zeit zeigen und mir auch helfen wird, recht zu glauben und recht zu ihm zu beten. Noch aber habe ich vollkommen Ruhe und demüthige Zuversicht in diesem Glauben und fühle mich meinerseits vollkommen eins mit der großen Gemeinde aller Christen, wenn ich mir freilich

*) Auch die Schwestern K.'s huldigten einer streng orthodoxen Richtung.

Digitized by Google

ſchon ſagen muß, daß grade viele der Ernſteren ihrerſeits mich zurückweiſen würden.

Ich hatte nun ſchon ſeit Jahren recht das Bedürfniß gefühlt, zum Abendmahle zu gehen: ein wenig mag dabei halb unbewußt der Wunſch, dadurch auch äußerlich erſichtlich in Gemeinſchaft mit der großen Chriſtengemeinde zu bleiben, in mir gewirkt haben. Weſentlich war aber gewiß nur das Bedürfniß bei mir entſcheidend, mich auch einmal öffentlich und an geheiligter Stätte vor Gott zu demüthigen, ihm meine Sünden zu bekennen und von ſeinem beſtellten Diener die Verkündigung ſeiner Vergebung zu empfangen. Ich wäre deshalb längſt ſchon zum Abendmahle gegangen; aber es hielt mich immer die Scheu ab, ob ich nicht unwahr vor dem Prediger wäre, der mir's gäbe. Ich hatte die feſte Ueberzeugung, daß ich es nehmen dürfe. Aber würde der Prediger auch die Ueberzeugung gehabt haben, es mir geben zu dürfen, wenn er gewußt hätte, wie ich zum Glauben ſtand? Das war es, was mich abhielt; und ich habe immer geſucht, ob ich nicht einen Prediger finden würde, deſſen Perſönlichkeit mich ſo recht von Herzen angeſprochen hätte, damit ich ihm einmal mein ganzes Herz aufſchließen und dann wo möglich auch von ihm gleich das Abendmahl empfangen könnte. Da traf ich im vorigen Herbſte einige Wochen nach meiner Verlobung im Hauſe meiner künftigen Schwiegermutter einen Basler Miſſionar H., der lange in Indien geweſen und von Frankfurt her, wo er jetzt für die Baſeler Miſſion wirkt, mit meiner künftigen Schwiegermutter befreundet iſt. Er blieb einen Tag da und hielt auch eine Abendandacht. Ich kann Euch nicht ſagen, wie aus tiefſtem Herzen mich die Perſönlichkeit, die Liebe, der kindlich fromme Glaube, die Demuth, das Gottvertrauen und die Fröhlichkeit des Mannes angeſprochen haben. Und ich war ſchon den erſten Abend entſchieden: das iſt der Mann, an den Du Dich wenden

sollst. Ich reiste deshalb von E. aus einmal nach Frankfurt, um mit ihm zu sprechen. Er sagte mir sehr ernst, daß ich mich nicht etwa bei meinem Standpunkte beruhigen solle; es würde Eitelkeit, Vertrauen auf den Menschenverstand und Mangel an Demuth doch noch wider mein Wissen sehr viel in mir sein; ich hätte namentlich auch daran sehr unrecht gethan, daß ich lange nicht genug in der Bibel gelesen. Aber ich dürfe mich keinen Augenblick bedenken, es sei im Gegentheile sehr unrecht, dem Wunsche und Bedürfnisse, zum Abendmahl zu gehen, nicht nachzukommen. Ich solle, sobald als ich einen Prediger gefunden, der mir Zutrauen einflöße, mich der Abendmahlsfeier anschließen und nicht erst mich noch wieder bedenken, sondern ohne Weiteres und in Demuth und Reue, aber auch in der Zuversicht, daß Gott sich unserer Sorgen annehme, wenn wir uns ihm nur aufrichtig hingeben wollen, dem Gefühle folgen und zum Abendmahle gehen. Da er nicht fungirender Geistlicher in Frankfurt, konnte er mir leider selbst das Abendmahl nicht geben. Ich hatte nun seit der Zeit viel gesucht, aber nie einen Prediger gefunden, der mich so herzlich angesprochen hätte, daß ich gerade das erste Mal nach so langer Zeit bei ihm hätte zum Abendmahl gehen wollen. A., dem ich herzlich gut bin, hat mir manches in seiner Ansicht, was, so wunderbar es Euch auch scheinen mag, mir zu rationalistisch, zu verstandsmäßig ist. Da kam ich auf der Rückkehr vom Rheine (über Berlin) durch Prenzlau gerade an einem Sonntage (vierzehn Tage vor Ostern) und die Predigt, die ich dort hörte, hat mich so tief ergriffen, sie traf gerade so das, was ich suchte (Kommt zum Stuhle des Herrn, kommt in aufrichtiger Reue, kommt in Zuversicht; und — unser Ruhm ist aus: das, soviel ich mich erinnere, waren die vier Punkte der Predigt), daß ich gleich entschieden war. Ich wäre am liebsten noch denselben Tag zum Abendmahle in der schönen, feierlichen Kirche gegangen. Aber es

Digitized by Google

wurde an dem Sonntage nicht gereicht und so reiste ich am Aschermittwoch hin. Gründonnerstag war Beichte und Charfreitag öffentliches Abendmahl. Es war mir auch gerade ein rechter Herzenswunsch, nun nach so langer Zeit zum ersten Male mit einer vollen Gemeinde zum Abendmahl zu gehen; und es waren wohl gegen hundertzwanzig Communikanten. — Nun, Schwestern, ich bin tief ergriffen, aber auch vollkommen ruhig zum Abendmahle gegangen und bin auch jetzt ebenso ruhig darüber und froh und dankbar gegen Gott. Mit dem Prediger habe ich nicht erst eingehend gesprochen — wie es mir auch Missionar H. gerathen, — da er, als ich mich bei ihm anmeldete, nicht darauf kam".

Am 23. Juli fand zu E. die Hochzeit statt. Es war ein allen Betheiligten gewiß stets unvergeßliches Fest, weil durch K.'s Persönlichkeit ein idealer Hauch dem Ganzen mitgetheilt wurde, bei dem die Fröhlichkeit wahrlich nicht zu kurz kam. Das Corps der Vandalen war durch vier jüngere Leute vertreten. Den Mittelpunkt des Festes bildete der Trinkspruch auf das Vaterland, mit dem K. das auf ihn ausgebrachte Hoch beantwortete. Etwas vorn übergebeugt, einen Gegenstand in der Hand drehend und kaum um sich schauend, stand er da. Er sprach ohne jeglichen Pathos; aber man hörte es jedem seiner Worte an, ein wie heiliger Ernst es ihm mit dem, was er sagte, war.

„Als ich ans Vaterland gedacht,
Das Herz mir weint, das Herz mir lacht".

Dieses Dichterwort war sein Thema. Die Ansprache war von zündender Wirkung.

Ueber die Hochzeitsreise lasse ich wieder einen Brief reden.

(An die älteste Schwester. Reutlingen, den 28. August 1863.)

„Wir sind erst den Rhein ein Stück abwärts gereist bis in die Nähe von Coblenz, dann die Lahn aufwärts nach Mar-

Digitized by Google

burg. In Heidelberg bekam ich glücklicher Weise ein sehr hübsches, gemüthliches Quartier von drei Zimmern bei einem Prof. Z., bei dem ich schon früher ein paar Mal gewohnt hatte. Gehen konnte meine Frau nicht, da sie sich auf der Reise den Fuß verstaucht hatte. Aber mit dem Wagen konnten wir die Gegend doch recht genießen und haben dann auch mit Ausnahme des Speierer Doms Alles gesehen, was ich nur irgend für sehenswerth halte. Du kannst Dir denken, welche Freude es mir machte, meiner Frau alle die Herrlichkeit um und in dem lieben Heidelberg zu zeigen. Es macht mir überhaupt beinahe noch mehr Freude, ihr Gegenden zu zeigen, die ich schon kenne, als solche, die ich auch zum ersten Male sehe. Wir fuhren im Wagen von Heidelberg den Neckar herauf, der prachtvoll ist mit seinen köstlich bewaldeten Bergen, die überall hart an den grünen Strom herantreten. Die Schwestern werden Dir gewiß auch vom Neckar schon erzählt haben, z. B. von dem noch wohl erhaltenen und bewohnten Schlosse Zwingenberg, das aus seinen Wäldern gerade herab auf den Strom sieht. Dann ging's den Fluß weiter aufwärts, wo sich immer eine alte Burg an die andere reiht, nach Heilbronn und Weinsberg, über dem die alte, zerfallene Weibertreu, das Schloß, wo die hübsche Geschichte der Weiber von Weinsberg spielt, liegt. Von da reisten wir quer durch das nördliche Württemberg auf der Eisenbahn nach Schwäbisch-Hall; und dann weiter zu Wagen bis zu dem bekanntlich ehemals preußischen Ansbach, in dem eine Kirche noch eine Menge Särge von Brandenburg-Ansbachischen Fürsten aufweist, danach auf der Bahn nach Nürnberg. Meine Frau war ganz entzückt von der prachtvollen alten Stadt mit den schönen, gemüthlichen Giebelhäusern und ihren Erkern und mit den köstlichen alten Kirchen. Wir sind vier Tage dort geblieben, und meine Frau hätte gerne noch ein paar Tage zugegeben; so begeistert war sie von der Stadt. Es ist doch ein rechtes Glück für

Digitized by Google

mich, daß E.*) wie überhaupt so auch hierin meinen Geschmack theilt. Sie schwärmt ganz ebenso wie ich für alte Kirchen, Gemälde, alte Kunstgegenstände und Gebäude und selbstverständlich auch für die Natur. Ich konnte es recht hübsch vereinigen, daß wir abwechselnd bald in die prächtigen Gegenden bei Heidelberg, am Neckar u. s. w. kamen, bald wieder schöne alte Kirchen, Schlösser u. dergl. und dann gar noch eine Stadt wie Nürnberg sahen, die so unerschöpflich reich an den besten und schönsten Werken und Denkmalen unserer altdeutschen Kunst ist. Von Nürnberg dampften wir nach Nördlingen, von da — nach der schwäbischen Alp, die wir zum ersten Male von Heidenheim aus überschritten. Dann Schwäbisch-Gemünd! Von hier aus fuhren wir über die Berge, um den alten Hohenstaufen zu besteigen. Er trägt leider gar keine Reste mehr von der Hohenstaufenburg: ein Württemberger Fürst hat vor etwa hundertsechzig Jahren die Ruinen des Schlosses, an das sich so gewaltige deutsche Erinnerungen knüpften, abgerissen, um sich unten eine Meile davon ein modernes Fürstenschloß zu bauen. Dafür liegt der Berg aber auch so imposant, daß man, obgleich fast keine Spur mehr von der alten Kaiserburg zu entdecken, doch noch recht lebhaft an die gewaltigen Ideen gemahnt wird, die das Geschlecht da oben getragen.

Der hohe Staufen ist einer der höchsten Berge der schwäbischen Alp: ihr letzter, weit nach Norden vorgeschobener Gipfel, von dem man über das ganze Schwaben- und Frankenland und recht in das Herz Deutschlands hineinsieht. Nur im Süden ist der Blick durch die Kette der Alp verschlossen. E. war ganz ergriffen von der prachtvollen Aussicht da oben und wohl ebenso von den ernsten geschichtlichen Erinnerungen. Unten am eigentlichen Fuße des Gipfels — übrigens noch

*) K.'s Frau.

Digitized by Google

auf einer ansehnlichen Höhe — liegt das Dorf Hohenstaufen mit seiner mir so ehrwürdigen Kirche, in die unser großer Kaiser Rothbart manches Mal bescheidentlich zu Fuße von seinem Schlosse herabgestiegen.

Wir fuhren wieder bergab zur Bahn und dampften noch einmal über die Alp nach Ulm, mit seinem gothischen Dom — dem größten alten protestantischen der Welt, soviel ich weiß. In Ulm blieben wir drei Tage und fuhren darauf abermals in die Alp hinein. Zunächst nach Blaubeuren, einem noch heute sehr interessanten ehemaligen Kloster in einem Alpthale mit steilen Kalkfelsen gelegen und merkwürdig noch durch den — Blau-Topf: ein etwas eigenthümlicher Name für einen kleinen etwa hundert Fuß im Durchmesser haltenden See, der dort an einem Bergabhange ohne allen sichtbaren Zufluß liegt, unendlich tief ist, und ein so prachtvolles, tiefblaues Wasser hat, daß ich mich vergeblich nach einem Vergleiche umsehe. Dann ging's wieder über den Rücken der Alp fort, jenseits in das Urachthal hinein und hierher nach Reutlingen. Von hier machten wir einen Ausflug nach Schloß Lichtenstein, jetzt von einem Grafen von Württemberg recht hübsch wieder ausgebaut, und köstlich hoch droben über einem schönen Alpthale auf einem winzigen, ganz isolirten und nur durch eine Zugbrücke mit dem Berge verbundenen, hohen Felsen gelegen. Dicht dabei liegt die berühmte, sagenreiche Nebelhöhle mit ihren Kalksteingewölben, Tropfsteingebilden, Schluchten und Gängen. Heute haben wir wieder eine ganze Tagefahrt nach Bebenhausen, einem schönen gothischen, jetzt unbenutzten Kloster, Tübingen und Rotenburg gemacht, alles in den Vorbergen der Alp prächtig, frisch und waldreich gelegen, — die letzteren beiden schon wieder am Neckar, der hier noch ein ziemlich kleiner, wilder Junge, aber dafür auch so prachtvoll grün ist, wie sonst nirgends wieder und köstliche Wiesen, Weinberge und Wälder an seinen Ufern

Digitized by Google

hat. Morgen soll's weiter gehen, zunächst nach Hechingen und auf den Hohenzollern, der drüber liegt. Ich schicke Euch jedem ein Bild davon; es wird Euch gewiß lieb sein, die Wiege des preußischen Königshauses wenigstens im Bilde zu sehen. Dann soll's das obere Donauthal bis Sigmaringen abwärts, dann quer durch die Südecke von Schwaben nach Ueberlingen an den Bodensee gehen. Ueber den wird in einem Tage kreuz und quer, dann nach Konstanz und Schaffhausen gedampfschifft. Darnach geht's über Basel, Freiburg, von wo wir durch ein paar Schwarzwaldthäler fahren wollen, und dann über Straßburg und Köln heimwärts."

Am 14. September langten K. und seine Gattin bei des Ersteren mecklenburgischen Verwandten in Güstrow und am 19. bei denen seiner Frau auf dem Gute S. an. Von dort gab es dann noch einen Abstecher nach Lübeck und dem östlichen Holstein. Am 24. October endlich zog das junge Paar in P. ein.

K.'s Lehr- und Wanderjahre waren zu Ende. Der alte fahrende Schüler war nach einem fast neunzehnjährigen Wanderleben in den Hafen eingelaufen. Seine Ehe war die glücklichste, die man sich denken kann. Ein etwa dreiviertel Jahre nach der Verheirathung geschriebener Brief zeigt, wie er sein Glück empfand und auffaßte.

(An die Schwiegermutter. Den 4. Mai 1864.) „Ich wollte, Du hättest bei uns sein und den ersten Geburtstag, den ich seit langen Jahren wieder im Familienkreise, den ersten, den ich überhaupt im eigenen Hause, in der eigenen Familie begehe, mitfeiern können. Du kannst Dir denken ...., daß es eigene Gedanken waren, die mich an dem Tage bewegten: Gedanken, die weit zurück bis in meine frühe Kinderzeit, in das stille, eng familienhaft geschlossene väterliche Haus zurückgingen, wo sich um meine selige Mutter ein so reiches Gemüthsleben gestaltet hatte; — Gedanken, die dann die langen Jahre durchliefen, in denen ich anscheinend ziellos in der Welt herumgeworfen wurde, nach Zielen suchte und schwer

Digitized by Google

und langsam, wie es meine Natur ist, aber doch unausgesetzt an mir arbeitete und mich abmühte, zu einem Abschluß mit mir zu kommen; — Gedanken endlich, die bei den letztverflossenen Jahren verweilten, wo mich angestrengtere Arbeit diesem Abschlusse näher führte, wo endlich gerade in dem Momente, als ich mich innerlich fertig genug fühlte, um ohne Konflikte mit mir selbst in's praktische Leben, in meinen nächstliegenden bescheidenen Beruf eintreten zu können, wo endlich gerade in diesem Augenblicke Gott durch meine Verlobung eine Wendung in mein Leben schickte, die mich unausweichlich und rasch diesen enger begrenzten Zielen zuführte, ohne die man sich im Streben nach den ferneren haltlos verläuft. — Gott hat mir damit aber zugleich auch ein Glück, eine Zufriedenheit und eine Ruhe gegeben, nach denen meine Seele sich seit langen, langen Jahren vergeblich gesehnt hatte. Daß gerade bei diesem letzten Abschnitte meines Lebens, bei diesen letzten beiden Jahren, seit ich Pfingsten 1862 nach E. kam, und bei allem, was sie mir seither gebracht, meine Gedanken besonders verweilten; und daß ich Gott recht aus vollster Seele für das reiche unverdiente Glück dankte, das brauche ich gewiß nicht erst zu schreiben."

Da K. an seinen Grundsätzen mit wahrhaft eiserner Energie festhielt, so gestaltete sich die Sitte des Hauses in der eigenartigsten, ja in einer Weise, die wohl einen gewissen Druck auf dessen Gäste ausüben konnte. Seinem alten Prinzipe gemäß, überließ K. aber dennoch seiner Frau alles Detail. Thatsächlich erreichte er dadurch das, was er wollte, meist vollständig, und freute sich darüber um so mehr, als er sie grundsätzlich so gut wie niemals lobte, als er es für „eine Sünde" hielt, „ihr zu schmeicheln". Romanlektüre duldete er freilich mit ganz vereinzelten Ausnahmen auch bei seiner Frau nicht. Dagegen sah er aber natürlich nichts lieber, als wenn dieselbe an deutschen Märchen und Sagen Gefallen hatte und sie später den Kindern neben der biblischen und Weltgeschichte so früh wie möglich erzählte. Für Poesie und Musik hatte er auch im

Digitized by Google

Hause stets Sinn; mit leuchtenden Augen pflegte er dem Spiel und Gesang eines schönen Chorals oder alten Volksliedes zu folgen.

Besondere Sorgfalt widmete er seinen Gutseingesessenen. Auch in dieser Beziehung suchte er das — und wo möglich bis ins Einzelne — durchzuführen, was er sich in seiner Münchener und Nürnberger Zeit als Aufgabe gesetzt hatte. Wie er die schwindende Volkstracht festzuhalten suchte, so bemühte er sich, die alten Volkslieder und die einfachen alten Vergnügungen nach süddeutschem Vorbilde bei seinen Leuten wieder einzuführen. Die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse auf jenen großen Gütern des nordöstlichen Deutschlands, die große Zahl der auf denselben Beschäftigten erleichterten ihm diese Bestrebungen. Die Folgen seiner Wirksamkeit und der Einfluß seiner Persönlichkeit zeigen sich heute, wo die socialdemokratischen Wogen auch nach Mecklenburg hineinschlagen, in der sichtbarsten Weise. Das Verhältniß, das sich zu den Leuten herausbildete, wird schwerlich übertroffen werden.

Zwei Kinder — eine Tochter und ein Sohn — wurden der Ehe geschenkt. Sie in seinen Ideen zu erziehen und für dieselben zu gewinnen, ließ K. sich natürlich ganz besonders angelegen sein. Schon früh suchte er in seinem Sohne Sinn für unsere mittelalterlichen Dichterwerke zu erwecken; woran sich dann später auch auf der Schule ein Privatunterricht im Gothischen und Althochdeutschen schloß. Wie K. nur die edelsten Bücher und Bilder in seinen Sammlungen duldete und alles Frivole auf das Aengstlichste ausschloß, so waren selbst „Max und Moritz“ und der „Struwelpeter“ aus der Kinderstube verbannt, Bilder von Richter dagegen besonders gern gesehen. Die Kinder bekamen nie einen Tropfen Kaffee oder Thee, keine Süßigkeiten; nur einfacher sogenannter Kaffeekuchen war erlaubt. Sie sollten sich früh in der Entsagung üben und den Unterschied zwischen sich und den Erwachsenen recht deutlich fühlen. Der Vater gewöhnte sie daran, daß ihnen vieles kurz abgeschlagen wurde, und suchte jede Verwöhnung und Verweichlichung von ihnen fern zu halten. Bei seinem Sohne diente ihm die Jagd als ein Hauptmittel der Erziehung: sie sollte Selbstzucht und unermüdliche Ausdauer in dem Knaben wecken und pflegen. K. beherrschte auch hier alles mit seiner Ruhe und Consequenz; ein Blick von

Digitized by Google

ihm genügte meist, Lob wie Tadel vermied er möglichst. Er spielte selbst sehr oft recht fröhlich mit seinen Kindern, lehrte sie Vögel, Blumen und Pilze kennen und lieben. — In den Hauslehrern fand er junge Freunde und Schüler. Den Geschichtsunterricht ertheilte K. seinen Kindern selbst und verwandte viel Mühe und Zeit auf die schriftliche Vorbereitung zu demselben.

Aus dem engsten Kreise seiner Verwandten, „Corpsbrüder" und Freunde trat der eigenartige Mann aber kaum je heraus. Den Verhandlungen des mecklenburgischen Landtags, dem er als Gutsbesitzer angehörte, hielt er sich — von einzelnen wichtigen Momenten abgesehen — meist fern. Er pflegte sich hierin selbst zu tadeln. Aber das Gefühl lastete auf ihm, daß er völlig isolirt zwischen den Parteien stehe. Die Beziehungen zu dem Corps in Heidelberg rissen dagegen nie ab. In vielfachen Briefen suchte er für seine vaterländischen Ideen Propaganda zu machen und dabei den einzelnen in ihren inneren Nöthen zu helfen. Solch' ein Brief war stets von ganz ungewöhnlicher Länge und wurde mit dem offiziellen Namen „Kohl" belegt. K. hat aber gerade durch diese Briefe außerordentlich angeregt und — vielen Nutzen gestiftet. Auch die Verbindung mit dem germanischen Museum hielt er zeitlebens fest und übernahm die Vertretung von dessen Interessen in seinen heimatlichen Kreisen. Seiner Anregung ist es zuzuschreiben, daß ein Saal mit den Wappen des mecklenburgischen Adels nach dem Muster der fränkischen Ritterkapelle bei Haßfurt im germanischen Museum hergestellt wurde.

Namentlich in den ersten Jahren nach seiner Verheirathung war K.'s Verbindung mit dem Süden noch eine sehr rege, und die Wallfahrten dorthin dicht gesät. 1864 begab sich das junge Ehepaar, nachdem es vorher in Rügen gewesen, über Hannover und Westfalen nach E., um von dort aus eine größere Reise durch den Süden anzutreten, die bis Wien führte. Im Frühling 1865 wieder eine Reise nach E.! Zuerst ging es zu der zweiten Schwester K.'s nach Naumburg, wo deren Gatte als Beamter stand. Von hier wurde in Gemeinschaft mit den beiden jüngeren Schwestern eine Reise in das Thüringische unternommen. Man blieb eine Nacht in Paulinzelle und erfreute sich an den Ruinen des Klosters

Digitized by Google

im Mondenschein. Ins Gasthaus zurückgekehrt, hörten die Reisenden, daß ein Kasperle-Theater im Orte anwesend sei. Noch Abends um neun Uhr wurde hingewandert und der Schluß der „Genovefa“ mit angesehen, der echt volksthümlich war. K. hatte von Jugend auf eine besondere Vorliebe für diese Kasperle-Theater. Die Aufführung des „Doctor Faust“ hatte ihm einen solchen Eindruck gemacht, daß er später von seinem Sohne verlangte, er sollte erst das Volksbuch des „Doctor Faust“ lesen, ehe er zum Goethe'schen „Faust“ überginge. Aber K. fand im reiferen Alter das fast nirgends wieder, was in seiner schlesischen Jugend das Kasperle-Theater gewesen war. Er erzählte immer sehr spaßhaft, daß er einmal in München der einzige Erwachsene in einer ganzen Kindergesellschaft gewesen sei und doch nicht das Richtige gefunden habe.

Bis Marburg kam ich K. entgegen, und wir machten eine Tour durch die hessischen Berge über Frankenberg und Kloster Haina. Dann der Frau wegen ein Badeaufenthalt in Schwalbach mit manchen Taunustouren! Nach einer Reise nach Mecklenburg werden Herbst und Winter wieder in E. zugebracht, wo K. die Tochter geboren wird. Erst im Frühjahr 1866 Rückreise nach Pinnow! Der Krieg erregte K. aufs Tiefste. Bei der Nachricht vom Beginn desselben stand er einst an der Wiege seines Kindes und brach in die Worte aus: „Ja, mein Kind, Du kannst einmal sagen, daß, als Du geboren wurdest, Deutschland noch einig war. Wie bald wird es anders sein, und was wird kommen?“ Im Juli kamen Musikanten ins Pinnower Haus und spielten: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Da liefen K. die Thränen über die Backen. Erregt rief er aus: „Ja, davon sind wir jetzt weit entfernt; ach, wann wird unser Vaterland wieder einig sein und alles umfassen, was von Rechtswegen dazu gehört?“

Im Sommer 1867 machte K. mit seiner Frau von E. aus eine Reise durch die Pfalz und den Schwarzwald, bei der auch ein Theil des Elsasses besucht wurde. Den Winter wieder in E., wo K. jetzt der Sohn geboren wurde! Dann mit dem Herausgeber eine fünfwöchentliche Wanderung durch das Elsaß und die deutschen Gegenden Lothringens, unter besonderer Berücksichtigung

Digitized by Google

der Sprachgrenze! In Weißenburg wären wir unserer genauen Karten wegen beinahe als preußische Spione arretirt worden. Die Franzosen liebten es nicht, daß wir uns mit den Bauern so gut verständigen konnten, und meinten, das sei ja kein Deutsch, sondern nur ein Patois, was diese sprächen. Politisch fühlten sich die Bauern als Franzosen, aber sie unterschieden immer sehr scharf zwischen „Walschen“ und „Dütschen“. Ich kann nicht sagen, daß uns von einem französischen Selbstgefühl oder von einer großen Siegeszuversicht etwas entgegen getreten sei. Von einem Deutschenhaß war gar nichts zu verspüren. Der Elsässer sei „zweisprachig“, pflegten uns die Gebildeteren auf dem Lande auseinanderzusetzen. Die Vorstellung war häufig die, daß es drei für die dortige Gegend in Betracht kommende Völker gebe: Franzosen, Deutsche und — Elsässer. K. war der Meinung, daß im Oberelsaß das Deutsche durch den Einfluß der Schweizer gestützt werde. Einen besonderen Zorn hatte er auf die Lehrerinnen in den Kleinkinderschulen. Das seien die „Wühlhuber“, die die Kinder französisch machten, sagte er. Die Touren durch die verschiedenen Vogesenthäler waren herrlich und der Aufenthalt auf dem St. Odilienberge von poetischem Zauber umflossen. K. lebte ganz in dem Gedanken, daß das Elsaß wieder deutsch werden müsse. Noch sei es nicht zu spät, sagte er, aber es sei die höchste Zeit.

Später im Jahre mit der Gattin eine Reise in den Bregenzer Wald! Mit emsigem Fleiß studirte und zeichnete K. dessen merkwürdige Häuser. Auch über Sitten und Gebräuche wurden zahlreiche Mittheilungen gesammelt. Es hat sich eine von K. in Gemeinschaft mit seiner Frau niedergeschriebene Beschreibung von dieser Reise wie von der im Sommer 1867 erhalten, die ich als zu umfangreich und zu weit führend bedauere, nicht wiedergeben zu können. Der interessanten Bevölkerung des Bregenzer Waldes gab K. hinsichtlich der Feinheit und der edeln Art den Vorzug unter allen Alemannen, und es wollte dies etwas sagen, da seinem Herzen der alemannisch-schwäbische Stamm besonders nahe stand. Im Thale hielt er die Bevölkerung für fast unvermischt deutsch. In den Bewohnern der höheren Berge glaubte er vielfach zurückgedrängte Rhätier zu erkennen.

Digitized by Google

Im Jahre 1870 abermals eine Fußreise mit dem jetzt nach seinem hannöverschen Gute W. übergesiedelten Herausgeber und zwar diesmal durch den bayerischen- und Böhmerwald! Die Reise begann in Franken, wo wir das Giech'sche Schloß Thurnau in Erinnerung an Riehl mit lebhaftem Interesse besahen, und ging dann durch das Fichtelgebirge nach Eger. Sehr in Erinnerung ist mir die Besteigung der Luisenhöhe bei Alexanderbad geblieben. Die gut gemeinten, aber etwas sehr überschwänglichen und sentimentalen Inschriften aus dem Anfange des Jahrhunderts berührten K. ganz eigen. Da ständen nun diese Erinnerungszeichen, sagte er, in Nebel und Wind; niemand bekümmere sich um sie, und wenn es geschehe, so sei es, um darüber zu — lächeln. In Eger imponirten K. die Ruinen des von Kaiser Rothbart erbauten romanischen Schlosses oberhalb der Stadt, in dem bekanntlich die Generale Wallensteins ermordet wurden, und nicht minder die daneben stehende Kapelle, in der zwei Kirchen über einander angebracht waren. Ueber Amberg gelangten wir in den bayerischen Wald, mit seinen hochgelegenen und eigenthümlich gebauten Ortschaften. Dann wieder hinüber ins Böhmerland, in die Fürstlich Schwarzenbergische Herrschaft Krummau! Der Urwald, den der Fürst hoch oben in den Bergen konservirte, war mit seinen umgefallenen Bäumen, den sogenannten „Rahnen", recht nach dem Herzen K.'s. Weiter unten frappirten uns die schönen und ebenmäßigen, aber fremdländischen Gesichter der deutsch redenden Landleute. Im tollsten Gewitter langten wir im Einspänner in Krummau selbst an. Abends im Gasthaus ging es ziemlich laut her. Beim Biere sitzende Czechen erklärten in deutscher Sprache die päpstliche Unfehlbarkeit für eine „Infamie", hätten sich aber auch gern an uns gerieben. Anderen Tags besahen wir dann das merkwürdige und in seiner Art großartige Schloß, auf dem wenigstens damals noch eine Fürstlich Schwarzenbergische Leibgarde von vierzig Grenadieren gehalten wurde. Wieder wandten wir uns nach der bayerischen Seite. Es wurde der Arber erstiegen und es ging dann nach der sogenannten Waldlaterne, einem trefflichen alten Schlößchen nach Art eines Donjons. Schon im Böhmerlande hatten uns die Zeitungsnachrichten recht kriegerisch geklungen. In der Waldlaterne erfuhren wir die Entsagung des

Digitized by Google

Erbprinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron und dann in Passau die — Kriegserklärung. Die tollsten Gerüchte jagten sich. Wir brachen natürlich die Reise ab und eilten sofort nach E., wo wir mit unseren beiderseitigen Familien zusammentrafen. Acht oder zehn Tage später reiste K. dann mit den Seinigen nach der mecklenburgischen Heimath zurück. — — —

Wie die Wendung der deutschen Geschicke K.'s Hoffnungen und Pläne nach allen Richtungen hin kreuzen mußte, liegt für den einsichtigen Leser auf der Hand. Wer sieht es nicht, daß die Zeit gerade nach der entgegengesetzten Seite rollte, als K. gewünscht und — gehofft hatte? Das, um was es K. zu thun war: die innere Regeneration des deutschen Volkes durch die Rückkehr zu seiner historischen Eigenart — war mit einem Schlage auf eine unabsehbare Zukunft vertagt. Nur, wenn die Bestrebungen des Nationalvereins und die Absichten Bismarks scheiterten, war eine partielle Realisirung von K.'s Plänen und Hoffnungen möglich; es konnte dann eine abermalige Einkehr bei uns selbst, die strenge Selbstzucht, wie K. sie wollte, die Folge sein. Statt mit der Regeneration von innen zu beginnen und für die äußeren Verhältnisse sich vorläufig mit einem Nothbau zu begnügen, schlug man jetzt den entgegengesetzten Weg ein. Glänzende äußere Erfolge in einem Umfange, wie sie kein Mensch erwartet hatte und kein Mensch erwarten konnte, haben sich daran geknüpft. Aber wer wagt es, zu behaupten, daß auch eine innere Regeneration die Folge gewesen ist? Fehlte aber diese, so mußte der äußere Erfolg und der Jubel darüber von der Regeneration *abführen* und über ihre Nothwendigkeit täuschen. Und eine fundamentale äußere Lösung der deutschen Frage ist auch, so lange der geographische Aufbau des Deutschen Reiches der heutige bleibt und solange eine organische Verbindung zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich nicht gefunden, gewiß nur in einem ungenügenden Maße vorhanden. Jede Trennung von den deutschen Provinzen Oesterreichs hielt K. insbesondere für „illegitim", d. h. für ein moralisches Unrecht, das nicht sobald zu einer Wiedervereinigung führen werde.

Digitized by Google

Für die Realisirung seiner kirchlichen Pläne war das katholische Oesterreich unentbehrlich.

Das Zusammengehen von Oesterreich und Deutschland und schon die Zusammenkünfte der Kaiser von Deutschland und Oesterreich — der Bündnißvertrag ward zu seinen Lebzeiten nicht mehr publizirt — hat K. stets mit Freuden begrüßt, und er knüpfte Hoffnungen an jede Verständigung zwischen den beiden Kaisern. Ich glaube nicht, daß man K. einen Gegner der Colonialpolitik nennen konnte. Der großen diplomatischen Gewandtheit Bismarck's ließ er alle Zeit Gerechtigkeit wiederfahren. Der Tüchtigkeit der Armee versagte er niemals seine Anerkennung.*) Auch dem, was in der inneren Politik geschah, stand K. nicht immer gegnerisch gegenüber. Indessen auch das Beste, was geschah, traf nicht den Kernpunkt seiner Opposition gegen Bismarck und die seit 1866 zur Herrschaft gekommene Richtung. Das, was ich mit vollem Bewußtsein die „Verstaatlichung der Nation" nenne, mußte das Grab von Hoffnungen sein, die auf der Emancipation vom Staat und auf jener Selbsthülfe der Gesellschaft beruhten, welche fast mit Nothwendigkeit zu einem sittlichen Aufschwung führt. K. sah die altgermanische Freiheit, wie er es bei der Lösung von 1866 erwartet hatte, immer mehr dahinschwinden, der Beamtenherrschaft Platz machen. Und er betrachtete es wiederum als eine ganz natürliche Folge hiervon, daß der Materialismus, die immer schrankenlosere Genußsucht, die Unselbständigkeit des Charakters und die Ideenlosigkeit überhand nahmen. In dem letzten Briefe, den er zehn Tage vor seinem Tode an den Herausgeber dieser Blätter schrieb, klagt er, wie entsetzlich weit wir moralisch und patriotisch seit 1866 heruntergekommen seien. „Von Jahr zu Jahr verlieren wir mehr Widerstandskraft gegen die mächtig heranrückende Revolution."

Das Anwachsen der Socialdemokratie betrachtete K. mit der größten Besorgniß. Er stand auch hier durchaus auf dem Satz, daß man bei anderen Parteien das Verbindende allzeit anerkennen

*) Wie er denn wohl von der glücklichen Verbindung des aristokratischen und demokratischen Elements in derselben sprach.

Digitized by Google

müsse, und betrachtete die Socialdemokraten als die gemeinsamen Feinde Aller und als losgelöst von den Grundlagen unseres nationalen Lebens und der christlich-europäischen Gesittung. Jedes Conniviren mit ihnen verwarf er absolut. Trotzdem, ja gerade darum hielt er aber auch auf socialem Gebiet an seinen alten Anschauungen fest.

Der Culturkampf, in dem er übrigens mit den Katholiken nicht durch Dick und Dünn ging, war ihm ein Beweis dafür, daß ein Kleindeutschland mit Nothwendigkeit zu einer einseitigen Ausbildung des Protestantismus hin- und darum von einer Kirchenvereinigung abführen müsse. Die auf allen Gebieten zunehmende und mit der „Verstaatlichung" auf's Engste zusammenhängende Centralisation fand natürlich in jeder Beziehung in ihm den entschiedensten Gegner. Schon in dem absoluten Ueberwiegen des norddeutschen Elements erblickte er eine nationale Calamität. In der ganz unnatürlichen Bevorzugung Preußens bis zu den Reichsbeamten und dem Präsidenten des Reichstags herab sah er eine große Gefahr für das Deutschthum selbst. So glaubte er z. B. auch zu bemerken, daß das germanische Museum, in dem er noch immer einen Mittelpunkt unserer echten geschichtlichen Bestrebungen sah, von Berlin aus mit Ungunst behandelt werde. Wir würden ja bei dem Allen zu einem ganz anderen Volke umgearbeitet, klagte er. Von einem Zurückgehen auf unsere alte große Geschichte meinte er gar wenig zu sehen, und es war ihm ein Symbol hierfür, daß sich unser Geschmack mit einem gewissen Bewußtsein — Fürst Bismarck hat sich einst im Reichstage für den römischen Stil erklärt — von dem ihm an's Herz gewachsenen gothischen Stile abwandte. Die Verirrungen unserer Malerei nach der Seite der Frivolität und der Sinnlichkeit hin riefen seinen heftigsten Zorn wach; und er erblickte auch darin wieder einen Beleg, daß das Jahr 1866 nicht einen sittlichen Aufschwung, sondern einen sittlichen Niedergang für uns Deutsche bedeute. K. neigte im Gegensatz zu früheren Zeiten jetzt weit mehr zu den Conservativen, während bei dem Herausgeber gerade die entgegengesetzte Wendung eintrat. Aber er hielt die conservativen Parteien seit 1866 für innerlich gebrochen. Von der preußischen Kreuzzeitungspartei hatte er dies vorausgeahnt und

Digitized by Google

gesagt. Daß aber auch die Conservativen des übrigen Deutschlands sich in diese Bahnen ziehen ließen, empfand er sehr. Das Aufgeben der idealen Ziele in steigendem Maße und das immer stärkere Ueberwiegen der materiellen Interessen in den conservativen Kreisen fand er nur zu natürlich. Die Geschichtslosmachung der deutschen Nation erschien ihm recht eigentlich als das Grundübel.

Der einzelne Mensch, sagte er, müsse dadurch immer „losbändiger" werden. Die liberale Gesetzgebung der siebenziger Jahre fand deshalb auch keinen Freund in ihm. In der absoluten Freizügigkeit z. B. mußte er im Prinzip die Vernichtung der deutschen Stammeseigenthümlichkeiten und des deutschen Volkslebens und ein absolutes Hemmniß der eigenartigen Pläne sehen, die er auf das Recht der Alteingesessenen gründete.

Mit der Geschichtslosmachung hing für K. auch das Unrecht des Jahres 1866 auf das Innigste zusammen. Das, was in der Schleswig-Holsteinischen Frage geschah, die rechtlich unmögliche Sprengung des Bundes und die Verbindung mit Italien gegen einen deutschen Bundesgenossen haben 1866 schon allein seine Stellung bestimmt. Die Annexionen empörten ihn. Ein ganz neues Princip werde dadurch, von der Rheinbundszeit abgesehen zum ersten Mal und überhaupt zum ersten Mal in größerem Maßstabe in Deutschland eingeführt, meinte er. *Innerhalb einer Nation* könne kein Eroberungsrecht gelten. Lasse man es dort zu, so müsse die innere Rechtsbildung verflachen und verknöchern. Und ein Nutzen komme bei den Annexionen ja, gelinde gesagt, in *keiner* Hinsicht für Deutschland heraus. Er gab die Wiederherstellung der annectirten Länder niemals als Ziel auf und machte das Streben danach den Annectirten zur Pflicht. Den Unterschied, den ich dabei recht absichtlich zwischen einer Wiederherstellung Hannovers und der *aller* annectirten Staaten mache, ließ er nicht gelten. —

„Die beiden hinterlassenen Schriften von Gervinus interessiren mich sehr," schreibt er im Dezember 1870; „namentlich der Brief an das Hohenzollersche Königshaus, in dem er die Wiederherstellung der annektirten deutschen Bundesländer fordert. Ich kann mich ebensowenig wie dieser leider

Digitized by Google

nun heimgegangene aufrichtige Patriot in die Gestaltung der deutschen Dinge finden; und könnte ich's je — das Unrecht, und noch dazu selbst für die jetzige Gestaltung Deutschlands ganz unnöthige Unrecht — der Annexionen Hannovers, Nassaus, Kurhessens, Holsteins und Frankfurts werde ich nie entschuldigen, nie anders als eine Sünde betrachten können, die früh oder spät ihre schweren Folgen tragen wird."

Die Fortexistenz Oesterreichs war K.'s inniger Wunsch; und je irriger ihm die Bahnen erschienen, die wir selbst betreten, um so größeren Werth legte er darauf, daß sich sozusagen ein zweites Deutschland neben dem ersten erhalte und ein Gegengewicht gegen dessen einseitige Entwickelung bilde. Er hat stets gesagt, daß er an sich in einem Kriege mit Oesterreich einen neuen Bürgerkrieg erblicken würde. Den eigentlichen Kern der ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen Oesterreich jetzt zu kämpfen hat, sah er darin, daß es durch das Jahr 1866 von dem Körper der deutschen Nation losgerissen worden sei. Das Unglück Oesterreichs beruhe darauf, sagte er, daß dessen deutsche Elemente nach ihrer völligen Loslösung von dem übrigen Deutschland nicht mehr im Stande seien, die habsburgische Monarchie zusammenzuhalten.

Es ist hier nicht der Ort, um die Anschauungen im Einzelnen zu verfolgen, mit denen K. die verschiedenen Phasen unserer neuesten Geschichte begleitete. Der Krieg von 1866 brach die Hoffnungen des alten Optimisten verhältnißmäßig noch wenig; er glaubte auch jetzt noch nicht daran, daß es Preußen gelingen werde, sein Werk zu vollenden. Dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß K. 1870 wirklich den Sieg Deutschlands über Frankreich von Herzen wünschte. Er erhoffte von dem Krieg die Wiedererwerbung des von ihm so geliebten Elsaß. Als ihm die Frage einst vorgelegt wurde, ob er lieber die Rückgängigmachung der Annexionen oder die Wiedererwerbung des Elsasses wolle, hat er klar und bestimmt geantwortet: die Rückerwerbung des Elsaß, denn dessen Verlust

Digitized by Google

sei eine nationale Schmach, die gesühnt werden müsse. Ich habe 1870 jene Zeit bis zu K.'s Rückreise nach Mecklenburg am Rhein mit diesem zugebracht und kann versichern, daß er an einen glänzenden Sieg der Deutschen über Frankreich glaubte. Als wir die durch Mainz ziehenden Regimenter sahen — der wirkliche Krieg hatte noch gar nicht begonnen —, brach er in die Worte aus: „Sie werden die Franzosen furchtbar schlagen." Politische Erwägungen drängte er damals zurück.

Als in den Tagen nach der Schlacht von Sedan die Bekannten in seiner mecklenburgischen Heimath in ungemessenen Jubel ausbrachen, da ergriff ihn aber eine tiefe Wehmuth. Giebt es doch kein härteres Geschick, als wenn das von uns Gewünschte und unsere Ideale im Dienste einer gegnerischen Sache erscheinen. Wer kein Verständniß für die hierin liegende Tragik hat, dem ist der Patriotismus schwerlich — Herzenssache.

Die alte Reichsidee war auch einer der Ausgangspunkte für K. gewesen und ist es zeitlebens geblieben. Aber in dem neuen Reich, das dann durch den Krieg entstand, sah er doch zunächst das Grab dessen, woran sein Herz hing. Er erwartete vorerst nur wenig von ihm, wenn er sich auch zu dem Reiche anders als zu dem norddeutschen Bunde stellte, wenn er es als den Ausgangspunkt für die Zukunft gelten ließ, und wenn er auch stets betonte, daß die Mehrheit der Deutschen von dem neuen Reiche umschlossen sei.

Die Entwickelung im Orient behielt er unausgesetzt im Auge. Polen wünschte er wiederhergestellt zu sehen. An Deutschlands Mission im Osten glaubte er nach wie vor. Die Haltung Deutschlands bei der Katastrophe des Prinzen von Battenberg verurtheilte er in den schärfsten Ausdrücken: war sie doch nur erklärlich durch das Ueberwiegen des — norddeutschen Elements im neuen Reiche und durch eine arrière pensée Oesterreich gegenüber. Die Ablenkung unserer Blicke nach der französischen Seite verfing bei K. nicht einen Augenblick: er hat im Winter und Frühjahr 1887 niemals an eine von Frankreich kommende Gefahr geglaubt.

Das, was 1884 und 1885 in Braunschweig geschah, bildete den letzten großen Schmerz von K.'s Leben. Er verlangte in dieser

Digitized by Google

Sache ein entschiedenes Vorgehen des Reichstags und suchte nach allen Seiten hin für seine Auffassung Propaganda zu machen: denn es handele sich hier um ein Unrecht, das im Frieden und auf dem Boden des Reichs geschehen. Wenn wir uns an das Unrecht gewöhnten, so sei es aus mit der deutschen Nation.

Aufgegeben hat K. auch seine weitergehenden Pläne, wie sie sich in dem Münchener Stillleben krystallisirt hatten, niemals. Wiederholt erwachten seine alten Hoffnungen, wie z. B. bei jenem Aufruf, den Constantin Frantz im Jahre 1875 zur Bildung einer föderativen Partei erließ. Aber er schob seine Pläne natürlich zurück und verfiel, da seine Veranlagung ihn auf eine active Betheiligung am politischen Leben nicht gerade besonders hinwies, trotz seines grundsätzlich festgehaltenen Optimismus von Jahr zu Jahr einer tieferen Trauer über die Lage des Vaterlandes. So gründlich er die Zeitungen — in den siebziger Jahren noch die liebgewordene „Augsburger Allgemeine" — studirte, so sehr pflegte er doch seine Freunde zu bitten, ihn — in „seinem hintersten Winkel" sitzen zu lassen. Aber eins kann nicht genug hervorgehoben werden: K. blieb auch jetzt, was in seiner Lage so selten ist, frei von jeder — Bitterkeit. Er verwarf sie und den sarkastischen Spott, mit dem zu allen Zeiten die gegen den Strom Schwimmenden sich getröstet haben, principiell und nahm alles als — eine Prüfung aus Gottes Hand hin.

In der Familie war K. trotz allem, was ihn drückte und beschwerte, stets heiter. K.'s geistiges Leben concentrirte sich — von seinen Reisen abgesehen — längst auf jene langen Briefe an seine Freunde. Um 1875 begann er an der Veröffentlichung seiner Aufsätze selbst zu verzweifeln.

„Ich glaube," schreibt er, „daß ich die direkte Betheiligung an der Politik aufgeben und, wenn ich mir in dieser Beziehung irgend ein Stückchen Beruf zur Mitarbeit zutrauen darf, es — lediglich in idealistischer und optimistischer Ideenproduction suchen muß, die dann andereren, praktischen Leuten vielleicht etwas Anregung und Material zur Verarbeitung schaffen mag."

Noch lange gruppirte sich aber ein Kreis von jungen Männern

Digitized by Google

um K., die an den „Klinggräff'schen Ideen", wie wir sie nannten, festhielten. Daß derselbe sich allmählich verringerte, hing doch vor allem mit der Entwickelung der deutschen Verhältnisse zusammen.

(An einen jüngeren Freund. P., den 27. August 1878.) „Wenn Sie wohl mancherlei innere Sorgen und Zweifel und Kämpfe durchzumachen und auch fernerhin noch werden durchzumachen haben, — sie werden ja keinem jungen Manne erspart, keinem wenigstens, der das Leben und wie er in demselben Gott dienen soll, ernster und tiefer nimmt — möge Ihnen da Gott immer frischen und fröhlichen Muth bewahren und Sie nie zweifeln lassen, daß Sie sich mit seiner Hülfe zu vollem innerem Frieden und zu festen, klaren Zielen durchringen werden! — — — —

Ich suche einen neuen Lehrer für meinen Sohn und brauche Ihnen nicht zu wiederholen, worauf ich dabei besonderes Gewicht lege; Sie wissen's ja. Nur das möchte ich anführen, daß ich, wo möglich, einen Süddeutschen: — einen Württemberger oder Badener oder Franken, etwa auch einen Schweizer — sonst aber einen Kurhessen oder Hannoveraner haben möchte. Sie werden wenigstens darin mit mir gewiß übereinstimmen, daß ein Norddeutscher, wenn er unter dem weithin wirkenden Einflusse des Berliner und überhaupt specifisch-preußischen — d. h. neupreußischen — Geistes aufgewachsen ist, nicht so leicht mit meinem Hause und seiner Richtung harmoniren, aber auch für K. (K.'s Sohn) nicht so leicht die geeignete Persönlichkeit sein würde: wie zufrieden wir mit unserem jetzigen rheinpreußischen Lehrer sind, wissen Sie. — — — An das Gymnasium denke ich jedenfalls für K. noch nicht. Ja! ich weiß nicht, ob man bei dem Geiste, der heut zu Tage auf den Schulen, namentlich unter den Schülern herrscht, nicht wünschen müßte, einen Jungen, bis er etwa zur Prima reif ist, im elterlichen Hause zu behalten. — — —

Digitized by Google

Wenn Ihnen gute Schul- und Volksbücher aufstoßen, so machen Sie mich doch, bitte, damit bekannt. Ich meine namentlich solche von geschichtlichem Inhalt. Die, welche wir hier haben, sind — mir ist noch keine Ausnahme in die Hände gerathen — alle mehr oder minder zweckbewußt zur Verherrlichung der jetzigen politischen Gestaltungen und Tendenzen geschrieben."

(An den Erzieher seines Sohnes*). Vulpera, den 24. August 1881.)

„Daß Sie jetzt bei der römischen Kaiserzeit jede Gelegenheit benutzen, auf die tiefen Schäden der klassischen Welt einzugehen, ist das allerbeste Mittel, den Umschwung, die gesunde Reaktion, die bei K. nicht ausbleiben wird und zu der die Fundamente durch seinen Kindheitsunterricht, durch seine Erziehung und seine Umgebung gelegt sind, vorzubereiten und zu zeitigen. Seien Sie nur guten Muthes wie bisher, und wie wir's auch sind; es ist wirklich kein Grund zu befürchten, daß K. sich nicht wieder zurecht finden, daß bei ihm nicht die Reaktion gegen den klassischen Geist, gegen dessen Formalismus und Aeußerlichkeit, aber auch gegen den klassischen, wie gegen den modernen Cultus rein äußerlicher Größe zu rechter Zeit und voll und ganz eintreten werde. Versäumen Sie nur nicht, wenn Sie jetzt bei der römischen Kaiserzeit K. die tiefen, innerlichen Schäden jener Periode nachweisen, ihm auch zu zeigen, wie dieselben sich angebahnt und konsequent aus den Schäden der besseren und selbst besten Periode der klassischen Welt entwickelt haben; versäumen Sie nicht Streiflichter, — wo sich's der Sache nach ergiebt und ohne daß K. Zweck und Absicht merkt, auf die Mängel der vorhergehenden Zeit zu werfen. Ich verweise z. B. auf die rein äußerliche Schönheit des Homer, dem man dabei alle Anerkennung lassen kann,

*) Auf einer Reise nach Tarasp geschrieben, die K. seiner Gesundheit wegen machen mußte.

Digitized by Google

die er verdient, — auf die entsetzlichen inneren Schäden der griechischen Glanzperiode des Perikleischen Zeitalters, auf den krassen, unserem echten Patriotismus durchaus fremden Egoismus, der in dem römischen und zwar schon altrömischen Cultus der heidnischen Staatsidee (salus publica summa lex esto), in der rücksichtslosen Eroberung und Weltenknechtung der alten Römer lag, wenn man dabei auch immerhin der Tapferkeit, der Sittenstrenge, der Einfachheit im Leben der alten Römer und ihrer patriotischen Aufopferung die allervollste und willigste Anerkennung zollen, und in diesen, aber auch nur in diesen Dingen die alten Römer als nachahmungswerthe Ideale hinstellen muß."

(An einen befreundeten jungen Geistlichen in der Schweiz*). 30. September 1883.) „Wie gern Sie sich gothisch, — d. h. eben nicht modern-„gothisch" mit allerlei willkürlichen und widersinnigen Ausschnörkelungen, sondern einfach und ächtdeutsch, conform der uns von Gott mitgegebenen Geistesrichtung, — eingerichtet hätten, fühle ich Ihnen recht nach. Wo wär's auch mehr am Platze und könnte es mehr in's wirkliche Volk hinabwirken als in einem Pfarrhause? Hätten wir nur Musterzeichnungen dazu, d. h. eben zu einer ganzen und zur einfach praktischen Hauseinrichtung und nicht bloß zur Prunkeinrichtung eines Paradezimmers, so wäre es auch so theuer nicht; durch die im gothischen Stile mögliche größere Einfachheit werden die Mehrkosten der besonderen Anfertigung jedes Stücks nach einer Zeichnung gewiß größtentheils, vielleicht ganz aufgehoben werden. Und statt theure Eichen- oder fremde Hölzer könnte man überall recht gut Tannenholz, das man dann freilich etwas auswählen müßte, das aber auch dann immer noch billiger sein würde, nehmen und brauchte es nur durch eine leichte Farbe, die aber noch die natürliche,

*) Es ist derselbe Mann, der 1881 Hauslehrer in K.'s Hause gewesen war.

Digitized by Google

recht hübsche Maserung des Tannenholzes durchscheinen lassen müßte, etwas dunkler und abwaschbar zu machen. Aber das ist ja die Schande, daß wir immer noch unsere eigene Kunst erst so wenig und so oberflächlich, — immer erst, nachdem wir in einer anderen Kunstrichtung denken und construiren gelernt und uns dadurch den Geschmack verdorben haben, — studieren und drum immer noch nicht verstehen, etwas Konsequent-durchführbares und Einfach-praktisches für unsere Profanbauten, Hauseinrichtungen ꝛc. aus unserem eigenen Geiste heraus zu schaffen. Ich würde Ihnen rathen, vorerst nur so viel Zimmer zu möbliren, als es absolut nothwendig ist, und dazu die einfachsten Möbel zu nehmen, die Sie wählen können, ohne bei Ihrer Gemeinde Kopfschütteln zu erregen. Mit einigem Suchen findet man doch immer noch halbvernünftige Möbel: Stühle mit nicht gradezu widersinnig krummen Beinen ꝛc. — ob neu oder alt, würde mir ziemlich gleich sein. Wollen Sie in irgend etwas einmal unseren Rath, so wissen Sie, wie gern wir ihn geben; notabene ohne dabei etwa zu prätendiren, daß Sie ihn dann auch befolgen müßten, was das Unausstehlichste und Thörichteste bei allem Rathe ist. — — —

Was Sie wohl gearbeitet, wie Sie sich alle die Zeit gemüht haben werden? Nun, wenn es auch nicht zu Ihrem Examen, vielleicht auch nicht einmal zu den — ich möchte sagen mehr technischen Aufgaben Ihres Berufes nöthig war, — zum Segen wird's Ihnen immer und zu einem bleibenden Nutzen gewesen sein. Gewiß haben Sie Recht, daß es Erfahrung, Menschenkenntniß und Ueberzeugungsgabe sind, die die richtige Erfüllung Ihres Berufes vor Allem verlangt, und die Einem alle Gelehrsamkeit nicht geben kann, sondern nur zu leicht ankränkelt. Aber die Hauptsache ist doch Treue und Liebe in dem Berufe, den Einem Gott gegeben, und rücksichtslose Schlichtheit und Einfalt und Natürlichkeit, mit

Digitized by Google

denen wie überall so namentlich auch in diesen Dingen allein was auszurichten ist. Das ist freilich in unserer verkünstelten und verlernten Zeit nicht so leicht, wo Einem, statt das Gemüth und einfache, natürliche Gefühl zu nähren und zu klären, nach Regeln „eingepaukt" wird, wie man den Herzen beikommen, wie man die Gedanken und Worte stellen müsse, um die Rede wirkungsvoll zu machen. Man muß da eben Vieles wieder aus sich hinauslernen, was einem eingelernt worden ist. Aber ist man sich dessen nur bewußt, was Einem fehlt und nach solchem Bildungsgange fehlen muß, und läßt man sich nur weder in seinem Muthe, wenn man sich selbst einmal geirrt hat, noch in seiner Liebe, wenn Einen andere einmal getäuscht haben, irre machen, sucht man nach jedem Mißlingen nur immer die natürlichen Gründe bei getreuer Prüfung seiner selbst, — dann wird man auch so schwierige Dinge wie Erfahrung, Menschenkenntniß und Ueberzeugungsgabe erlernen. Und ich weiß, das werden Sie thun, und so wird es Ihnen Gott auch gelingen lassen. Drum also ein herzliches Glückauf und Gott befohlen in Ihrem neu angetretenen Lebensberufe! — — —

Ich möchte, ohne die schweizerischen Verhältnisse freilich anders als vom Hörensagen zu kennen, glauben, daß sie immer noch bessere, noch eher zu Hoffnungen berechtigende sind als unsere norddeutschen. Aber freilich: die innere Auflösung schreitet ja überall in Schrecken erregender Weise vorwärts, und daß sie auch bei Ihnen schon große Fortschritte gemacht haben wird, — das ist gewiß wohl unzweifelhaft. Dennoch erwarte ich von Süddeutschland — und in dieser Beziehung rechne ich die Schweiz dazu — noch am ersten die Anfänge einer gesunden Reaktion. Wollten wir freilich nach menschlicher Wahrscheinlichkeit rechnen, dann müßten wir alle Hoffnung aufgeben. Aber Gott sitzt noch im Regimente und giebt in seiner unverdienten

Digitized by Google

Barmherzigkeit dem treuen, ernsten Streben oft wunderbares Gelingen. Noch immer ist unser Volk nicht soweit hinuntergekommen, daß es besseren Impulsen nicht zugänglich wäre. Wäre nur in die oberen Schichten unserer Nation, die in den Regierungen, in den Kammern, auf den Universitäten, in den Schulen und in den kommunalen Aemtern die Geschicke des Volkes bestimmen, ein anderer Geist zu bringen, der da erkennte, daß über ihrem politischen und sonstigen Parteigezänk noch Dinge liegen, die viel mehr werth sind, als ihre verschiedenen, sich gegenseitig bekämpfenden Parteiziele: — Dinge, die alle Parteien gemeinsam erstreben könnten und müßten, und die erreicht werden müssen, wenn nicht jede Partei sich den Boden, auf dem sie steht, unter den Füßen fortschwemmen lassen und mit sammt dem Vaterlande unaufhaltsam dem Ruine entgegentreiben will, — wäre nur diese Erkenntniß in den oberen Schichten unseres Volkes wieder zu erwecken, so stände es auch nicht mehr hoffnungslos mit uns. Sie in der Schweiz haben trotz all Ihres übertriebenen constitutionellen Wesens noch einen Rest altgermanischer Freiheitsübung in die Neuzeit hinüber gerettet, die es z. B. noch unmöglich macht, daß jemand zur Mitgesetzgebung oder zu einem Antheil an der Staatsregierung berufen wird, der sich nicht vorher in der treuen Gemeinde- und resp. Kreis- ꝛc. Verwaltung bewährt hat, und, was die Hauptsache ist, — eine Freiheitsübung, die bei der Selbstregierung und Selbstorganisation der Gemeinden und anderer politischer und sonstiger Corporationen doch auch noch nicht ganz von den Anforderungen der moralischen Tüchtigkeit, der Ehre, Zucht und Sitte abstrahirt, wenn diese Dinge auch nicht mehr so wie früher allen rein „praktischen“ und allen Parteirücksichten vorangestellt werden. Lange wird der Rest dieses alten Vätererbes bei Ihnen wohl auch nicht mehr vorhalten. Noch aber haben Sie in der Schweiz — und ähnlich haben wir's

Digitized by Google

auch noch in Süddeutschland — etwas von dem alten Amtsgefühle, von der alten Freiheitsübung. Bei uns ist dagegen von wirklicher Selbstregierung keine Rede, und es klingt geradezu lächerlich, wenn die Regierungen und Volksvertretungen davon schöne Redensarten machen. — — —

Soweit insbesondere die Macht unseres Diktators Bismark auch nach Innen reicht — und das ist bei uns in Norddeutschland überall zu spüren —, finden Sie den kurzsichtigen, unglückseligen Gedanken, alles dem großen Götzen des „Staates", d. h. seiner Machtausdehnung und vermeintlichen „Größe" unterzuordnen. Wie Bismark als ein echter „Makler" ganz wie in einem modernen Handelsgeschäfte Alles, was ihm nur irgend benutzbar scheint, ob an sich gut oder böse, zu seinem einen großen Ziele, — den Staat „groß" zu machen —, aufgreift und ausnutzt, so geht ein solcher kurzsichtiger Geist, der Alles nur dem nächstliegenden Staats- oder Parteiinteresse dienstbar machen will, ohne sich darum zu kümmern, was in Zukunft daraus werden soll, durch unser ganzes politisches Leben und Streben in Norddeutschland. Nun, da der Rausch, in den die Erfolge und Schöpfungen von 1866 und 70 die Nation versetzt hatten, zu verfliegen anfängt, da der hereinbrechende innere Ruin, den dieser kurzsichtige Staatsgrößenkultus auf das Schlimmste gefördert hat, auch dem Verblendesten in erschreckender Weise entgegentritt; — nun beginnen sich auch bei uns in Norddeutschland, mehr noch aber in Süddeutschland, die Zeichen einer Reaktion zu zeigen, nun beginnt man zu fühlen, daß auf den bisherigen Wegen nichts zu hoffen ist, und daß andere eingeschlagen werden müssen, um dem drohenden Verderben zu entgehen. Daß es andere als politische Dinge sind, durch die wir die Rettung suchen müssen, bedarf keines Wortes; aber sicher ist es m. E., daß ohne eine Reform des auf ganz verkehrte Bahnen gerathenen politischen Geistes und ohne

Digitized by Google

Reform der inneren politischen Gestaltungen auch der religiöse und moralische Umschwung, der uns allein helfen kann, nicht Boden und Bestand gewinnen würde. Und in dieser Beziehung setze ich eben auf das, was sich in der Schweiz trotz Allem und Allem doch noch erhalten hat, auf das, was dort noch am leichtesten wieder zu wirklichem Leben erweckt und zu praktischer Gestaltung und Fundamentirung gebracht werden könnte, große Hoffnungen. In Süddeutschland wäre, dünkt mich, noch am leichtesten das klare Verständniß für das, was uns Noth thut, hervorzurufen, in der Schweiz noch am leichtesten die Umgestaltungen, die es erfordert, zu schaffen."

Im Jahre 1874 erkrankte K.'s Gattin in bedenklicher Weise. Sie wurde nach dem Graubündener Luftkurort Davos geschickt: und K. siedelte mit seinen Kindern ebenfalls bis zum Frühling 1878 — nur den Sommer 1877 verlebte die Familie in P. — dorthin über. Es hatte etwas Rührendes, wie der starke Mann seine kranke Frau pflegte, wie der schnelle und rüstige Wanderer sie behutsam stützte, die besten Plätze für sie aussuchte, Gehversuche mit ihr machte: im langsamsten Schritt, den Feldstuhl unter dem Arm. Als auch sein Töchterchen erkrankte, fuhr er es stundenlang im Stuhlschlitten spazieren.

Trotz alles Leides war diese Zeit aber in vieler Beziehung eine glückliche für K. Für die Schweiz hatte er immer Sympathie gehabt: er sah in ihr ein echt germanisches Gebilde. Er war dort den unerquicklichen deutschen Verhältnissen entrückt und befand sich oben auf den Bergen doch in einem deutschen und geistvollen Kreise. Es waren außer dem ihm besonders befreundeten Ärzte meist jüngere Leute; und noch einmal glückte es K., sich eine Tafelrunde zu bilden: einmal in der Woche wurden mittelhochdeutsche Dichtwerke gemeinsam gelesen und besprochen. Daß K. auch in dieser Zeit Segen gestiftet hat, geht aus einem Briefe hervor, den ein Glied dieses Davoser Kreises nach seinem Tode schrieb.

Digitized by Google

„Herr v. K. besaß die Gabe der Anregung für jugendliche, halbreife Leute in ganz eigenartigem Maße", heißt es darin, „und da seine Einwirkung immer Punkte betraf, die den ganzen Menschen angehen, so blieb der Erfolg nicht aus. Er verfuhr dabei mit großem pädagogischen Takt, denn ehe man sich seiner Einwirkung voll bewußt wurde, stand man schon unter seinem bestimmenden Einfluß; und erst die spätere Zeit gab die Möglichkeit, alle die Ideen zu überschauen, die direkt auf ihn zurückzuführen sind. Ich glaube, der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß Herr v. K. eine Eigenschaft besaß, die man heute recht selten findet: ich meine seine Achtung vor anderen Ansichten und die Anerkennung fremder Ueberzeugung bei voller Wahrung des eigenen Standpunktes. In diesem Stücke habe ich unendlich viel von ihm gelernt."

K. hat sich dort in Davos auch eingehender mit philosophischen und theologischen Fragen beschäftigt. Auch seine Kenntnisse von Land und Leuten bereicherte er in diesen Jahren sehr. Es war seine größte Freude und Erholung, mit den Kindern Touren in die Berge zu machen: er war dann unermüdlich mit ihnen Alpenblumen zu pflücken. Mit dem alten Jäger M. pflegte er im Winter auf die Murmelthier- und Schneehühner-Jagd zu gehen. Mit Vergnügen erzählte K., wie er einst einem Bär auf der Spur gewesen sei. Im Sommer traten Fußwanderungen in die benachbarten Thäler und Flecken an die Stelle der Jagd. Lange entfernen mochte K. sich allerdings nicht von der Gattin; um so größer pflegten aber die Strecken zu sein, die er in wenigen Stunden zurücklegte. Er studirte auf solchen Wanderungen die Verhältnisse der Schweiz stets mit dem regsten Interesse. Die Bündener Bauern waren doch auch da, wo sie deutsch, nicht ganz nach seinem Sinne. Es frappirte ihn die stille in sich gekehrte Art des Volkes; und er vermißte das von den Bergen widerhallende Singen und Jodeln. Die vielen romanischen Namen „genirten" ihn, wie er sich selbst einmal ausdrückte; und er ahnte auch in der deutschen „Landschaft Davos" den romanischen Untergrund. Dagegen berührte er sich mit den gebildeten Schweizern außerordentlich gern und war voll Anerkennung für die gute deutsche Art, die sich in dem schweizerischen Bürgerthum erhalten habe.

Digitized by Google

Im Sommer 1875*) unternahm K. mit mir — es war unsere letzte gemeinsame Reise — von Davos aus einen Ausflug nach Südtyrol, der dann von Trient aus zu jenem Abstecher nach Ravenna führte. Die vielen deutschen Touristen in Tyrol veranlaßten ihn zu der Bemerkung, alle diese Reichsangehörigen kämen unbewußt nach Oesterreich, um einmal Deutsche zu sehen, die unter einem ganz anderen Regiment und ganz anderen Verhältnissen lebten. Wie auf allen Fußreisen der sechziger und siebziger Jahre, so führte er auch dies Mal sehr emsig ein Tagebuch, dem auch die mannigfachsten Zeichnungen einverleibt wurden. In den weiten, reizlosen Ebenen Norditaliens wurde er in dem Vorzuge, den er den deutschen Gegenden gab, sehr bestärkt. Auch die freundliche Lage Bolognas vermochte ihn nicht umzustimmen. Der von Dante besungene Pinienwald bei Ravenna, die berühmte Pineta, erschien ihm in seiner jetzigen Gestalt mit Recht als eine wahre Ironie, da wir buchstäblich keinen Schatten darin zu finden vermochten. Nicht blos das in der That sehr heruntergekommene Ravenna, sondern auch Bologna mit seiner halb vergangenen Pracht des sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert berührte ihn kalt. Bei Vicenza beobachteten wir, daß etwa ein Drittel der Bevölkerung blond oder rothhaarig und von blauen Augen sei. Etwa ebenfalls ein Drittel war entschieden schwarz, und ein letztes Drittel von unbestimmtem Charakter. Zu dieser Beobachtung stimmte es, daß noch im zwölften Jahrhundert auf dem Monte Berico deutsch gesprochen wurde. Eine solche Wahrnehmung hatte etwas ungemein Beruhigendes für K.; denn dieser konnte sich nicht darüber trösten, daß wir Deutsche in der Völkerwanderung so viel Kraft in der Fremde verpufft hätten: er pflegte Mephisto's Wort von dem verliebten Thor darauf anzuwenden, der „Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft verpuffe."

Durch die Valsugana gelangten wir zu den bekannten sette comuni. Die Bauart der Häuser erschien uns als entschieden

*) Eine mit mir gemachte Fußreise durch Schwaben im Sommer 1874 ist hier übergangen.

Digitized by Google

deutsch. Aber die deutsche Sprache war schon damals sehr im Aussterben begriffen. Alles Offizielle war italienisch. Es berührte uns höchst eigenthümlich, als wir an einer Straßenecke die Worte **Contrada Snaidergarta** lasen. Wo die Leute deutsch untereinander sprachen, war es uns nicht oder doch kaum verständlich und voll eigenthümlicher Ausdrücke. Wahr aber ist es, daß das Hochdeutsche hier besser verstanden wurde, als in den umliegenden italienischen Gegenden. Aussehen und Physiognomie der Leute gefielen K. nicht. Es sei beinahe, als wenn etwas Slavisches darin liege, meinte er. Germanische Gesichter und Figuren nach Art der in der Gegend von Vicenza fehlten allerdings. — Von den sette comuni ging's nach Luserna, das in Tirol der Mittelpunkt der angrenzenden deutschen Sprachinsel ist. Wir waren kaum in dem ziemlich räubermäßig aussehenden Wirthshause abgestiegen, als der Geistliche des Orts erschien, um uns zu sich einzuladen. Im Pfarrhause angekommen, überzeugte der Pfarrherr sich allerdings, daß eine Verwechslung vorliege, und daß wir nicht die seien, welche er erwartet; aber er ließ es uns nicht entgelten, und wir verlebten einen angenehmen Abend bei ihm. Der Herr „Curat" war der Mittelpunkt der deutschen Bestrebungen jener Gegend. Er war bei dem Kaiser Franz Joseph gewesen, um diesen mit Erfolg um eine Geldunterstützung für die von ihm vertretene Sache anzugehen. Tief nach Deutschland hinein hatte er Verbindungen, und unsere Aufnahme beruhte eben auf einer Verwechslung mit einem seiner deutschen Correspondenten. Das Hauptmittel für die Aufrechterhaltung des Deutschthums bestand darin, daß man jungen Leuten die Geldmittel gewährte, um in Innsbruck das Gymnasium zu besuchen. Wir konnten nicht den Eindruck gewinnen, daß von österreichischer Seite etwas Wesentliches versäumt werde, um die deutsche Sprache dieser Enklave vor dem Untergange zu bewahren, oder daß gar in der entgegengesetzten Richtung eine Pression ausgeübt werde. Unser Herr Curat war ein richtiger Deutschthümler und hatte in seinem Studirzimmer neben dem des Kaisers Franz Joseph auch ein Bild des — Fürsten Bismarck. Zu seiner Lektüre gehörte die Gartenlaube. Von dem, was man ultramontan nennt, war wenig bei ihm zu verspüren. Er betonte auf das

Digitized by Google

Nachdrücklichste, daß Kirche und Staat zusammengehen müßten. Seine Mittheilungen waren die interessantesten; dennoch vermochte K. nicht die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dieser vorgeschobene Posten des Deutschthums auf die Länge zu halten sei. In einer Abtretung des Trentino an Italien sah er kein Unglück.

Von Luserna ging's wieder in das Italienische. Wir verlebten den nächsten Abend mit dem Commandeur eines Versaglieri-Bataillons: einem Piemontesen von guter Familie. Ueber Trient und Lavis kamen wir in das Fleimser, das Fassa- und dann in das bekannte Gröbener Thal. Darauf ging's nach Ampezzo, Bruneck und der Franzens-Feste. In der Burg Runglstein bei Botzen besahen wir die merkwürdigen Darstellungen aus Tristan und Isolde. Dann wurde K. wegen des Befindens seiner Frau nach Davos zurückgerufen.

Allmählich fand diese doch in Davos ihre Genesung. Auf der Rückreise von dort erkältete sich aber K. selbst. Er bekam eine Rose, die in eine längere Krankheit ausartete, zu einer Operation am Halse führte und ihn sehr mitnahm. Er war seitdem nicht mehr der alte und mußte schon wenige Jahre später auf die Jagd und die Fußtouren verzichten, mit denen er sich sonst zu kuriren pflegte.

Die religiösen Fragen traten für K. jetzt immer mehr in den Vordergrund. Er war stets ein tief innerlich gläubiger und von Gottvertrauen erfüllter Mensch gewesen. Uns ist niemals ein energischerer Theist vorgekommen, als er zu allen Zeiten war. Sein Glaube an Gebetserhörungen war stets ein felsenfester. Er hatte jetzt völlige Ruhe und inneren Frieden gefunden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er die Art, wie ihn Gott gerade in religiöser Beziehung geführt, als eine besonders segensreiche betrachtete und in Dankbarkeit pries.

Aber seine Kraft war gebrochen, und es kam noch manches andere Schwere für ihn in den letzten Jahren hinzu. Bald wurde es ihm sauer, sich anhaltend geistig zu beschäftigen. Daß er krank sei, wollte er zwar selten zugeben, und er klagte nie. Auch jetzt suchte er seinen Körper „in der Zucht zu halten". So las er die Pre-

Digitized by Google

digten von Ludwig Harms, die er trotz seiner abweichenden Richtung ihrer Volksthümlichkeit wegen liebte, meist vor seinem Pulte stehend, damit ihn der Schlaf nicht übermanne.

Auch gewirkt hat er in diesen Jahren im häuslichen Kreise noch vieles. Diejenigen, die K. damals in seinem Hause sahen, gingen nicht ohne Eindruck von ihm; und viele Briefe sprachen es nach seinem Tode aus, wie manche Anregung und Ermunterung zum Vorwärtsstreben K. damals durch sein mildes, geklärtes Wesen gegeben hat. „Unter seinem Dache zu weilen", heißt es in einem derselben, „war wirklich ein Vorzug; denn ihm selbst unbewußt ging ein Geist von ihm aus, der seine fördernde oder richtende Wirkung nicht verfehlte. — Wer hätte nicht die Entschiedenheit und männliche Kraft der Ueberzeugung ohne jegliche Selbstüberhebung bemerken und das so seltene Maßhalten im Allgemeinen bei ihm bewundern müssen?" Ein anderer Hausfreund schreibt nach K.'s Tode: „Ich habe immer diese wunderbare Selbstlosigkeit bewundern müssen, die den Heimgegangenen beseelte. Es war, als hätte er keinen Antheil an der allgemeinen Krankheit dieser Welt, dem Egoismus. Immer voll Rücksicht für Andere, ließ er allezeit sein Ich in den Hintergrund treten. Wie bescheiden dachte er von sich! Wie gütig und milde urtheilte er über Andere! Wie wußte er stets den Nächsten zu entschuldigen und Alles zum Besten zu kehren! Er übte durch sein ganzes gütiges, mildes und herzliches Wesen einen wahrhaft sittlichen Einfluß auf die aus, welche ihm näher traten."

Neben allen Leiden hatte K. in den letzten Jahren doch auch manche Freuden. Seine Frau war jetzt völlig hergestellt, seine Kinder wuchsen zu seiner Freude heran. Es entstand in seiner mecklenburgischen Heimath eine Parteigruppe und selbst ein Organ, mit denen er einigermaßen harmonirte. Mehr als dies alles aber war es freilich die jetzt nicht mehr durch das Verlangen nach einer Thätigkeit für das Vaterland im größeren Stil durchkreuzte christliche Resignation, die ihn glücklich machte. Sein Freund v. d. O. ist es gewesen, der ihn über den noch immer etwas auf ihm lastenden Kummer, nichts über den Kreis der Familie hinaus geleistet zu haben, bei Gelegenheit eines Besuches im Herbst 1885 erst völlig beruhigt

Digitized by Google

hat. Aus innerster Ueberzeugung wies der Freund K. auf den reichen Segen hin, den er so vielen tüchtigen, ja nennenswerthen Leuten gebracht. Seitdem trat auch in dieser Beziehung volle Ruhe bei K. ein.

Noch einmal griff K. 1882 segensreich in die Verhältnisse seines Corps ein. Unter seiner Leitung entstand damals auch ein gothisches Corpshaus in Heidelberg; und eine Stiftung schloß sich daran. Zweimal noch — das letzte Mal im Frühling 1886 — reiste K. nach Davos. Aber seine Tage waren gezählt. Er litt jetzt schon seit Jahren an einer Verkalkung der Arterien, die häufig Schwindel herbeiführte. Immer entschiedener trat daneben eine Affection der Respirationsorgane hervor. Im Jahre 1885 hatte er mit den Corpsbrüdern das Stiftungsfest der „Vandalia" in Berlin gefeiert, sich auf dieser Reise aber eine Rippenfellentzündung geholt. Noch einmal widerstand der ursprünglich so starke Körper; aber seit dem Jahre 1886 traten immer neue Erkältungen ein, welche stets nur sehr langsam wichen.

Im Sommer 1886 machte K. trotzdem das Heidelberger Universitäts-Jubiläum mit und begrüßte dabei noch einmal das Corps und die alten Freunde: die Politik hat ihn bei einem solchen Zusammensein niemals gestört. Fünf Wochen später feierte er dann meine silberne Hochzeit mit und verlebte fröhliche Stunden in denselben Räumen, in welchen dreiundzwanzig Jahre früher sein eigenes Hochzeitsmahl stattgefunden hatte. Bei derartigen Anlässen war K. noch immer von einer herzlichen und herzgewinnenden Fröhlichkeit. Seine Rede floß dann fast wie früher, und er verstand wie früher zu begeistern. Einer der Anwesenden meinte, K. sei recht geeignet zum Mittelpunkt einer gesammtdeutschen Föderalistenpartei. In seinen Trinksprüchen klang aber schon eine Todesahnung durch; sie klangen wie Abschiedsworte, und es wiederholte sich das bei anderen festlichen Gelegenheiten der folgenden Monate.

Im November starb K.'s älteste Schwester*), die bei ihrem

*) Nur eine Schwester hat K. von allen Geschwistern überlebt. Diese starb im Jahre 1890.

Digitized by Google

Sohne auf dem Gute M. in Posen lebte. K. ließ sich nicht abhalten, dorthin zu eilen und ihr das letzte Geleite zu geben. Frau und Tochter waren auf der Reise von der größten Angst für ihn erfüllt. Aber die Fahrt erfrischte K. Er führte lange religiöse Gespräche mit seinem Neffen. Auf der Rückreise besuchte er dann in Jauer seinen Vetter Wilhelm von Mützschefahl, den er ganz besonders liebte, und in dem er seit den Tagen der Kindheit ein Vorbild verehrte. Derselbe lebte nach dem Tode seiner Frau mit einer Schwester zusammen. Beide hatten bereits ein hohes Alter erreicht, und K. hatte sie lange nicht gesehen. Am letzten Morgen las der Vetter den 121. Psalm, der mit den Worten schließt: „Der Herr behüte Deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit!“ Sie nahmen dann für dieses Leben Abschied von K. Beide sind ihm sehr bald im Tode gefolgt.

K. war nach der Reise verhältnißmäßig wohl, dictirte Briefe, fuhr spaziren und erfreute sich an der Anlage neuer Wege durch den Wald. Immer mehr aber beschäftigte er sich mit seinem Tode. Mit einer seltenen Männlichkeit ging er ihm entgegen. Wir sahen, wie er sich schon um das Jahr 1860 mit dem Gedanken daran vertraut gemacht hatte. Es sei doch viel besser, sagte er mir vierzehn Jahre später, wenn man jeden Augenblick auf den Tod vorbereitet sei und wie ein Soldat in der Schlacht daher marschiere. Dies Alles nahm aber doch jetzt einen ganz anderen Charakter als in gesunden Tagen an. Im Jahre 1885 hatte er sich auf seinem Krankenlager am Charfreitage das Lied „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ vorsingen lassen. Tiefer Ernst und freudige Begeisterung prägten sich dabei in seinen Zügen aus. Morgens fand man jetzt stets auf dem Frühstückstisch sein kleines Gebetbuch: es war das von Stark. Am Weihnachtsabend saß er stundenlang unter dem Christbaum und wurde nicht müde, die alten Weihnachtslieder zu singen: die Lieder „Es ist ein' Ros' entsprungen“ und „O du fröhliche, o du selige“ liebte er besonders. Gegen den Frühling 1887 begann er auch offen von seinem Tode zu *sprechen*, wovor er sich bis dahin noch gescheut hatte. „Ihr werdet mich nicht mehr lange bei Euch haben“, sagte er schon Ende April. Auch entwarf er die sehr gelungene Zeichnung für

Digitized by Google

den gothiſchen Stein, den er auf ſein Grab geſetzt zu haben wünſchte. Wenn es mit ihm zu Ende gehe, ſagte er, ſo ſolle man ihm eine Schiefertafel geben, damit er darauf ſeine Wünſche niederſchreiben könne, falls ihm das Sprechen nicht mehr möglich ſei.

Anfangs Mai hatte er die Freude, ſeinen Sohn nach Heidelberg zu ſchicken und in die „Vandalia“ eintreten zu ſehen. Die Abende, welche der Sohn vor ſeinem Abgange zur Univerſität im Elternhaus zubrachte, benutzte K. zu ernſten Geſprächen mit ihm. Sie waren vielfach religiöſen Inhalts; dann aber ſprach K. auch von der Bedeutung des Corpslebens und ermahnte ſeinen Sohn, dasſelbe als das aufzufaſſen und zu benutzen, was er darin geſehen: als eine Schule für's Leben und eine Vorbereitung auf den Dienſt für das Vaterland. Seine Gedanken drehten ſich auch nach der Abreiſe des Sohnes faſt ausſchließlich um dieſen. K. hatte die leider auch nicht mehr verwirklichte Abſicht, ſeine Ermahnungen und Rathſchläge in ein Vademecum für den Sohn zuſammenzuſtellen. ‚Geleitsbrief eines alten Studenten für ſeinen Sohn von der Schule zur Univerſität“ ſollte der Titel ſein.

Am 25. Mai entſchloß ſich K., durch einen Freund veranlaßt, ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben. Auch die Seinigen ſahen jetzt den Tod herankommen; aber ſie ahnten nicht, daß derſelbe unmittelbar bevorſtehe. K. war noch keineswegs bettlägerig und einige Tage vorher noch Geſchäfte halber in Neubrandenburg geweſen. Am Morgen des 26. überraſchte ihn während ſeiner häuslichen Andacht ein Blutſturz im Bett. Er beſtand darauf, daß man ihn anziehe, und wollte hinaus ins Freie, ließ ſich dann aber anders beſtimmen und auf ein Ruhebett im Saal bringen, das man ſo geſtellt hatte, daß er die Kirche und den Wald ſehen konnte. Als man ihn dorthin gebettet hatte, meinte er, es gehe noch nicht mit ihm zu Ende; aber freilich, man müſſe immer auf den Tod vorbereitet ſein. „Wir haben nur immer Gott zu loben, loben, loben; ja loben und ſingen müſſen wir“, ſetzte er zu ſeiner Tochter gewendet hinzu.

Die Kirche und den Wald vor Augen, iſt K. dann nach zwei weiteren Blutſtürzen um vier Uhr nachmittags geſtorben. Nicht die geringſte Unruhe war bei ihm zu bemerken. Er hatte gewünſcht,

Digitized by Google

daß man ihm in seiner Sterbestunde die im Briefe an die Hebräer Cap. 12, Vers 11 stehenden Worte vorsprechen sollte: „Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; darnach aber wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind."

„Es giebt für den Menschen", schrieb K. einst seiner Braut, „doch nur ein wirkliches Unglück in der Welt: das ist die eigene Untreue gegen Gott." Er hatte diese Treue — das durfte er bekennen — gehalten; und man wird deshalb sein Leben trotz allem kein unglückliches, sondern ein glückliches nennen müssen. Das Leben K.'s war in Folge dessen ein völlig eigenartiges und in sich harmonisches. Ja! er erscheint geradezu als eine typische Persönlichkeit, der es darum vielleicht nicht an einem gewissen historischen Werth gebricht.

Der Herausgeber hat es, wie er glaubt, nicht an Kritik in diesem Lebensbilde fehlen lassen. Das Schwere in K.'s Natur machte sich immer wieder geltend und raubte ihm die Initiative. Die Schulzeit K.'s war keine durchaus glückliche zu nennen. Daß er in den entscheidenden Jahren keine eigentliche Heimath hatte, war ein zweifelloses Unglück. Ob er sich zu lange seinen studentischen Zielen gewidmet, möchte ich nicht entscheiden. Seine Absicht war dabei eine edele; und er bewahrte sich gerade dadurch die Frische und Ursprünglichkeit der Auffassung. Aber auch er litt an dem Mangel eines seinen Kräften angemessenen äußeren Lebensberufs, an dem Widerstreite zwischen seinem thatsächlichen Lebensberufe und dem, was ihm vor der Seele stand. Eine wirklich seltene Bescheidenheit vereinigte sich mit dem Mangel an Initiative, um K. nach seiner Heidelberger Zeit von einer schriftstellerischen Laufbahn abzuhalten. Seit der Verheirathung schob er die weitergehenden Ziele zu sehr zurück. Die Wendung unserer politischen Verhältnisse legte ihn nach 1870 vollends lahm; und als in den achtziger Jahren sich in Mecklenburg eine kleine Partei bildete,

Digitized by Google

der er hätte dienen und nützen können, — ſtand ſeine Geſundheit hindernd im Wege.

Aber K. hat doch einen guten Kampf gekämpft. Er iſt in ſeiner Treue und durch ſeine Treue — glücklich geweſen. Er hat darum auch einen hohen Grad von Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt erreicht; und „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt.“

Scheinbar hat der Freund für die Oeffentlichkeit nichts geleiſtet. Aber der Herausgeber iſt überzeugt, daß dem, was er niedergeſchrieben, ein bleibender Werth innewohnt, daß es dem Vaterlande gehört und dieſem nicht vorenthalten werden darf. Möchte es dem Vaterlande in Wahrheit — nützen!

Digitized by Google

Tagebuchblätter

(Kunst.)

1860–1870.

Digitized by Google

Die Tagebuchblätter schließen sich den in dem Lebensbilde mitgetheilten Briefen an; ich habe mir deshalb auch erlaubt, einige Briefauszüge, welche einen ähnlichen Charakter wie die Tagebuchblätter tragen, in dieselben aufzunehmen. So bilden sie eine Ergänzung des Lebensbildes und scheinen mir trotz ihrer fragmentarischen Form zu einem Uebergange zu den hinterlassenen Aufsätzen geeignet zu sein. Es war ursprünglich meine Absicht, von jeder Ordnung nach Gegenständen dabei abzusehen, und die einzelnen Blätter lediglich dem Datum nach folgen zu lassen. Bald aber zeigte es sich, daß das auf die Politik sich Beziehende, auch wenn es aus den Wanderjahren stammte, ausgeschieden und in den zweiten Theil verwiesen werden mußte. Als es dann nothwendig wurde, den ersten Theil in zwei Bände zu sondern, erschien es angezeigt, in jedem dieser beiden die Aufsätze durch Tagebuchblätter einzuleiten. Daraus ergab sich dann die Anordnung, daß das, was sich auf die Kunst bezieht, dem ersten, und das auf die socialen Fragen im weitesten Sinn, einschließlich der Erziehung, sich Beziehende dem zweiten Bändchen einverleibt werden mußte. Hier wie dort und nicht minder natürlich in dem politischen Theile bieten sie so zu sagen die Grundlage für das aus der Feder des Verfassers Mitzutheilende. Wie in einem Präludium schlagen sie überall die Töne an, die in dem Folgenden dann weiterklingen.

Der Leser wird auch in diesen Tagebuchblättern auf Wiederholungen stoßen und häufiger noch das darin Gesagte an späterer Stelle wiederfinden. Ich habe mich aber doch nicht immer für berechtigt gehalten, solchen Wiederholungen durch Weglassen zu begegnen. Denn grade sie werfen, wie mir scheint, ein Licht auf die

Digitized by Google

Entstehungsart der oft so höchst eigenthümlichen Gedanken des Verfassers; und dieser weist in einem seiner Vorworte ja selbst darauf hin, daß der Weg, wie er zu einem Gedanken gekommen, häufig vielleicht wichtiger sein könne, als dieser Gedanke selbst. Hierzu kommt dann, daß auch bei einer Wiederholung der Gedanke meist in einer etwas abweichenden Gestalt auftritt. Deshalb bitte ich es ferner zu entschuldigen, wenn sich kleine Widersprüche in den Tagebuchblättern finden oder sich durch dieselben ergeben. Sie sind nun einmal bei jedem tieferen Denken leider unvermeidlich; und was ich in der Veröffentlichung und auch namentlich in den Tagebuchblättern biete, sind ja eben noch unbehauene Bausteine, denen die letzte ausebenende Hand gefehlt hat.

Schließlich will ich noch bemerken, daß es nicht immer möglich gewesen ist, die Materien bei den Tagebuchblättern völlig zu trennen. Selbst ein paar politische Hinweise konnten aus dem ersten Theile nicht ausgeschieden werden. Weit schwieriger aber war es, Leben und Erziehung ganz von der Kunst zu trennen, ohne die betreffenden Stellen zu verstümmeln. Auch bezieht sich unter dem hier Folgenden Einiges auf Wissenschaft und auf allgemeinere Materien.

Eugène Sue.

(11. Juni 1860.)

„Von Scribe habe ich ein sehr geringes Repertoire, weil ich selten in großen Städten gelebt habe. Die unendliche Gefährlichkeit der Sue'schen Sujete besteht aber nicht sowohl in der nackten Unmoral, die sie wohlgefällig zur Schau stellen, selbst, wenn sie nach ihrer Art moralisch sein wollen, — als in der Gedankenliederlichkeit, mit der sie geschrieben sind, und die sie wiederum erzeugen. Wer sich dahin bringt, die undenkbarsten Combinationen auf der Schauspielbühne als das wirkliche Leben darstellend hinzunehmen, der läßt seine Gedanken auch in solchen Combinationen träumen und treiben. Dem Schneider, der sich sonst sein bescheidenes Luftschloß aus seiner Werkstatt heraus aufgebaut, gerechnet und gerechnet hat, bis er sich endlich zu

Digitized by Google

einem schuldenfreien, ehrsamen Schneidermeister und Bürger hinaufgerechnet, dem holt jetzt seine Phantasie einen Sue'schen deus ex machina herbei, der ihn flugs zu einem Fürsten macht; und zum Voraus läßt er sich einen wahrhaft fürstlichen Schnurrbart stehen; und wahrhaft fürstlich stolzirt er mit krummen Armen und schiefem Hut über den Marktplatz. So träumt sich das Mädchen, die Köchin nicht mehr zu einer ehrsamen, glücklichen Hausfrau in ihrem schlichten Stande, sondern sieht sich am Arme eines Ideals von Elegant als Edelfrau in's Theater gehen. Da wird denn Alles gespart, um Sonntags nur wenigstens einmal einen Theil des als gewiß erhofften Glückes voraus genießen zu können; da werden dann so viele und so geschmacklose seidene Fetzen umgehängt, als möglich. Was Wunder, daß, wer so schrankenlos in einer Richtung seine Phantasie treiben läßt, ihr auch in anderer nicht steuert und dann dem schwächsten Angriffe einer Versuchung zur Beute fällt!

Sieht man sie denn nicht zu Hunderten und zu Tausenden herumlaufen, die alle etwas anderes vorstellen wollen, als sie wirklich sind? — Weswegen die dem Stande und Beruf fremde Kleidung, weswegen die vor dem Spiegel einstudirten Mienen und Geberden? Weswegen anders, als weil die Liederlichkeit sich über die Wirklichkeit wegsetzt, weil man sich und sein Ich in zukünftigem romanhaftem Glücke erblickt und weil das die Lust und den Stolz am eigenen Stande und Berufe verdorben hat?

Wird kein Fürst, kein Landtag jemals daran gehen, diese schlimmsten Feinde aller Religion, Sitte und Ordnung zu vernichten? Laßt lieber die wildeste Demokratie Revolution auf den Gassen predigen, verbrennt aber die Leihbibliotheken! Hätten die nicht seit dreißig Jahren rastlos Zucht und Frömmigkeit unterwühlt, wir würden niemals ein Jahr 48 gehabt haben. Wohin ist es mit unserem Buchhändlerstande gekommen!"

Digitized by Google

Hausordnung.

(15. Juli 1860.)

„Alles und Jedes, was der Mann nicht Fremder wegen der Frau zu verschweigen schuldig ist, sollte er mit ihr besprechen und berathen. In allen inneren Angelegenheiten: in Sitte, Formen, Gemüthlichkeit, Küche, Kinderstube, Dienstboten, Gast- und Besuchsverkehr sollte der Mann die Frau, das Organ des so gemeinsam berathenen, von ihm festgestellten Hausregiments sein lassen. Bei der Berathung dieser Interna, bei den einen mehr, bei den anderen weniger, soll der Mann möglichst den freien Willen, die Organisationsgabe der Frau unbeeinflußt lassen. Ein Ehemann müßte sich meines unmaßgeblichen Erachtens darauf beschränken, die allgemeinen, leitenden Grundsätze in Beziehung auf die Hausordnung festzuhalten, alles Spezielle aber dem Willen der Frau überlassen. So müßte der Mann z. B. nur darauf achten, daß das Hauswesen ein echt deutsches und wahres in Ordnung und äußerer Sitte sei, daß die Hausfrau also und das ganze Haus sich in schlichter Ordnung jeden Augenblick vor jedem Gaste zeigen können. Das Haus darf nicht für die Familie voll Unordnung, für die Fremden ein Putzläftchen sein, wie dies z. B. in Polen vorkommt. Kleidung und Tisch mögen noch so einfach, ja noch so ärmlich sein; aber es geht nicht an, daß sie erst in tausend Aengsten gewechselt und neu bestellt werden müssen, wenn ein Gast kommt oder bleibt. Kleidung und Küche müssen ehrlich deutsch sein und nicht durch fremden, überreizenden Schnitt oder Gewürz verderbt werden. Ebenso muß der Hausherr darauf achten, daß nicht zweckloser, unwahrer Hausrath, wie z. B. Nippes-Figuren und allerlei Luxus-Geschirr, das nie benutzt wird, noch auch Spiegel, die nicht zu Ankleidezwecken nöthig sind, im Hause vorkommen. Das Plapper-Visitenmachen darf man nicht aufkommen lassen, während ein

Digitized by Google

Gedankenaustausch aus Freundschaft über Kunst und Sitte vollberechtigten Zwecken dient. In allen diesen Dingen, in denen eine wirklich weibliche Frau unbedingt das Richtige treffen würde, lebten wir nicht unter der Sklaverei einer Maschinen- und Modezeit, bedarf sie der Leitung und Stütze des Mannes. Findet sie durch ihn aber die Grundrichtung angegeben, so soll ihr die Einzelausführung auch ganz selbständig überlassen bleiben. Er soll eben nur ihre Stütze, ihr Schirm gegen Mode und Nachbarinnen sein.

Der Mann muß sich mit zartem Feingefühl und auf das Sorgfältigste prüfen, wie viel er der Frau allein und zu eigener Willkür überlassen darf, und wie weit er *selbst* die Fähigkeit und das Verständniß für dergleichen besitzt. Alles öffentliche Auftreten wird der Mann zu besorgen und ebenso häufig im Namen der Frau als der Repräsentantin des inneren Hauses die Executivgewalt auszuüben haben. Ich möchte das, was ich principiell erstrebe, in dies eine Wort zusammenfassen: die Richtung des Hauses sei deutsch und wahr! Daraus folgt dann für mich: strenge Zucht und Unterordnung der Kinder, ehrfurchtsvoller und doch herzlicher, fröhlicher, ungezwungener Verkehr der Kinder mit den Eltern; volle, ungeschminkte Wahrheit zwischen den Gatten, die womöglich jeden Abend sich selbst und das ganze Haus mit einander durchsprechen sollten, Ehrerbietung der Dienstboten, aber nicht die entwürdigenden, den Herrn schändenden Unterthänigkeitsformeln, sondern ein Verhältniß, in dem die Dienstboten von der Herrschaft und von ihnen selbst zur Familie gerechnet werden. So wie in diesen Dingen, so sei das Haus auch deutsch und wahr im Kleiderschnitt, in der Förmlichkeit, in der geistigen Beschäftigung, in der Kunst und im Mobiliar. Wahre und kräftige Kunst, Sprache, Sitte, Formen, Religion und so auch — wahre, kräftige Küche müssen das Wahrzeichen eines wahren und deutschen Hauses sein. Romane dürften mir

Digitized by Google

nicht in's Haus. Die Möbeln sind besser von Birkenholz als vorn von Mahagoni und hinten von Kiefer; und ein Sofa, das vorn von drap d'argent und hinten von Sackleinewand ist, gehört für mich in dieselbe Rubrik."

Ueber Schiller.

(20. November 1860.)

„Wie Göthe deutsches Wesen mit klassischem Geist, so wollte Schiller umgekehrt die Klassicität mit deutschem Geiste durchdringen. Wohl nie ist die Klassicität mit so edlem Geiste aufgefaßt, wohl nie ist so viel Edles hineingedichtet worden als von Schiller. Unter seiner Hand ist klassischer Geist, klassische Anschauung und Kunstrichtung ein so völlig Anderes, Besseres, Reineres geworden, daß wohl auch die besten Geister des Alterthums nicht entfernt so Edles, so Reines darin geahnt haben. Mich dünkt, nur deutschem oder doch wenigstens germanischem Geiste sei es möglich, so Edles in den Geist des klassischen Alterthums hineinzulegen und zu dichten; und auch in Deutschland würde ich den Geist, der dies mit solcher Innigkeit und Zartheit, ich möchte sagen, Güte thut, außer in Schwaben nur in wenigen Gegenden suchen.*)

Und doch, so stolz wir auf unsern Schiller sind und mit Recht sein dürfen, doch konnte auch er nur ein Zerrbild schaffen in seinem Streben, die Klassicität mit deutschem Geiste zu durchdringen und dadurch zu vergeistigen. Deutscher Glaube und deutsche Ehre, deutsches Streben, das da fortdrängt von aller blos sinnlichen und körperlichen Schönheit — und zwar „sinnlichen" auch im besten Sinne des Wortes —, deutsches

*) Ob diese Gegenüberstellung Schiller's und Göthe's richtig ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls läßt K. Göthe's Iphigenie, auf die das Gesagte in noch viel höherem Grade Anwendung findet, außer Betracht. K.'s Vorliebe für Schiller und verhältnißmäßige Antipathie gegen Göthe macht sich hier geltend. Aber für den Kern dessen, was er sagen will, kommt dies nicht in Betracht.

Digitized by Google

Streben, dessen Ziele von jeher jenseits dieses Lebens und dieser Erde lagen, und dessen Element der geistige und körperliche Kampf ist: das wird sich nie mit dem ruhigen, sinnlich schönen Streben mit der glatten, abgerundeten, symmetrischen Schönheitsidee des klassischen Geistes vereinigen können. So Unvereinbares vereinigen zu wollen, das mußte auch bei Schiller ein Zerrbild geben, in das nun und nimmermehr Harmonie, nun und nimmer mehr künstlerische Berechtigung zu bringen ist. So lange wir ein Volk sind, werden wir uns nicht in den klassischen Geist völlig und harmonisch einleben oder deutschen und klassischen Geist verschmelzen können. Bedeutendere Geister unseres Volkes mögen ihn gewiß leicht soweit ergründen können, um seine innere Harmonie, um die innere Berechtigung ihrer Liebe für das Alterthum in abstracto verstehen zu können; für uns ist und bleibt er falsch. Ich kann mir, obwohl ich nicht der Meinung bin, sehr wohl denken, daß man glaubt, dem klassischen Geiste eine größere Harmonie und Consequenz, klassischer Kunst die Erreichung einer höheren Ausbildung, eine größere Vollendung zugestehen zu sollen. Aber größere Tiefe, geistigeres und edleres Streben — das wird man denn doch nun und alle Zeit dem deutschen Geiste zusprechen müssen. — — —

Ich kann mich über den widerlichen Ausdruck „Klassiker", mit dem unsere großen Dichter geschändet werden, und mit dem wir uns selbst wegwerfen, ordentlich erregen. Er ist noch viel widerlicher, als wenn man jeder hübschen Gebirgs- oder Hügelgegend den Namen „Schweiz" wie einen Mühlstein an den Hals hängt. Wir haben schon eine sächsische, eine fränkische, eine weimarische, ja, eine mecklenburgische und märkische Schweiz: es fehlt uns nur noch eine Leipziger und ostfriesische.*) Alle diese recht hübschen Gegenden brauchten

*) Der Herausgeber könnte die Ausdrücke: Lüneburger und Wangerooger Schweiz aus eigener Erfahrung hinzufügen.

Digitized by Google

wahrhaftig nicht des hochtrabenden Namens, der ihnen nur ſchaden kann, weil er zum Vergleiche anreizt. Weshalb aber gar für unſere gewaltigen Dichter ſo einen fremdländiſchen Orden, ſo ein Aushänge-Schild, mit dem man ſich ſelbſt zu dem gehorſamen Knecht des abgeſtorbenen Auslandes macht, das mit ſeinem Geiſte freilich lange genug tyranniſch auf uns gelegen hat? Es liegt dem etwas mit dem Commis voyageur- und Oberkellner-Servilismus Verwandtes zu Grunde."

„Zu dumm."

(13. Februar 1861.)

„Kobell ſagt in ſeinen oberbayeriſchen Gedichten von einem Burſchen, der beſchloſſen hat, ein ſchlechter Kerl zu werden, weil es ihm mit dem „Gut ſein" nicht mehr ſchaffen wolle: „Und für an ſchlechte Kerl — verſteht's — war er z'dumm." Umgekehrt kann man gewiß noch viel öfter ſagen: „Er iſt zu dumm, um ein guter Kerl zu ſein.""

„Der Zeitgeiſt."

„Wenn mir ſchon einer mit dem 19. Jahrhundert oder mit dem „Zeitgeiſt" oder dergleichen kommt! Es liegt ſo ein elender, dummer Hochmuth darin. Wer ſolche Phraſe in den Mund nimmt, ſieht auch immer ſich ſelbſt wohlgefällig als den hauptſächlichen Träger dieſes berühmten, unübertrefflichen Jahrhunderts oder Geiſtes an. Und im eigenen Spiegel den Zeitgeiſt oder das Jahrhundert anbetend, verſchließt er — ein hochmüthiger, oberflächlicher Narr — das Auge gegen das Große und Tüchtige anderer Zeiten."*)

*) Diejenigen, denen ſolche Aeußerungen als zu weitgehend erſcheinen, bitte ich ſich zu erinnern an das Göthiſche:

Was man den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt der Herren eigner Geiſt.

Digitized by Google

Schillers Tell.

(3. März 1861.)

„Auch bei dem Drama kann die Situation wie bei einem Bilde den Hauptzweck bilden. Nach meinem sehr unmaßgeblichen Urtheile ist der Tell z. B. Schillers bestes Drama; und es wird mir doch wohl zugegeben werden, daß der Held des Stückes nicht der Tell ist, sondern das ganze Volk der Urkantone. Mir ist durch die sicherlich nicht harmonisch wirkende, künstlerische Vordrängung des Tells und durch den Titel nie die vortreffliche Abrundung des Stückes verdorben worden. So sehr ich gegen den deklamatorischen, ich möchte beinah sagen, didaktischen Dialog eines Dramas, das nun nach meiner Ueberzeugung einmal wirkliches, denkbares, faktisches Leben wiederspiegeln soll, eingenommen bin, so wüßte ich doch der genialen Conception des Dichters, die durch eine so vollständig harmonische Zusammenordnung der einzelnen Elemente ein ganzes Volk zum Träger und Helden eines dramatischen Gedankens zu machen und diesen so innerlich wahr und schön zu zeichnen vermochte, nichts zur Seite zu stellen. Daß Schiller den Tell in den Vordergrund gerückt und das Stück nach ihm betitelt hat, das scheint mir nur in dem damals noch unbedingt herrschenden Vorurtheile, daß durchaus eine Einzelpersönlichkeit der Held und Träger des Dramas sein müsse, seinen Grund zu haben. Und daß nicht des Dichters künstlerisches Schöpfertalent, sondern der nachwirkende, die Dichterflügel beschneidende Kriticismus in ihm diesen Fehler erzeugt, das scheint mir daraus hervorzugehen, daß trotz alledem der Tell nur so wenig und nur so forcirt — man vergleiche z. B. den Monolog — in den Vordergrund gerückt wurde. Man streiche den Monolog und kürze ein paar Stellen, und man wird ein vollkommen abgerundetes klares Ganze bekommen und dabei sicherlich den ursprünglichen, wirklichen, schöpferischen Gedanken des Künstlers treffen."

Digitized by Google

Kunstkritik.

(6. März 1861.)

„Die Kunstkritik zeigt das widerliche Streben, den Geschmack zu uniformiren und zu knechten. Es sollen die Regeln der absoluten Schönheit gefunden werden und, wenn sie gefunden sind, soll Alles, was in den Grenzen, die für sie aufgestellt wurden, geschaffen ist, auch jedem gefallen. Sonst ist man ein Mensch, der außerhalb der Aristokratie, außerhalb der guten Gesellschaft der Kunst steht, der nicht mehr das Recht hat, zu äußern, daß ihm überhaupt noch etwas gefällt oder mißfällt. Ich predige Revolution gegen diese Geist und Herz knechtende Tyrannei. Der Geschmack ist verschieden, soll verschieden bleiben und muß verschieden d. h. frei bleiben, solange wir noch verschiedene Gefühle haben, d. h. solange wir noch wirkliche, also eigenartige, freie Menschen sind. Der Verstand kann uns nicht sagen: da und da muß ein gesundes, freies Gefühl Schönheit finden. Er kann selbst nicht einmal sagen: wo diese Regeln gewahrt sind, da muß der Grieche, der von den und den Anschauungen geleitet war, wo dagegen jene Regeln eingehalten sind, da muß der Deutsche, dessen Geist der und der ist, Schönheit finden. Er kann nur sagen: da und da wird er sie im Allgemeinen, im Durchschnitt finden; er kann nur sagen: wo sie nicht eingehalten sind, da kann er sie aus den und den allgemeinen oder aus den und den nur speziell seinen (der Griechen oder Deutschen) Geist, nur seine Gefühls- und Kunstrichtung charakterisirenden Gründen nicht schön finden. Aber weiter zu gehen, zu verlangen, daß unter gewissen, allgemein gültigen Regeln Jeder überhaupt oder jeder einem speziellen Volke Angehörige Schönheit finden müsse: das ist höchst verkehrt, unberechtigt und unwahr. Es wäre aber auch unerträglich und widerlich. Es heißt, die individuelle Gefühlsfreiheit der Menschen knechten, uns

Digitized by Google

zu todten, mechaniſchen Organismen herabwürdigen. Wir aber wollen freie, uns ſelbſtändig und eigenartig geſtaltende Weſen bleiben: von Gottes, aber nicht von Menſchen Gnaden."

Galerien.

(7. März 1861.)

„Wie verkehrt iſt doch das Aufſtapeln von Kunſtſchätzen in Galerien! Da werden ſie nun den Touriſtenſchaaren, dem ſogenannten Publikum und dem Kriticismus leichter zugänglich gemacht. Da von Genuß bei ein- und zweimaligem Beſuch meiſt gar nicht die Rede ſein kann, ſo kommt dies erſtlich nur den Hauptſtädtern und von dieſen auch im Verhältniß wenigen zu Nutze. Allen aber legt es eine ganz falſche Auffaſſung der Kunſt nahe; nämlich die, nur ihren Kriticismus, nicht aber ausſchließlich ihr Gefühl daran zu bilden und den Kriticismus nur ſo weit, als das Gefühl nicht darunter leidet. — — — — Die Kunſt ſoll bei allen ſchöne und edle Gefühle hervorrufen. Die Einwirkung der Kunſt würde aber eine viel größere, wenigſtens nach Tiefe und Einwirkung berechnet, eine viel größere ſein, wenn man die Kunſtgegenſtände an ihren urſprünglich angewieſenen Plätzen gelaſſen und ſie nicht in Galerien aufgeſtellt hätte. Es gehört wirklich ein verdorbener Magen dazu, jetzt ein altdeutſches Marienbild und im Nu darauf eine titianiſche Venus verdauen zu können. Es iſt eine wahre Gedankenloſigkeit, wenn wir dem Volk die Kunſtſchätze von ihrer berechtigten Stelle fortnehmen, um ſie ihm dann in einer Art und Weiſe, an der es ſich ſein geſundes Gefühl verderben muß, wieder aufzuſtapeln."

Die italieniſchen Reiſen unſerer Maler.

(8. März 1861.)

„Profeſſor von Schwind ſagte mir heute, nachdem er über moderne Malerei, z. B. im Speyerer Dom, ſowie über

Digitized by Google

Kaulbach, Piloty sich ganz eben so geäußert hatte, wie ich denke, er gäbe mir zwar Recht, daß einer, der deutsch malen wolle, nicht in Italien bleiben solle, und daß einer nur deutsch oder italienisch malen könne; viele moderne Maler dächten sich überhaupt nichts bei ihren Bildern, sondern wollten nur den Kunstpöbel blenden und modernen Trivialitäten dienen ꝛc.; aber nach Italien müsse der Künstler doch gehen, er habe sonst nichts gesehen, er sei sonst ein „Gischperl". Also auch der vortreffliche, wenigstens deutsch wollende Schwind doch soweit noch auf dem alten, unglücklichen italienischen Zopfe!

Sehr gefiel mir, daß Schwind sagte, es sei nicht leicht, unter jetzigen Verhältnissen Maler zu sein, d. h. ein ernsterer, tieferer Maler. Daß aber auch er an solchen Anschauungen festhält, that mir leid."

Die Ausbildung des Kunstgefühls.

(9. März 1861.)

„Ist es nicht, bei Lichte betrachtet, ein Wahnsinn, daß man Kunstschulen bildet, ohne bei den Aufzunehmenden das erste Erforderniß eines Künstlers: eine tiefe, verdaute, in die Seele übergegangene wissenschaftliche Bildung zu verlangen? Sehr tief und edel angelegte Charaktere mögen auch ohne eine solche Kunstprodukte schaffen können. Aber ist es denn wahrscheinlich, ist es denn möglich, daß der größere, selbst nur ein einigermaßen nennenswerther Theil unserer Künstler eine solche tiefere Herzensbildung, die ihm die wissenschaftliche ersetzen kann, von der Familie, von der Kinderstube, mitbekommt? Der Maler, der Bildhauer, der Baumeister und der Musiker müssen studirt, müssen sich die geschichtlichen Kenntnisse erworben haben, die ihnen erlauben, die geistige Bewegung, d. h. also die wirkliche Geschichte jeder Zeit, zu verstehen. Sie müssen vollkommen auf der Stufe der sogenannten höheren Bildung stehen, gerade so wie der Dichter.

Digitized by Google

Es würde Jedermann es als einen Aberwitz erkennen, wollte man eine Dichterschule gründen, in der man von dem Heranzubildenden nicht verlangte, daß er studirt habe. Gilt dies nicht auch für die Künstler? Auch sie sollten nicht blos die Kenntnisse, die man gewöhnlich von Universitäten mitnimmt, erwerben, sondern sich auch an dem Einflusse des echten deutschen Studentenlebens gestählt und erwärmt haben; auch Charakter soll und muß der Künstler haben, und da fehlt es leider ebenso sehr, wie an der Wärme, das heißt dem künstlerischen Genie, und wo dies vorhanden ist, an dem edlen Maßhalten, das nur durch eine vom Hause, von der Mutter mitgegebene wahre Herzensbildung oder durch wissenschaftliche Bildung gegeben werden kann. Will man denn durch unsere Academien die Kunst geradezu der Verflachung, der Geld- und der Kunstpöbel-Dienerei entgegenführen? — —

Hoffentlich kommt noch einmal die Zeit, wo man von dem Maler verlangen wird, daß er ein altdeutsches Bild copiren, und von einem Baumeister, daß er ein Gebäude nach unsern altdeutschen Mustern entwerfen könne. Die Frivolität, einen heranzubildenden Schüler nicht einmal zur Kenntniß der bisherigen Leistungen unseres Volkes zu bringen, wird hoffentlich nicht lange mehr dauern. Ich weiß nicht, wie es bei den Malern gehalten werden mag. In der Berliner Bauacademie wurde aber noch bis vor kurzem ein langes und umständliches Examen verlangt, in dem von altdeutschen Bauriſſen nicht die Rede war. Und ebenso unbedingt nothwendig ist es, daß Maler etwas eingehendere Kenntnisse unserer Baukunst haben. Die Baukunst hat die von aller Kunst consequentesten Gesetze und bewahrt den Künstler am allerersten vor Schrankenlosigkeit und Willkür, den schlimmsten Feinden der echten Kunst. — — —

Man bewahre doch unsere Kunstschüler und überhaupt alle Menschen vor dem elenden Kriticismus, den man jetzt

Digitized by Google

überall in Schulen und in gesellschaftlichen Kreisen einimpft und förmlich als eine Bedingung für gesellschaftliche Reife und Bildung hinstellt! Die Kunst ist nicht dazu da, um kritisirt, um in Gesellschaften besprochen zu werden, sondern um das Herz zu erwärmen, gute, feine und edle Gefühle in dem Menschen zu erwecken. Es ist durchaus überflüßig, daß Jeder ein gleichmäßiges, dem Conversationslexikon entsprechendes Urtheil habe. Es braucht nicht jede Kunst gekannt und in jeder Kunst wiederum nicht alles Hervorragende gekannt und kritisirt werden zu können. Beispielsweise verlange ich als eine grundrechtliche Freiheit für den Menschen, daß man etwa den Rubens bei aller Anerkennung seiner großen geistigen Kraft für einen Fleischkleckser, für einen Metzger halten, daß einem etwa vor Carlo Dolce übel werden, daß einem eine holländische Bauernkneipe widerlich und eine Raphaelische Madonna, ja selbst ein Dürer oder wer sonst, gleichgültig sein darf, was auch das Conversationslexikon dazu sage. Das ist wahrhaftig alles tausendfältig besser, als die ekelhafte Kunstbildung, die mit vollkommen identischen Gefühlen, mit dem zu moderner Vollkommenheit gediehenen, abstracten Kunstgenuß eine Kreuzigung und eine Leda ansieht, wenn sie beide nur mit gleicher künstlerischer Perfektion gemalt sind. — Dahin kommt man aber, wenn man den jungen, unreifen Menschen schon Kunsttheorien und Kriticismus einimpft. Ein großstädtischer Tertianer pflegt, wie überhaupt über Religion, Politik, Kunst, so speciell ein vollkommen sicheres, mit sich abgeschlossenes Urtheil über die Galerien seiner Vaterstadt zu haben. Daß man mit solchen Verkehrtheiten der modernen Erziehung alles wirkliche Kunstgefühl schon in den Windeln entweder todtschlägt oder verkrüppelt, bedarf kaum eines Wortes. Mich dünkt, vor dem vierundzwanzigsten Jahre sollte kein Mensch Kunsttheorien und kunstkritische Werke studiren; und auch da erst, wenn er Kunsterzeugnisse genug

Digitized by Google

gesehen und doch schon einigermaßen, ich will nicht sagen, mit seinem Urtheile, aber doch mit seinem Geschmacke abgeschlossen hat. Und, so paradox das klingen mag, dasselbe — nur noch in viel höherem Maße — würde ich für Kunstschüler nöthig halten. Man trichtere ihnen die unumgänglich nöthigen kunstgeschichtlichen Kenntnisse ein, das können reine Tabellen bewirken, die er in zwei Tagen gelernt haben kann. Und dann lasse man ihn sehen und sehen und immer wieder sehen. Findet er nicht selbst und ohne Kataloge die Schulen, die Nationalitäten in der Malerei und Bildnerei, die Stile und ihre Abstufungen in der Baukunst heraus, so jage man ihn ohne Weiteres zum — Kuckuck. Es wird im Leben kein Künstler daraus. Findet er sie aber heraus, so hat er damit hundertmal mehr gelernt, als ihm Kataloge und Professoren mit ihren Kunsttheorien und ihren Kritiken lehren können, und er wird von diesen selbst erworbenen Kenntnissen tausendmal mehr Nutzen haben. Schreiber dieses dankt es noch heute einem glücklichen Geschick, daß er seit seinem sechzehnten Jahre und früher schon viel Kunstwerke gesehen und bis heute noch kein kunstkritisches Werk gelesen hat. Verdirbt man sich nur nicht durch Kataloge oder kritische Vorstudien, so wird man selbst in so jungem Alter nicht leicht an irgend einem bedeutenden Kunstwerke vorübergehen, ohne daß es einem auffällt, und ohne daß man doch einigermaßen merkt, was es für eine Bedeutung habe und welcher Art und Schule es angehört. Jedenfalls ist dies der einzige Weg, auf dem man sich wirklichen Kunstgenuß und ein, wenn vielleicht auch verkehrtes, aber doch selbständiges Urtheil erwirbt."

Deutsche Baukunst.

(19. März 1861.)

„Wie der wirklich deutsche Maler nur deutsch malen kann, so läßt sich dies noch viel mehr auf den wirklich deut-

Digitized by Google

schen Baumeister anwenden. Auch er kann nur deutsch bauen. Vorläufig allerdings können unsere deutschen Baumeister so wenig deutsch bauen, als unsere Maler deutsch malen. Aber beide können, wie sie jetzt sind, eben auch nicht anders bauen oder malen.

Warum sind alle neuen Versuche in der „Gothik" so ungenügend ausgefallen?*) Weil die Herren Baumeister nur die äußere Form nahmen und nicht das Wesen; weil ihnen in der Maßlosigkeit, in der Freude am Bunten, an der Menge statt an der Güte die alte einfache deutsche Bauart nicht genügte, und sie deshalb, wo sie es irgendwie konnten, doch wieder zu dem fremdländischen Bunten und Verschnörkelten griffen; weil ihnen eben die „Gothik" ein mechanisches, willkürliches Ding ist und weil sie nicht ahnen, daß deutsche Bauart eben nichts anderes ist, als die nothwendige Form, die der Deutsche jeder praktisch gebotenen Art von baulicher Raumbegrenzung oder Raumausfüllung geben mußte, um seinen Kunstsinn entsprechend ihrem praktischen Zweck zu versinnbildlichen. Daß er dies ebenso bei flachen, wie bei hohen Bauten, ebenso bei Rundbogen und Ovalen wie bei Spitzbogen, ebenso bei liegenden Oblongen und bei Quadraten wie bei stehenden Oblongen that und thun mußte, versteht sich von selbst, verstehen aber unsere Herren Baumeister nicht. Daß dies das Wesen jeder Baukunst, daß also keine Baukunst und keine Kunst überhaupt ein willkürliches Ding ist, das man sich abstract nach Gutdünken zusammenconstruiren kann, versteht sich ebenso von selbst, und verstehen unsere Baumeister und unsere Künstler überhaupt ebenso wenig. Daß jedes Menschenconglomerat, das auf die Bezeichnung

*) K. erkannte später den qualitativen Fortschritt der modernen Gothik durchaus an, so sehr es ihn auch schmerzte, daß die Gothik quantitativ immer mehr hinter Renaissance, Rococo und Zopf zurücktrat.

Digitized by Google

eines Volkes Anspruch machen kann, einen bestimmten, es von anderen Völkern je nach der Stammesverschiedenheit, der geschichtlichen, geistigen und materiellen Entwickelung und Beeinflussung mehr oder weniger scharf unterscheidenden Geist und also auch Kunstgeist besitzt — gleichviel nun, ob es selbständig genug geworden ist, um ihm den entsprechenden Ausdruck zu geben oder nicht —, daß dieser Kunstsinn in allem Wesentlichen stets derselbe bleiben wird, so lange das Volk sich nicht in seiner Stammeseigenthümlichkeit verändert, so lange bei gemischten Völkern nicht ein Mischungselement das andere bis dahin vorherrschende verdrängt, das ist immer noch ebenso selbstverständlich, und das ahnen unsere Baumeister, Maler und Musiker immer noch ebenso wenig. In unserer Litteratur aber hat dies Bewußtsein nie ganz aufgehört, Dank Luther, Sebastian Brandt, Shakespeare*) und anderen, wie z. B. den geistlichen Liederdichtern. In neuerer Zeit fängt es wieder lebendiger sich zu äußern an: Dank Lessing, Uhland und den lieben Schwaben allen, Dank Hebel, Klaus Groth und vielen unserer Studentenliederdichter."

Poesie und Prosa.

(24. März 1861.)

„Poesie und Prosa, Kunst und Wissenschaft, Gefühl und Verstand sind nur zwei verschiedene Wege, die beide zu demselben Ziele führen. In ihrer Vollendung sind sie beide dasselbe, sind sie vollkommen identisch und congruent. Nur, daß die Poesie die tiefste, die Prosa die nüchternste, realste sein muß. Sie gehen beide nur so lange auseinander, als

*) In dieser Zusammenstellung erscheint Shakespeare fast als ein Deutscher. Es giebt dies gewiß einen guten Sinn und findet z. B. ein Analogon an dem Gedankengang bei „Rembrandt als Erzieher". Man muß dann m. E. aber die germanische Art der Engländer mehr betonen, als es K., der vielleicht auch darin der — Schlesier blieb, zu thun pflegte.

Digitized by Google

sie eben ihre Vollkommenheit noch nicht erreicht haben. Je schöner, je edler und reiner die Poesie wird, je mehr wird sie echter, wirklich wahrer Prosa nahetreten; und ebenso, je nüchterner, je wirklich realer die Prosa, um so näher kommt sie wahrer Poesie. Die schlechte Poesie, die schlechte Prosa, das Uebergefühl, der Ueberverstand unserer Tage nur sind es, die immer weiter auseinandergehen. Die frivole Lumpen- und Jammerpoesie, die sich in Zerrissenheit und Liebesunglück hinein- und wieder herauslügt, die Jammerpoesie, die sich vor den Spiegel stellt und in narrenhaftem, patriotisch sein sollendem Heldenthum gegen Windmühlenflügel und Tyrannen ficht, die sich in Gedankenliederlichkeit und allen Undenkbarkeiten treiben läßt, — eine solche Jammerpoesie einerseits und die seichte Prosa andererseits, der Seele und Koth dasselbe Ding ist, — nur die lassen sich nie und nimmermehr vereinigen."

Im Concert.

(München, den 25. März 1861.)

„Gestern hörte ich im Odeonsconcert eine Komposition von Johann Sebastian Bach als zwei „Motetten" bezeichnet, denen der Spruch: „Mein Jesu, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn" und ein kurzes geistliches Lied zu Grunde gelegt waren. Es war vortreffliche, schöne und, mit Ausnahme weniger Stellen, doch auch ziemlich ansprechende Musik. Zu den Mängeln rechne ich das opernfinaleartige Wiederholen des „ich laß' Dich nicht, ich laß' Dich nicht" in infinitum. Aber auch hier lag noch eine ernste Musik im Hintergrunde. Kurz, das Ganze war schön und erhebend.

Das zweite Stück war ein Psalm von Gluck und schien mir im Concert ganz am Platz. Sonst gehört wohl ein gewisser Grad von „Bildung des 19. Jahrhunderts" dazu, um Psalmen und geistlichen Musiken in unseren modernen

Digitized by Google

Musikaufführungen, „im Concerte“ einen Platz anzuweisen und noch dazu eingeschaltet zwischen Beethovens: „Freude, schöner Götterfunke“, einem Duett aus Orpheus und Eurydice und dem Schluß des zweiten Finales aus dem Don Juan. Aber es ist freilich immer noch besser, als wenn man die Kirche zum Concertsaal macht. Denn moderne Kirchenmusiken können die Kirche auch dem Ernstesten zum Concertsaal machen.

Die neunte Symphonie in D-moll von Beethoven, deren Schluß die Ode an die Freude bildet, hat mir im Einzelnen sehr gut gefallen. Der erste Theil gefiel mir gut. Der zweite Theil machte zwar nur einen flachen Eindruck auf mich; aber er blieb mir doch denkbar. Der dritte Theil war in seinem ersten Drittel überaus schön, ernst und tief. Er hat mich tief ergriffen und, wie es schien, den ganzen Saal. Aber seine letzten zwei Drittel schlugen mir die Einwirkung des ersten durch ihre zu lange Ausspinnung und durch ihre, wie mich dünkt, wirkliche oder nur im Verhältniß größere Flachheit vollständig todt. Der vierte Theil gefiel mir zu Anfang gar nicht; dann kam die Melodie zu der Ode: einfach von den Baßgeigen vorgetragen. So gefiel sie mir. Als sie aber später von dem Sängerchor ausgeführt wurde, hat sie mir mißfallen und mich stellenweise sogar durch das Bachantische, das d'rin lag, empört. Uebrigens will ich damit über die objektive Berechtigung der Musik nicht geurtheilt haben. Es geht eben auch durch des vortrefflichen Schillers Lied, das mir wohl das unangenehmste von seinen Liedern ist, so ein Anklang von Bachantenthum. Dies ist vollends widerwärtig, und, auch vom absolut weltbürgerlichen Künstlerstandpunkte betrachtet, durchaus unberechtigt, wo es mit einem Lobe des christlichen oder doch monotheistischen Gottes vermengt wird.“

Als Seitenstück zu dieser Beurtheilung eines Münchener Concerts will ich hier das hinzufügen, was K. am 14. Dezember 1862 über ein Concert schrieb, das er am Tage vorher in Hannover gehört hatte:

Digitized by Google

„Das gestrige Concert hat mir in der Ausführung, von der ich übrigens wohl wenig verstehe, sehr gut gefallen. In der Musik bot es mir, wie ich nun einmal empfinde, auch nicht mehr, als die heutigen Concerte überhaupt. Ich bin darin freilich beinahe ebenso einseitig auf das Alte, Einfache, Echte und Deutsche gerichtet, wie in der Baukunst, in der Malerei und Bildnerei. Wir hörten erst Mendelssohn's Ouverture zu Ruy Blas, die mir, so sehr ich einzelne von Mendelssohn's „Liedern ohne Worte" liebe, nicht gefallen hat. Dann kam eine Arie von Händel aus der Oper Theodora: es war alte, schöne, strenge Musik und wurde von einer klaren, vollen Altstimme recht gut — wenn auch nicht mit großer Innigkeit und Tiefe, sondern etwas theatermäßig — vorgetragen. Die übrigen Musiken waren alle von Beethoven. Obgleich mir Beethoven näher steht als Mozart, dem ich die größere Kraft und Schönheit gewiß nicht absprechen will, der mir aber doch zu viel Fremdes hat, so ist es doch auch nur Einzelnes, was mich in Beethoven's Musiken vollkommen ergreift. Als Ganzes genommen, finde ich in seinen Compositionen doch viel mir fremd Entgegentretendes. Ich habe deshalb seinen großen Compositionen immer nur bald eine größere, bald eine kleinere Strecke mit meinen Empfindungen folgen können; wirklich tief ergriffen hat mich immer nur Weniges. In dem gestrigen „Violin-Concert" von Beethoven (so heißt's glaube ich) waren es auch nur ein paar einzelne Sätze, die mich ansprachen. Tief ergriffen hat mich nichts, und das Ganze ließ mich kalt.

Der Vortrag von Joachim hat mir außerordentlich gefallen; ich hörte ihn zum ersten Male, leider kam er verhältnißmäßig wenig zum Alleinspiel. Die Symphonie pastorale, die den ganzen zweiten Theil des Concerts bildete, hat mich, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, die ich ganz hübsch fand, geradezu abgestoßen. Es war nichts als die hin- und her-

Digitized by Google

schwankende, fast tanzende Musik, die die Empfindungen nie zur Ruhe kommen läßt, sie aber doch immer nur auf der obersten Oberfläche erhält. Man kann sich wohl einmal auf eine kurze Zeit von solchen leichten, gefälligen Tönen bestechen und einwiegen lassen. Aber drei Viertelstunden lang! Da wird's einem überdrüssig, weichlich und widrig zu Sinne. Dazu enthält die Symphonie pastorale noch Spielereien, wie das Darstellen von Vogelgesang, von Gewitter, Wind, Regen ꝛc.: Dinge, die so geschroben sind und so kläglich hinter der innigen Schönheit der Vögelstimmen und hinter der Kraft und Großartigkeit der Natur zurückbleiben, daß ich sie für meinen Theil unausstehlich finde. Außerdem hörten wir noch eine Arie aus Fidelio, die mich aber auch völlig kalt ließ und fremd berührte. Kurz, das ganze Concert hat mich wenig befriedigt, weniger sogar, als durchschnittlich die Münchener. Ich muß nun freilich immer wiederholen, daß mir von den großen Meistern nur noch Bach vollkommen gefällt, und daß mir Händel und Gluck z. B. schon manches Fremde und Moderne haben. — Wenn ich mich im gestrigen Concert nicht befriedigt fühlte, so kann es jedenfalls nicht an meiner momentanen Stimmung gelegen haben. Wirklich tiefe Musik, ja selbst das einfachste Volkslied — selbst ein einfacher österreichischer Ländler — brechen bei mir durch jede Stimmung.“*)

„Vornehmheit.“

(26. März 1861.)

„Die sogenannte Vornehmheit ist oft recht herzlich — roh. Dienstboten mißtrauisch oder unfreundlich zu behandeln, die Pflicht nicht zu fühlen, daß man ihnen ebenso in Nächsten-

*) Bei diesen Aeußerungen bitte ich zu beachten, daß K. nicht eigentlich „musikalisch“ war. Um so merkwürdiger sind diese intuitiven Auffassungen.

Digitized by Google

liebe ein freundlicher, theilnehmender, für ihr Bestes sorgender Herr sein muß, wie sie einem ebensolche Diener sein sollen, nicht zu fühlen, daß der Herr dem Dienstboten ebenso gut zur Treue verpflichtet ist, als der Dienstbote dem Herrn: das ist ebenso gott- und pflichtvergessen als — roh. Obige Pflichten vertragen sich mit der Strenge sehr wohl.

Gegen wen ich diese Pflichten nicht erfüllen kann, nämlich die der Nächstenliebe und Freundlichkeit, den dulde ich weder als Dienstboten noch als Gast in meinem Hause."

Zu den Christen auf Kaulbachs zerstörtem Jerusalem.

„Unser deutsches Christenthum ist kein solch sinnlich genußreiches, glühendes, weiches, üppiges Ding. Unser Christenthum, das Christenthum, das wir allein verstehen, ist ein festes, tüchtiges, nüchternes, aber darum auch geistig hochstrebendes und tiefinniges. Unser deutsches Heidenthum war vielfach besser, als dies sinnlich welsche Christenthum." *)

Bravorufen.

(28. März 1861.)

Ein mit dieser Aufschrift versehenes Tagebuchblatt erklärt sich mit großer Bestimmtheit gegen das Bravorufen in Theatern und Concerten. Er halte dasselbe für eine Unsitte, sagt der Verfasser. Wo das Theater aber von einem Fürsten gegeben werde, wisse er nicht, wo das Publikum den Muth hernehme, dem Fürsten Bravo zuzurufen und zuzuklatschen, und der Fürst die Connivenz, dies zu ertragen und die gute, loyale Absicht anzuerkennen.

Ich verzichte auf die wörtliche Wiedergabe, da der Gedanke nur kurz hingeworfen ist. K. fühlte sich wohl nicht blos in dem musikalischen Genuß gestört.

*) Die Gründe gegen den Katholizismus als solchen, die man seiner Erscheinung in romanischen Ländern entnimmt, fallen bei diesem Standpunkte natürlich weg.

Digitized by Google

Ein moderner Augiasstall.

„Eine moderne Herkules-, eine moderne Gothenarbeit wird sich einer deutschen Gesammtregierung der Zukunft aufdrängen: nämlich die, den unsäglichen Augiasstall der Leihbibliotheken und ähnlicher Ställe auszuräumen und ihren M... zu verbrennen. Doch kann dies nur von einer deutschen Gesammtregierung ausgeführt werden, weil sie die vernünftige Organisation eines Preßgerichts in ganz Deutschland, und weil sie eine gemeinsame Preßgrenzsperre voraussetzt. Unserer heutigen Polizei und dem doch noch mehr oder weniger immer in den Bahnen der Karlsbader Beschlüsse wandelnden Bundestage — denen liegt dergleichen allerdings sehr fern. Gefährden ja doch die Leihbibliotheken weder die Macht der Fürsten noch das Ansehen der Polizei unmittelbar. „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht." Es kann ein Volk ja durch und durch sittenvergiftet und vernunftvergiftet sein; in den weitsichtigen Augen unserer Partei- und Staatsmänner braucht es darum noch nicht unlenksam geworden zu sein. Vielleicht sogar, daß ihnen — gewiß unbewußt, wie man zu ihrer Ehre wird annehmen dürfen — Erwägungen, wie die folgenden nicht ganz fremd sind oder doch waren: — — „Laßt dem Volke nur ruhig die überwürzte, überreizende Kost; verdirbt's ihm auch ein wenig Moral und gesunden Sinn, nährt es auch nicht, so schläfert es doch seinen Hunger ein und lenkt sein Begehren vom Politischen ab." Es sind dies die Gedanken, die man immer dem sogenannten Metternich'schen Regime vorgeworfen hat. Zur vollen Blüthe sind diese altrömisch-imperatorischen Grundsätze aber jetzt in Paris gediehen, wo die Juli-Dynastie freilich schon sehr stark vorgearbeitet hatte. — — O! Du weitblickende, tiefdenkende Polizei! Es ist wahr: man hat dich zu einer kleinlichen, todten Maschine gemacht, dir gesundes, selbständiges Denken und Fühlen und alle freie Be-

Digitized by Google

wegung abgeschnitten; man hat Dich aus Elementen zusammengesetzt, die Dir sogar den Wunsch hiernach fast unmöglich machten; man hat Dir statt des Schutzes die Beschränkung der Welt, statt des frischen, lebendigen Wohls der Regierten nur die stille und äußere Ruhe als Aufgabe gesetzt; man hat Dich nur nach Zahlen und Gesetzesbuchstaben statt nach wirklichen, eigenartigen, lebendigen Menschen rechnen gelehrt, während es doch auf der Hand liegt, daß sich geistige Gesundheit nicht in Zahlen und nicht in den Buchstaben von Consumptionstabellen, Verbrecherstatistiken und Kirchenbüchern ausdrücken läßt. Das ist Alles wahr. Aber hättest Du nicht weiter-, hättest Du nicht einsehen können, hättest Du nicht auch in dem Dienste der bloßen, eigensüchtigen, oberflächlichen Klugheit erkennen müssen, daß innerlich ungesunde, geistig entkräftete Elemente jedem Windstoße widerstandslos preisgegeben sind, und daß die Luft frei ist, daß Du Windstöße also nicht abhalten kannst? Hättest Du nicht sehen müssen, daß die gefährlichste Revolution, die alleinige Mutter der Demagogie die ist, die des Menschen gesunde Sitte und gesundes Urtheil vergiftet; daß die Auflehnung gegen die Selbstherrschaft, die der Mensch durch die eigene Polizei von Moral und Vernunft übt, der alleinige Grund der Unvernunft ist, mit der er sich gegen alle nothwendige und gute Regierung empört? Ist Dir nie eine Ahnung gekommen, daß es auch blos vom Standpunkte der Sorge für Sicherstellung der politischen Ruhe tausendmal ungefährlicher wäre, politischen Umsturz, Mord und Todschlag auf offener Gasse predigen zu lassen — als den Menschen dem langsamen, heimlich aber sicher wirkenden, Gifte der Unnatur, der Ueberschwänglichkeit, der Schranken- und Gedankenlosigkeit auszusetzen, die er in seinem geistigen täglichen Brot im Uebermaße zu sich nimmt? Daß dies Alles ihm im Theater, besonders aber in Oper und Ballet, daß ihm das in aller Kunst, daß ihm das in den

Digitized by Google

Schauläden auf der Straße, daß ihm das vor Allem in den Leihbibliotheken so unausweichlich, so massenhaft aufgenöthigt wird, daß der gesundeste Volkssinn, selbst ein, Gott sei Dank, noch so kräftiger Sinn wie der des deutschen Volkes, unmöglich dem Geiste widerstehen kann: — das ist ein Hauptunglück unserer Zeit. Ich habe hier eben absichtlich Religion und Moral aus dem Spiel gelassen, obgleich es mir allerdings unverständlich ist, wo die, die sich zu ihrer Hut und Pflege berufen fühlen, ihre Gemüthsruhe und ihre Gedankenlosigkeit gegenüber Ballet, Oper, Schaufenstern und aller unserer verkehrten Kunst, endlich den Leihbibliotheken gegenüber hernehmen. Sie haben in ihrer Mehrzahl freilich mit so viel wichtigeren Dingen zu thun, wie z. B. mit dem Dogmenhader — gleichviel, ob nun ultramontanem, lichtfreundlichem, orthodoxem oder rationalistischem, — kurz der Erörterung und Feststellung alles dessen, was trennt; sie haben mit Wiederbelebung und Aufstellung todter Formen oder todter Systeme, sie haben mit philosophischer Haarspalterei so viel zu thun; sie müssen darauf achten, daß gesundes, menschliches Denken in anderen Richtungen nicht zu selbständig werde. Manche von den berufenen Hütern der Religion und Moral mögen in ihren Mußestunden leider auch nicht ganz frei sein von — dem Wohlgefallen an dem gedankenlosen Plunder von Oper und Ballet und an der Gedankenlosigkeit unserer modernen Kunst." — — — —

Zur Vergiftung durch moderne Kunst.

(3. April 1861.)

„Ich brauche zwar wohl nicht zu besorgen, in dem Folgenden mißverstanden zu werden, will doch aber der Sicherheit wegen vorausschicken, daß ich von jedem ernst denkenden Manne und somit auch von einem ernsten Heiden der Zustimmung gewiß bin, wenn ich verlange, daß keinerlei Kunst

Digitized by Google

irgend einem christlichen Bekenntnisse, dem engsten oder dem weitesten, widersprechen oder es gar verspotten, daß keinerlei Kunst wirkliche Moral — ob nun christliche, ob heidnische — gefährden darf. Der Kunst bleibt wahrhaftig noch ein unermeßlicher Raum zur Bewegung, auch wenn sie nur diese nothwendigen Grenzen achtet. — Noch übrigens leben wir in Deutschland in christlichen Staaten; und ich hoffe zu Gott, daß dies immer der Fall sein wird, wenn ich auch ebenso bestimmt hoffe, daß man Christenthum nicht mehr lange in der Dogmenspalterei wie jetzt suchen, sondern daß man eine große, christliche Kirche jedem offen halten wird, der sie sucht, und der sie nicht thatsächlich stört oder verspottet. Dies vorausgeschickt, wollte ich noch zu obigem Satze den hinzufügen, daß ich es — rein nach der Wirkung beurtheilt — für tausendmal weniger gefährlich für Christenthum und Moral halte, wenn man offenen Hohn und Spott gegen Alles, was christlich und heilig ist, daß man nackte Darstellung der Unsittlichkeit in unserer Kunst und an unseren Schaufenstern gestatte, als daß man jetzt der Kunst erlaubt, die Religion in dem seichten, trivialen Gewande darzustellen, das dem deutschen Gefühle Gift ist, als daß man der moralischen Frivolität erlaubt, in Oper, Ballet und an Schaufenstern halb verhüllt in buntem, bestechendem Gewande, aber in vollkommenster Unwahrheit sich zur Schau zu stellen und daß sie dem Deutschen statt eines Brodes einen Skorpion bietet. Es ist das ein Gift, gegen das alles Sträuben umsonst ist. Man sehe es doch nur nüchtern an: die Kunst wirkt durch alle die genannten Mittel tausendmal stärker und unwiderstehlicher als die Presse auf das Volk ein, und sie muß es vergiften; denn sie ist falsch. Ja selbst angenommen, daß sie für die sogenannten „gebildeten" Stände ungefährlich wäre: für das Volk ist und bleibt sie von der tiefeingreifendsten und ruinirendsten Wirkung.

Digitized by Google

Freilich würde die absolut herrschende Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts, freilich würde der Humanismus wohl große Lust bezeigen, jeden in ein Narrenhaus zu sperren, der sie fragte, mit welchem Rechte man eigentlich einem gesunden Gassenjungen verbieten könne, mit faulen Aepfeln auf das Ballet und mit Steinen in unsere Grisetten-Schaufenster zu werfen."

Der deutsche Geist.

(6. April 1861.)

„Der deutsche Baustil ist trotz der in der zweiten Hälfte des Mittelalters durchaus nicht mehr gewaltigen Machtstellung Deutschlands und trotz der gewiß nicht großen Conformität mit dem Geiste des europäischen Südens doch bis nach Sicilien und bis nach Süd-Spanien vorgedrungen. Denn nicht durch Kosmopolitismus, nicht durch Verwässerung erringt sich ein Volksgeist die Weltherrschaft, sondern gerade durch vollkommenste Ausbildung in seiner nationalen Tendenz und Eigenart. Der klassische Geist hätte nie die gewaltig weitgreifende Weltherrschaft errungen; er könnte, nachdem er längst keinen lebendigen Träger mehr hat, nicht die Fähigkeit haben, noch aus seinem Grabe heraus heut zu Tage in dem Kampfe um die Weltherrschaft seinen Platz zu behaupten, hätte er die Kraft dazu nicht in der vollkommensten Consequenz, zu der er sich ausgebildet hatte, gefunden. Und diese wiederum ist nicht möglich, ohne die vollkommenste Uebereinstimmung mit der ganzen nationalen Tendenz des Geistes seiner Schöpfer. Wo will auch ein Geist die Kraft zur Welteroberung hernehmen, der sklavisch sich erst nach allen fremden Richtungen hin seine Eigenart abstößt, der seiner Kraft nicht gestattet, ganz ihrer Tendenz zu folgen und sich bis in ihre letzten Ziele zu entwickeln, der die Herrschaft durch eine solche selbstverachtende Connivenz und Liebedienerei anstrebt."

Digitized by Google

Wissenschaft.

(11. April 1861.)

„Wirklichen Respekt habe ich von allen Wissenschaften nur einerseits vor der Geschichte, d. h. vor der Geschichte mit ihrem neuesten Streben, sich von der Theorie, Verallgemeinerung und Oberflächlichkeit zu emanzipiren und dann — den mathematischen Wissenschaften. Die Naturwissenschaften, die als echte Emporkömmlinge mit erstaunenswerther Geschwindigkeit und Energie sich aufgeschwungen, haben sich ebenso rasch überstürzt und werden bald genug altern. Eben nur in die äußerste Oberfläche der Natur eingedrungen, geben sie ihre Resultate schon als die tiefsten Errungenschaften aus und spotten des tiefen Satzes, daß in's Innere der Natur kein erschaffener Geist dringt. Mutatis mutandis gilt dasselbe von der Philosophie. Am wenigsten Respekt aber habe ich vor unserer Theologie, die berufen ist, die höchste und edelste Wissenschaft der Menschen zu sein und sie von aller Eitelkeit, Selbstüberschätzung und Herrschsucht zu Demuth, reiner Gottesfurcht und Menschenliebe zu führen. Sie hat sich, wenn auch ohne ihr Wissen und Wollen, der menschlichen Eitelkeit dienstbar gemacht, bis sie, statt zu vereinigen — trennte und, statt Gottes Gebote gemäß Demuth und Menschenliebe zu fördern — zum Werkzeuge der Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit, kurz, der Selbstüberhebung erniedrigt worden ist."

Niederländische Malerei.

(21. Mai 1861.)

„Die niederländischen Maler des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sind unendlich kräftig, auch mitunter gemüthlich, aber nicht gerade edel. Ihre Historien- und Genremalerei lassen, dünkt mich, die geistige Wahrheit, die wirkliche Realität doch gar zu sehr hinter dem Materialismus zurücktreten. Von der niederländischen Historienmalerei

Digitized by Google

gilt dies wenigstens ganz unbedingt und großentheils auch von der Genremalerei. Von den niederländiſchen Landſchaften gilt dies nicht. In Beziehung auf das Genrebild möchte ich aber doch ſagen, daß das wirkliche Weſen eines Volkes und zwar auch das eines noch etwas platteren, als das niederländiſche es iſt, ſich noch nicht darin auszuſprechen braucht, daß in jeder Ecke eines Bildes ein Bauer zu finden iſt, der an — — —, oder daß es von anderen Dingen dieſer Art wimmelt. Das Alles hängt wohl etwas mit dem „Frisia non cantat“ zuſammen, das man in gewiſſer Beſchränkung bis auf die Gegenden der niederländiſchen Malerei ausdehnen kann. Nur die ältere Zeit van Eyks und Memlings ſteht an der Spitze unſerer deutſchen Malerei, ohne daß ich den inneren Zuſammenhang anzugeben wüßte; und in gewiſſem Sinne gehört hierher auch das Kölner Dombild. So recht zu Hauſe iſt deutſche Gefühlsfeinheit, davon abgeſehen, aber nur in den ſüdweſt- und mitteldeutſchen Gegenden, in Schwaben, Franken, Thüringen, Oberſachſen und am Rhein, geweſen. Je weiter den Rhein über Köln hinaus abwärts, je kräftiger und derber, aber auch je ungeſchickter zu feiner geiſtiger Production und je unbeweglicher wird der Deutſche. Das paßt auch auf den Nordweſtdeutſchen. Am meiſten aber trifft's wohl den Holländer, und von dem mochten manche Einflüſſe nach dem Niederrhein hinübergedrungen ſein.

Nur nebenbei will ich hier bemerken, daß im Ganzen und Großen ganz dasſelbe, wie von den Norddeutſchen, Holländern und Niederrheinern auch von den Bayern und Oeſterreichern gilt, die in mehr als einer Hinſicht das Seitenſtück zu den Nordweſtdeutſchen ſind.“

Altdeutſche Malerei.

(4. Mai 1864.)

„Bei Dürer iſt zwar der ideale Flug, den unſere deutſche Kunſt nahm, ſchon ſehr erloſchen; nur hier und da blitzt —

Digitized by Google

anscheinend dem Künstler unbewußt — von der uns ureigenen Richtung etwas durch. Die Zeit war ihr schon gar zu ungünstig geworden. Sind doch auch bei Holbein die Werke, in denen die deutsche Idealität — die tiefe Wahrheit und Innerlichkeit der Auffassung des geistigen Wesens — sich wieder einmal Bahn bricht, nur wenige Ausnahmen. Hätten wir nicht unsere lange noch nicht gewürdigten Meisterwerke viel älterer Maler, namentlich der altkölnischen und altniederländischen Schule; zeigten es uns nicht manche vereinzelte Bilder späterer Zeit, in denen, dem Künstler unbewußt, unsere Kunstrichtung durchbricht; und zeigten es uns nicht deutlicher noch manche alte Skulpturen, zeigten es uns nicht vor allem unsere deutschen Dome: so würden wir Epigonen vielleicht gar nicht ahnen, daß uns Gott eine besondere Kunstrichtung gegeben, die unendlich viel wahrer, lebensvoller, tiefer und edler ist als die der Völker des Alterthums und der romanischen. Bricht nun von der Tiefe und dem Edlen unserer ursprünglichen Kunstrichtung auch nur selten bei Dürer etwas durch, so ist er mir dennoch deswegen so werth, weil er in der Wahrheit, in dem kräftigen, markigen Leben seiner Bilder noch vollkommen deutsch ist. Wir können uns ihm doch noch ganz überlassen, können seine lebensvolle Kraft und Wahrheit noch aus vollem Herzen bewundern, ohne uns dabei in fremdes Denken und Fühlen hineinzuversetzen, das uns armen Deutschen so gefährlich ist. Ich sehne die Zeit recht herbei, wo die altkölnischen, altniederländischen und manche der schöneren oberdeutschen Malereien des Mittelalters, — wo viele unserer besseren alten Skulpturen photographisch aufgenommen sein werden, und freue mich, dann auch anderen die Beweise für diese meine Ueberzeugung geben zu können, mit der ich noch so vereinsamt dastehe: für die Ueberzeugung nämlich, daß es eine deutsche Kunst giebt, daß sie wahrer und tausendfältig edler und reiner ist als die klassische und romanische, und daß es

Digitized by Google

keinerlei Vermittelung zwischen deutscher und dieser fremden Kunst giebt, ohne unsere Kunst jämmerlich zu verflachen und zu veräußerlichen. Es ist, dünkt mich, wirklich sündlich, daß unsere Kunstberufenen so gedanken- und verständnißlos zwischen den immer noch so zahlreichen tiefen Kunstwerken umhergehen, die uns aus unserem Mittelalter erhalten sind, ohne bisher auch nur entfernt daran zu denken, sich in diese Richtung zu vertiefen, um in und aus ihr Neues zu schaffen. — Ich hoffe immer, daß es uns dereinst noch möglich sein wird, ebenso wie in den bildenden Künsten auch in der Musik eine Anzahl von alten Kunstwerken rein deutschen Geistes zu entdecken, die uns hierin zum Wegweiser für die ursprünglich von Gott in uns gelegte Kunstrichtung dienen könnten. Die ältesten Musiker Deutschlands, die ich kenne: Bach, Händel und andere, beurtheile ich ebenso, wie z. B. Dürer. Auch bei ihnen bricht die tiefe deutsche Idealität durch, die wir wohl noch aus alten Kirchen- und Volksliedern ahnen können.*) So vereinzelt die tiefe deutsche Idealität bei den genannten Tonmeistern sich aber zeigt: dennoch sind sie mir unendlich lieb, besonders Bach, weil sie so wahr, so unverkünstelt und kräftig und noch so voll verständlich für unsere deutschen Empfindungen sind."

Moderne Kunst.

(27. Januar 1866.)

„Man müßte eigentlich Vereine bilden, um wenigstens einzelne, besonders charakteristische neuere Kunstwerke, über die eine restaurirte gesunde Geschmacksrichtung hoffentlich bald hinweggehen wird, und die deshalb leicht zerstört werden könnten, als culturhistorisch merkwürdig für die dereinstige Beurtheilung unserer Zeit zu erhalten. Als ein solches möchte ich hier

*) Die meisten der letzteren sind wohl leider nur verstümmelt und abgeschwächt auf uns gekommen.

Digitized by Google

das Standbild Schillers zu Mainz nennen. In die wunderbare, schiebende Stellung scheint der gute Schiller nur gebracht zu sein, um durch den schlafrockartigen Talar eine ganz unmenschliche Wade durchleuchten zu lassen, — entschieden das Hervortretendste und die Aufmerksamkeit sogleich auf sich Ziehende des ganzen Standbildes. Ich habe kaum je einen so unmittelbaren Eindruck von einem Standbilde gehabt und wirklich — herzlich lachen müssen. Auch Leute aus dem Volke, die ich vorübergehend urtheilen hörte, hatten offenbar den gleichen Eindruck."

Stil.

(7. Dezember 1866.)

„Der unglückliche Gedanke, einen neuen Stil erfinden zu wollen, ist nichts anderes, als der, eine Sprache erfinden zu wollen. Wär's überhaupt möglich, so könnte es in beiden Fällen nur ein so elendes Ding sein, daß man's weder eine Sprache noch einen Stil nennen dürfte."

Malerei und Skulptur.

„Erstere ist von allen Künsten vielleicht am leichtesten darauf hingewiesen, Fremdes zu bringen. Letztere ist von allen am leichtesten auf die Verallgemeinerung, das Typische im Gegensatze zum Individuellen, auf das Plastische und Sinnliche im Gegensatze zum Spirituellen und Idealen hingewiesen. Aber der deutsche und klassische Geist vertragen sich auch dabei nicht. Man denke sich nur als Probirstein eine griechische Frauen-Physiognomie, eine Venus, eine Pallas in liebender Sorge über ein Kind gebeugt: es würde die schrecklichste Karikatur daraus entstehen. Man thue dasselbe mit einer der besten weiblichen Physiognomien unserer alten Maler oder Bildner: man wird sich sagen müssen, daß dort niemals eine innere Schwierigkeit besteht."

Digitized by Google

Sinnlich und geistig.

„Sinnlich und geistig: das sind die Gegensätze. So lange aber der Geist und nicht der Körper das Wesen des Menschen erkennen läßt, das Handeln des Menschen — auch des materiellsten — bestimmt und damit die Geschicke der Welt macht; so lange wird es auch das Interessantere und Wichtigere sein, die geistige — gleichviel, ob materiell oder ideell gerichtete — Individualität — und nicht die körperliche — darzustellen. Da die einzelnen Nüancen und Eigenthümlichkeiten der körperlichen Individualität entweder viel geringer, viel weniger fein oder aber für unser Auge zu fein, die der geistigen Individualität viel zahlreicher oder für uns leichter erkennbar sind, so wird auch die sinnliche Kunstrichtung eine viel monotonere, langweiligere sein, als die geistige. Das Derbere, Reellere, Ungeschminktere der Deutschen ist dabei natürlich das weit Sittlichere."

Die sogenannte „gesunde Sinnlichkeit".

„Der Deutsche faßt, Gott sei Dank, auch heute noch der Mehrzahl nach das „Sinnliche" als schlecht auf; und wer sich ihm hingiebt, weiß, daß er sich im Drecke wälzt. Die Ausnahmen sind der Zahl nach noch sehr gering und nicht in den Massen, sondern nur in den gebildeten und verbildeten Ständen zu suchen.

Jedenfalls aber waren unsere Maler vom Ende des Mittelalters noch nicht dahin gediehen, das Sinnliche mit einem schönen Schleier zu verdecken.

Man wird einwenden, der Ausgang des Mittelalters habe wahrhaftig Sinnlichkeit genug auch bei uns Deutschen produzirt, in der Kunst sowohl als im Leben. Das leugne ich gewiß nicht; eben daran und an der Zersplitterung ist unsere eigene Geistesrichtung krank geworden. Und in nichts

Digitized by Google

spiegelt sich dies so deutlich wieder als in der Kunst. An der Zersplitterung und an der hereinbrechenden Sinnlichkeit ist unsere Baukunst zu Grunde gegangen; und unsere Malerei wurde dadurch verdorben, ehe sie noch aus den Kinderschuhen herausgetreten war. Holbein, Dürer, Cranach*) — unsere drei vollendetsten (um nicht zu sagen größten) Maler — haben unsere Kunst zu Grabe zu getragen.

Im Volksleben — das vornehme abgerechnet — ist unsere Eigenart noch heute nicht vernichtet. Daß es aber möglich, sie zu vernichten, leugne ich nicht. Dreihundert Jahre lang wird im entgegengesetzten Sinne mit Wissenschaft und Kunst, mit Staatseinrichtungen und Rechtspflege an unserem Volke herumgearbeitet und experimentirt. Hätten wir nicht den, Gott sei Dank, berühmten guten Magen, der Interregnum und Reformation, dreißigjährigen und siebenjährigen, Revolutions- und Napoleonskriege verdaut hat,**) — wir wären längst an diesen Kuren zu Grunde gegangen." — — —

Die beiden Weltgegensätze.

(8. Dezember 1866.)

„Die beiden großen Weltgegensätze sind (ich finde immer wieder keine charakteristischere Bezeichnung dafür): — sinnlich und geistig, obgleich ich wohl weiß, daß man der ersteren sehr Unrecht thun kann, wenn man das Wort „sinnlich" nicht im edelsten Sinne auffaßt, und daß man der letzteren zu viel Ehre erzeigen kann, wenn man das Wort „geistig" zu hoch nimmt.

Die Träger einer dieser beiden Gegensätze sind wir geworden. Wenigstens wüßte ich unter sämmtlichen Völkerstämmen der Welt keinen, der diese eine Geistesrichtung

*) Ueber Cranach urtheilte K. später nicht mehr so günstig. Er war ihm vielmehr später sehr unsympathisch.

**) Eine Hindeutung auf den Krieg von 1866 lasse ich hier weg.

Digitized by Google

besser und reiner repräsentirte und von jeher repräsentirt hätte, als der germanische und unter den germanischen Nationen wiederum kein Volk, das diese Richtung so rein und so präzis repräsentirte und von jeher repräsentirt hätte, als das deutsche Volk. Auch das jüdische Volk könnte man bei diesem Allen nicht etwa ausnehmen wollen; es wäre dies durchaus nur äußerlich geurtheilt. Selbstverständlich, wenn ich sage: „es giebt kein Volk und hat kein Volk gegeben", so heißt das nicht, daß das deutsche Volk die Trägerschaft dieser Richtung nicht noch viel reiner, kräftiger und konsequenter hätte durchführen können und sollen, oder daß es ganz unmöglich wäre, daß jemals zukünftig nicht ein anderes Volk die Trägerschaft dieser Richtung reiner und besser übernehmen könnte, als dies bisher von dem deutschen geschehen.*)

Welches Volk hat nun die Trägerschaft des anderen Gegensatzes? Mich dünkt, dieser Punkt läßt sich nicht so konsequent durchführen, mindestens nicht mit Bezug auf das Leben und die soziale Gestaltung. Soll man aber einen Träger nennen, so sind wohl die Griechen die typischesten Träger desselben gewesen. Dann kamen die Römer, sodaß man den Gegensatz zu dem Germanischen als „antik" bezeichnen muß. Eine wesentliche Modifikation erlitt die antike wie die germanische Richtung allerdings durch das Christenthum. Verändert und unendlich veredelt sind dadurch beide Richtungen, aber doch, glaube ich, noch vollkommen konsequent durchführbar. Wie? für die Germanen kenne ich auf dem Gebiete der Baukunst nur den gothischen Stil; für die romanischen Völker halte ich etwa eine reine, gute — nicht allzu sehr germanische

*) Aufs allerentschiedenste verwarf K. allzeit den Gedanken, daß etwa die Russen zu einer solchen Trägerschaft in der Zukunft berufen sein könnten, die dafür nicht ursprünglich genug und in den höheren Schichten zu sehr von einer falschen Kultur angefressen seien. Ich stimme ihm aus vollem Herzen bei.

Digitized by Google

— Romanik für das Richtige; für die slavischen eine konsequente Ausbildung ihres allerdings sehr in der Schale stecken gebliebenen byzantisch-slavischen Baustils, für die christlich-orientalischen Völker eine konsequente Anpassung des maurischen Stils. Die anderen Künste würden sich dementsprechend zu gestalten haben.

Welche von den beiden Richtungen ich für die bessere, höhere, edlere halte, brauche ich nicht zu wiederholen. Ob sie's auch wirklich ist, nun, darüber werden jedenfalls die Meinungen zwischen den Völkern, die die eine und die andere haben, sehr verschieden sein, und höchst überflüssig wäre es, wenn sie darüber einen großen Meinungskrieg beginnen wollten. Sicherlich muß von jeder Seite der entgegenstehenden zugegeben werden, daß auch mit ihrer Geistesrichtung die höchsten Ziele erreicht werden können. Auch das soll uns ganz und gar nichts angehen, ob vielleicht ein anderes Volk besser daran thäte, eine andere Geistesrichtung anzunehmen, als es auf seinen Weg mit bekommen und bisher immer besessen hat. Jedenfalls haben wir diese eine bestimmte und konsequent ausgeprägte Geistesrichtung erhalten, jedenfalls haben wir Großes mit derselben geleistet; und je reiner und konsequenter wir ihr gefolgt sind, desto Größeres. Jedenfalls haben wir nie etwas Bedeutendes geleistet, wenn wir sie verlassen und versucht haben, in einer anderen Geistesrichtung etwas zu schaffen. Jedenfalls ist nie etwas Gescheutes daraus geworden, wenn wir unsere Geistesrichtung mit der einer anderen haben vermischen oder vereinigen wollen. Jedenfalls giebt's für uns keine Wahl, wir haben nur die eine Richtung, wir können nur diese eine und keine andere haben und zwischen unserer und der entgegengesetzten giebts keine Vermittelung und keine Vermischung. — Ist Krieg zwischen den beiden gegensätzlichen Geistesrichtungen — und seit dreihundert Jahren ist er noch nicht ausgekämpft

Digitized by Google

und wird und kann, auch wenn wir wieder siegen werden, nie völlig ausgekämpft werden — ist, sage ich, Krieg zwischen ihnen, so ist unsere Rettung nur die: allein in und mit unserer Geistesrichtung und in der reinsten und weitesten Konsequenz, in die wir sie zu treiben vermögen, zu kämpfen und auch nicht den leisesten Compromiß einzugehen. Der kann uns nur schwächen. Es ist der thörichtste Gedanke von der Welt: wir mit unserem Universalberuf müßten uns durch die Verschmelzung von deutscher und klassischer Geistesrichtung auch den „Universalgeist" — so ein „Mädchen für Alles" — verschaffen. Haben wir Germanen oder wir Deutsche speziell wirklich solch einen Universalberuf, so können wir ihn wahrhaftig nur dadurch erfüllen, daß wir eben ganz und rein und voll sind, was wir sind. Ein solches elendes Ding, wie die Verquickung von Deutsch und Klassisch hat nicht einmal die Kraft, uns bei dem zu erhalten, was wir sind; geschweige denn, daß wir die Kraft daraus nehmen sollten, anderen Nationen etwas von unserem Geiste aufzudrängen.

Kein Zweifel endlich auch, daß diese Geistesrichtung und ihre konsequente Festhaltung es allein ist, die uns Deutschen wirkliches Glück und wirkliche Ruhe zu geben vermag! Es ist freilich ein eigenes Glück und eine eigene Ruhe, bei der wir uns glücklich und ruhig fühlen. Wer von uns die bewegungslose, die kampflose Ruhe sucht, — das Glück freilich findet einer nur in und durch eine der unsrigen entgegengesetzte Geistesrichtung. Wer das will, der gehe dahin; und wer ein Flachkopf ist, der mag schon finden, was er sucht, und am Ende für sich so was Schlimmes damit nicht thun. Wer's aber nicht ist, der wird auf diesem Wege allerdings den von Schiller, Gott sei Dank, vergebens gesuchten Hafen finden, in dem sein Leben ewig klar, spiegelglatt und eben dahin rinnt, „wie den Seligen im

Digitized by Google

Olymp." Aber es wird ihm der Hafen der Unbedeutendheit und Kleinheit sein; und wäre er so groß angelegt wie der Faust — — oder der Göthe selbst."

Die deutsche Geistesrichtung.

(9. Dezember 1866.)

„Ich wiederhole noch einmal: ob Jemand, der einem Volke angehört, dem die entgegengesetzte Geistesrichtung gegeben, diese fortwerfen und die unsere annehmen wollte, ob der damit wirklich etwas Hohes zu leisten vermöchte, ob namentlich ein ganzes Volk das könnte: ich weiß es nicht zu entscheiden, glaube es aber nicht. Daß wir Deutsche das Dementsprechende aber nicht können, das ist mir keinen Augenblick zweifelhaft: man kann vielleicht von der mitgegebenen sinnlicheren Richtung zu einer geistigeren fremden übergehen, niemals aber umgekehrt, weil noch nie einer etwas vor sich gebracht, der vom Pferde auf den Esel gesattelt hat. Man sehe sich doch alle an, die es versucht haben; es ist nicht einem wirklich gelungen, auf dem Wege etwas Ganzes aus sich zu schaffen; und wo es anscheinend einmal einem gelungen, war's immer zugleich eine geistige capitis diminutio. — — Ich fragte mich, was uns in all' der Halbheit, dem Schwanken und Wanken der heutigen Zeit allein wieder zu etwas Ganzem machen und uns festen Halt und feste Ziele geben könne. Zu diesem Zwecke ging ich an die Quellen zurück und suchte nach der Geistesrichtung, die unserem Volke mitgegeben, die die Triebfeder alles dessen gewesen ist, was es je Großes und Gutes gehabt und geliefert hat. Ich fand dabei auch ihren vollen Gegensatz. Von dem Gesichtspunkte dieser uns mitgegebenen Geistesrichtung ausgehend, möchte ich in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Arbeit unsere jetzigen Zustände, die politischen und gesellschaftlichen, religiösen und künstlerischen betrachten. Aber eins muß ich dabei freilich bevorworten. Wenn ich überall,

Digitized by Google

wo ich tadele, auch zugleich anführe, in welcher Art meiner Ueberzeugung nach an die Stelle des Getadelten etwas Besseres zu setzen wäre, und wenn ich schließlich aus alle dem, was ich „will," ein concreteres Gesammtbild zusammenzustellen unternehme; — so soll es nur geschehen, weil ich nichts für so falsch und so völlig unberechtigt halte, als den negativen Kriticismus. Ich halte jeden, auch den oberflächlichsten Tadel, der zugleich etwas Positives an die Stelle des Getadelten setzt und dies in ein Gesammtbild ohne Störung einzufügen weiß, für berechtigter, als den Tadler, der eben nur tadelt, oder wo er einmal einen Verbesserungsvorschlag macht — ich will beispielsweise einmal das religiöse Gebiet nennen —, uns den Beweis schuldig bleibt, daß die Aenderung auch im Einklang mit den bestehenden sozialen und politischen Verhältnissen stehe, oder wie dieselben bei unseren dermaligen Verhältnissen anders gestaltet werden könnten und sollten, damit ein Einklang zu Stande gebracht werde. Leider finden wir diesen hohlen, negativen Kriticismus heut zu Tage überall von den Bierbänken, Kneipen und Festsälen an bis zu den Kathedern, Studirstuben, Consistorien und Höfen; er ist recht die signatura temporis und das echte Kind der Halbheit, der — Stillosigkeit unserer Zeit."

Conclusio.

„Die „Conclusio" müßte dann die Zusammenstellung eines Gesammtbildes sein, wie ich mir von meinem Standpunkte aus die deutschen Zustände in künstlerischer, sozialer, religiöser und — politischer Beziehung in richtige Bahnen geleitet und demgemäß Deutschland gestaltet denken und wünschen muß und kann."

Academien.

(10. December 1866.)

„Es ist jetzt so ein bäuerischer Regierungsstolz am Regiment. Sein Ideal wäre, wenn man die Bäume

Digitized by Google

mit regelmäßig ausgespreizten Zweigen auf Reifen ziehen, Meere und Seen zu Quadraten und Ovalen, Berge zu Pyramiden zurechtschneiden, mindestens Allem eine Uniform anziehen oder doch wenigstens die Nationalcocarde ankleben könnte. So muß auch die Kunst auf Spalier und Uniform gezogen werden.*)

Dem Gedanken entspricht freilich die klassische Kunst weit mehr, als die deutsche. Die feinere Regierungskunst ist dagegen die, alle nützlichen Gestaltungen möglichst zu begünstigen, damit sie sich frisch und kräftig, d. h. in voller Individualität, entfalten können. Man muß eben jedem Ding, das in irgend einer Richtung nützen kann, die volle Freiheit geben und darf es nur da und nur so weit beschränken und leiten, als es anderen Dingen dieselbe Freiheit, dieselbe Lebensluft verkürzt und sich selbst Gefahren bereitet. Deshalb auch keine Academien, keine Kunstbrutöfen! Dagegen Unterstützungen an einzelne Künstler, soweit sie derselben auch wirklich bedürfen (sonst wird's nicht gut wirken), an einzelne Malergesellschaften, Bauhütten und dergleichen!

Wollte Gott, es wäre wieder etwas Handwerksgeist in unsere Kunst zu bringen! Und dies wäre durch strengere Einschulung im rein Technischen von den einzelnen Meistern oder Hütten und Gesellschaften zu erreichen. Für das Wandern der Künstler bin ich dann natürlich auch. Wem man aber erst lehren muß, was schön sei oder warum etwas schön sei, der wird nie ein wirklicher Künstler. Wohl kann man dagegen Jemanden, der erträgliche Anlagen zum Künstler hat, künstlich verderben, wenn man ihn lehrt, was schön oder warum etwas schön sei: zumal, wenn man ihn zwingt, das zu lernen."

*) Diese vor 25 Jahren zu Papier gebrachten Klagen erwecken wahrlich wehmüthige Gefühle bei dem Gesinnungsverwandten, der sich, was Alles seitdem in dieser Beziehung geschehen, vergegenwärtigt.

Digitized by Google

Baukunst.

(11. Dezember 1866.)

„Diese ist das Vorstudium für alle Kunst. Wenn man aber heute einen Baumeister fragt, in welchem Stile er baue: unter neunundneunzig von hundert Baumeistern, und mit alleiniger Ausnahme einer Anzahl junger Gothiker, würde man etwas reprimirend angesehen werden und etwa die Antwort erhalten: Herr, ich bin Architekt des neunzehnten Jahrhunderts und baue gothisch und romanisch, klassisch und maurisch, Renaissance und Rococo. Eine solche Antwort ist freilich der sicherste Beweis dafür, daß der Betreffende kein Baumeister, d. h. überhaupt kein Künstler, deswegen aber freilich auch lange noch kein Handwerker, sondern eben keines von beiden ist.

Einen Nothbau kann und soll jeder Baumeister wohl auch in einem anderen Klima für fremde praktische Bedürfnisse aufführen können; wie Jemand auch eine oder selbst mehrere fremde Sprachen richtig schreiben lernen kann. Aber was würde man von einem Dichter halten, der, wie's von ihm verlangt wird, bald in deutscher, bald in französischer, bald in griechischer, bald in maurischer Sprache dichtete?

Den Stempel einer solchen Kunst für Alles trägt aber unsere heutige Architektur im allerhöchsten Maße: Frontenbau, Aufgeblasenheit, Kasernenstil, flache Dächer gleich der eingedrückten Stirn des Negers — dazu der Verputz und die Stuckverzierungen! So erhalten wir unsäglich häßliche Bauten: halb Burg, halb Villa und doch hauptsächlich Kaserne. Das nennt man dann häufig noch obendrein „Stilbauten!" Denn das angeklebteste Ornament soll ihnen als Stempel und Freibrief dienen. Schlimm sind auch die Erbauer neuer protestantischer Kirchen, denen der gothische Stil, der für den Katholizismus wohl angehe, „nicht rein genug ist". Man mache sich nur einmal das Vergnügen, solche neue protestantische

Digitized by Google

Kirche von weitem zu sehen, wo man nur die Silhouette erkennen kann.*)

Trotz allem finde ich aber fast überall eine immer größere Annäherung an die Gothik: Verlassen der banalen Symmetrie, höheres Aufstreben und Verlassen der Verschnörkelung.**) Uebrigens theile ich die neue Gothik in eine officielle und eine weit bessere private. Hannover und Köln stehen in letzterer Beziehung am höchsten. Sehr mache ich auch auf die Restauration zu Kiedrich im Rheingau aufmerksam. — — —"

Moderne Gothik.***)

(12. Dezember 1866.)

„Wir müssen — nicht wir wollen oder wir können, sondern wir müssen — zur Gothik wieder zurück, weil wir eben zu einem Stile zurück müssen. Und etwas Einheitliches, d. h. Uebereinstimmendes des ganzen Hauses von Küche und Keller und Boden bis zur Frauenstube und zur Wohnstube läßt sich nur durch den Stil und nur durch den gothischen erreichen. Die absichtlich verzwickelten Gebäude, die Häuser, denen überall ein Eckchen an- und ein Thürmchen, Giebelchen und Spitzchen aufgesetzt, — ein Spitzbogen, ein Wimperg, eine Fiale angeklebt ist: — das sind eben — nicht gothische.

Gute deutsche Renaissancehäuser — alte natürliche — ja Zopfhäuser sind oft viel gothischer, als der größte Theil der Häuser, die jetzt gothisch gebaut werden. — — —

„Der gothische Stil ist wohl zu Kirchen, aber nie zu Profanbauten geeignet," sagt man. Kein Stil der Welt ist so dazu geeignet, weil keiner so sehr und so leicht die Schwierigkeiten überwinden kann. Bei absoluter Freiheit

*) Man entnimmt dem Chor einen Einwurf gegen den gothischen Stil bei protestantischen Kirchen. Aber wer sagt denn, daß jedes nicht absolut nothwendige Stückchen Mauer gespart werden muß?

**) Vgl. die Anm. auf S. 152. K. erkannte dies Alles auch nach 1870 an.

***) Die nachfolgenden Bemerkungen verdanken offenbar der Anregung durch K.'s eigenen Hausbau ihre Entstehung.

Digitized by Google

von aller Symmetrie kann er jede Ecke, jede Verschiedenheit des Niveaus benutzen, braucht nicht gleich große Fenster, gleichlaufende Fensterreihen zu nehmen; kann Hau- und Backsteine und Holz gleich gut verwenden; kann Flach- (Stich-), Rund- und Spitzbogen gleich gut gebrauchen, kann gleich gut hohe und niedrige, weite und enge Räume bauen, gewinnt gerade durch alle zu überwindenden Schwierigkeiten, durch alle die Verschiedenheiten, wenn sie nur nicht willkürlich herbeigezogen, sondern in den vorgefundenen Verhältnissen begründet waren. Der gothische Stil braucht nichts zu verdecken, weder das äußere Material durch Verputz und Gips, noch die Balken der Decken. Sein Stolz und Staat ist es gerade, überall Material und Construction zu zeigen.

Ein in Deutschland wirklich praktisch gebauter, aber jeglicher Verzierung, jeglicher praktisch nicht wirklich gebotenen Zuthat beraubter Bau ist — gothisch und muß gothisch sein. — — — Ich will hier noch einige Einzelheiten anführen.

Das flache Dach. Ich glaube noch nicht, daß es praktisch ist; allein selbst dann würde sich's überwinden lassen: nach Art z. B. der alten Kölner Häuser.

Gesammtverhältnisse. Für sie haben wir eben den Sinn verloren. Ernstes Studium derselben thut vor Allem Noth. Die Kiedricher Restauration zeigt's, daß auch jetzt schon dergleichen möglich ist.*)

Aber dringend bedürfen wir eines deutschen Violet le Duc. Denn da jetzt jeder Architekt am Violet — sit venia verbo — saugt, so ist es zu befürchten, daß wir bei unserer

*) Auch dies bezieht sich natürlich auf die wirklich sehr gelungene Restauration der Kirche zu Kiedrich im Rheingau durch den Engländer Sutton, der — ebenfalls ein Privatmann — seine Lebensaufgabe darin fand.

Digitized by Google

Rückkehr zur Gothik ganz in die französische gedrängt werden, die viel weniger einfach, klar, rein und edel ist, als die deutsche.*)

Auch in Beziehung auf die zugehörigen Künste und die innere Einrichtung der Gebäude würde sich mit einiger Mühe und freilich bis jetzt auch noch mit Kosten etwas Einheitliches herstellen lassen, obgleich wir darin noch weiter zurück sind. Hefner und andere geben uns nur die Kunstwerke, die Glanz- und Schmucksachen, das Dessert, während uns das tägliche Brod nicht nahe genug gerückt wird. Trotz alledem sollte Jeder, der neu zu bauen oder neu zu möbliren hat und es pecuniär irgend kann, dieser Richtung sich zuwenden. Mit allem Anderen ist er in zwanzig gewiß, und vielleicht schon in zehn Jahren, unmodern, aber nicht alterthümlich geworden. — — —"

Deutsche Kunst und deutsches Leben.

(14. Dezember 1866.)

Anschließend an die Tagebuchblätter vom Dezember 1866 findet sich eine Disposition über die deutsche Kunst und deren Beziehungen zu der Natur des deutschen Volks. Der erste Theil sollte die Gegensätze von „Klassisch" und „Gothisch" in den verschiedenen Zweigen der Kunst nachweisen. Die Malerei und Skulptur, Musik und Poesie bilden hier die Hauptabschnitte. In dem letzten Abschnitte sollten die epische und lyrische Poesie einerseits und das Drama andererseits getrennt behandelt werden. In ersterer Beziehung werden Homer und das Nibelungenlied, hervorgehoben. Als ein allerletzter Abschnitt folgen dann noch allgemeine Bemerkungen. Den der antiken Kunst eigenthümlichen Allegorien stellt der Verfasser „das Herausgreifen einiger Individuen oder Momente als Typen des Ganzen" entgegen. „Real" und „Ideal" seien nicht die Gegensätze, sondern — „Materiell" und „Spirituell", „Sinnlich" und „Geistig". Jede dieser beiden Richtungen könne sich real oder ideal wiedergeben.

*) Dieser Gefahr ist die moderne Gothik bei Profanbauten häufig wirklich erlegen.

Digitized by Google

„Die schlanken, edlen, schwungkräftigen Gestalten Memlings sind gewiß geistig gedacht, aber wahrhaftig viel realer, als alle die vollen, rundlichen, plastisch schönen Figuren der klassischen Kunst.“

Der Verfasser wendet sich dann gegen das Nackte und dessen banalen Kultus in der darstellenden Kunst. Auch unsere alte Kunst habe Adam und Eva und Andere nackt dargestellt. Aber damit solle man einmal die Göttinnen und Götter, „die nackten Weiber und Männer“ der klassischen und italienischen Kunst vergleichen. Man solle einmal die keusche Susanna im Bade und die büßende Magdalena damit vergleichen. Auch unsere Malerei sei z. B. in ihren Jungbrunnen und vielen anderen Bildern im Ausgange des fünfzehnten und Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auf solche Bahnen gerathen. Aber es sei nicht viel Schönes oder des Anschauens Werthes dabei herausgekommen. Das Derbere, Realere, Ungeschminktere freilich sei auf der Seite der Deutschen. Alle hier in Betracht kommenden Frauenbilder trügen den Stempel „fahrender Frauen“ auf der Stirn; und das sei jedenfalls ungefährlicher und sittlicher.

Der zweite Haupttheil sollte sich nur auf die heutigen Verhältnisse beziehen und in sechs Kapitel zerfallen: die heutige Kunst, die heutige Wissenschaft, Familie und Leben, gesellschaftliche, religiöse und endlich politische Gestaltungen. In einem Schlußkapitel des Ganzen sollten dann die Schlußfolgerungen festgestellt werden.

Daß K. nach dem Kriege von 1866 den Gedanken einer Veröffentlichung wieder mit größerer Entschiedenheit in's Auge faßte, wurde schon im Vorwort gesagt. Um so bemerkenswerther erscheint es, daß er hier genau von demselben Gedankengange ausgeht, als sechs Jahre vor dem deutschen Kriege; und noch bemerkenswerther vielleicht ist es, daß er inmitten all der politischen Dinge, die sein innerstes Interesse berührten, die Muße und die Kraft fand, sich in seine alten Ideen und Ideale zu versenken. Daß K. aber bei der zu veröffentlichenden Arbeit auch auf die politischen Dinge kommen wollte, zeigt die Nummer VI des zweiten Theils, an die sich das Schlußkapitel in entsprechender Weise angeschlossen haben würde.

Digitized by Google

Altdeutsche Malerei.

(22. Oktober 1868.)

„Ach Belgien!*) — — ich sehne mich trotz Allem schon lange danach, einmal durch dies an Denkmalen deutscher Kunst so überreiche Land reisen zu können. Doch das liegt im weiten Felde. Vorläufig habe ich mich daran gefreut, in Gedanken mit reisen zu können und Deine interessanten Berichte über alle die belgischen Kunstschätze zu lesen. Wer ein recht passionirter Wanderer ist, dem ist es fast eine ebenso große Freude, anderen bei einem Reiseplan mithelfen und sie dann in Gedanken begleiten zu können, als selbst zu reisen. Ich hätte mir auch, ohne es in Deinen Briefen lebendig bestätigt zu sehen, denken können, wie sehr Dich alle diese herrlichen Bauten und Bilder begeistert haben müssen. Macht denn auch das Dombild in Köln nach all' den prachtvollen van Eyck'schen und Memling'schen Bildern noch Eindruck? Gewiß, gewiß! — Ich wenigstens meine, daß es in der Welt kein Gemälde gebe, nach dem man nicht immer noch das Dombild sehen könnte. Es mag in Zeichnung und Ausführung anderen noch so sehr nachstehen, die Reinheit, Tiefe und Innigkeit des Ausdrucks — das so echt Deutsche darin — wird nie verdunkelt werden und nie den Eindruck verfehlen. Was lag doch in unserer deutschen Malerei! — — — Du hast jetzt hintereinander das Tiefste und Beste gesehen, was sie je geschaffen, die van Eyck'schen Bilder und die der beiden alten Meister in Köln. Es sind zugleich fast die ältesten deutschen namhaften Bilder; und wie sehr unsere Meister noch in den Kinderschuhen der Technik steckten, lehrt der erste Blick. Ebenso klar aber ist es, daß wir uns mit jedem Schritt, den unsere Malerei in der Technik vorwärts that, immer weiter von dieser ursprünglichen Richtung entfernten, die unserer Malerei durch unseren nationalen Geist gewiesen und durch so gewaltige,

*) Aus einem Briefe an eine verwandte Dame, die Belgien bereist hatte.

Digitized by Google

so edle Meisterwerke schon klar und sicher angebahnt war. Wie weit ist schon Dürer, wie weit Holbein von dieser edlen, reinen und doch aus dem wirklichen Leben gegriffenen Idealität entfernt! Und unsere heutige Kunst — daß Gott erbarm! Wo findet man auch nur eine Ahnung davon, daß dort das Ziel liegt, nach dem wir hin müssen, sollen wir anders mit dem deutschen Geiste — dem Pfund, das Gott uns anvertraut hat — noch irgend etwas in der Welt leisten?"

Leopold Ranke.*)

(28. Oktober 1869.)

„Mit Ranke's Geschichte des Reformationszeitalters ist mir ein recht sehnsüchtiger Wunsch erfüllt worden. — Ich besitze von Ranke noch gar nichts und wünschte mir schon lange etwas von seinen Werken. Sie sind so vortrefflich geschrieben, daß sie sich auch zur Lektüre im Familienkreise ausgezeichnet eignen. Sobald wir mit dem Giesebrecht fertig sind, soll denn auch Ranke's Reformationszeit unsere Lektüre werden."**)

*) Aus einem Briefe an eine verwandte Dame.

**) Hierzu stimmt die folgende Aeußerung in einem Briefe an dieselbe Dame aus dem Mai 1870: „Mit Ranke's Geschichte der Päpste hast Du einen alten Lieblingswunsch von mir getroffen. Es ist sein berühmtestes Werk und ich hätte mich am liebsten sogleich hingesetzt, um es anzufangen." Diese Aeußerungen über Ranke sind nicht ohne Interesse bei der Opposition, die sich in neuester Zeit bei Leuten gegen Ranke geregt hat, die K.'s Denkart einigermaßen nahe stehen. Auch bei „Rembrandt als Erzieher" bricht sie durch. Daß derselben eine gewisse Berechtigung zu Grunde liegt, leugne ich nicht. Das würde auch K. eingeräumt haben; und daß Ranke's Denkart sehr von der K.'s abweicht, ist zweifellos. Dieser verschloß sich aber nicht der echten Größe, die bei Ranke's meisten Werken zu Tage tritt. Ja! er sah im Ganzen und trotz Allem eine Geschichtsschreibung, wie er sie ersehnte, in seinen Werken. Die Geschichte der Päpste mußte ihm schon wegen ihrer Billigkeit gegen die Katholiken sympathisch sein.

Digitized by Google

Die christliche Kunst.

(6. April 1870.)

„Den Auszug aus dem Vortrage über christliche Kunst habe ich mit großem Interesse gelesen; es geht der warme positive Zug durch denselben, der leider unserer heutigen Kunst so sehr zu fehlen beginnt. Durch die Welt unserer modernen Künstler und Kunstfreunde geht eine recht heidnische und zu gleicher Zeit durch und durch antigermanische Tendenz. Als Ziel, Zweck und Motiv der Kunst stellt der moderne Künstler und Aesthetiker die „Schönheit", das „ewig, unvergänglich Schöne" oder wie die Ausdrücke sonst heißen, hin: einen hohlen, leeren, abstracten Begriff, bei dem sich niemand etwas Positives denken kann, einen rechten, echten Götzen. — Doch dünkt mich, hebt der Vortrag nur die eine Seite der Kunst hervor, die specifisch ideale. In dem, was er über diese Seite der Kunst sagt, bin ich aber auch vollkommen mit ihm einverstanden. Es sind wirklich herrliche Sätze: „in jedem Kunstwerke liegt die Sehnsucht nach Verklärung der Welt;" — „die Kunst gießt einen Hauch der Erlösung und Verklärung über den Menschen aus;" „die Kunst ist die Gott ebenbildliche Thätigkeit des Menschen." Diesen letzteren Satz zwar würde ich in dem Munde eines *echt modernen* Künstlers nur mit Widerwillen hören; dort würde er nichts anderes bedeuten, als das alte Wort der Schlange: eritis sicut Deus. In diesem Vortrage aber, wie überall im demüthig-christlichen Sinne, ist er nicht mißzuverstehen. — Ich meine nun — und weiß, daß ich damit ganz eines Sinnes mit dem Vortrage bin — daß, wie mit Allem, was er thut, treibt, schafft und genießt, der Mensch auch mit der Kunst, die eine der edelsten Gaben Gottes ist, Gott dienen soll, und daß, was Gott nicht dient, nimmermehr Kunst genannt werden darf. Und insofern ist mir alle Kunst eine ideale. Doch aber, meine ich, hat sie zwei Seiten: eine *specifisch* ideale, die, wie der Vortrag her-

Digitized by Google

vorhebt, der Sehnsucht der Menschen nach der Verklärung der gefallenen Welt Ausdruck giebt, und eine specifisch reale, die unsere gefallene Welt gleich dem getreuen Geschichtsschreiber darstellt, wie sie ist, das Gute zur Stärkung, Freude und Nacheiferung, das Böse zur Warnung und zum Abscheu, — Alles aber im Dienste von Gottes Wahrheit. Beide Seiten der Kunst können nur Hand in Hand gehen; beide können sich nur dann vor den schlimmsten Irrthümern bewahren, wenn sie in Demuth und in Treue Gott dienen wollen. Der „Idealismus" in der Kunst wird, wenn er von den Grundzügen, die der Vortrag aufstellt, abweicht, wenn er nicht Gott dienen, sondern selbst schöpfen will, wenn er sich nicht treu und demüthig das zum Vorbilde nimmt, was Gott uns in seiner Schöpfung, in der Geschichte und in seinen Offenbarungen als Richtschnur und Grenze für unsere beschränkte Schöpfungsmacht gegeben, — der Idealismus wird dann unausbleiblich zur traurigsten Karikatur, wie wir's an der Mehrzahl unserer modernen sogenannten „Idealisten" sehen. Der Realismus dagegen wird, wenn er nicht Gott, seiner Wahrheit und seinen Endzielen dienen will, zum traurigen, nur der Sinnlichkeit dienenden Materialismus, wie wir's ebenfalls heut zu Tage bei der Mehrzahl unserer „Realisten" sehen. — Dies, dünkt mich, sind die Grenzen, die allein im Stande sind, die Kunst vor Verfall und vor groben Ausschreitungen zu schützen. Es sind dies, wie ich meine, auch zugleich die Grenzen, innerhalb deren allein eine praktische Definition von „Schön" und „Unschön" zu finden ist. Diese Grenzen sind es auch, die jeden edler, feiner und ernster Denkenden, welchen Gesellschafts- und Bildungsschichten er auch angehören möge, in seinem Urtheile über Kunst thatsächlich leiten, wenn auch meist nur unbewußt und instinktiv. — Der unglückselige Gedanke, daß die Kunst Selbstzweck und lediglich um ihrer selbst willen da sei: der pure „Schönheits-

Digitized by Google

kultus", der absolute Begriff „Schönheit" und die daraus abgeleiteten „Schönheitsregeln"; alles dies sind, meiner Ansicht nach, nur abstracte logische Begriffe, die sich trotz allen philosophischen Aufputzes vollständig ins Nebelhafte auflösen und uns völlig aus der Hand gleiten, sobald wir sie nur wirklich vorurtheilslos in's Praktische übersetzen wollen. Sie tragen aber zu gleicher Zeit die Schuld, daß unsere Kunst sich immer mehr von unserm nationalen Geiste, dem realen Boden, den ihr Gott angewiesen, entfernt, und daß sich ein sogenanntes höheres Kunstverständniß gebildet hat, das die Kunst nicht mehr mit dem Gemüthe, sondern lediglich mit dem Verstande und nach logischen Regeln, — also gar nicht — versteht. In dieses höhere Kunstverständniß sucht sich die Mehrzahl unserer gebildeten Welt wohl oder übel hineinzuzwängen; und die dies nicht vermögen, sind leider zu bescheiden und schweigen still. So hat sich eine falsche Kunstaristokratie gebildet, die die Meinungen beherrscht. Unser Volk aber, von Hause aus mit so viel Sinn für Kunst ausgerüstet, ist von den höheren Klassen, die in Bezug auf Kunstgefühl seine Leiter sein sollten, durch eine unübersteigliche Kluft getrennt; theils, weil diese lediglich mit dem Verstande, mit logischen, abstracten Regeln an die Beurtheilung von Kunstwerken gehen; theils weil unsere moderne Kunst sich fast ganz von unserer Geistesrichtung losgesagt und sich, so gut sie es vermochte, in die alt-klassische und heidnische und die damit verwandte romanische Geistesrichtung eingezwängt hat, in die — Gott sei Dank — bislang noch unser Volk sich nicht umzudenken vermochte. So ist's wohl kein Wunder, wenn allmählich der Kunstsinn in unserm Volke abstirbt, wenn man Dorfkirche und Bauernhaus, Werkstätte und Wohnhaus des Bürgers, die man noch vor 250 Jahren so hübsch und sinnig, so ganz unserm Wesen

Digitized by Google

und Verständniß entsprechend geschmückt sah, jetzt kahl und trivial oder verständnißlos aufgeputzt dastehen sieht.

Möge die christliche Kunst, die sich jetzt endlich wieder zu regen beginnt, sich ihrer Aufgabe im vollen Maße bewußt werden: sie soll nicht blos in den Kirchen, sondern zu Gottes Ehre auch bis in die schlichten Arbeiter- und Bauernkreise hinab den Sinn für echte, ernste Kunst wieder zu wecken suchen; ohne diesen würde auch die Kunst in den Kirchen nur eine todte, äußere Ausschmückung bleiben. Sie soll aber auch nicht vergessen, daß die Wiedererweckung von echtem Kunstsinn nur dann möglich ist, wenn man voll und ungetheilt sich der nationalen Kunstrichtung anschließt. Sie ist nichts willkürlich Entstandenes und Erfundenes, sondern wie die allmähliche Entwickelung der Sprache eines Volkes aus der betreffenden Ursprache das natürliche Product der Geistesrichtung, die Gott jedem Volke mitgegeben hat, um in und mit derselben ihm zu dienen und die Welt seinen Zielen zuführen zu helfen."

Digitized by Google

Deutſcher Geiſt und deutſche Kunſt.

1861.

Digitized by Google

Der folgende Aufsatz ist einem langen Briefe entnommen, den K. im Jahre 1861 an den Bruder schrieb: des Verständnisses wegen bemerke ich, daß die Anrede an diesen überall weggelassen oder von mir entsprechend abgeändert wurde. An eine Veröffentlichung war bei dem Niederschreiben in keiner Weise gedacht. Die in diesem Aufsatze enthaltenen Gedanken gehören aber ohne Zweifel zu denen, die eine Hauptstelle in K.'s beabsichtigter Veröffentlichung einnehmen sollten; und derselbe bezieht sich indirekt auf eine solche Veröffentlichung und auf die Motive, die K. dazu trieben. Aus beiden Gründen ist er ebenfalls wohlgeeignet, Verlorengegangenes zu ersetzen. Der Geist des deutschen Volkes, von dem K. darin ausgeht, war, wie wir sahen, ja überhaupt sein Ausgangspunkt; und es verdient dieser Excurs deshalb auch gewiß, die Reihe der eigentlichen Aufsätze zu eröffnen. Deutlich geht aus ihm allerdings hervor, wie K.'s künstlerische und politische Richtung zusammenhingen und wie ihm die Gothik auch das Prototyp für dasjenige war, was er auf politischem Boden erstrebte. Derjenige, der solche Bestrebungen zu denen wirft, die auch schon vor dreißig Jahren völlig aussichtslos waren, wird aus den Ausführungen des Verfassers doch vielleicht eine höhere Achtung für die Tendenzen und die Begeisterung schöpfen, die der tieferen Strömung der deutschen Reaktionszeit innewohnten. Daß der Verfasser nach jeder Richtung hin an seine Sache glaubte, wird Niemandem entgehen. Vielleicht ist dieser Aufsatz ganz besonders geeignet, ein Bild der Zeit zu geben, in der die Aufsätze des Verfassers entstanden sind.

Digitized by Google

(18. März 1861.) „Daß ich mich bei dem Hauptzwecke, den ich im Auge habe, auch auf die Kunst ausdehne, mag auf den ersten Blick wunderlich erscheinen. Es geschieht aus folgenden zwei Gründen:

Nach meiner Ueberzeugung hat jedes Volk, hat jeder durch die Geschichte zusammengesonderte Menschen- und Generationencomplex, der auf den Namen eines Volkes Anspruch machen kann, seinen eigenthümlichen Geist, der ihn scharf von anderen Völkern trennt, und der, so lange er frei ist, all seine Verhältnisse, Gestaltungen und Anschauungen bilden und durchdringen wird. Nur das, was diesem Sondergeist eines Volkes entspricht, ist gesund in demselben; nur das ist ihm nützlich, aber auch nur gerade das ist für jedes specielle Volk wahr.

Leider hat der Gang, den unsere Geschichte genommen, nicht zur Freiheit geführt. Und so war es natürlich dem Zufall anheim gegeben, ob unser Volk sich in und aus seinem nationalen Geiste fortentwickelte oder nicht. Vielleicht in seinen Folgen noch schlimmer, als daß unsere Geschichte nicht zur Freiheit führte, war es, daß die unsere Geschicke leitenden Kreise und Klassen sich immer mehr fremdem Geiste ergaben. Gewiß geschah dies ganz unwillkürlich, lediglich in Folge unseres nationalen Fehlers: der unglückseligen Ausländerei, des Mangels an Stolz, der den eigenen Werth verkennt, das Fremde überschätzt und kindisch nachahmt. Wäre es aber absichtlich geschehen, hätten unsere Fürsten und „Pfaffen" und, wer sonst nach Herrschaft strebte, absichtlich den deutschen Geist durch das Fremde zu ruiniren gesucht, so wäre dies zwar das schlechteste, aber auch das gescheuteste Mittel gewesen. Indessen, wie gesagt, ich glaube es nicht, ich glaube nicht, daß man ohne die tendenziöseste Auffassung eine solche Absichtlichkeit aus unserer Geschichte herauslesen kann. Ich glaube, die Geschichte beweist auch deutlich, daß unsere Ge-

Digitized by Google

lehrten als solche — selbst in den Zeiten, als „Pfaffen" und Gelehrte nicht mehr dieselben Personen bei uns waren — die weitaus größte Schuld an der Einführung des Fremden tragen. Sie waren es zunächst, durch die das fremde Recht bei uns Eingang fand; und das war die schlimmste und eingreifendste Handhabe des Fremden, aber auch der Unfreiheit: denn noch in der Blüthezeit des Mittelalters ist unsere Gemeinde hundertmal freier gewesen, als bis zum Jahre 1848 und selbst heut zu Tage; und freies Gemeindeleben, dünkt mich, ist der wesentlichste Theil der Freiheit überhaupt. Fremde Sitte hatte schon früher, wenn auch erst in sehr schwachen Anfängen, Eingang in den höheren Ständen gefunden. Aber noch bis zum Ausgange des Mittelalters war weder fremdes Recht, noch fremde Sitte herrschend bei uns, d. h. herrschend in und durch die herrschenden Klassen geworden. Bis zur Reformation hatte sich deutscher Geist, wenn auch mehr und mehr verkümmert, doch noch lebendig erhalten und im Wesentlichen alle Verhältnisse und Gestaltungen gebildet. Die Mißstände und Fehler, an denen wir krankten, waren bis dahin ihrem Wesen nach doch noch eigene, nationale. Es war eine merkwürdige Zeit, die die Reformation gebar; und sie hatte in manchen Beziehungen gewiß Aehnlichkeit mit der jetzigen. Es war ein eigenthümliches Ringen und Streben, das im fünfzehnten Jahrhundert, besonders stark aber auch in der ersten Hälfte des sechzehnten unmittelbar vor und während der Reformation, durch unser Volk ging, und das alle Kreise: Fürsten, Adel und Städte und zuletzt auch die Bauern ergriff. Ueberall wie heut zu Tage das Bewußtsein, daß es nicht länger mehr in den bisherigen Wegen weiter gehe, und überall das Streben nach Freiheit! Das sprach sich auf unseren Reichstagen aus, das rief die Fürsten-, Adels- und Städtebündnisse hervor, das endlich brachte die Stürme des Bauernkrieges. Ueberall lagen diesen

Digitized by Google

Regungen echt nationale Tendenzen, aber freilich nicht blos gute, sondern auch schlimme, zu Grunde; das Freiheitsstreben, aus dem sie hervorgingen, war fast überall die egoistische Freiheit, die sich um die Freiheit des Anderen nicht kümmert, und nur nach eigener Unbeschränktheit, und, wo möglich, nach eigener Herrschaft strebt. Das war wohl der hauptsächlichste Grund, weshalb die Zeit, die in ihren Bewegungen so viele, schöne, gute und nationale Keime trug, nur auf einem einzigen Gebiete, auf dem kirchlichen, und wie mich dünkt, auch da nicht unverkümmert, eine bessere, bleibende Neugestaltung zu Wege bringen konnte. Der andere Grund war die unglückselige Ausländerei, die sich damals der herrschenden Klassen trotz Luther und Hutten und so vieler Männer von ähnlicher Tendenz immer mehr bemächtigte. Die Franzosennachäfferei, die allerdings bis beinahe in die Blüthezeit des Mittelalters in ihren Anfängen hinaufreicht, bis zum sechzehnten Jahrhundert aber doch nur sehr oberflächlichen Einfluß auf die Sitten der vornehmen Stände ausgeübt hatte, war durch die deutsch-französischen Kriege des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und namentlich seit der Thronbesteigung Karls V. wohl etwas zurückgedrängt worden. Statt dessen fand gerade durch letzteren spanisch-italienische Sitte an den Höfen Eingang und Herrschaft; und nach ihm ließ diese der französischen wieder völlig freies Feld. In den Städten, besonders rasch in den süddeutschen, brachte daneben auch der Handel italienische Sitte mit sich. Die gelehrten Kreise wandten sich ganz und gar der Klassizität und dem Gemisch von klassischem und modernem Geiste, der in Italien entstanden war, zu. Bei dem großen Einfluß der Universitäten und der Wissenschaft auf die hervorragenden Stände wurden in ihnen deutsches Denken und deutsche Sitte immer mehr zurückgedrängt und dadurch dem Fremden der Boden geebnet. Das durch die deutschen Gelehrten gepflegte fremde Recht wurde von den

Digitized by Google

Fürsten zur Herrschaft gebracht und ruinirte die letzten, aus dem Mittelalter geretteten Reste der Volksfreiheit. So ist die Zeit, die mit der Reformation zusammentrifft, der Wendepunkt zu antinationaler Richtung bei uns geworden. Seit dieser Zeit hat fremder Geist unsere herrschenden Klassen immer mehr ergriffen und ist dann später auch zum Theil in den Kern unseres Volkes eingedrungen. Noch heute aber ist er nicht blos den großen Massen unseres Volkes fremd geblieben, sondern auch den höheren Schichten noch entfernt nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Sie haben das Fremde nur als eine äußere Form angenommen. Es war ein unbestimmtes Gemisch und nichts Einheitliches. Wohl ist es bei der Herrschaft, die die oberen Schichten einer Bevölkerung in jedem Culturvolke über die Massen gewinnen, ganz natürlich, daß ein fremder Geist, der in diesen letzteren zu äußerer Geltung kommt, mehr und mehr die nationalen Gestaltungen des Volks unterdrückt. *Aber etwas Lebensfähiges, etwas Gesundes läßt sich nur in und aus dem nationalen Geiste schaffen.* So konnte man altes, gutes, deutsches Recht, alte, gute, deutsche Sitte, den *deutschen* Freiheitsgeist, den deutschen Trieb nach Sondergestaltung, der sich in der Gemeinde-Freiheit und trotz allem auch in den hundert und aber hundert größeren und kleineren Corporationen und Ständen aussprach, — das alles konnte man allerdings mit der Zeit ruiniren; aber man war nicht im Stande, etwas Besseres und etwas Lebensfähiges an die Stelle zu setzen. Noch heute sind das römische Recht und sein deutscher Abklatsch: das gemeine Recht, sowie die hierauf fußenden deutschen Partikularrechte, das preußische und österreichische Landrecht ꝛc. unserm Volke durchaus fremd und blos ein todter Buchstabe, der bei wirklicher Volks- und Gemeinde-Freiheit keine fünfzig Jahre mehr Geltung behalten würde. Noch heute ist das Fremde so wenig in Fleisch und Blut

Digitized by Google

unſeres Volkes eingedrungen, daß es die gute, alte deutſche Sitte, die alte deutſche Lebens- und Denkart vielfach ſchon verwiſcht und wohl auch ſchon vielfach ruinirt, daß es Zucht- und Sittenloſigkeit gefördert hat, aber eine neue, andere, wirkliche Sitte, eine neue charakteriſtiſche Denkart hat es nicht ſchaffen können. So hat das Fremde wohl die uralte deutſche Gemeinde-Freiheit, die allerdings ſchon durch deutſche, im eigenen Lande gewachſene Gewaltthätigkeit und Eigenſucht ihren erſten Stoß bekommen hatte, in ihren letzten Reſten vernichtet; aber auch bis heute iſt es nicht im Stande geweſen, ein Ding, das man wirkliche Gemeinde-Freiheit nennen könnte, hervorzubringen. So hat es endlich die in Eigennutz verkommenen alten Corporationen und Stände widerſtandslos fortblaſen können. Aber echte, gute corporative Geſtaltungen, durch die allein ein Volk ſeine Kraft und ſeinen moraliſchen, inneren Halt bekommt, hat es auch im Entfernteſten nicht zu bilden gewußt.

Augenblicklich geht wieder ein mächtiges Regen und Ringen durch unſer Volk. Es kann wohl Niemand verkennen, daß die Tendenz, die Gravitation desſelben darauf hingeht, ſich nicht blos zu materieller, ſondern auch zu geiſtiger Selbſtändigkeit und Freiheit hindurchzuarbeiten, das Fremde mit allen ſeinen Feſſeln abzuſchütteln und zu ſeinem ureigenen Geiſte zurückzukehren. Ich will gewiß nicht ſagen, daß dieſe letztere Tendenz eine ſelbſtbewußte ſei; aber daß ſie durch die jetzigen geiſtigen Bewegungen unſeres Volkes hindurchgeht, daß ſie deren letzter Kern und Grund iſt, das iſt wohl unverkennbar. Die erſten Anfänge dieſes Strebens reichen in das vorige Jahrhundert, in das Wiedererwachen deutſcher Geiſtesregungen in unſerer Litteratur zurück. Die Freiheitskriege fachten es mächtig an. Hauptſächlich aber trat es nicht ſowohl im Jahre 1848 als vielmehr in ſeinen Folgen hervor. Es iſt unverkennbar, daß ſeit dieſer Zeit ein lebendigeres natio-

Digitized by Google

nales Bewußtsein sich in unserem Volke, oder doch in immer größeren Kreisen desselben, geltend macht.

Es wird nach meiner Ueberzeugung nie etwas Vernünftiges und Lebensfähiges zu Stande gebracht werden, wenn man sich nicht klar und deutlich der Eigenthümlichkeiten unseres Volkes bewußt wird, und ihnen entsprechend in und aus dem Geiste unseres Volkes das Neue schafft. Ihn zu erkennen ist indessen in unserer heutigen Zeit nicht so leicht. In allem Wesentlichen ist er — das ist meine feste Ueberzeugung — noch derselbe wie von Alters her. Aber er ist auch im Volke nur aus den verhältnißmäßig geringen Ueberbleibseln alter Sitten klar zu erkennen. Andere Gestaltungen desselben haben sich hier ebenso wenig erhalten. Um ihn in seinem Wesen, in allen seinen Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten zu erkennen, bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn aus den Gestaltungen zu studiren, die er in früherer Zeit, wo er noch nicht vom Fremden beeinflußt war, geschaffen hat. Erhalten sind uns von diesen nur die Kunstprodukte aus der zweiten Hälfte des Mittelalters*) und aus dessen Ausgange. In seinen Urzeiten aber hat unser Volk mit Ausnahme der Poesie keine Kunstproduktion gehabt; und von der ist leider nichts zu uns gekommen. Später hat es in allen anderen Richtungen der Kunst und theilweise selbst der Poesie anfangs fremden Bahnen sich angeschlossen, da der nationale Kunstsinn noch gar nicht gestaltungsfähig geworden oder der fremden Kunst gegenüber auf einer zu untergeordneten Stufe der Entwickelung stand. Allmählich erst und Schritt für Schritt emancipirte sich die deutsche Kunstproduktion von der fremden. Sie läßt aber unseren eigenthümlichen Geist noch besser als selbst die Geschichte erkennen. Diese kann ja natürlich nur ein

*) Ich meine natürlich die Zeit von dem dreizehnten Jahrhundert an, wo die Gothik aufkam.

Digitized by Google

schwaches Bild der Gestaltungen und Thaten des unser Volk bewegenden Geistes geben, während in den Kunstprodukten solche Gestaltungen selbst erhalten sind. Mir des Geistes unseres Volkes klarer bewußt zu werden, das ist der eine Grund, weshalb es mich, ganz abgesehen von meinem tiefen Kunstinteresse, zur Beschäftigung mit unserer alten Kunst getrieben hat. Ich hoffe, man wird mich hier nicht mißverstehen und für einen Deutschthümler par force und Narren halten und ebenso wenig glauben, daß ich eine Wiederheraufbeschwörung des Mittelalters mit Strunk und Stiel wünsche. Die gefährlichsten Feinde der Wiederbelebung des echten deutschen Geistes sind die, welche das Mittelalter copiren wollen; sei es nun in der Familie, im Leben, in socialen und politischen Einrichtungen oder in Religion und Kunst. Die alte Zeit ist wahr, sie schuf nur, was ihrem wirklichen Wesen und Denken, und nur, was wirklicher Macht entsprach; sie schuf also nur Nothwendiges, Praktisches, nicht aber Willkürliches und Theoretisches sowohl in der Kunst als in allen übrigen Beziehungen. Unsere modernen Ritter aber wollen blos mechanisch das Mittelalter copiren, gleichviel, ob sie damit in Widerspruch mit den Machtverhältnissen und mit den praktischen Bedürfnissen unserer Zeit gerathen, oder nicht.

Der zweite Grund, weshalb es mich trieb, die Kunst in den Kreis der Dinge zu ziehen, über die ich mir klarer werden wollte, ist der unendliche Einfluß, den sie nach meiner Ueberzeugung auf unser Volk ausübt, und zwar nicht blos auf die höheren Kreise desselben, sondern auf die ganze Masse wenigstens der städtischen Bevölkerung. Wie blind gehen wir an dem schlimmsten Feinde alles gesunden Denkens vorüber: an der falschen, seichten Kunst unserer Zeit! Die Seichtheit wollte ich ihr aber noch verzeihen. Selbst die Frivolität ist nicht das schlimmste unserer heutigen Kunst, sondern das,

Digitized by Google

daß sie die Menschen dahin bringt, sich an Undenkbares zu gewöhnen. In Oper und Ballet, im Schauspielhaus, das unter dreißig Stücken — daß Gott erbarm — immer erst einmal ein denkbares bringt, wirkt die Kunst täglich auf unser Volk. Und mit welchem ganz anderen Gesichte sieht die große Masse im Theater als wir! Sie glaubt ja, wenn auch nicht das wirkliche, augenblickliche Leben, so doch wirklich Geschehenes zu sehen. Kein Mensch von gesunden Sinnen kann sich bei dem, was er im Ballet sieht, etwas denken. Für den sogenannten „Gebildeten" ist das Schlimme dabei, daß sich kein Mensch eingestehen will, daß nur der Sinnenreiz ihm Interesse daran erweckt, und daß er sich lange Theorien schmiedet, bis er sich glücklich ein höheres ästhetisches Motiv eingeredet hat. Der große Haufe sieht im Ballet nur die reine liederliche Sinnlichkeit und hält es nach dem Beispiel der Vornehmen für erlaubt, sich ihren Anreizungen ein paar Stunden lang hinzugeben. In der Oper dagegen und in den schlechten Theaterstücken sieht er vollständig gläubig die platte Unnatur als Wahrheit dargestellt. Er muß ja am Ende sich dran gewöhnen, d. h. er muß am Ende die Unnatur, das Undenkbare denken lernen. Dasselbe gilt von den Galerien moderner Bilder und von der modernen Malerei, die jedes Schaufenster hunderten von Menschen täglich zeigt. Von dem Augiasstalle der Leihbibliotheken will ich heute gar nicht einmal reden.

Das sind die Kunstzweige, nach deren Gebilden die moderne Zeit sich ihre Ideale entweder schafft oder doch modelt. Wohl jedem Menschen steht ein Ideal vor der Seele. Auch der Tagearbeiter und das Dienstmädchen, auch der Schuster und der Schneider, wenn er vor der Hölle sitzt, alle bilden sich wenigstens eine Art von Ideal; und wohl jeder webt sich aus Möglichkeiten zukünftige Zustände und Verhältnisse

Digitized by Google

zuſammen, nach denen er ſtrebt, oder in die er ſich wenigſtens hineinträumt. Gewiß unglückſelig iſt der Menſch — wenn es einen giebt —, deſſen Seele nicht ſo viel Schwung hat, um ſich ſolche Ideale zu bilden. Aber gewiß ebenſo unglückſelig iſt der, der ſich falſche, innerlich unwahre oder unmögliche Ideale bildet. Er wird mindeſtens unzufrieden oder untüchtig; ſehr häufig aber wird ihm das Idealiſiren dann auch der Weg zum Schlechten, ſtatt, wie er es ſoll, der zum Guten.

Nun wird aber obendrein die Kunſt dem Menſchen heut zu Tage vielfach ſchon in einem Alter zugänglich, wo ſeine Seele noch nicht Kraft genug beſitzt, um ſelbſtändig aus ſich heraus Ideale zu bilden. Was ſoll da aus einem Volke werden, das ſolche Anregungen von einer Kunſt empfängt, die das Gefühl für das Unwahre, die Unnatur und das Affektirte in den Charakteren, die ſie zeichnet, verloren hat, und die ſich nicht ſcheut, in den Situationen und Ereigniſſen, die ſie ſchildert, der größten Unwahrſcheinlichkeit, ja ſelbſt der Unmöglichkeit vollen Raum zu geben?

Weniger ſchlimm als Malerei und Theater wirkt unſere falſche Baukunſt, aber immer noch ſchlimm genug. Weder das Ganze, noch die einzelnen Theile eines modernen Gebäudes drücken durch ihre Formen irgendwie verſtändlich ihre Beſtimmung aus; und ebenſo iſt's mit dem Ornament, das, wenn es wahr und denkbar bleiben ſoll, doch den Zweck des Bautheiles, an dem es angebracht iſt, verſinnbildlichen und idealiſiren muß. Indeſſen auch in der Baukunſt iſt Willkür und Unwahrheit überall. Sie gewöhnt den Menſchen an falſches Denken und Fühlen oder doch wenigſtens an Gedankenloſigkeit. Ziemlich dasſelbe läßt ſich von unſerer Skulptur ſagen, die ſich ſelbſt da, wo ſie Porträts geben ſoll, von den academiſchen Schablonengeſichtern nicht frei halten kann. Sie liefert Phyſiognomien, in denen man vergeblich

Digitized by Google

nach der geistigen Individualität der dargestellten Person sucht; kurz, auch sie will gedankenlos betrachtet sein. Ebenso gedankenlos oder richtiger wohl gefühllos ist meist die moderne Musik. Ich möchte den Menschen von gesunden Gefühlen sehen, der einem modernen Spektakel-Musikstücke mit seinen Empfindungen folgen kann. Es werden einem heute häufig so tolle und unvermittelte Sprünge von sanften zu wilden Empfindungen, vom Schmerz zur Freude, von der wilden Leidenschaft zu sinniger Beschaulichkeit, von tollem Scherz zum Ernst zugemuthet, daß einer schon blasirt und für natürliches Empfinden unempfänglich sein muß, wenn er da noch soll folgen können. Und solche Musikstücke, die überhaupt nur noch Empfindungen möglich machen, glaube ich, sind noch die besseren. Bei den Musikstücken des alltäglichen, modernen Schlages, dünkt mich, muß ein natürlich fühlender Mensch schon von Hause aus auf Zweidrittel verzichten, weil er überhaupt gar nichts dabei empfinden kann. — Wie kann nun solche Kunst auf unser Volk wirken?

Die Kunst, sagte ich, geht aus dem Geiste der unser Volk leitenden Klassen hervor und wirkt theils durch diesen, theils direkt auf den Geist unseres ganzen Volkes. Ueberraschend klar und deutlich kann man deshalb jede Wandlung dieses Geistes und jede Wandlung unserer Geschichte an unserer Kunst und deren jeweiliger Gestaltung versinnbildlicht sehen; vor allem an der Baukunst, die ich deshalb zuerst nenne, weil sie der einzige Zweig unserer Kunst ist, der nach gänzlicher Abstoßung des Fremden zu vollkommener nationaler Entwickelung gelangte. Selbst unsere mittelalterliche Poesie ist nie so frei von fremden Einflüssen geworden, hat wohl nie so die fremden Anregungen, aus denen sie theilweise hervorgegangen war, überwunden, als unsere Baukunst. Es

Digitized by Google

kann deshalb aber auch kein anderer deutscher Kunstzweig unsern deutschen Geist in allen seinen Besonderheiten und Tendenzen so klar versinnbildlichen. M. E. giebt es eben nur zwei vollkommen konsequente Gegensätze, die sich um die Herrschaft der Welt streiten: der Germanismus und die Klassicität. Und diese Gegensätze existiren im Wesentlichen heute noch ebenso, als früher. Wenn auch der von den südwesteuropäischen Völkern getragene Geist, soweit Franzosen und Spanier in Betracht kommen, nur in sehr geringer Blutsverwandtschaft mit dem von den alten Griechen getragenen, klassischen Geiste steht und auch in seinen Geistesrichtungen durch das Christenthum sehr modificirt worden ist', so läßt sich doch gewiß nicht verkennen, daß er in seiner Grundrichtung wesentlich derselbe ist, wie der klassische. Diese seine Grundrichtung ist nach meiner Ueberzeugung eine sinnlichere — man mag diese Sinnlichkeit auch noch so schön und rein auffassen —, während die Grundrichtung des deutschen Geistes eine edlere, höher strebende, geistigere ist. Ob nun in Folge dieses wesentlichsten Unterschiedes oder ohne Causalzusammenhang mit ihm, — ich weiß mich nicht zu entscheiden — es liegt in dem altklassischen Geiste und in seiner neuen Gestalt, in dem (man verzeihe wieder einen höchst wunderlichen Ausdruck) welsch-klassischen Geiste, das Streben nach Verallgemeinerung und Uniformirung, das Streben nach Gleichheit, das alle Unebenheiten, alle Ungleichheiten, alle Besonderungen, die die Harmonie des Ganzen durch zu große Selbständigkeit stören könnten, ausgleichen will. Im deutschen Geiste liegt umgekehrt das Streben, jeder Individualität die möglichste Entwickelung, die möglichste Freiheit zur Selbstgestaltung und Selbständigkeit zu geben. Der Deutsche will die Kraft des Ganzen auf größtmögliche Sondergestaltung, auf möglichst lebendige Entwickelung der Kraft der einzelnen Theile gründen, der klassische und ähnlich der — salva venia —

Digitized by Google

welsch-klassische Geist dagegen auf die Ausebnung aller Gegensätze, die Vermeidung aller Widersprüche. In ihren Consequenzen liegt deshalb: im deutschen Geiste ein Streben nach Kampf, besonders nach geistigem Kampf, im klassischen ein Streben nach Ruhe und Genuß. Sie sind beide in ihrem Guten vollkommen berechtigt, vollkommen innerlich wahr. Sie streben beide nach edlen Zielen und nach der Freiheit. In ihren Fehlern, in ihrer Verbildung führen der deutsche zur Anarchie, der klassische zur todten Uniformirung, zur Vernichtung der individuellen Freiheit. Seit nun in der Völkerwanderung der deutsche Geist den — trotz der Christianisirung durch und durch in sich verkommenen — klassischen Geist im ganzen Abendlande unterworfen, hat er selbst bei den Völkern, in die nur geringe germanische Blutmischung gedrungen war, bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein geherrscht und fast alle Gestaltungen in ihnen hervorgebracht oder doch beeinflußt. Auch die italienischen politischen Gestaltungen, ja die italienische Kunst, waren damals wesentlich von deutschem Geiste getragen. Die älteste, selbständigere italienische Kunst steht deutschem Geiste und deutscher Kunst sehr nahe, während sie mit dem klassischen Geiste fast gar nichts Gemeinsames hat. Auch Dante und ebenso die älteste italienische Malerei und Musik beweisen dies deutlich. In Spanien, besonders aber in Frankreich, läßt sich das Wirken und Gestalten germanischen Geistes in noch viel stärkerem Maße erkennen. Denn es hatten sich immerhin in Italien viele alte Anklänge erhalten, wie es bei der Nationalität der großen Masse des Volkes natürlich war. Deutsche Blutmischung war ja, von der Poebene abgesehen, meist nur in die höheren Bevölkerungs-Schichten gedrungen.

Ostrom, das byzantinische Reich, in dem sich deutsche Elemente nie festgesetzt, hatte natürlich den alten klassischen Geist,

Digitized by Google

wenn auch noch so verkommen und verbildet, bewahrt. Immer mehr, und besonders massenhaft seit dem Sturz des byzantischen Reichs, drang er von da, wie dies bei der Stammesähnlichkeit der Italiener natürlich war, nach Italien*) hinüber und weckte und kräftigte die alten Anklänge. Von dort drang er nach Frankreich, dann hauptsächlich durch französische Vermittlung und noch in besonderer französischer Ummodelung nach Deutschland, in die ganze europäische Welt und ihre äußeren Verzweigungen.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des jetzigen wurde der Kampf zwischen dem Germanismus und dem klassisch-modernen Geiste entschieden: wie überall, so auch bei uns in Deutschland. Der erst in sich verkommene, dann durch das Fremde immer mehr verkümmerte deutsche Geist hatte das Feld verlassen müssen. Er war fast ganz lahm gelegt, fast von allen Gestaltungen zurückgedrängt worden. Aber er war nicht erstickt. Und er fängt eben in diesem Jahrhundert, bald in schwachen Regungen, bald in einzelnen Stößen, in stätigem Fortschreiten aber erst seit dem Jahre 1848 deutlich erkennbar, sich zu rühren an.

Nach meiner Ueberzeugung existiren nun auch heute nur diese beiden großen und wesentlichen Gegensätze: der deutsche und der klassische Geist, beide ja natürlich etwas abgeblaßt und der letztere in seiner ursprünglichen Gestalt ohne lebendigen Träger, nur in der Wissenschaft und Kunst noch lebend, in seiner neueren Gestalt aber — der welsch-klassischen — auch schon sehr verwischt und mit den Geistesspuren derjenigen Völker, die ihn jeweilig besonders gepflegt haben. Durch das Christenthum sind beide verändert,

*) Einschließlich der Sklavenbevölkerung bestand die große Masse der italienischen Bevölkerung kurz vor der Völkerwanderung dem Blute nach aus Griechen und Orientalen.

Digitized by Google

der deutsche sehr wenig, der klassische sehr stark. In ihren wesentlichen Richtungen aber sind sie noch immer dieselben. Diese konnten sich nicht verwischen. Denn eine Vermittelung zwischen beiden giebt es nicht. Alle durch eine solche Vermittelung entstandenen Zwittergebilde können ihrer inneren Inconsequenz wegen nicht Kraft und Dauer haben. Sie haben deshalb auch nie gedauert. Wie seit dem Auftreten der Germanen Germanismus und Klassizität sich um die Herrschaft der Welt gestritten haben, wie der Kampf nie aufgehört hat, so wird er auch nie aufhören. Eine Vermittelung ist unmöglich und ein völliger Sieg des einen Elements unwahrscheinlich. Weil indessen durch das Christenthum, das nun einmal dem Germanismus unendlich nahe steht, der klassische Geist zwar wesentlich veredelt worden ist, aber auch unendlich viel von der großen inneren Consequenz, die er besaß, verloren hat; gerade deshalb glaube ich, daß der deutsche Geist doch endlich die Oberhand, die Herrschaft der Welt gewinnen wird. Wenn auch natürlich keine ganz ruhige, kampflose; denn er wird den klassischen Geist, die sinnlichen Tendenzen nie ganz vernichten, nie in allen Völkern, wahrscheinlich sogar in den ureigensten Trägern deutschen Geistes nicht ganz vernichten können.

Daß aber eine Vermittelung zwischen Germanismus und Klassizität nicht möglich sei, das beweisen uns recht schlagend die Phasen, die der Kampf zwischen ihnen in Deutschland durchlaufen hat. Und das finden wir denn auch in dem Verlaufe unserer Baukunst recht deutlich versinnbildlicht. War die Zeit der größten Entfaltung unseres nationalen Geistes in unserem Mittelalter, war die Zeit unserer großen Kaiser schon vorüber, als unsere deutsche Baukunst das Fremde ganz abgestoßen hatte und sich zu vollständig nationaler Selbständigkeit und im selben Augenblicke auch gleich auf ihren höchsten Blüthepunkt erhob, so war unser Volk damals doch noch

Digitized by Google

völlig frei von jeder fühlbaren antinationalen Beeinflussung. Deshalb konnte sich unser ursprünglicher deutscher Volksgeist in unserer Bauart: dem gothischen Stile, wie wir ihn mit einem recht thörichten, schülerhaften Ausdrucke nennen, auch vollkommen getreu und in allen seinen Eigenthümlichkeiten abspiegeln. Und so finden wir denn allerdings auch ganz dasselbe Streben nach Besonderung, ganz dasselbe Streben nach dem Hohen in unseren gothischen Bauten verkörpert. Jeder einzelne Bautheil eines Gebäudes wird zu fast völliger Selbständigkeit ausgebildet. Jeder einzelne Zweck eines Gebäudes, einer Wand, eines Pfeilers, eines Fensters wird klar und deutlich gezeigt, durch das Ornament veranschaulicht und idealisirt. Ueberall sehen wir scharfe Linien, überall scharfe, markig hervortretende Sonderung der einzelnen Theile! In diesen scharfen Linien und in dieser Sonderung tritt ein mannigfaltiges, kräftiges Leben, treten sehr starke Contraste hervor. Dennoch liegt in all diesen Contrasten, in all diesen Kämpfen vollkommener Einklang. Der Zweck des Ganzen wird dadurch erst recht und in recht praktischer Weise gefördert und zugleich veranschaulicht. Durch das gemeinsame Streben, das in jedem einzelnen Bautheile ebenso wie in dem Ganzen, ausgesprochen ist, wird all' dieser Contrast und Kampf in vollkommenen Einklang gebracht. Von dem untersten Sockelsteine jeder Wand, jedes Pfeilers bis hinauf zum Bogenschlusse, zur Dachfirste und zur obersten Kreuzblume geht das gleiche einheitliche Streben, das in der höchsten Spitze des Thurmes zusammengefaßt wird: das Streben, den Sinn des Menschen mächtig von der Erde hinwegzuziehen und ihn zum Himmel zu Gott hinaufzuleiten.

In der klassischen Baukunst dagegen herrscht überall vollkommene Ebenmäßigkeit, volle Harmonie, wo irgend möglich sogar Symmetrie. Nirgends darf ein Bauglied größere Selbständigkeit erhalten, überall ist scharfer Contrast der einzelnen

Digitized by Google

Bautheile, wenigstens jeder Kampf derselben, vermieden. Alles zu hohe Streben ist abgeschnitten, die Säule verjüngt sich, bleibt unten bis zu drei Fünftel dicker, gravitirt also stark nach der Erde. Damit das Streben der Wände wie der Säulen ja nicht zu hoch gehe, legt sich endlich oben ein ziemlich flaches Dach darauf. Ueberall plastische Ruhe, überall sinnlich schöne, volle Formen. Dazu paßt dann auch trefflich die niedere Stirn der klassischen Statuen. „Ewig klar und spiegelrein und eben fließt den Seligen das Leben im Olymp.“ Diese schöne Sinnlichkeit, wenn man sie auch noch so rein auffaßt, diese kampflose Harmonie, die Ruhe, das Genießen, das ist das Gefährliche für den deutschen Geist, das hat in Italien unser bestes Mark entkräftet, das hat unsere Kunst und unser Denken vergiftet, das ist der wahre Venusberg des deutschen Tannhäusers. Nur verstehe man mich nicht falsch, ich meine hier durchaus nicht die Sinnlichkeit, deren specielle Präsidentin Frau Venus ist. Auch ohne die bliebe der ganze klassische Geist ein sinnlicher. — — —

Unsere deutsche Baukunst hatte eben erst eine kurze Blüthezeit von etwa hundert Jahren gehabt, da zeigten sich in unserem Volke schon deutlich die Anfänge des Verkommens und Verwilderns in sich selber. Von Vierteljahrhundert zu Vierteljahrhundert ward es schlimmer; und wie unser Volk verfiel, so verfiel auch unsere Baukunst. Ueberall sehen wir in ihr seitdem die Tendenz zur Abenteuerlichkeit, zur Verschnörkelung: die Tendenz, das einzelne Bauglied, besonders das Ornament wunderlicher und eigenartiger, nicht mehr dem Ganzen vollkommen entsprechend zu entwickeln. Dennoch aber ist das Totalstreben des Ganzen immer noch ein einheitliches; dennoch sind die Totalformen immer noch schöne, hohe und gewaltige. Selbst in den Verkehrtheiten, die ich nannte, zeigt sich oft noch viel Schönheits- und Formensinn.

Tritt uns nun nicht in derselben Zeit, im Ausgange

Digitized by Google

unseres Mittelalters von dem vierzehnten Jahrhundert bis zur Reformation Aehnliches entgegen? Sehen wir nicht da dieselbe Tendenz zum Barocken, zur Verzwickelung, dieselbe Tendenz zur Willkür, zu eigensüchtiger Freiheit, zu einer Entwickelung der Glieder auf Kosten des Reichs? Und doch, in alle dem treten noch viele schöne Züge, viele kräftige, tüchtige und edle Erscheinungen hervor. Neben eigensüchtigem finden wir auch echten Freiheitsdrang. Ueberall geht noch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit durch das deutsche Volk und alle seine Theile. Vor allem aber ist es noch immer der eigene deutsche Geist, der alle Gestaltungen hervorruft und durchdringt. Alle die großen Fehler und Verirrungen sind doch immer noch deutsche, noch nationale.

Als mit dem Stärkerwerden des italienischen, französischen, burgundischen und spanischen Einflusses, vor allem aber mit der auf immer größere Kreise sich ausbreitenden klassischen Bildung unsere hervorragenden Stände mehr und mehr in antinationale Bahnen gedrängt wurden, da fiel auch ganz plötzlich unsere deutsche Bauart zusammen. Ein paar vereinzelte, ein paar schwache Versuche machte man, den gothischen Stil mit dem neuen italienisch-französischen — der Renaissance — zu vereinigen: sie scheiterten aber an der planen Unmöglichkeit einer Vermittelung zwischen beiden. Die Renaissance, die etwa mit den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland beginnt, war trotz der vielen Widersprüche der Einzeltheile — diese fanden jetzt nicht mehr in einem gewaltigen, gemeinsamen Streben des ganzen Gebäudes ihre Vereinigung — doch noch überaus kräftig und tüchtig. Sie hatte nichts von der Hoheit und Tiefe, die in der Gothik lag; aber sie war auch noch nicht flach und lax. Sie war entfernt nicht mehr so geistig und edel wie die Gothik, sie war materieller. Aber es war doch noch ein kräftiger Materialismus. Sie war sehr viel uniformer als die Gothik; aber doch immer

Digitized by Google

noch trug sie dem Zwecke eines jeden Gebäudes vollkommen Rechnung und zeigte ihn auch meist äußerlich. — Stimmt dies nicht ganz zu der wilden, eisernen Zeit von der Reformation bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges, die vor lauter inneren Widersprüchen trotz ihrer so tüchtigen und nicht unedlen Kraft doch nichts Consequentes, nichts Ganzes zu Stande bringen konnte? Ging nicht durch die damalige Zeit und ihre Wildheit in Deutschland ein ganz neuer Zug, der eines fremden, aber immer noch derben, kräftigen Materialismus, einer fremden Sinnlichkeit?

Diese Tendenz zum Materialismus einerseits und zur Uniformirung andererseits bildete sich in der Baukunst der Renaissance immer mehr aus und fand endlich mit und nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges Formen, die ihr mehr entsprachen, und die sie wiederum etwa hundert bis hundertfünfzig Jahre lang festhielt: den Zopfstil. Da war alles platter, flacher und markloser geworden, sowohl in den Bautheilen als in dem Ganzen. Fast alle Neben- und Sonderzwecke eines Gebäudes waren künstlich versteckt, viele sogar ganz vernachlässigt. Die Gebäude waren schon fast ganz uniform und suchten diese Uniformität nur durch das ganz willkürliche und deshalb sinnlose, überladene und weichlich-üppige Ornament zu verdecken.

Zeigt sich darin nicht wieder ganz die schreckliche Laxheit, die damals in den vornehmeren Ständen herrschte, und die Flachheit, die unter äußerem Glanz und äußerer Ueppigkeit versteckt lag? Trat nicht überall die Tendenz hervor, alle noch irgendwie kräftigeren, widerstandsfähigeren Sondergestaltungen zu zerstören oder zu corrumpiren und machtlos zu machen? Alles sollte uniformirt, alles centralisirt werden. Nur, was selbst schon in Laxheit verkommen, untüchtig und unkräftig war, ließ man gern bestehen. Das Neue, was man schuf, war meist auf äußeren Schein berechnet, hatte keinen

Digitized by Google

tüchtigen, ernsten Zweck. Es war die verkommenste, schlimmste Zeit, die Deutschland erlebt hat.

Es ist sehr schwer, die Grenzlinie zwischen ihr und der folgenden nur einigermaßen bestimmt zu ziehen. Diese ist die Periode der Reaktion gegen die Laxheit und Verkommenheit der vorigen. Die Anfänge dieser Reaktion greifen weit zurück, wenn auch nur in einzelnen Erscheinungen, ja oft nur in einzeln hervortretenden Persönlichkeiten. Sie zeigten sich an zwei edlen Fürsten, an Friedrich dem Großen und Joseph II.; dann in den Anregungen, die durch sie, besonders aber durch den siebenjährigen Krieg, gegeben wurden, der endlich wieder einmal ehrlicher deutscher Kraft zu lebendigem Ausdrucke verholfen hatte. Die Reaktion des deutschen Geistes tritt uns vor allem in dem Wiederaufblühen der deutschen Litteratur — seit Klopstock und Lessing — entgegen. — — —

Die Gegenbewegung gegen die alte Verkommenheit wußte sich anfangs freilich noch nicht anders Ausdruck zu verschaffen, als durch das Negiren. Man bekämpfte die von ihr hervorgerufenen oder von ihr durchdrungenen Gestaltungen, ohne etwas Positives, Lebensfähiges an ihre Stelle setzen zu können. Oft begegnen uns in den ersten Anfängen dieser neueren Zeit noch in einzelnen Erscheinungen oder Persönlichkeiten neben einander die schlagendsten Züge der alten Verkommenheit in einer Hinsicht, des reagirenden Strebens nach Besserem in anderer. Kräftiger zeigte sich das Reaktionsstreben und mußte sich naturgemäß kräftiger zeigen nach den schweren Schlägen, die unser Vaterland trafen. Es bezeichnen die Freiheitskriege und die unmittelbar vorhergehenden Jahre noch am besten die Grenzlinie, die zwischen der neuesten Zeit und der vorhergehenden liegt. So herrlich die Zeit der Befreiungskriege war, in denen deutsche Kraft wieder einmal durch ihre Fesseln hindurchbrechen konnte, und die endlich wieder einmal die hervorragenden Kreise unseres Volkes mit

Digitized by Google

den niederen zu einem gemeinsamen Streben vereinigte, so war doch die Tendenz, die in und nach ihnen hervortrat, noch fast ausschließlich ein Streben nach Abwehr, nach Abstoßen des alten Schlechten. Man wußte noch nichts Lebensfähiges an die Stelle zu setzen, ja kaum zu erstreben. Wohl fühlte man allgemein, wie weit man sich von seinem wirklichen Wesen entfernt hatte, wie schlecht und verkommen alles Bestehende geworden war; aber fast nirgends zeigte sich ein anderer Gedanke, als der, das Bisherige zu vernichten, es möglichst unschädlich zu machen. Nur verhältnißmäßig Wenige hatten das Gefühl, daß allein in einer Rückkehr zu unserem ureigenen Wesen das Mittel, Gesundes zu schaffen, liege. Und auch diese Wenigen konnten dem entweder gar keinen oder nur einen verkehrten und verzerrten Ausdruck geben. Sie waren außer Stande, sich der wahren Tendenz deutschen Geistes bewußt zu werden. Ja, sie sahen wohl gar in den Mißständen gerade die Produkte des deutschen Geistes, statt seine Verirrungen in falsche und aufgedrungene Bahnen. Die verkommene letztvergangene Zeit hatte laxes, undeutsches Denken von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer einwurzeln lassen. Man war in allen Kreisen, die die geistige Bewegung eines Volkes tragen oder auf sie einwirken, zu voller Verständnißlosigkeit für deutschen Geist gekommen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß trotz der merkwürdigen Kraft, die mit einem Male unser aus dem Schlafe gerütteltes Volk gezeigt hatte, Elsaß und Lothringen den Franzosen zurückgeschenkt wurden? In Zeiten, die einigermaßen von deutschem Bewußtsein getragen gewesen, wäre ein Sturm darüber ausgebrochen, der es unmöglich gemacht hätte. Wie wäre es sonst aber auch möglich gewesen, daß ein so jämmerliches, zu jedem Handeln unfähiges, rein negatives Ding, wie der Bund geschaffen werden konnte? Wie wäre es möglich gewesen, daß man den linksrheinischen Ländern das so kurze Zeit erst gel-

Digitized by Google

tende fremde Recht lassen konnte, ohne sich nur einmal die Mühe zu nehmen, es wenigstens in eine äußerlich deutsche Form zu übersetzen? Wie wäre es möglich gewesen, daß man die letzten Reste alter communaler Freiheit vernichten und die rechte, volle, consequente Bureaukratie und Polizeiwirthschaft erst wirklich einführen konnte, und daß man dabei volle Billigung aller irgendwie hervortretenden Volksklassen — in Süddeutschland der Kammern — fand? Wie war's endlich möglich, daß Männer, die wirklich nach einer Rückkehr zu deutschem Geiste strebten, wie Arndt und Schenkendorf, dem gar keinen festen, positiven Ausdruck zu geben vermochten, während Andere, wie z. B. Jahn und die Burschenschaften, so Verkehrtes und Verzerrtes als deutsches Wesen producirten? Selbst eine so bedeutende Persönlichkeit, wie der durch und durch tiefe und edle Stein, dem man deutschen Sinn, deutsches Streben und deutsches Freiheitsgefühl in jedem Zuge ansieht, konnte die damaligen Widersprüche nicht bewältigen.*) Er vermochte wohl der Verkommenheit und Willkür abwehrend zu steuern, aber praktische, positive Grundlagen für volksthümliche Gestaltung, für eine volksthümliche Freiheit, die dem Einzelnen möglichst Raum und Anleitung zu freier Entfaltung und zu freiem, nutzbringendem Gebrauche seiner Kräfte gegeben hätten, die wußte auch er, der größte und nationalste unter den hervorragenden Männern jener Zeit, nicht zu finden. Es waren eben keine Gestaltungen mehr vorhanden, die die Tendenz des deutschen Geistes hätten veranschaulichen können. Die vorhergegangenen unglückseligen Zeiten hatten alle her-

*) Auch Stein's vielgepriesene Reformen haben doch mehr als die vorhergehende Zeit das Alte zerstört, „Gutes und Böses, groß Gedachtes und bürokratisch Durchgeführtes" nach Stüve's Ausdruck „vermengt" und dadurch dem, was Stein für das innere Staatsleben nicht wollte, schließlich in die Hände gearbeitet. Man vergleiche Stüve's Klagen in der Vorrede zu seinem trefflichen Buche über „Wesen und Verfassung der Landgemeinden in Niedersachsen und Westfalen." Z. B. auf Seite X ff.

Digitized by Google

vortretenden Gestaltungen des deutschen Geistes vernichtet oder verdorben. Aus den deutschen Sitten allein war er am Ende nur sehr schwer und einseitig zu erkennen.*) Allem Anderen, was deutscher Geist noch gestaltet hatte, allen politischen und socialen Corporationen war jede Freiheit zum Handeln und Schaffen nach außen hin, meist sogar auch alle Selbständigkeit, entzogen worden; und zu dem äußeren Zerfall war der innere Ruin durch Selbstsucht und Laxheit gekommen. Die alten Corporationen bestanden nur noch nutzlos, ohne inneren Zusammenhang und ohne Zusammenhang mit unserem Volke. Sie hatten fast keine anderen als egoistische Zwecke. Kein Wunder, daß die Regierungsgewalt sie mehr und mehr vernichtete! So erging es dem Adel, so erging es den Städten. Daß die staatlichen Sondergestaltungen, daß namentlich unsere kleinen Duodezländchen nicht alle diesen Tendenzen erlagen, — das lag wahrhaftig nicht an dem guten Willen der Herrschenden. So zeigt sich in dieser Zeit das Streben nach Nivellirung, Uniformirung und Centralisirung viel stärker noch, als in der vorigen.

Ein gut Theil dieses Strebens hatte in der Herrschsucht seinen Grund. Diese Herrschsucht zeigt sich ebenso, wie erst bei den Regierungen allein, so später bei den Regierungen und Kammern. Sie will eben weder corporativen Gestaltungen, noch auch den Einzelnen die Freiheit lassen, sich eigenartig zu gestalten und zu entwickeln; selbst, wo sie ihnen Freiheit geben will, drängt sie sie ihnen auf. Sie will sie nicht nach ihrer Façon frei, nicht glücklich und vielleicht auch nicht selig werden lassen. Zum anderen und hauptsächlichsten Theile aber ging dies Streben nach Centralisirung ꝛc. doch aus dem ernsten Bewußtsein hervor, daß es in dem gräßlichen

*) Es ist charakteristisch, daß Stein's einzige Schöpfung nach den Freiheitskriegen, nach dem Jahre 1815 doch eigentlich — die monumenta Germaniae sind. Wir mußten erst wieder deutsche Geschichte lernen, ehe wir daran denken konnten, schöpferisch zu werden.

Digitized by Google

Zustande der Laxheit und der Verkommenheit aller unserer Verhältnisse nicht mehr weiter gehe. Ist nun eine solche Laxheit und Verkommenheit von corporativen Gestaltungen, Ständen, Gemeinden hervorgerufen, oder von ihnen gefördert, oder ist sie doch trotz ihres Bestehens möglich geworden, so ist es auch ganz natürlich, daß gegen alle diese sich die Tendenz einer nach Besserem ringenden Zeit richtet, gleichviel ob sie im Augenblicke noch schädlich sind oder nicht, gleichviel ob sie im Augenblicke noch irgend eine Wirksamkeit nach außen haben oder nicht, wenn sie überhaupt nur noch existiren. Solange also noch nicht tabula rasa mit ihnen gemacht, war es ganz natürlich, daß sich erst die Regierungen allein, dann Regierungen und Kammern gegen sie richteten, und daß zuletzt die herrschende Volksströmung und die aus ihr hervorgegangenen Kammern sich gegen die Regierungen selbst wandten, weil diese noch nicht genügend tabula rasa gemacht hatten. Solche Zeiten sind natürlich am allerwenigsten geneigt, einzusehen, daß nicht darin die Schuld liegt, daß überhaupt corporative Gestaltungen bestehen, sondern darin, daß sie falsche, berufslose oder ihrem Berufe nicht mehr entsprechende, also unwahre sind. Solche Zeiten werden unendlich schwer zu dem Gedanken kommen können, daß in möglichster Entfaltung von Sondergestaltungen, in der möglichsten Vereinigung aller gleichen Kräfte zu einzelnen, kleinen Berufskreisen ein Volk auch die größte Aktion, die größte Fähigkeit zum Handeln und Schaffen gewinnt. Noch weniger aber werden solche Zeiten einsehen, daß darin auch die größte Freiheit liegt, daß man dem Einzelnen weit mehr Freiheit geben kann, seine Kräfte zu gebrauchen und zu entwickeln, wenn man ihn unter der Selbstcontrole einer Corporation, eines Standes, einer Gemeinde weiß, als wenn man zur Beschränkung der Uebergriffe der Einzelfreiheit nur die verhältnißmäßig viel weniger mächtigen und auch an

Zahl viel geringeren Sicherheits- und Leitungsorgane des Staates verwenden kann. Solche Zeiten sehen eben immer nur die Uebelstände, das eigensüchtige Freiheitsstreben der Corporationen, das die Freiheit anderer Corporationen oder die der Einzelnen beeinträchtigt und dadurch den Zusammenhang des Ganzen gefährdet; solche Zeiten sehen, sage ich, nur den Eigennutz, der da andere, gleich befähigte Kräfte von dem Streben und den Rechten der Corporationen fern hält, der sich andere als die zu seiner Pflichterfüllung nothwendigen Rechte anmaßt, der nicht blos gemeinnützige, sondern auch eigensüchtige und selbst gemeinschädliche Zwecke verfolgt, der in Laxheit keine Selbstcontrole mehr übt. — Daß alle diese Uebelstände sehr leicht einschleichen können, aber auch leicht zu vermeiden sind, wenn man möglichst alle natürlichen Besonderungen, alle gleichartigen Kräfte eines Volkes in Corporationen vereinigt, in denen sie geregelt und zu kräftigem Handeln zusammengefaßt werden, und indem man wiederum alle Corporationen durch gemeinsame Organe verbindet, durch die sie beaufsichtigt und in ihren verschiedenen Sphären gehalten werden: — daß man das Alles in einer solchen Zeit, die die alten Uebelstände noch so nahe vor Augen hatte, und in der sich das Streben nach Besserem mächtig regte, nicht durchfühlte, ist ganz begreiflich und natürlich.

Auch da, wo man natürliche Verschiedenheiten nicht uniformiren konnte, sollten sie wenigstens äußerlich verdeckt werden. Die neue Zeit seit dem siebenjährigen Kriege und der Wiedererwachung unserer Dichtkunst, vor Allem aber seit den Befreiungskriegen war unendlich viel tüchtiger und besser geworden; aber erst sie hat mit den Sondergestaltungen unseres deutschen Geistes, die die vorige, ihr an Tüchtigkeit längst nicht ebenbürtige Epoche noch hatte bestehen lassen, aufgeräumt. Die letzten Reste von Städte- und Adelsfreiheit

Digitized by Google

fielen, die letzten wenigen und dürftigen Reste von alter Gemeindefreiheit wurden zerstört. Keine verhältnißmäßig so kurze Zeit hat so viele alte Gebräuche, aber auch so viele alte Sitte und mit ihr so viel Gutes zu Grabe getragen. Dabei geschah dies meist nicht einmal unwillkürlich, sondern recht absichtlich und aus bester Ueberzeugung. Keine Zeit hat eben so wenig Verständniß für unseren deutschen Geist gehabt, als die, in der wir anfingen, uns aus der tiefsten Verkommenheit herauszuarbeiten. Die vorhergehende traurige Periode hatte doch unbewußt noch ein klein wenig mehr Gefühl für die Gestaltungen des deutschen Geistes gehabt, sie hatte diese immerhin noch nicht ganz aus unserem Volke verdrängt und selbst in den höheren Schichten noch manches davon erhalten. Sie hatte wenigstens einzelne der corporativen Gebilde bestehen lassen. Ob es freilich, nachdem einmal das deutsche Volk in sich selbst verkommen und verbildet, nachdem Fremdes in alle Gestaltungen, die unser ursprünglicher Geist geschaffen hatte, eingedrungen war und sie verkümmert, verderbt und verkrüppelt hatte, — ob es da nicht nothwendig war, erst mit Allem aufzuräumen, erst alle diese verkommenen Gestaltungen zu vernichten, um freien Raum zu echter Neugestaltung zu schaffen, das wird gewiß niemand entscheiden können. Die behauptete Thatsache wird nicht davon berührt. Gott sei Dank, ist aber der deutsche Geist selbst damit noch nicht vernichtet worden, wenn er auch von alter, freier Gestaltung aus sich selbst heraus zurückgedrängt worden ist. Und, Gott sei Dank, sind uns ja noch Elemente genug geblieben, durch die er sich wieder einmal vollkommenen Ausdruck wird verschaffen können. Riehl, dessen Buch ich so recht für ein Zeichen der neuesten Zeit halte, hat uns das, dünkt mich, klar und deutlich bewiesen. Ich bin wahrlich nicht für ein künstliches Heraufbeschwören älterer Gestaltungen. Ganz im Gegentheil, ich wünsche nur

Digitized by Google

Freiheit, damit sich unser Volk ganz seinen Bedürfnissen, ganz seinem Geiste entsprechend so organisiren kann, wie es den praktischen Verhältnissen und wie es der Kraft und Wirkungsfähigkeit, wie es der Macht aller seiner einzelnen Elemente entspricht. Die herrschende Gewalt, also Regierungen, Kammern, Oeffentlichkeit mögen nur darauf ihr Augenmerk richten, daß solche neue Sondergestaltungen sich gegenseitig nicht in ihrer Freiheit beeinträchtigen, durch eigennützige Entwickelung den Zusammenhalt des Ganzen nicht gefährden, daß sie endlich wirklich berechtigte, d. h. zu wirklich nutzbringender Thätigkeit für unser Vaterland befähigte Elemente und Sondergestaltungen nicht vernichten. Dem Gewaltsamglücklich-Machen, aller polizeilichen oder bureaukratischen, aller octroyirten Freiheit feind, halte ich sie für eben so wenig der Wahrheit und dem wirklich deutschen Geiste entsprechend, als das polizeilich-bureaukratische Organisiren von bevorrechtigten Sondergestaltungen.

Doch zurück zu dem Baustil! Mich dünkt, daß das Streben nach Nivellirung und Uniformirung sich auch in der Bauperiode von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwa an bis ungefähr zum Jahre 1848 ausspricht. Auch da überall die Anfänge des Bewußtseins, daß mit der alten Verkommenheit aufgeräumt werden müsse, auch da aber überall die Tendenz zur Uniformirung und Centralisirung! Man vergleiche z. B. den Kasernenbaustil, die Tendenz, in Regierungsbauacademien alle Baukunst von einem Centrum aus zu beherrschen und gleichmäßig zu gestalten; den Wunsch wenigstens, keiner Stadt und, womöglich, auch keinem Privaten zu erlauben, ohne Einsendung und Billigung des Planes zu bauen! Man konnte es eben auch bei den Bauten aus todtem Material nicht weiter bringen, als gewaltsam das Verkehrte zu unterdrücken und auszuebnen. Man hinderte

Digitized by Google

auch in der Baukunst die alte verkommene, eigensüchtige und schlechte Sondergestaltung, man kämpfte auch da immer mehr gegen die alte Laxheit an. Kurz, man wirkte negativ viel Gutes. Aber positiv war man ganz außer Stande dazu. Hinter ihrer äußeren Uniformirung verkümmern und verstecken so auch die Gebäude damaliger Zeit vollständig die Verschiedenheit ihres Berufes und Zweckes, die doch nun einmal nicht todt zu machen ist. Bald die Polizei, bald der herrschende Geist verbieten es, daß ein Bauherr ganz nach seiner eigenen Tendenz sich sein Haus baue. Meist scheut dieser sich auch, es zu thun; oder er fühlt wohl, daß er nicht im Stande ist, sich seiner innersten Ideen klar bewußt zu werden, geschweige, ihnen den wahren Ausdruck zu geben. Die Baukunst dieser Periode sagt meist nichts Unwahres oder wenigstens nicht grobe, markige Unwahrheiten; aber sie ist auch nicht positiv wahr, sie zeigt nicht deutlich und klar, was sie will. Und das kann sie nicht eher, als bis sie sich der ihr angeborenen Tendenz d. h. des Volksgeistes, den sie doch einmal nicht ganz abstoßen kann, wieder klarer bewußt wird.

Für die allerneueste Zeit unserer Geschichte paßt der Vergleich zwischen Kunst und Leben erst recht. Schon lange vor 1848 haben Einzelne gefühlt, daß auf dem bisherigen Wege der reinen Negation etwas Gesundes, Lebensfähiges nicht erreicht werden könne. Viele haben wohl auch schon gefühlt, daß dies nur in und aus einer Rückkehr zu unserem ureignen Volksgeiste möglich sei, und haben gestrebt, diesen wirklich zu erkennen. So finden wir denn auch in der Baukunst ein tastendes Umhersuchen nach irgend einem positiven Baustile, woher immer man ihn auch holen mag. Da wurden bald italienische Villen, bald byzantinische Kirchen, da wurde das Maurische und selbst Chinesische*) versucht. Auch den Zopf-

*) Die chinesischen Bauten beginnen freilich schon im vorigen Jahrhundert.

Digitized by Google

stil und die Renaissance ließ man nicht ungestört im Grabe. Viele, die eben fühlten, daß eine Rückkehr zu dem eigenen Geiste und also auch zur eigenen Kunst Noth thue, begannen blinde, verständnißlose Copien der Gothik und selbst hie und da des romanischen Stils. Diese Tendenz, das Mittelalter zu copiren, trat, je näher dem Jahre 1848, desto mehr, und besonders stark nach 1848 hervor. Gewiß: laudanda voluntas! Dasselbe, glaube ich, muß man um der Gerechtigkeit willen auch von den politischen Bestrebungen, also z. B. von der Kreuzzeitungspartei und ähnlichen Parteien und Persönlichkeiten sagen. Aber man wurde aus Mangel an Verständniß trotz des guten Willens zum schlimmsten Feinde des deutschen Geistes.*) —

Noch schlimmer als das unverstandene Nachahmen unserer mittelalterlichen Bauarten waren die Versuche, die man — wohl in dem Gefühle, daß ein Copiren des Mittelalters verkehrt sei — mit der Erfindung neuer Baustile machte. Berlin unter dem vortrefflichen Fürsten, den ich viel mehr wegen der vielen inneren Widersprüche, die er nicht auszugleichen vermochte, als wegen seiner trüben Lebensschicksale in den letzten zwölf Jahren beklage, und München mit dem jetzigen, gewiß Gutes wollenden Könige**) sind die hervorragenden Träger dieser unglückseligen Ideen gewesen. Einen Baustil zu erfinden! Ja freilich, wer das will, der kann auch politische Baustile erfinden wollen. Es lassen sich ebenso wenig mit Stein als mit den Völkern willkürliche Bauexperimente anstellen. Was soll aus solchen Tendenzen hervorgehen? Diese Berliner und Münchener Kunst-Bestrebungen haben die verkehrtesten Resultate gebracht: in Preußen ein Gemisch von mittelalterlicher Burg, italienischer Villa,

*) Vergleiche auch hier, wie zu Seite 212, die genannte Vorrede von Stüve — es ist der aus dem Verfassungskampfe von 1837 besonders bekannte, spätere hannöversche „Märzminister" — a. a. O.

**) König Maximilian II.

Digitized by Google

englischem Lordsitze und Kaserne, von Gothik, Romanik und Renaissance; in München, wo sie später auftraten, eine unglückselige, unwahre Halbgothik mit italienischen Dächern. Auch anderer Orten haben ähnliche Bestrebungen gleiche Resultate geliefert. Man sucht eben überall, um endlich etwas Wahres und Gesundes zu finden. Weil man nicht sieht, daß es für uns nur eine wahre Baukunst giebt, d. h. nur eine Baukunst, die vollkommen unserer Geistestendenz Ausdruck zu geben vermag, und die wir vollkommen mit unserem Herzen verstehen können, weil die Meisten das nicht sehen, andere Wenige, die es sehen, aber das Alte blind copiren wollen; — deshalb bei den Meisten das wilde Umhersuchen und Mischen bestehender Stile und die Experimente mit neuen, — deshalb bei Andern das verständnißlose und falsche Copiren des Mittelalters! Durch all' den Wirrwarr geht indessen ein Gutes: selbst in den wunderlichsten Experimenten spricht sich eine Tendenz gegen die Uniformirung und für ein Anpassen der äußeren Form an die wirklichen Bedürfnisse und Zwecke des Baues aus. Man baut nicht mehr ein Haus wie das andere, sondern man baut verschieden, das Privathaus anders als das, was irgend einem öffentlichen Zwecke dient. Man strebt hin und wieder schon danach, den Zweck des Gebäudes äußerlich zu veranschaulichen. Und dabei neigt man, wenn auch noch abenteuerlich, willkürlich und ohne Consequenz, doch aber immer mehr den alten Formen und auch dem Hochstrebenden und Kräftigen unserer alten Bauart zu. Selbst diejenigen, welche eine bescheidene Gothik zu reproduciren versuchen, welche sich bestreben, das wirkliche Bedürfniß zu berücksichtigen, und nicht Eisenbahnhöfe wie gothische Kirchen zu bauen, werden immer zahlreicher.

Ganz Aehnliches wie in der Baukunst läßt sich in unsern politischen Bestrebungen seit 1848 erkennen. Dasselbe Experimentiren und Suchen nach etwas Lebensfähigem, in dem sich aber

Digitized by Google

doch allmählich ein Brechen mit der hohlen Theorie und ein Zurückkehren zu wirklich Praktischem in den Anfängen erkennen läßt. Dazu gehört denn auch eine allmähliche Hinneigung zu wirklich Nationalem. Das Erfreulichste ist mir, daß man doch endlich in den hervorragenden, wenn auch noch nicht in den regierenden Kreisen anfängt, selbstbewußt nach einer wahren Erkenntniß unseres Volksgeistes zu streben. Das zeigt sich in der seit Riehl massenhaft anwachsenden Litteratur, die die Lebensweise, Sitten, Anschauungen, Bedürfnisse aller unserer Volksklassen und die Stammesunterschiede, die sich in diesen Richtungen zeigen, zu erforschen sucht. Das zeigt sich aber auch ebenso in den ernsten, alle hohle Theorie verwerfenden Studien, die man macht, um die früheren Geschichtsperioden, namentlich die noch ganz nationalen unseres Volkes, in allen diesen Richtungen zu durchforschen.

Das sind die Vergleiche, die ich etwa zwischen der Baukunst und der jeweiligen Geistesrichtung der herrschenden und leitenden Klassen unseres Volkes ziehen möchte. Wie bei der Zähigkeit der Deutschen natürlich, folgten die unteren Klassen unseres Volkes in ihrer großen Masse den Wandlungen in den oberen nur sehr langsam. Die fremde Kunst hatte zunächst nur die Folge, den gemeinen Mann mehr und mehr zum Nothbau zurückzuführen. Er baute nur nach seinem praktischen Bedürfniß, nach der Rücksicht auf den Raum, die Benutzung, die Temperatur und das Wetter. Weniger konnten sich die Bauten der niederen Klassen in den Städten der Kunsttendenz der höheren entziehen; aber doch bewahrte sich bis in unser Jahrhundert hinein das Haus des niederen Bürgers ganz eigenthümliche Formen, die der Gothik viel näher standen, als irgend einer anderen jeweilig herrschenden Bauart. In den alten Reichsstädten und den kleinen Orten, die weit vom Verkehr ablagen,

Digitized by Google

ſprach ſich dies noch beſonders deutlich aus, wie z. B. in den Fachwerkhäuſern der kleinen rheiniſchen, heſſiſchen und thüringiſchen Städte, in den hohen Giebeln, die dort noch bis in dieſes Jahrhundert gebaut wurden. Und auf dem Lande fängt erſt die allerneueſte Zeit, und auch ſie nur in einzelnen Gegenden an, das alte Bauernhaus zu verdrängen, das zwar von der Gothik ſcheinbar wenig hat, aber im Weſentlichen von Urzeiten dasſelbe war, und in ſeinen nationalen Eigenthümlichkeiten immer noch der Gothik nahe verwandt iſt.

Laſſen ſich hierin nun nicht auch manche Aehnlichkeiten in Beziehung auf den Geiſt unſerer niederen Volksklaſſen finden? Obgleich man die Gemeindefreiheit und Gemeindeorganiſation, obgleich man Volksfeſte und ſo manche Gebräuche gewaltſam unterdrückte, hat die fremde Sitte, die die höheren Klaſſen angenommen hatten, in die untere doch nie vollſtändig eindringen können. Natürlich gilt dies vorwiegend von den Bauern. Beim Kleinbürger, dem ſtädtiſchen Arbeiter ꝛc. iſt weit weniger erhalten, was den alten nationalen Geiſt leicht erkennen läßt. — Dagegen geht aber von den jüngſten Regungen, von dem ſelbſtbewußten Drange nach einer Rückkehr zu unſerem nationalen Geiſte auch noch nicht die leiſeſte Spur durch unſere niederen Klaſſen. Ja! die Tendenz nach dem Neueren greift ſelbſt auf dem Lande immer weiter und weiter um ſich. Und wo man noch mit Zähigkeit am Alten hängt, wie z. B. in ganz Altbayern, in Oeſterreich, in den norddeutſchen Küſtenländern, in dem nördlichen Weſtphalen*) und in den meiſten abgelegeneren Gebirgen, da iſt es doch auch mehr nur etwas Paſſives, mehr ein Widerſtand, der Schritt für Schritt ſeinen Rückzug vertheidigt. Natürlich! Die unteren Klaſſen

*) Es möge dem Herausgeber geſtattet ſein, dieſer Aufzählung noch die dem Verfaſſer um 1861 noch kaum bekannten mittleren Gegenden der althannöverſchen Lande: das Fürſtenthum Lüneburg, die Grafſchaft Hoya und das ehemalige Bisthum Verden hinzuzufügen.

Digitized by Google

werden nur dann zur Aktivität, nur dann zu einer Gestaltung aus ihrem Geiste heraus im Stande sein, wenn die Anregungen, die sie von den höheren erhalten, echt nationale sind. Soweit aber sind wir in den höheren Kreisen unseres Volkes noch nicht. Wir fangen eben erst an, nach wirklicher Erkenntniß des eigenen Geistes zu ringen. Nur Wenige mögen bisher zu einem vollkommenen Verständniße des deutschen Geistes durchgedrungen sein, obgleich er immer noch das Wesen ihres eigenen Charakters ausmacht.

Ganz Aehnliches wie von der Baukunst und mitunter fast dasselbe ließe sich übrigens auch von unserer deutschen Dichtkunst sagen. Man könnte dann das Volkslied einigermaßen dem Hause der unteren Klassen vergleichen. Nur ein Unterschied besteht. In der Poesie sind auch unsere oberen Klassen nie ganz und gar in fremden Bahnen gegangen. Selbst durch die schlimmsten Zeiten vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brechen noch echt nationale Anklänge hindurch; und selbst in dieser Zeit tritt neben der in den hervorragenden Kreisen herrschend gewordenen Richtung doch hin und wieder noch einmal ein selbständiges, aus deutschem Fühlen hervorgegangenes Produkt auf. So dauerte aber auch die Herrschaft des Fremden in der Poesie am kürzesten, wenngleich unsere große Litteraturepoche das Fremde noch lange nicht völlig überwunden hat, und wenn selbst auch heute noch unsere Poesie nicht vollkommen national geworden ist.

Ein gleiches Verhältniß der Kunst zum Volksgeiste ließe sich, wie ich überzeugt bin, bei der Musik nachweisen. Leider können wir, soviel ich weiß, die Musik nicht sehr hoch in unserer Geschichte verfolgen. Ob sie in den Zeiten vollkommener Selbständigkeit unseres nationalen Geistes schon zu irgend welcher nennenswerthen künstlerischen Ausbildung gediehen war, weiß ich nicht, glaube es aber kaum. Dagegen

Digitized by Google

wird sie schwerlich je so in fremde Richtungen gedrängt worden sein, wie unsere Baukunst. Obgleich unsere großen Musikmeister gewiß nicht vollkommen national, sondern zum Theil italienisch waren, so konnten sie doch bei der Musik, die wohl unmittelbarer als jede andere Kunst aus dem Herzen heraus schafft, deutsches Fühlen nie verleugnen. Auf ihrem traurigsten Standpunkte scheint mir die Musik heut zu Tage angekommen zu sein. Ich meine aber auch, daß sich in unserer Musik selbst jetzt schon etwas bessere, nationalere Regungen zu zeigen anfangen, wenn zunächst auch nur in dem Liede.

Von unserer Bildnerei läßt sich wieder ziemlich dasselbe sagen, wie von der Baukunst; nur, daß sie in späterer Zeit als diese, aber doch noch immer in einer vollkommen deutschen Zeit zu ihrer höchsten Blüthe gedieh und deshalb nur eine kürzere vollkommen selbständige Dauer hatte. Natürlich aber muß man dabei festhalten, daß sie viel mehr als jede andere Kunst in der Freiheit des Erfindens beschränkt ist. Sie ist ja fast ganz an die Reproduktion gebunden, sie kann sich bei ihrem Schaffen von einer getreuen Copie des Lebens viel weniger entfernen, als die Malerei und die Dichtkunst. Sie ist also fast ganz auf das Portrait angewiesen. In dem getreuen Auffassen und Wiedergeben der geistigen Eigenschaften aber, in der Charakterisirung, hat sie nach meiner Ueberzeugung auch reichlich so Hohes geleistet, als die griechische und römische Skulptur jemals geleistet haben. Und sie hat sich in richtiger Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung von dem nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrten Streben der alten Skulptur frei gehalten, ein wesenloses Menschenideal aufzustellen: so eine Abstraktion vom Menschen, eine Art von allgemeinem Menschen, ein Ding, das da aussieht wie ganz sicher nie ein Mensch von Fleisch und Blut in alter Zeit ausgesehen hat, und wie heut zu Tage nie einer aussehen wird, so lange

Digitized by Google

moderne Fauste noch nicht lernen, in Retorten einen homunculus zu kochen: ich glaube wahrhaftig, sie möchten's gern. Denn leider sieht's mit unserer deutschen Bildnerei heut zu Tage noch schlimmer als mit jeder anderen Kunst aus: noch immer blinde Nachtreterei in dem alten klassischen Geiste, den wir nun einmal mit unserem deutschen Wesen nicht völlig verstehen und nie völlig verstanden haben. Ich glaube kaum, daß unter unseren großen Geistern irgend einer der Klassicität näher getreten ist, als Göthe. Und wenn der fragt: „Stehen diese weiten Falten zu Gesicht uns wie den Alten?", so kann nach meiner Ueberzeugung kein nüchtern Urtheilender anders antworten als „nein! nun und immer nein!" Auch Göthe haben sie nicht so gestanden. Sie hindern uns doch blos an unserer Bewegung, die einmal auf Weiteres und Höheres gerichtet ist, als die der Klassicität; und die Ecken unseres Wesens sehen stets und überall durch.

Unsere deutsche Malerei ist ja nie zu vollkommen selbständiger Blüthe gelangt. Als sie die byzantinischen Fesseln ganz abgeschüttelt hatte, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war zwar Fremdes bei uns noch nicht herrschend geworden; aber Deutschland fing doch schon an, in sich selbst zu verkommen. Trotzdem findet sich gleich in den ersten Anfängen eine vollkommen selbständige deutsche Malerei und in den niederrheinischen und niederländischen Schulen so tiefe und edle Schöpfungen, wie sie die Italiener nie besessen haben. Als die Malerei sich dann in den oberdeutschen Gegenden entwickelte, im fünfzehnten Jahrhundert und etwa bis zur Reformation, war der Zeitraum, bis Fremdes die Oberhand gewonnen, zu kurz, als daß sie zu völliger Entfaltung ihrer Kraft hätte gelangen können. Manches an unserer Malerei des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts stört den unbefangenen Beschauer beim ersten Anblick. Gewöhnt man sich aber nur erst ein wenig an die Verschnörkelung und Verzwickelung der deutschen

Digitized by Google

Malerei aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, so sieht man an unseren größeren Meistern eine Schärfe und Klarheit der Charakteristik, die sie den großen Italienern mindestens gleichstellt. Die Charakteristik ist doch am Ende das Wesen, die Seele eines jeden Bildes; alles andere: Farbe, Perspektive, Gliederbau ꝛc. sind doch nur der Körper. An Tiefe, Innigkeit und edler Schönheit des Dargestellten aber ist unsere deutsche Malerei trotzdem, daß sie lange nicht in dem Grade Herr der technischen Mittel wurde, die dem Maler zu Gebote stehen, weitaus den Italienern und aller und jeder fremden Kunst überlegen. Und das ist ganz natürlich. Deutsches Wesen ist einmal tiefer, inniger und edler, kurz geistiger, als das des Italieners, des Römers und des Griechen. Dabei ist es auch kräftiger. Vielleicht ist es nicht von derselben momentanen leidenschaftlichen Kraft als das des Italieners; aber es ist von einer zäheren, dauernderen, von einer — männlichen Kraft. Und das mußte doppelt in der deutschen Malerei wirken: einmal durch die Persönlichkeit des Darstellers, dann durch den Gegenstand. Denn, Gott sei Dank, waren unsere alten Maler noch fern von dem modernen, saft- und markloſen Kosmopolitismus und ebenso fern von dem imposanten Schöpfergenie, das sich unsere heutigen Maler zuschreiben. — — — Man will heut zu Tage eben nicht die Menschen malen, wie sie Gott geschaffen, sondern glaubt aus eigener, willkürlicher Abstraktion etwas Besseres hervorbringen zu können. Unseren Alten war das, Gott sei Dank, fremd; sie holten sich keine Physiognomien aus aller Herrn Ländern und wollten auch keine schaffen, die von allen Nationen etwas und von keiner den wirklichen Charakter besaßen. Sie wollten auch ebensowenig Menschenabstraktionen malen. Sie malten streng nach Vorbildern und wählten diese unter den Menschen, die sie täglich umgaben. Deshalb schufen sie wirkliche, denkbare Menschen von Fleisch

Digitized by Google

Blut und tiefe, edle, markige, deutsche Gestalten, für die wir ein Herz und Verständniß haben. Uebrigens würde man bei unseren großen niederländischen Malern van Eyck und Memling und ebenso bei den besseren Oberdeutschen, wie z. B. bei dem jüngeren Holbein, vergeblich nach den verzwickten, schiefbeinigen Figuren suchen. Im Gegentheil, man findet bei ihnen Figuren so schön, so hoch und edel und dabei doch so kräftig, wie die italienische Malerei nur selten und fast nur in älteren Bildern sie geschaffen hat. Die ganze berühmte klassische Skulptur aber war mit ihren, wenn auch noch so schönen und reinen, doch immer sinnlicheren und selbst in der stärksten Muskulatur weicheren Figuren, lange nicht so schwungfähig und kräftig, sie reicht auch entfernt nicht an das Edele und an die Schönheit der Figuren dieser deutschen Maler heran. Diese deutschen Maler haben ihren Männern mehr Edles in die Waden gemalt, als — ein antiker Jupiter und Apollo im Gesicht haben. Leider konnte sich die deutsche Malerei in dieser spezifisch deutschen Richtung nicht zur Blüthe entfalten. Obgleich sie mit Dürer, der vielleicht unser größtes Malergenie, an Kraft gewann, verlor sie mit und nach ihm doch das Tiefe und Innige. Denn schon er war nicht mehr vollständig deutsch, sondern schon sehr von der neuen Geistesrichtung umfangen. Als die Malerei dann in den Niederlanden zur vollkommensten äußeren Ausbildung geführt wurde, laborirte sie doch zu sehr an den Mängeln der damaligen Zeit und auch speziell des Landes. In dem übrigen Deutschland aber fing schon damals die Malerei an, ganz jämmerlich zu verflachen und sich der französischen Weichlichkeit und Seichtheit hinzugeben.

Weiter kann es heute auf diesem Wege nicht gehen. Und so tauchen denn in der That bereits einige Anfänge einer Umkehr auf. In Belgien sind schon ein paar wirklich ernste Maler aufgetreten, und auch in München wollen doch wenigstens wieder einzelne ernst und nach alten Mustern

Digitized by Google

malen. Leider noch immer nicht recht nach den alten deutschen! Doch ist das nur zu natürlich. Unsere heutigen Maler können nicht leicht ein tieferes Verständniß für sie haben. Zum großen Theile sind sie unter Lebensumständen aufgewachsen, die nun einmal feinere Gefühle selten mitgeben. Ihre Schulbildung ist meistentheils eine so mangelhafte — Geschichtskenntniß z. B. würde man meist vergeblich bei ihnen suchen —, daß sie sich auch nicht nachträglich die nöthige Geschichtsfeinheit erwerben können. So, arm am Besten, wandern sie nach Italien und glauben, nun sei der Maler gemacht. Dort natürlich verlieren so schwach ausgerüstete Kräfte noch vollends den einheitlichen Sinn, ohne den nun einmal kein in sich harmonisches Kunstwerk geschaffen werden kann. Wenn die Herren zurückkommen, können sie dann ebenso wenig italienisch, als deutsch malen, haben sich aber dafür so eine allgemeine Verschwommenheit angewöhnt, mit der sie vollkommen im Stande sind, der Gedankenliederlichkeit unseres Publikums zu dienen, die durch unser falsches Theater, durch alberne Romane ꝛc. großgezogen ist. Gedankenliederlichkeit — damit meine ich auch hier natürlich die Schranken- und Gesetzlosigkeit des Denkens und Fühlens, die sich allen Unsinn bieten läßt, wenn er nur recht hübsch bunt und blendend ist, und die sich schließlich einbildet, dabei was denken und fühlen zu können.

So, dünkt mich, kann man auch an der Malerei recht die jeweilig herrschende Geistesrichtung unserer hervorragenden Klassen erkennen. Und so dünkt mich: trotz des geringen Grades von Vollkommenheit, den unsere alte deutsche Malerei in ihren selbständigen Bahnen erreicht hat, zeigt sie uns doch ein ebenso hohes und edles Streben, als unsere deutsche Baukunst und charakterisirt unseren ureigenthümlichen deutschen Geist. Es

Digitized by Google

veranſchaulicht ihn die Malerei in konkreten Geſtalten, deren Charakter wir im Bilde ſelbſt vor uns ſehen, während uns die Baukunſt nur mittelbar auf den Geiſt, der ſie geſchaffen hat, ſchließen läßt.

Zugleich aber tritt uns ein Anderes an unſerer alten Malerei erfreulich entgegen; wir finden dieſelben Geſichter, wie in unſeren alten Bildern, auch heute noch im Leben wieder. Tragen im Allgemeinen auch z. B. die mittleren und höheren Kreiſe unſerer ſtädtiſchen Bevölkerung ſchon einen entſetzlich ſtereotypen Stempel der Nichtsſagenheit in ihren Phyſiognomien zur Schau, ſo findet man doch unendlich oft noch in Deutſchland dieſelbe Tiefe, dieſelbe Innigkeit, dieſelbe edle Geiſtesſchönheit, beſonders in Frauengeſichtern, ausgeprägt; und faſt ebenſo häufig ſind namentlich in den niederen Volkskreiſen noch die breiten, offenen, treuen und tiefen Männergeſichter. Das zeigt doch, daß unſer alter, wirklicher, deutſcher Geiſt noch nicht ausgeſtorben, ſondern nur zurückgedrängt und etwas weniger allgemein iſt, als damals. Man kann einwenden, daß unſere alten Meiſter nicht Jeden in ihre Bilder geſetzt haben werden. Das mag in Beziehung auf die Hauptfiguren der Bilder gelten. In den zahlreichen Bildern, die große Menſchenmaſſen bringen, ſehen wir aber die überraſchendſten Aehnlichkeiten mit den Maſſen unſerer heutigen niederen Stände und zwar ſo, daß man an dem Typus ſolcher gemalten Menſchenmaſſen und aus ihrem Vergleiche mit der heutigen Bevölkerung noch den Ort, wo das Gemälde entſtanden iſt, erkennen kann. Das gilt z. B. von allen Nürnberger Bildern.

So iſt mir denn auch die Malerei, wie unſere Kunſt überhaupt, ein deutlicher Lehrmeiſter zur Erkenntniß unſeres urſprünglichen deutſchen Geiſtes und der Wandlungen geweſen, die er erfahren hat. Sie iſt mir aber auch durch ihr Weſen und dann durch den letzterwähnten Umſtand

Digitized by Google

ein Beweis, daß in seiner Hauptrichtung wenigstens unser heutiger Geist noch ziemlich derselbe ist, wie früher, wenn er auch durch unsere unglückliche Entwickelung noch darniedergehalten wird. Sie ist mir endlich ein Beweis, daß nur in und aus unserem Geiste etwas Gesundes, etwas Ganzes und für uns Verständliches geschaffen werden kann."

Digitized by Google

Deutsche Künstler und deutsche Kunst.

(Ein Fragment.)

1861.

Digitized by Google

Dieſen Aufſatz theile ich trotz ſeiner fragmentariſchen Geſtalt mit, weil er K.'s Anſichten über unſere Kunſt, wenigſtens in Bezug auf die Malerei, noch eingehender wiedergiebt und als ein Niederſchlag der Geſpräche und — Dispute gelten kann, die K. mit Münchener Künſtlern und Kunſtfreunden in jenen Jahren führte. Ueber die burſchikoſe Schroffheit einiger Ausdrücke bitte ich hier noch insbeſondere den Leſer hinwegzuſehen. In mehr als einer Hinſicht ſchließt ſich dieſer Aufſatz dem zweiten Theile des vorigen an. Auch er endigt mit einem hiſtoriſchen Rückblicke.

(6. März 1861.) „— — — Es hat dies alles in der Sucht zu abſtrahiren ſeinen Grund: man ſetzt ſelbſtgefällig in dem Bewußtſein eigener geiſtiger Schöpferkraft an die Stelle des Menſchen von Fleiſch und Blut ein unſäglich elendes Ding, den abſtrahirten, künſtlich erzeugten „allgemeinen Menſchen".

Es geht das durch die Kunſt und Politik; und es zeigt ſich ebenſo in der Wiſſenſchaft. Gerade ebenſo ignorirt der moderne Politiker alle Individualität in den beſtehenden Verhältniſſen, Ständen und Perſonen, indem er einen Staat künſtlich ſchaffen will, indem er, ſtatt nach Individuen, ſtatt nach eigenartigen Perſönlichkeiten — nach Zahlen, nach gleichartigen, abſtrakten Menſchenrechten rechnet. — — — Die widerlichſte Sklaverei, die ich mir denken kann, iſt die: den Menſchen nicht mehr als ein freies, ſich eigenthümlich ge-

Digitized by Google

staltendes Wesen zu behandeln, sondern ihn wohl oder übel in die allgemeine Formenpresse der Theorie zu stecken und so lange zu pressen, zu stutzen und zu beschneiden, bis er in die Abstraktion unserer theoretischen Autokraten — gleichviel, ob Absolutisten, Aristokraten, Constitutionelle, Demokraten oder Socialisten — genau hineinpaßt, d. h. bis sie alle wirkliche Freiheit soweit unterdrückt haben, daß sich ihrer auf solche impotente Omnipotenz gegründeten Herrschaft und Neuconstruction Niemand mehr erwehren kann. — Wie aber der moderne Politiker von solchen impotenten, ungesunden Abstraktionen ausgeht, geradeso der moderne Künstler! Es ist derselbe Geist der Unbotmäßigkeit, der Geist, der die Selbsterkenntniß und die Selbstbeschränkung verloren hat, das krasse Gegentheil wirklicher Freiheit. Es ist der Geist, der sich Schöpferkraft zutraut, und der gerade am wenigsten zur Herrschaft und Neuschöpfung berufen ist. Der Geist ist es, der den Künstler treibt, hochmüthig die Wirklichkeit bei Seite zu werfen und aus der hohlen, todten Theorie sich ein Kunstideal zu erzeugen. Man ist unfähig, sich selbst zu erkennen. Wie sollte man das Schöne, das in der Wirklichkeit und der Wahrheit enthalten ist, erkennen? Man beherrscht sich selbst nicht; und um sich vor dem warnenden Rufe der letzten Reste von Selbsterkenntniß zu verstecken, schafft man sich willkürliche Theorien, nach denen man sich im Spiegel der Selbstgerechtigkeit beschauen kann. Man bildet sich nicht mehr das Ideal, nach dem man streben will, und das sich jeder Mensch als Ziel setzen soll, aus seinen wirklichen Eigenschaften, indem man die Individualität, die Gott uns gegeben, von ihren Fehlern zu trennen sucht, sondern man stempelt sich frischweg zu einem Helden von eigenen Gnaden, schneidet sich seine Lebensverhältnisse, seine Eigenschaften willkürlich zurecht: womöglich nach irgend einem Theater- oder Romanstücke. Was Wunder, daß man in seinen Kunstschöpfungen ebenso con-

Digitized by Google

struirt: unbekümmert darum, ob man damit auf dem Boden des Wirklichen, des Denkbaren stehen bleibt oder nicht. So schafft der Maler Persönlichkeiten, wie sie in der Welt nie existiren können, Abstraktionen des Begriffes Mensch, von aller Individualität entkleidet, impotente Erzeugnisse einer schrankenlosen, unfreien Phantasie. So schafft er Landschaften, die nie und nirgends sich finden können, wesenlose Abstraktionen von einer Gegend. Mir wird allemal ganz wunderlich zu Muthe, wenn ich höre oder lese — „Motiv aus der Gegend vor dem bayerischen Hochgebirge" oder „Frühlingsstimmung". Ich danke für eure Abstraktionen vom bayrischen Gebirge, für euren Coulissenreißer von Frühling. Ich will ehrliches, wirkliches bayrisches Gebirge haben, wirklichen Frühling, und wär's auch nur an einer Gänseblume. Des Malers Individualität, seine Tiefe oder Flachheit, seine Auffassungsgabe wird man wahrhaftig noch genügend in seinem Bilde erkennen; auch wenn er den festen Vorsatz hat, nur streng und treu in der Wirklichkeit zu bleiben. — Man sieht eben überall die Frivolität hindurch, unserm Herrgott ins Handwerk pfuschen zu wollen, die Menschen und die Welt nicht zu nehmen, wie sie Gott geschaffen hat; man sieht überall die Impotenz, die Tiefe und Schönheit in seiner Schöpfung zu erkennen, und statt dessen den Wunsch auszudrücken, wie das moderne Stückchen Gott, als das sich der heutige Weise betrachtet, die Welt geschaffen haben würde, wenn nicht ganz ungerechter Weise sein constitutioneller Antheil an dem Schaffen ihm vorenthalten worden wäre. So kommt es, daß wir keinen Heiligen mehr ohne himmelnd verdrehte Augen beten, daß wir keinen Verbrecher mehr ohne gräulich verzerrte Maske und ohne rothe Haare sehen; daß keine Jungfrau mehr gemalt wird, ohne den verfluchten Ausdruck französischer Demi-monde-Naivität. — So sehen wir auch keine Landschaft mehr, wie wir sie uns hundertfältig draußen mit unseren Armen oder

Digitized by Google

unserer zusammengebogenen Hand in einen Rahmen einfassen und als ein herrliches Bild dankbar gegen Gott bewundern können. Ueberall tritt uns des Künstlers eigene Selbstschöpfung widerwärtig entgegen. Und nun unsere „Realisten"! Gott sei's geklagt, sie glauben real zu sein, wenn sie nur die Materie, die geistlose Masse malen. Die Seele in dem Menschen, das geistige Walten in einer Situation, in einer geschichtlichen Begebenheit zu erkennen und in seinen wirklichen Motiven, also in seiner Realität darzustellen: dazu fehlt es ihnen ebenso sehr an Auffassungsgabe, als, wie ich glaube, auch an dem guten Willen, eben nur Wahrheit, nur positive Wahrheit zu malen. Was der Realismus in der Landschafterei heut zu Tage zu bedeuten hat, das ist mir als Laie allerdings bisher zu entdecken unmöglich gewesen. Ob es nur den guten Willen bedeutet, die Natur in ihrem alltäglichen Kleide und nicht in Frühlings-Sonnenuntergangs- oder dergleichen Stimmungen darzustellen oder was sonst, ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß mir mit geringen Ausnahmen fast noch kein Bild aufgestoßen ist, aus dem mir das Gefühl der Wahrheit, wie aus einem Ruisdael oder auch selbst nur ein Streben nach solcher Wahrheit entgegengetreten wäre.*) Von Malern, besonders Landschaftern, ist mir auf solche Gedanken erwidert worden: man kann eben nicht Alles in seiner Wirklichkeit darstellen. Man kann nicht? Haben es die niederländischen Landschafter nicht gekonnt? Hat unsere deutsche Historienmalerei es nicht gekonnt? Unsere deutsche Malerei — das Herz möchte einem bluten —, die, wie deutsche Kunst überhaupt, berufen war, sich die Herrschaft der Welt zu erobern, alle Kunst der Welt mit ihrem Geiste und ihren Tiefen zu durchdringen, — unsere deutsche Malerei: sie ist vergiftet von dem unglücklichen fremden Geiste und dadurch zu Grabe getragen. Aber

*) K. macht hier einige Ausnahmen namhaft.

Digitized by Google

auch zugegeben, daß nicht Alles der Wirklichkeit entsprechend gemalt werden kann — muß denn Alles gemalt sein? Ist das erreichbare Gebiet der Kunst nicht wahrlich weit genug, um Jedem nach seiner Fähigkeit Spielraum zu lassen? Müssen denn haushohe und breite Gemälde mit hunderten von Personen, müssen denn Sündfluthen, Zerstörungen von Jerusalem und babylonische Thurmbauten gemalt sein?!

Unsere heutigen Maler freilich glauben sich an keine Schranken mehr gebunden. Sie sind unfähig, besonders aber fehlt es ihnen an dem ernsten Willen, sich selbst zu beschränken, sich nur Aufgaben zu stellen, die man — ich will gar nicht einmal verlangen technisch — aber doch wenigstens geistig durchdringen kann. Dazu kommt die Blödheit, das wirklich Essentielle, das geistige Wesen in den Kunstobjekten nicht auffassen zu können. Auch hier fehlt der gute Wille sehr; man hält es nicht der Mühe werth, in der Ueberzeugung aus der eigenen schrankenlosen Phantasie etwas Besseres und Schöneres erschaffen zu können, als man in der Wirklichkeit findet.

Es gesteht jeder Maler willig den Alten den Vorzug zu. Jeder preist die Kraft der Niederländer und Italiener, die Tiefe der Deutschen; und doch, wann sieht man einmal Jemand die Alten copiren? Und, wenn es geschieht, daß Gott erbarm! — „Und wie er sich räuspert, und wie er spuckt!" — Da ist es die äußerliche Manier, da sind es charakteristische, technische Einzelheiten eines besonderen Meisters, einer besonderen Schule, die nachgeahmt, man muß sagen, nachgeäfft werden. Von einem Erfassen der geistigen Tiefe, von einem Bemühen, einem Streben nach wirklicher, positiver Wahrheit, die jeder vernünftige Mensch nachempfinden kann, und welches die alte Kunst wie jede wirkliche Kunst charakterisirt, ist nicht die Rede. — Dazu kommt noch eins. Eine Ahnung davon, daß jedes Volk, jede durch die Geschichte entwickelte und abgegrenzte

Digitized by Google

Gesammtheit, die auf den Namen Volk Anspruch machen kann, ihr eigenes Kunstgefühl hat, daß die Kunst eines Volkes nichts willkürlich Gemachtes, nichts ist, was man importiren kann, sondern daß sie der naturnothwendige Ausdruck seiner Anschauungs-, Denk- und Gefühlsart ist, wie diese durch die Abstammung, die Geschichte, die Wohnsitze sich entwickelt und festgestellt haben —, auch nur eine Ahnung davon existirt in unseren modernen Malern meist nicht. Auf der sublimen Höhe ihrer Zeit stehend, wollen sie sich aus den Kunstleistungen der ganzen bisherigen Welt eine allgemeine Abstraktion bilden, ein wesenloses, aller individuellen Lebensfähigkeit entkleidetes, todtes Kunstideal, das der ganzen Welt aufoctroyirt werden soll. Deshalb das Streben, sich in den Geist der altklassischen Kunst zu versenken, die mit ihrer Kunstanschauung noch am ersten diesem abstrakten Weltbürgerthum nahe trat, ohne zu bedenken, daß dieses Kunstgefühl bei den Alten wenigstens in der ganzen nationalen Entwicklung, in ihrer Religion und Geschichte tief begründet war, während bei uns Deutschen die Religion und — schon seit der Urväter Zeiten — die geschichtliche Entwickelung, der ganze nationale Geist, das ganze nationale Denk- und Gefühlsvermögen auf das gerade Gegentheil hinweisen. Ja! auf das Gegentheil, auf die Individualität gegenüber der Allgemeinheit und Abstraktion, auf den geistigen Kampf gegenüber der plastischen Ruhe und dem ebenmäßigen, harmonischen Genießen, auf das im deutschen Geiste liegende mächtige Streben, im Kampf und in scharf ausgeprägter Individualität zu Gott, von der unvollkommenen Erde und ihren irdischen Mängeln zu einem vollkommenen ewigen Leben hinaufzudringen, gegenüber der, wenn auch noch so edel aufgefaßten, noch so harmonischen und schönen Sinnlichkeit, die nur das irdische Leben, nach diesem nur einen dumpfen Zustand, schlimmer als den Tod, kennt.

Es führt auch keine, keine Brücke vom deutschen Geiste

Digitized by Google

zur Klassicität hinüber. — Mit wehmüthigem Stolze betrachten wir Göthe und Schiller, die solche Brücken zu schlagen versuchten: wären ihnen bessere deutsche Zeiten vergönnt gewesen, sie hätten deutsche Kunst vielleicht auf die Höhe ihrer Ziele gehoben. „Und als an's Vaterland ich dacht', das Herz mir weint, das Herz mir lacht." Göthe und Schiller haben gezeigt, was deutscher Geist vermag, wie weit er Fremdes zu durchdringen, wie weit er es sich anzueignen im Stande ist. In beiden hat er Großes geleistet, mit beiden hat er aber doch auch immer nur an seinem eigenen Verderben gearbeitet. Gott bewahre uns vor einem neuen Schiller und vor einem neuen Göthe! — Was von der Litteratur gilt, das gilt auch von der Kunst überhaupt. Die klassische Kunst war natürlich zu eigenartig und consequent entwickelt, als daß man sie ganz in unseren modernen Zeitgeist hätte einpassen können. Unsere Kunst auf eigenen nationalen Füßen zu der Höhe derjenigen der übrigen Nationen zu erheben, dazu war man nicht Manns genug. Sich mit verhältnißmäßig bescheideneren Zielen als den von anderen Nationen errungenen zu begnügen und so allmählich die deutsche Kunst aus sich selbst heraus zu entwickeln: dazu hatte man zu wenig Patriotismus, zu wenig Erkenntniß und Herrschaft über sich selbst. Vor allem: man war, was wenigstens die Maler betrifft, selbst nicht deutsch, sondern modern, häufig oberflächlich und meistens frivol, und zwar in unserem Jahrhundert viel frivoler als in den Zeiten des vorigen Jahrhunderts. Die Sucht nach dem Fremden, der Geschmack an den sinnlicheren Richtungen des Südens und Westens, die baare Charakterunfähigkeit, den deutschen Geist in seiner Tiefe und seinem edlen Streben zu erfassen, das alles trieb natürlich unsere Maler nach Italien. Nun: wer einmal künstlerischen Drang in sich fühlt und deutschen Kunstsinn nicht versteht, der mag nach Italien gehen; aber er bleibe dann dort und werde ein italienischer Künstler.

Digitized by Google

In Bezug auf den Genre-Maler wird dies am leichtesten zugegeben werden. Was den Historienmaler betrifft, so, glaube ich, ist es ebenso erweisbar. Ein Maler, der nicht aus seiner Werkstatt käme, würde die elendesten, blassesten Menschen und Situationen malen. Er muß eben mit Menschen verkehren, er muß im Leben stehen, um Menschen und Leben malen zu können; selbst, um vergangenes Leben malen zu können, ja selbst, wenn das, was er malen will, in gar zu viel höheren Kreisen liegt, als das Leben, in dem er verkehrt. Aber wenn man auch ganz von diesen indirekten Einwirkungen des Geistes abstrahirt, der dem Maler aus dem Volke, in dem er lebt, entgegentritt, und der mit den nationalen Kunstanschauungen ganz unzertrennlich zusammenhängt, so muß der Maler doch wirkliche, lebendige Menschen zu Mustern, wenigstens zu Studien für seine gemalten haben. Wenn er daher nicht ein elender, todter Klexer werden will, wird immer das äußere Leben mit dem angenommenen Kunstgeiste nach einer solchen italienischen Reise bei ihm in Konflikt gerathen, unkünstlerische Gegensätze in seinem Bilde erzeugen oder, was das Wahrscheinlichste ist, sich in Flachheit und Unwahrheit auflösen, charakterlose Figuren in sein Bild bringen, die weder Deutsche noch Italiener sind, die eben keine Menschen, sondern Abstraktionen — aus der Veramalgamirung von italienischen und deutschen „Motiven" hervorgegangen — sind.

Mich dünkt, dasselbe gilt von dem Landschaftsmaler; auch auf ihn wird das Leben und die Natur, die ihn umgiebt, einwirken. Auch er muß immer wieder lebendige Muster haben und Studien machen, wenn er nicht vertrocknen will. Nun wird man dem Allen entgegenstellen: Mensch ist Mensch, und Natur ist Natur; wer einen Italiener und eine italienische Landschaft malen kann, muß auch einen Deutschen und eine deutsche Landschaft malen können, so gut wie es die Sonne in der Photographie, oder wie es der Spiegel

Digitized by Google

thut. Das eben ist jedoch nicht wahr. Der Maler kann nicht ebenso genau Punkt für Punkt wiedergeben, wie ein Spiegel. Seine Farben sind ein gröberes Material als das Licht; sie erlauben ihm nur eine Zeichnung, die im Verhältniß zur Photographie und zum Spiegel aus groben, massenhaften Pinselstrichen besteht. Mit diesen beschränkten Mitteln, mit diesem groben Material soll er in einzelnen charakteristischen Strichen den Geist des Gegenstandes wiedergeben. Er würde dazu ganz außer Stande sein, wollte er blos mechanisch Punkt an Punkt, Strich an Strich reihen. Er muß erst den Geist des Gegenstandes in sich aufgenommen und vollkommen verarbeitet haben, ehe er ihn wiedergeben kann. Das Auffassen des Geistes — das ist das Wesentlichste am Maler, viel wesentlicher, als die technische Fertigkeit, den Gegenstand in der Weise, wie er ihn aufgefaßt hat, wiederzugeben. Je tiefer, je wahrer er den Geist des Gegenstandes auffaßt, desto tiefer und bedeutender ist der Maler.

Sind denn nun aber wirklich Charakter und Geist des Italieners und des Deutschen so verschieden, daß derselbe Mann nur einen von beiden in seiner vollen Wahrheit und Tiefe auffassen kann? Ja allerdings, das sind sie. Der Deutschen Kraft und Weichlichkeit, der Deutschen Begeisterung und Stumpfsinn, der Deutschen Güte und Schlechtigkeit, der Deutschen Glaube und Spott, der Deutschen Liebe und Haß — sie sind alle himmelweit von denen des Italieners verschieden. Bei dem Italiener: das plötzliche, leidenschaftliche Aufbrausen der Kraft und des Zornes, rasche und lodernde Begeisterung, überall mehr Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit, überall geringeres Maßhalten, überall plötzlichere Uebergänge aus einem Extrem ins andere. Uns Deutschen ist im äußeren Benehmen der lebhafte, nach unserer Meinung übertreibende Ausdruck der Seelenstimmung im Auge, die Gluth des Südländers, unheimlich und unverständlich. Bei dem Deutschen

Digitized by Google

ist die Kraft schwerer erkenntlich, vielfach auch hinter einer gewissen Trägheit versteckt. Seine Begeisterung ist tief verborgen, dem Fremden gewiß nicht leicht wahrnehmbar. Aber brechen erst Kraft und Begeisterung bei ihm durch, dann ist es auch ein Feuer, das das Höchste erstrebt und zu dem Höchsten berechtigt. Ernst und tief in seinen Gefühlen, wird er sich seltener und maßvoller äußern, und es wird sein äußeres Gebahren dem entsprechend selten die innere Stimmung vollkommen wiedergeben. Er ist maßhaltend, oft linkisch, ja bei der trägen Geistesstimmung, die er oft genug hat, sogar todt. Sein Auge ist frei und offen, Jedem, auch dem Fremden ein verständlicher Spiegel der Seele. Aber nur dem Kundigen — nur dem Landsmanne — verräth es die Begeisterung, die ihm warm im Herzen sitzt, nie erkaltet, aber in berechtigter, edler Zurückhaltung sich scheut, bei geringem Anlasse hervorzutreten und sich vor dem neugierigen Blicke der ihm Fernstehenden zu zeigen und zu profaniren. Unverständlich fast muß dem Südländer der Ausdruck selbstloser Liebe und Gottbegeisterung oder weitblickenden Sinnens und Träumens sein, wie wir es im Auge der Deutschen, — ersteres bei Frauen, letzteres bei Männern — so häufig finden. Kurz, bei dem Deutschen: Vorwiegen des Geistigen, Tiefe, Dauer und Maßhaltung; bei dem Italiener: Ueberschwänglichkeit, rascher Wechsel und Oberflächlichkeit, sowie Vorwiegen der Sinnlichkeit! Deshalb aber wird auch der Deutsche, wo er sinnlich, oberflächlich und gemein ist, widerlicher, platter und roher sein, als der Italiener. Auch zwischen Deutsch und Italienisch giebt es keine Brücke. Gewiß nur entweder den deutschen oder den italienischen Geist kann ein Maler in seinem vollen Wesen erfassen. So lag denn auch den Alten eine kosmopolitische Malerei fern; und wir finden sie nirgends bei ihnen, sie könnten sonst auch nicht wahr sein. Aber ich wüßte auch keinen unter den Gewaltigsten der Späteren, dem ich

Digitized by Google

zutrauen möchte, daß er zwei grundverschiedene Nationalitäten in ihrem wahren geistigen Wesen hätte erfassen können. Also euch hübsch bescheiden, ihr modernen Herren Maler, und zeitig wählen! Wer deutsch malen will, der bleibe hier; wer welsch malen will, gehe hinüber, bleibe aber auch drüben!

Soll der Maler nun aber nicht nach Italien gehen, um dort das rein Technische zu studiren? Nein! Er kann an unseren eigenen deutschen Malern genug lernen. Wenn er bei denen ausgelernt hat: soviel er von Fremdem brauchen kann, findet er dazu in deutschen Galerien, Italienisches jedenfalls im Ueberfluß. Das Technische lernt man nicht so allein und abstrakt drüben. Italien ist das Capua schon ganz anderer deutscher Männer gewesen, als unsere Maler durchschnittlich sind. Das unglückselige Land hat wie kein anderes deutsches Blut und deutsches Mark in seine glühende Erde gesogen: unser bestes und edelstes Blut, unser festestes Mark, von den Zeiten der Teutonen durch die deutschen Völkerwanderungen hindurch bis zu dem heroischen Ringen unserer Kaiser und drüber hinaus bis zu den Habsburgern und bis auf unsere Tage. Das unglückselige Land hat auch unsere besten und größesten Meister bezwungen und unser gutes altes deutsches Recht, unser Denken und unsere Kunst, ja fast auch unsere Sitte verdorben. Der Göthe, der über die Alpen ging, war ein anderer als der, der wiederkam, und ihr modernen deutschen Maler habt noch lange keinen Göthe unter euch. Wer hinüber ging, wollte ja gewiß nicht sein deutsches Denken und Fühlen abstreifen. Sie wollten alle nur „Studien" in Kunsttechnik oder Kunstgenuß machen, und doch ist keiner wohl wiedergekehrt, dem der geistige Hauch der glühenden Luft nicht sein ehrliches, kräftiges und tiefes deutsches Fühlen und Denken angekränkelt hätte.

Ich bin in der Kunst durchaus ein Laie. Mir steht also nichts anderes als meine Lust an der Kunst und ein

Digitized by Google

wenig träges Nachdenken bei ihrer Beurtheilung zu Gebote. Ich bin deswegen sehr in Zweifel, ob ich das Technische an einem Bilde zu erschöpfen verstehe. Daß aber der geistige Theil: der Gedanke, der Ausdruck des Bildes, sich nicht in scharfen Linien von dem Technischen scheiden läßt, daß das Technische vielfach das Geistige des Bildes bedingt, vielfach in dasselbe übergeht, bedarf keines Wortes. Es werden sich Grenzlinien zwischen beiden auch nicht einmal annäherungsweise ziehen lassen; sie würden in jedem Bilde verschieden sein müssen. Dennoch muß zwischen einem geistigen und einem technischen Theile des Bildes unterschieden werden. Der geistige Theil des Bildes, sein Gedanke würde nach meiner Meinung etwa Folgendes in sich fassen: die Individualität, d. h. den Charakterausdruck der einzelnen Faktoren, die Situation, d. h. die Handlung, endlich die Nebenumstände, die entweder auf die Handlung Bezug haben oder ihr neben-, resp. untergeordnet sind. Ob der geistige Theil eines Bildes durch beides: Charakterausdruck und Situation gebildet werde, ob nur eines von beiden, welches von ihnen dem andern untergeordnet ist, oder ob sie sich gleich gestellt sind: das hängt natürlich von dem Gegenstande und dem Zwecke des Künstlers ab. Bei dem Portrait: dem Ebenbilde vom Menschen sowohl als von Thieren, bei einer Landschaft, dem Bilde von Sachen, wird natürlich der Charakterausdruck entweder allein den geistigen Inhalt bilden oder doch der Situation weit übergeordnet sein. Aber es kann auch ebenso wohl die Situation zwar nicht den alleinigen, aber doch den weitaus übergeordneten, den Hauptzweck des Gemäldes bilden. Auch die Landschaft hat einen geistigen Theil. Doch weiß ich nicht annähernd zu bestimmen, wo er liegt. Blos in den äußeren Linien, der Erdformation, liegt er nicht. Ebenso liegt er nicht blos in der Vegetation. Etwas, und verhältnißmäßig noch am meisten, wird er in der Luftbeschaffenheit

Digitized by Google

liegen. Von alle diesem aber etwas wird den geistigen Theil, den Charakter der Landschaft ausmachen. — — — —

Allerdings wird bei der Landschaft der technische Theil viel mehr in den geistigen übergehen, ihn viel mehr begründen und bedingen, als bei der Figurenmalerei. Denn Folge (Perspektive) und Farbe haben hier ein bedeutend größeres Gewicht. Auch gewissermaßen eine Situation hat natürlich die Landschaft. Der Eindruck, den sie je nach der Jahres- oder Tageszeit, je nach der Stimmung, in der sie der Künstler giebt (Regen, Sturm, Nebeltreiben), — das würde etwa der Handlung bei anderen Bildern entsprechen. Nur sollten unsere Landschafter bedenken, was sie zeichnen wollen, ob die Handlung, die der Persönlichkeit untergeordnet ist, oder umgekehrt die Persönlichkeit, das Portrait, also ob sie uns z. B. den Winter, einen Sonnenuntergang, Sturm und dergleichen darstellen und die Gegend dafür nur als Objekt, als dessen Träger gelten lassen wollen, oder ob sie uns vor allem die Gegend in ihrem Charakter, diesen nur in seiner augenblicklichen Situation aufgefaßt, darstellen wollen.

Daß nun der Charakter der deutschen Landschaft ein anderer ist, als der der italienischen, bedarf keines Wortes. Und sicherlich werden auch die Landschaftsmaler, wenn nicht in demselben Grade, wie dies bei dem Historienmaler und Genremaler der Fall, nur einen dieser beiden Charaktere in seinem innersten Wesen, in allen seinen feinen Nüancirungen vollkommen erfassen können. Wer in dem einen Lande sich geschult hat, der bleibe auch drin und male dessen Landschaften; wer deutsche Landschaften malen will, der bilde sich nicht in Italien aus, sonst lernt er es nie; er gehe auch nicht als ausgebildeter Maler auf längere Zeit nach Italien, das kann ihm nur das Verständniß für den Charakter der heimathlichen Gegend verwischen. Auch dem Landschafter, der nicht mit einer außergewöhnlichen Zähigkeit und Charakter-

Digitized by Google

festigkeit ausgestattet ist, wie sie heut zu Tage überhaupt und besonders noch bei den Malern selten, — wird Italien nur zu leicht ein Capua werden. Hieraus ergiebt sich das über die Farbengebung zu Sagende.

— — — Ich komme auf die Maße, also bei den Historienmalern auf die Körperverhältnisse. Diese bedingen den geistigen Theil des Bildes viel mehr als Farbe und Folge.

„Des Menschen Glaube drückt in seinem Sinn sich aus,
Formt seine Züge und schaut ihm aus dem Aug' heraus,
Sein Glauben ist's, das ihn aufrichtet oder bückt,
Zum Himmel ihn erhebt, zur Erde niederdrückt."

Nicht blos der Glaube, sondern das ganze Denken und Fühlen formt und bewegt den Körper und zwar den ganzen Körper, nicht blos die Züge, in denen allerdings am schärfsten, am erkennbarsten sich der Charakter ausdrückt. Es ist wahrhaftig ein tiefer Unterschied zwischen den schlanken, edlen, sehnigen, elastischen Männergestalten eines Memling und denen der Klassicität mit ihren ebenmäßigen, weichen, plastischen Formen oder denen der Italiener, in welchen trotz aller Kraft in der Muskulatur doch nicht diese Schnellkraft und ausdauernde Energie, nie aber auch entfernt nur etwas so Edles, Hochaufstrebendes wie in den Memling'schen liegt.

Die Blüthenperiode unserer echt deutschen Malerei fällt in das fünfzehnte Jahrhundert. Nun mußte sich im fünfzehnten und im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der unglückliche Geist der Verschnörkelung, der sich in der Baukunst und zum Theil auch in der Poesie zur Herrschaft empor geschwungen hatte, ja natürlich auch in der Malerei geltend machen. Daher dies vielfach Verkehrte, Uebertriebene und Verschnörkelte, das sich selbst mitunter bei bedeutenderen Meistern in den Figuren, besonders in den Beinen, ausspricht! Aber auch in solchen Verzeichnungen erkennt man deutlich das Streben, deutsche Figuren zu geben, wie sie damals gewiß existirt haben, und wie sie auch heute nicht so selten sind.

Digitized by Google

Und die besten deutschen Meister haben Figuren von einer Schönheit gemalt, wie sie die großen Italiener nie hervorgebracht haben (ich spreche hier allerdings von bekleideten, in den nackten waren die Deutschen nicht so zu Hause, als die Italiener). Bei uns: höhere, edlere Gestalten, die Muskeln scharf und individuell ausgeprägt, und, je nachdem sie vorwiegend gebraucht wurden, auch bald hier bald dort einzelne stärker entwickelt als andere. Bei den Italienern: fast überkräftige, überall gleichmäßig stark entwickelte Muskeln, breitere, aber auch lange nicht so edle Gestalten. Kurz, bei uns Gestalten, wie sie im Leben oft genug vorkamen, bei den Italienern willkürlich erfundene; denn daß der schwächlichere Südländer in diesen überkräftigen Figuren nicht wiedergegeben ist, liegt wohl auf der Hand. Also gemalte Figuren kann der Maler bei uns genug studiren und er findet sie besser und edler und unsern Anschauungen viel entsprechender in unsern altdeutschen Bildern, und selbst in solchen, wo der Künstler auch ein Bein einmal etwas gerader richten oder ein paar Längenverhältnisse corrigiren müßte. Und dasselbe gilt natürlich noch mehr von den lebenden Figuren.

Es blieben dann nur die Perspektive und Zusammengruppirung, in der allerdings die Italiener unserer altdeutschen Malerei überlegen gewesen sind. Aber wer ein ernster Maler ist, der wird die Gruppirung aus dem Leben und nicht aus Bildern studiren; und einem schwächeren wird Italien mehr schaden, als ihm das Studium der Gruppirung und der Perspektive dort nützen kann. Die Perspektive allerdings scheint mir am meisten das Studium der Italiener wünschenswerth zu machen. Mich dünkt aber, wir haben dazu ihrer auch in unsern deutschen Galerien genug und, wie gesagt, Italien ist zu gefährlich für deutschen Sinn, als daß man *um solcher Dinge willen* sich seinen Einwirkungen aussetzen sollte.

Digitized by Google

Nun wird man mir endlich sagen: der Maler hat aber oft Italiener und andere Südländer zu malen. Wie will er den Südländer malen, wenn ein so himmelweiter Unterschied zwischen dem Deutschen und seinem Charakter, den Deutschen und der äußerlichen Persönlichkeit der Italiener ist? Antwort: der deutsche Maler wird selten genug Südländer auf deutschen Bildern zu malen nöthig haben. Unsere deutsche Geschichte, unser deutsches Fühlen und Leben ist noch lange nicht ausgesungen und ausgemalt. Man bleibe hübsch bei deutschen Stoffen. Die fremden Falten stehen uns nun einmal nicht zu Gesicht; wir verstehen noch nicht, uns darin zu bewegen. Muß der Maler aber einmal durchaus Südländer in deutschen Bildern malen, nun, so malt er ja für Deutsche, oder doch für solche, die deutsche Bilder, deutsche Auffassung wollen. Er mag dann, wenn es durchaus nöthig ist, eine kurze Studienreise nach dem Süden machen, soll aber hübsch bei seiner deutschen Auffassung des Südens bleiben, selbst wenn er fühlt, daß es nicht eine ganz objective ist. Er wird dadurch seinen Bildern einen viel harmonischeren Charakter bewahren. Eine Schulung in Italien, ein völliges Versenken in den italienischen Geist ist dazu wahrlich nicht nöthig.

Dergleichen widerspricht scheinbar sehr der Bestimmung, die deutscher Patriotismus unserer Kunst zuschreibt und zuschreiben muß; der Bestimmung nämlich, sich die Herrschaft der Welt zu erringen. Man sagt, dies sei nur auf dem Wege einer solchen Verallgemeinerung unsererer Kunst, nur dadurch möglich, daß sie ihre specifisch deutsche Eigenart ablege und sich ein allgemeines, kosmopolitisches Kleid anziehe. Man täusche sich doch ja nicht! Als deutsche Kraft in den gewaltigen Völkerstürmen- und Wanderungen unserer Nation sich das ganze Abendland, den Träger der Welt, unterwarf und sie vor der Versumpfung und Verkommenheit, in die sie der Geist des Alterthums allmählich hatte versinken lassen, errettete,

Digitized by Google

da geschah es nur, weil deutscher Geist und deutsche Kraft etwas Edleres, Besseres, Tüchtigeres und Markigeres an die Stelle des Alten zu setzen vermochten und dadurch der Welt den Stempel ihrer Eigenart aufdrückten. Je mehr sich deutsches Blut in den unterworfenen Ländern vermischte und verwässerte, je mehr deutscher Geist von seiner Eigenart ließ, sich mit dem Fremden mischte und allmählich in ihm verschwand, desto mehr trat die alte Versumpfung in den mit frischem deutschem Leben durchdrungenen Völkern wieder ein. Wenn deutscher Kunstgeist — man sagt wohl besser germanischer — jemals sich die Herrschaft der Welt erobert, so wird er es nie dadurch thun, daß er sich erst zu einem allgemeinen, weltbürgerlichen Geiste abschwächt, sondern dadurch, daß er sich in seiner eigensten Sonderart vollkommen entwickelt, die tiefen, edlen und wahren Ziele, die seiner Bewegung, seinem Streben zu Grunde liegen, erreicht oder doch wenigstens ihnen nahe kommt. Nur aus der eigensten Eigenart läßt sich die Kraft zu einer Eroberung schöpfen. Ich wüßte kein erobernedes Volk zu nennen, das nicht ganz in seiner Eigenart gewurzelt, aus ihr die Kraft gesogen hätte zur Ueberwältigung anderer, keines, das eher seine eroberte Herrschaft verloren hätte, als bis es von dem ursprünglich in ihm wohnenden Sondergeiste auch im Wesentlichen gelassen.

Läßt sich dasselbe auch von der Eroberung, von der Herrschaft eines Kunstgeistes an geschichtlichen Beispielen nachweisen? Die Geschichte führt uns nur vier vollwichtige Beispiele solcher Eroberungen eines Kunstgeistes an: die des klassischen, des germanischen, des muselmännischen und des französischen Kunstgeistes. Als fünften und sechsten könnte man vielleicht noch den italienischen und den griechisch-mittelalterlichen Geist nennen, wenn diese auch nicht so große und so allgemeine Eroberungen gemacht haben als die übrigen. Am weitesten getragen und am gewaltigsten zur Herrschaft

Digitized by Google

gebracht wurden von diesen allen der klassische und der muselmännische Geist; und es läßt sich nicht leugnen, daß beide sich am consequentesten in ihrer Eigenart ausgebildet hatten. Der erstere hat die längste und stärkste Herrschaft ausgeübt und war allerdings viel eigenartiger entstanden und in dieser Eigenart durch die günstigen Verhältnisse durchgebildet worden, die seinen Trägern in der Weltgeschichte gegeben worden waren. Durch diese consequente, eigenartige Durchführung allein war es möglich, daß er selbst dann noch herrschen konnte, als die Geschichte längst über seinen Träger, das griechische Volk, hinweggegangen, ja, daß er sich nach über zweitausend Jahren immer von neuem wieder zur Herrschaft aus dem Grabe erheben kann. Der zweite — ob er so consequent und ob er ebenso eigenartig durchgebildet ist,*) weiß ich nicht zu beurtheilen — herrscht heute noch in den Gebieten, die seiner Kraft von Hause aus als Beute bestimmt waren, unumschränkt; und es scheint, daß erst das jetzige Jahrhundert ihn zum Wanken bringt. Daß er seine Herrschaft seiner Tüchtigkeit zu danken habe, soll damit gewiß nicht gesagt sein; im Gegentheil, er dankte sie wohl nur der Untüchtigkeit der Völker, die ihm entgegentraten. Wo ihm bessere Elemente begegneten, in germanischen, romanischen und slavischen Stämmen, waren seiner Herrschaft auch feste Grenzen gesetzt. Daß der mittelalterlich-griechische und spät-italienische Kunstgeist sich nicht größere Herrschaftskreise erringen, sich nicht länger in ihrer Herrschaft behaupten konnten, das lag eben daran, daß sie in sich nicht consequent genug durchgebildet waren, sondern wesentlich nur ein Gemisch, dessen Grundelement bei dem ersteren mehr, bei dem zweiten weniger der klassische Geist war, bei dem ersten fast nur eine Degeneration, bei dem zweiten eine halbe, inconsequente Regeneration.

Daß endlich der französische Geist so weit und verhält-

*) Dies ist ganz gewiß nicht der Fall.

Digitized by Google

nißmäßig lange herrschen konnte, obgleich er dem byzantinischen an Consequenz, dem italienischen an Tüchtigkeit weitaus nachstand, das ist wohl nur den für ihn so günstigen Zeitverhältnissen zuzuschreiben, die die rein germanischen Völker immer mehr von ihrem innersten, nationalen Geiste abdrängten.

Daß nun schließlich der germanische Geist sich nur so kurze Zeit und auch in dieser nur eine so verhältnißmäßig schwache Herrschaft erobern konnte, das lag in den unglücklichen Geschicken desjenigen Volkes, das allein sein Kern und Träger sein konnte, des deutschen. In den ersten Zeiten seines Auftretens, in seiner Sturm- und Drangperiode, fehlte es ihm an Zeit und Ruhe, den ihm innewohnenden Kunstsinn zu entwickeln. Die Massen, mit denen es die damaligen Culturvölker überfluthete und unterwarf, waren zwar so kräftige, wie sie die Welt bis dahin noch nie und auch später kaum gesehen hat; aber sie waren zu gering, um innerhalb der großen Völkerschichten, die sie sich unterwarfen, nicht selbst wieder zu degeneriren und, um nicht mit ihrem noch ganz und gar unentwickelten Kunstgefühle dem so sehr verderbten fremden endlich doch erliegen zu müssen. Sie hatten es erschüttern, nicht aber überwältigen und ertödten und an seiner Stelle ihr eigenes Wesen selbständig entwickeln können. Die Rückwirkung der unter den fremden Völkern degenerirenden germanischen Stämme auf die in Deutschland seßhaft gewordenen konnte natürlich nicht ausbleiben und mag viel dazu beigetragen haben, die Ausbildung und Entwickelung des deutschen Kunstgefühls zu hindern, das in seinen kindlichen Erzeugnissen den Einwirkungen des Fremden nicht das Gegengewicht halten konnte. Als ihm dann noch das Christenthum, eine nicht aus dem deutschen Volksgeiste hervorgegangene, wenn auch seinen religiösen Ueberzeugungen wohl näher als denen irgend eines anderen heidnischen Volkes stehende Religion, überbracht und meist gewaltsam in einer wenig geläuterten Form auf-

Digitized by Google

gedrängt wurde, da war es ganz natürlich, daß in noch stärkerem Maße die eigenartige Ausbildung eines germanischen Kunstsinnes behindert werden mußte. Erst langsam emancipirten sich die germanischen Nationen, einschließlich der mit ihnen auf's Engste zusammenhängenden Nordfranzosen, von dem romanischen Geiste. Daß es aber nicht das Werk kurzer Zeiten sein konnte, das aufgedrängte Fremde soweit zu überwinden, daß eine Entwickelung des ursprünglichen und eigensten Geistes möglich ward, ist natürlich. Auch scheint es die Geschichte zu beweisen, daß die Entwickelung des Geistes nicht mit der politischen Entwickelung zusammenfällt, sondern ihr nach längerem oder kürzem Zwischenraume nachfolgt. So war denn in unserer großen, politischen Heldenzeit, in den Zeiten der sächsischen und salischen Kaiser und der ersten Staufen, der deutsche Kunstsinn nicht weiter gediehen, als bis zur Ueberwindung der Widersprüche des Fremden. — — —

Es war dem deutschen Kunstgefühle nur gelungen, das Fremdartige sich so weit zu assimiliren, daß es dem auf das Ueberirdische gerichteten Streben des deutschen Geistes nicht mehr widersprach. Deutscher Geist hatte die ihm entgegenstehende Richtung des Fremden gebrochen; aber er hatte noch nicht in der Richtung seines ureigenen Strebens zu konstruiren gelernt.*)

*) Daß das hier Gesagte zunächst von den bildenden Künsten gilt, brauche ich nicht erst zu sagen. Die Poesie und theilweise vielleicht auch die Musik werden sich fremden Einflüssen leichter entziehen können und haben es auch im früheren Mittelalter bei uns gethan. Es paßt das von der bildenden Kunst Gesagte theilweise freilich auch auf die Kunstpoesie; und mit der schulmäßigen Musik wird es nicht anders stehen. Augenfälliger aber wird sich eine Kunstrichtung meist in den bildenden Künsten aussprechen und in ihnen wird sich andererseits ein Volk am leichtesten der ihm innewohnenden Kunstrichtung selbst bewußt werden. Man vergleiche hier übrigens das, was der Verfasser oben über die deutsche Poesie des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts im Gegensatze zu den bildenden Künsten dieser Zeiten sagt.

Digitized by Google

Von diesem, ich möchte beinah sagen, neutralen Standpunkte, zu dem sich der deutsche Kunstgeist aus dem Fremden, das ihm in seinen frohen Kinderjahren aufgezwungen wurde, durchgearbeitet hatte, sagen wir von dem romanischen Stile, der natürlich in Deutschland ein etwas anderes Gepräge hatte als in den südlichen Ländern, erhob er sich dann aber zu seinen eigenen Bahnen. Es war wiederum natürlich, daß er sich mit dem blos negativen Resultate nicht befriedigt fühlen, dabei nicht stehen bleiben konnte. Er durfte nicht blos überwinden, sondern mußte auch neu schaffen. Erst noch unsicher und seines Strebens sich nicht selbst bewußt, suchte er auf mancherlei Abwegen, bis er im Uebergangsstile die alten Elemente noch beibehielt, mit ihnen aber doch seinem ursprünglich innewohnenden Streben einen schon fast vollständigen Ausdruck gab. Ich verweise hierfür auf die Trierer Liebfrauenkirche, den Limburger Dom, das Maulbronner Refectorium. Der Schritt, der zu dem vollen Ausdrucke des deutschen Kunstgeistes — der thörichter Weise so genannten Gothik — noch übrig, war deshalb ein unbedeutender und vollzog sich in dem kurzen Zeitraume von dreißig bis fünfzig Jahren.

Daß sich dies Alles zunächst auf nordfranzösischem Gebiete vollzog, verschlägt nichts. Denn in diesen mit den Niederlanden, England und mit dem Niederrhein so eng zusammenhängenden Gegenden prävalirte und herrschte in den höheren Ständen das deutsche Element damals noch absolut. Die Deutschen aber entwickelten wie die Engländer den gothischen Stil neben ihnen selbständig. Daß die Gothik dagegen irgend welche arabische Quellen habe, ist mir höchst unwahrscheinlich. Aber auch angenommen, der Spitzbogen wäre wirklich importirt, so wäre damit doch noch nicht bewiesen, daß dies etwas Anders als ein zufälliger Anstoß und Anlaß gewesen, das deutsche Kunstgefühl zum Durchbruch kommen zu lassen."

Als Beweis weist K. auf die Kirche in Münster-Mayfeld im

Digitized by Google

Hunsrück hin. Auch sei es, meint er, nicht verständlich, warum die Gothik, wenn sie arabischen Ursprungs sei, eher in Nordfrankreich auftrete als in Spanien, der Provence und Süditalien, die doch in einer so viel regeren Verbindung mit den Arabern gestanden hätten, als die nördlichen Gegenden Frankreichs.*) — — —

„Die volle ungestörte Herrschaft deutschen Geistes dauerte leider kurze Zeit: nur achtzig bis neunzig Jahre. Da begann der Verfall schon. Zuerst ein Kranken in sich selbst, das von unmerklichen Anfängen ausgehend das Aeußere, die Oberfläche der Gestalt ergriff: — eine Ueberfaftigkeit, die sich in Auswüchsen zeigte! Die markige Gestalt, das ganze Gerüst, das Streben blieb noch dasselbe, bis endlich dreihundert Jahre nachdem der deutsche Geist gelernt hatte, seinem Kunstsinn einen entsprechenden Ausdruck zu geben, die äußere Gestalt seines Produktes so von krankhaften Auswüchsen überwuchert und verunziert war, daß sie dem Deutschen, ihrem Schöpfer kaum mehr erkennbar blieb, daß sich dieser von sich selbst abwandte und wieder zum Fremden griff." — — — —

*) Ich möchte eine Einwirkung des arabischen Stils nicht unbedingt ausschließen und glaube auch, daß ein Sprung nicht zu verkennen ist, wenn im zwölften Jahrhundert der „königliche Stil" der Gothik von den dem Blute nach deutschen, höheren Ständen Nordfrankreichs im Gegensatz zu dem romanischen Mönchsstile ausging. Es handelt sich um die Gegenden, die bei den Kreuzzügen in erster Reihe standen. Ging aber der Anstoß, ging eine Einwirkung von den Arabern aus, so mußte dieselbe in England, den Niederlanden und den angrenzenden Landen die gleiche sein und zu selbständigen aber ähnlichen Resultaten führen als in Frankreich. Auch bei dieser Genesis der Gothik bleibt es deshalb richtig, daß der deutsche Geist sich in ihren Formen einen adäquaten Ausdruck schuf. Wer will sich darüber wundern? Hatten doch auch selbst die Griechen die Formen ihres Stils den Aegyptern entlehnt.

Digitized by Google

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin SW

Digitized by Google

Aus
der Mappe eines verstorbenen Freundes

(Friedrichs von Klinggräff).

Von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Theil.

Kunst und Leben.

Zweiter Band.

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock)
Regentenstraße 14.
1891.

Aus
der Mappe eines verstorbenen Freundes

(Friedrichs von Klinggräff).

Von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Theil.

Kunst und Leben.

Zweiter Band.

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock)
Regentenstraße 14.
1891.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Tagebuchblätter (Erziehung und Gesellschaft)	1
Neue Klöster	69
Educatio equestris	119
Der Deutsche Adel und dessen Reorganisation	143
Nachwort des Herausgebers	203

Digitized by Google

Tagebuchblätter.

(Erziehung und Gesellschaft.)

1860—1868.

Digitized by Google

Der Herausgeber kann sich hier auf dasjenige beziehen, was er im ersten Bande zu den Tagebuchblättern bemerkte. Auch hier werden wieder eine Reihe von allgemeineren Excursen neben den hierher gehörigen spezielleren gegeben; und diese letzteren beziehen sich zum Theil mit auf das in dem vorigen Bande Gebotene.

Schule und klassischer Geist.

(19. November 1860.)

„Mich dünkt, es kommt viel mehr auf das Sprachgefühl und Sprachgehör als auf die Regel an. Sichere Regeln giebt es in der Sprache nicht, und in unserer noch weniger, als in anderen. Und ich sage „Gott sei Dank" dazu; so wunderlich das auch sein mag, und so wenig ich mir im Augenblick Rechenschaft darüber geben kann, warum.

Wenn es auch philiströs klingen mag: ich habe für unsere Schulmeister: — die großen wie die kleinen, den Dorfpauker wie den Gymnasiallehrer und den Universitätsprofessor — herzliche Verehrung, vorausgesetzt natürlich, daß der Schuster bei seinem Leisten bleibt. Wie der im Bierhaus politisirende Philister (Schuster, Bürger, Bauer) ein widerwärtiges Ding ist, so ist es auch der Schulmann, der über seinen Wirkungskreis hinausgreift und Kunst, Sitte, Lebensweise nach der verwünschten Klassicität hin reformiren will. Bleibt der Wirthshausphilister bei seinen Gewerben und Gemeinde-

Digitized by Google

Angelegenheiten, seinem schlicht bürgerlichen oder bäuerischen Leben, seiner Sitte und Familie; bleibt der Schulmann bei seinem Beruf und, wenn er specifischer Fachmann ist, bei seinem Fache: so sind beide uns grundnützliche Elemente, so sind sie so echt deutsch und tüchtig, und man kann mit Freude und Stolz auf sie sehen. Leider aber bleiben sie zu selten in ihren Kreisen. Und wie unsere Kathedermeister — Gott sei es geklagt — seit dreihundert und mehr Jahren entsetzlich viel Unglück in Deutschland angerichtet haben, wie ihnen vielleicht der größte Theil an unserem Mißgeschicke zuzuschreiben ist, und wie die kleinen Schulpauker doch auch einen wesentlichen Antheil an dem unglückseligen, im Jahre 1848 zur Blüthe gekommenen Geiste der letzten Decennien hatten: so haben auch die Wirthshauspolitiker schon Unheil genug angerichtet und werden vielleicht noch mehr anrichten, wenn ihnen nicht bald durch gesunde Gemeindefreiheit und eine wirkliche Gemeindeorganisation die richtigen Bahnen für ihr Denken, Reden und Handeln angewiesen werden, und wenn sie nicht bald wieder wirkliche Familienhaftigkeit lernen. In der Zeit, wo Göthe einen Philister sagen lassen konnte „Nichts Besseres weiß ich mir, — — — als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei", mag's auch schon politische Kannegießerei genug gegeben haben. Aber sie war bescheidener und harmloser. War es vielleicht sein Wirkungskreis in der Gemeinde oder doch wenigstens in der Familie, der den „Philister" bescheidener machte und von solchen Ausschreitungen abzog?

Doch zum Schulmeister zurück! Ich wollte mich auch gegen die Autorität unserer Philologen, wo es auf das Feingefühl und Feingehör unserer Sprache ankommt, auflehnen. Ich glaube in der That, ihnen nicht Unrecht zu thun, wenn ich es als einen Erfahrungssatz annehme, daß ihnen das klare und feine Gefühl für unsere deutsche Anschauungsweise und insbesondere auch für unsere Sprache und ihr innerstes Leben

Digitized by Google

abgeht: — d. h. im Allgemeinen und natürlich mit den rühmenswertheſten Ausnahmen; und ſelbſtverſtändlich hält ſich Schreiber dieſes nicht etwa für ein Muſterbild ſolchen Feingefühls. Mich dünkt aber, daß der Mangel eines Verſtändniſſes für unſere deutſche Denkart bei unſeren Philologen vollkommen erklärlich und in der Sache begründet iſt. Leider werden wir alle in unſerer, nach meiner Ueberzeugung grundverkehrten Schulerziehung mit der Milch der Klaſſicität durch die Säuglingsjahre unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung hindurchgepäppelt. Während bei uns anderen dann eine geſunde Reaktion von den Lümmeljahren anfangend, durch die Jünglings- und Univerſitätsjahre hindurch mit ihrer Unabhängigkeit, ihrem Freiheitsſinn und ihrer nationalen Begeiſterung die Oberhand behält, wird der arme Philologe immer wieder in den Geiſt der Klaſſicität hineingetaucht. Kein Wunder, daß die meiſten ſich in ihre Feſſeln verſtricken laſſen, und daß ſchließlich ihre Anſchauungen zu ſo einem Miſchlingsprodukte werden, das weder deutſch noch klaſſiſch iſt! Es gehören beſonders kräftige Naturen dazu, um dabei ganz deutſch bleiben zu können. Wenigſtens als das Erſtrebenswerthe oder doch als das Höhere gilt weitaus den meiſten die Klaſſicität und der in ihr lebende Geiſt.

Man mag nun in abstracto darüber denken, wie man will: für uns Deutſche bleibt die Klaſſicität einmal falſch. Deutſcher und klaſſiſcher Geiſt widerſtreben ſich ſo ſehr, daß ſie ſich gegenſeitig ausſchließen. Und ſo lange deutſches Blut in unſern Adern rollt, ſo lange wir unſere Geſchichte nicht auslöſchen, ſo lange wir unſer tauſend bis zweitauſend Jahre altes Denken und Fühlen nicht auch in der Maſſe, in den unterſten Schichten unſeres Volkes ausrotten können, ſo lange unſere Wälder noch aus Buchen, Eichen und Tannen, nicht aus Pinien und Oelbäumen beſtehen: ſo lange werden wir uns auch nicht in die Klaſſicität einbürgern können. Selbſt

Digitized by Google

ein Geistesriese wie Göthe vermochte es nicht und wurde schließlich zu einem Zerrbilde, obgleich wohl in keinem Deutschen eine solche Riesenkraft echt germanischer Kunst als in dem Göthe lag, der, noch frei von den Delilabanden der Klassicität, in seiner ursprünglichen Kraft stand und mit einem einzigen, fast plötzlichen Sprunge die deutsche Dichtkunst beinahe auf die höchste bisher erreichte Stufe brachte. Ist es die italienische Reise gewesen, die Göthe definitiv von der richtigen Bahn abbrachte? Italien, dieses unglückselige Land, hat unser bestes Blut absorbirt, ist das Grab unserer besten Kraft, unserer besten Kunst, unseres besten Denkens und Wollens. Wahrscheinlich ist auch Göthe hierfür ein Beleg; denn so gewiß es dem Deutschen unerreichbar bleibt, sich ganz in die Klassicität hineinzufühlen und zu leben, so gewiß kann es nur ein vor der wahren Vernunft, wie vor dem wahren Kunstgefühl nicht bestehendes Zerrbild geben, wenn man deutsches Wesen mit klassischem Geiste durchdringen will. —

Doch um endlich auf meinen Ausgangspunkt zurückzukommen, so meine ich, daß sich neben den obigen allgemeinen Uebelständen bei den Philologen stets auch das noch als Folge der dauernden und gründlicheren Beschäftigung mit den Klassikern geltend machen wird, daß das Feingefühl für unsere Sprache sich bei ihnen verliert oder doch abstumpft. Wer, bevor er an das tiefere Studium der Muttersprache geht, eine fremde Sprache erlernen, sich ganz in ihren Geist einleben und einfühlen muß, bei dem wird das erste regere und frischere Interesse für die Sprachforschung zu leicht in dieser einen Richtung absorbirt; besonders noch, wenn eine todte, überall in ihrer Entwickelung abgeschlossene Sprache sein erstes Studium bildet. Wenn dann die fremde Sprache festere, durchgebildetere Regeln hat, so wird der Philologe um so weniger die feine und frische Auffassung sich bewahren können, die da nöthig ist, um unsere Muttersprache, — welche sich aus einem

Digitized by Google

lebendigeren, stärkeren Kampfe entwickelt hat, die heute, Gott sei Dank, noch nicht erstorben und abgeschlossen ist, die weniger als irgend eine andere sich in consequente, todte Regeln einzwängen läßt, — in ihrem Wesen und Leben und in ihrer Tiefe vollkommen zu erfassen.

Ganz besonders wirkt noch die Art und Weise nachtheilig, wie die lateinische Sprache erlernt wird. Sie wird nicht mit dem Gefühle erfaßt; man lebt sich viel weniger auf unwillkürlichem Wege in ihren Geist ein,*) als daß man auf rein verstandesmäßige Weise sie sich zusammenzuconstruiren, als daß man bei jedem Schritte, den man in ihrer Kenntniß vorwärts thut, sich ihrer Regeln verstandesmäßig bewußt zu werden lernt. Unsere Sprache aber, die noch nicht abgeschlossen ist, wird in ihrer Tiefe nicht leicht Jemand auf dem bloßen Verstandeswege ergründen. Es gehört dazu volles, noch ungeschwächtes Feingefühl, wirkliche Begeisterung und Liebe, die sich einmal nicht auf zwei Sprachen ausdehnen lassen.

Und noch eins: wer wirklich in die Tiefen unserer Sprache eindringen will, der muß sie nicht blos in den Anfängen und dem ganzen Material unserer Litteratur studiren; er muß sie in dem Volksmunde belauschen, dem Born, aus dem sie heute noch in wunderbarer Mannigfaltigkeit und Frische lebendig und sich stets fortgestaltend hervorquillt. Dazu aber regt das Studium der lateinischen Sprache am allerwenigsten an; und ebenso wenig bringt im Allgemeinen das Leben und das ganze Studium unserer Philologen wirkliches Interesse, wirkliche Liebe zu den Schichten, die unsere Volksmasse bilden, zu ihrem Leben und Treiben, Denken, Fühlen und Sprechen mit sich. Aus den Gründen, die sich aus Obigem leicht ergeben, ist es mir überhaupt sehr fraglich, ob es nützlich sein kann, deutsche Grammatik auf Schulen zu lehren.

*) Das war früher, als man noch so viel Werth auf das Sprechen legte, wesentlich anders. Wie wenige können heute noch das Lateinische sprechen!

Digitized by Google

Mich dünkt, es kann das leicht die große Gefahr mit sich bringeu, unsere Sprache absterben, erstarren zu lassen. Die große Mehrzahl unserer Schüler wird niemals geistig tief genug ausgerüstet, fast alle werden in ihrer geistigen Entwickelung noch nicht ausgebildet und selbständig genug sein, als daß nicht zu besorgen wäre, daß sie unsere Sprache rein mechanisch auffassen lernten, und daß für sie also unsere Sprache mehr oder minder zu einer todten würde. Wer den Beruf zu einem grammatischen Studium unserer Sprache hat, dem bleibt im späteren Leben noch reichliche Gelegenheit dazu. Auf Schulen, meine ich, sollte man sich darauf beschränken, eine möglichst genaue und innige Bekanntschaft mit unserer Litteratur von ihren Anfängen und womöglich durch alle Schattirungen und Zeiten der Volksdialekte hindurch mit allen Kräften anzuregen und nächstdem überall auf die Volksdialekte, wie sie jetzt noch gesprochen werden, hinweisen. Das Hauptgewicht natürlich müßte immer auf die Blüthe unserer Litteratur in der letztverflossenen, litterarisch großen Zeit (aber auch auf die in unserem Mittelalter) gelegt werden. In allen diesen Richtungen müßte unsere Litteratur mit ganz anderem Gewichte und Ernste auf den Schulen betrieben werden, als es — zu unserer Schande — bisher leider geschieht. —

Die größte Aufmerksamkeit und die aparteste Pflege sollte man, wie ich andeutete, unseren Volksdialekten widmen. Sie sind allein der Quell, in dem sich unsere Sprache reinigen und wieder verjüngen, aus dem sie immer wieder neues Leben schöpfen kann, wenn sie zu erstarren droht. Nur will dergleichen eben mit wirklicher Liebe und wirklichem Feingefühl behandelt werden.*) Mit polizeilichen Dekreten ist da freilich

*) Beides aber vermißt man heut zu Tage in unseren hochgebildeten und überfeinerten Schichten mitunter recht bitter. Wahrhaftig, häufig genug treten einem in dieser Beziehung nicht blos Taktlosigkeiten sondern offenbare Rohheiten entgegen.

Digitized by Google

nichts zu machen, wie es ja auch höchst verkehrt wäre, für die Erhaltung der Landestrachten auf polizeilichem, obrigkeitlichem Wege wirken zu wollen. Pfarrer, Gutsbesitzer, Landrichter, Schullehrer können in diesen Beziehungen noch am ersten wirken: vorausgesetzt, daß sie wirkliche Liebe zum Volke haben, die ihnen möglich macht, sich in sein Denken und Leben, in seine Anschauungen hineinzufühlen und um des Volkes willen, nicht aber aus eigenwilliger Liebhaberei für alte Sitte und Sprache, zu wirken, ohne das Volk in seiner eigenthümlichen Willensfreiheit beeinträchtigen zu wollen. Noch könnte der Prediger an den Nord- und Ostseeküsten ruhig plattdeutsch predigen und nur den Bibeltext, die Lithurgie, den Katechismus hochdeutsch vortragen. Noch könnten Schulunterricht und Gerichtsverhandlungen dort auf dem Dorfe plattdeutsch und in Süddeutschland im Landesdialekte gehalten werden. Noch kann der Gutsherr im Landesdialekte mit seinen Leuten sprechen, den Dienstboten in seinem Hause nur Sachen, die der Landestracht entsprechen, zu Geschenken machen. Wollte dagegen der Gutsbesitzer seinen Tagelöhnern es als Bedingung ihres Dienstes auferlegen, daß sie die Landestracht beibehalten müßten, oder wollte der Richter etwa in den niederen Kreisen einer größeren Stadt den Landesdialekt ebenso rein und ebenso weit vom Hochdeutschen entfernt sprechen, als auf dem platten Lande, so wären das Taktlosigkeiten, die das volle Gegentheil der guten Absicht bewirken würden. Solche Auffassung müßte dann auch — aber freilich nur im Allgemeinen — die Richtung für die Ausdrucksweise der Schüler in ihren schriftlichen Arbeiten abgeben. Dabei aber müßte man der individuellen Auffassung der Lehrer und, wo irgend angebracht, auch des Schülers volle Freiheit gewähren und eine Färbung der Schreibweise nach dem Volksdialekte des speziellen Landestheiles oder nach dem mittelalterlichen oder lutherischen Deutsch eher begünstigen als unter-

Digitized by Google

drücken, sofern nur in letzterer Beziehung die Ausdrucksweise noch verständlich und dem Geiste und heutigen Leben unserer Sprache entsprechend ist.*)

Obgleich ich als krasser Laie meine Meinung natürlich nur sehr bescheiden und als eine durchaus unmaßgebliche aussprechen kann, so glaube ich doch, daß es durchführbar wäre, auch das Lateinische nicht auf dem Wege des grammatischen Aufbaues, des Fortschreitens von einer grammatischen Regel zur anderen, sondern durch die praktische Uebung im lateinischen Uebersetzen und Sprechen zu lehren, in der Weise, wie man in den neueren Sprachen unterrichtet. Ich meine, daß man den Schüler, sobald ihm nur die Declinationen und Conjugationen sicher eingeprägt sind, sogleich in die praktische Uebung der Sprache einführen sollte, ohne ihn erst noch lange mit syntaktischen Regeln zu plagen. Nach meiner Ueberzeugung stumpft man durch die Gewöhnung an solche mechanische Regeln nicht blos das sprachliche Feingefühl für die Auffassung anderer und besonders der Muttersprache ab, man lehrt den Schüler nicht blos, sich, statt an die strengen, sicheren Schlußfolgerungen, an mechanische, oberflächliche Consequenzenbildung zu gewöhnen, sondern man erschwert auch unnöthig die Erlernung der lateinischen Sprache, statt sie zu erleichtern. Wenn dem Schüler eingeprägt wird, utor regiere den Ablativ, so ist das eine mechanische Phrase, die ihm den wirklichen Begriff, den die Römer mit dem Worte utor verknüpften, verdeckt, ihn durch ein todtes, bedeutungsloses Wort dahin bringt, sich die wirkliche Bedeutung des Wortes, den Grund, weswegen dasselbe den Ablativ nach sich zieht, nicht klar zu machen. Ganz dasselbe ist der Fall, wenn man ihm sagt, das Wort ne regiere den Conjunctiv. Nicht das Wort

*) Es versteht sich von selbst, daß eine solche Pflege der Volksdialekte es nothwendig macht, daß man das Schulwesen decentralisirt und wenigstens die Lehrer in der deutschen Sprache nach den betreffenden Landestheilen auswählt.

Digitized by Google

ne regiert den Conjunctiv, sondern wo der Römer das Wort ne gebraucht, da mußte er nach seiner Anschauung und Sprachauffassung den Conjunctiv setzen. Ne bedingt nicht den Conjunctiv, sondern ist ebenso wie der Conjunctiv durch den Sinn des Satzes bedingt. Ich bin ein entsetzlich schwacher Lateiner und wohl sehr unglücklich in der Wahl meiner Beispiele und in dem Ausdrucke dessen, was ich sagen möchte. Indessen mag man vielleicht aus Obigem erkennen können, was ich meine, und mag sich bessere und richtigere Beispiele wählen. Bei utor und dergleichen Wörtern liegt der Fehler in der falschen Uebersetzung, der nicht vollkommen richtigen Wiedergabe der Grundbedeutung des Wortes.

Mit all' dergleichen mechanischen Regeln wird dem Schüler aber nichts erspart. Er wird viel besser und sicherer aus dem Uebersetzen und Sprechen lernen, was der Römer mit dem Conjunctiv, ob er ihn nun mit ne oder einem anderen Bindeworte anfügt, ausdrücken will, als durch eine solche todte Regel. Man wird dagegen einwenden, in dem Alter, wo man ihn des Lehrsystems wegen schon so weit in die römische Sprache eingeführt haben müsse, daß er mit Constructionen wie ne und dergleichen umzugehen wisse, wäre er noch nicht fähig, deren Bedeutung in ihrem wirklichen Grunde zu erfassen; und man müsse sich deshalb mit einer solchen mechanischen Regel behelfen. Das ist nach meiner Meinung falsch. Geht's dann auch etwas langsamer und unsicherer vorwärts, so ist es doch immer besser, man macht den Schüler in jedem einzelnen Falle darauf aufmerksam „hier wird der Conjunctiv gebraucht." Er wird es mit der Zeit sehr wohl durchfühlen lernen; wie es sich ja auch bei anderen Sprachen als möglich erwiesen hat. Und gerade in dem Alter ist das Gefühl viel feiner, als man glaubt. Für die wirkliche Erfassung der Sprache bedarf es aber später des Gefühles doch, darum stumpfe man es um so kleiner Vortheile willen nicht frühzeitig

Digitized by Google

ab. Dann braucht man dem Schüler in solchem Alter ja auch beim Uebersetzen in's Lateinische nicht Aufgaben zu stellen, die ihm derartige Schwierigkeiten machen. Beim Uebersetzen aus dem Lateinischen wird er wohl meist, auch ohne über solche Feinheiten durch Regeln aufgeklärt zu werden, den richtigen Sinn treffen. Vor Allem aber glaube ich, daß es unrichtig ist, so frühzeitig wie es bis jetzt auf den Gymnasien geschieht, mit diesen schwierigeren Theilen des lateinischen Unterrichts vorzugehen. Kann man fremde Sprachen nicht auf dem Bonnen-Wege erlernen lassen, der übrigens nach meiner Ueberzeugung auch sein sehr Bedenkliches hat, so gewinnt man mit dem so frühzeitigen Beginne nichts. Je je reiferem Alter man eine Sprache beginnt, je rascher und tiefer wird man sie erfassen. Es bleiben für den ersten Unterricht ja noch Aufgaben genug: alle die mehr mechanischen Kenntnisse, die als sichere Grundlagen unentbehrlich sind, und die jetzt viel zu oberflächlich eingeprägt werden, tüchtige Gedächtniß-übungen u. s. w."

Zur Geschichte des deutschen Adels.

(26. November 1860.)

„Der deutsche Adel braucht den Vergleich mit dem Adel anderer Länder wahrhaftig nicht zu scheuen. Daß der englische Adel sich freier von Gewaltthaten gehalten hat, lag das nicht viel mehr daran, daß er in den eisernen und gewaltthätigen Zeiten unter kräftigen und mächtigen Königen stand, die ihn in Schranken hielten? Wo in Deutschland dasselbe der Fall*) war, also unter der Regierung unserer großen

*) Es ist mir doch zweifelhaft, ob der englische Adel auch im Allgemeinen weniger Gewaltthaten auf seinem Gewissen hat, als der deutsche. Die Geschichte des englischen Mittelalters ist seit der normännischen Eroberung viel reicher an Gräuelthaten als die gleichzeitige deutsche Geschichte, die wohl die von Verbrechen reinste Geschichte ist, welche die Welt kennt. Uebrigens geht aus Shakespeare's

Digitized by Google

Kaiser, wird man Raubritterthum ebenso wenig*) finden, als in England. Hauptsächlich erzeugten es die „kaiserlosen, schrecklichen Zeiten" bei uns und dann die traurigen, in denen das Kaiserthum zu einem Territorialkönigthum herabgesunken war, dem der Kaisertitel zu der Erwerbung der allerdings nothwendigen Hausmacht dienen mußte. Wenn der englische Adel die Macht dazu hatte, so hat er sich in eigenen Fehden, in Kämpfen gegen seine Fürsten und die Landeseinheit wilder als der deutsche ausgetobt. Man denke nur an die Kämpfe und Aufstände der englischen Barone unter König Johann, unter Richard II. und Heinrich IV.; man denke an die Rosenkriege! Und wie manches Mal sind im Laufe dieser Kämpfe die englischen Barone nicht auf die Seite des französischen Landesfeindes getreten!

Daß der englische Adel sich reiner von Sittenverderbniß gehalten habe, wird auch Niemand behaupten wollen. Man erinnere sich des Hoflebens Heinrichs VIII., der Königin

---

Heinrich IV. hervor, daß dem englischen Adel trotz seiner größeren Abhängigkeit im Ausgange des Mittelalters das Raubritterthum durchaus nicht unbekannt, daß dasselbe im Gegentheil dort in einer Weise entartet war, wie es in Deutschland wohl niemals vorgekommen ist. Will man aber endlich auch den schottischen Adel, wie man es doch eigentlich muß, zum Vergleiche heranziehen, so fällt dieser ganz sicher zu Gunsten des deutschen Adels aus. Die schottische Geschichte ist voll der größten Gewaltthaten des Adels, die sich bekanntlich bis in die Zeit der Maria Stuart hinein fortsetzten.

*) Ich verweise auf die vorige Anmerkung. Ein solches Rauben sans phrase, wie bei Fallstaff und seinen Genossen, wird wohl schwerlich bei einem deutschen Edelmanne vorgekommen sein. Man könnte höchstens einwenden, daß die von Shakespeare geschilderte Zeit hinter diesem schon zu weit zurück lag, als daß man ein großes Gewicht auf seine Schilderungen legen könnte. Sicher aber fußte er auf einer noch lebendigen Tradition; und es muß m. E. aus seiner Schilderung jedenfalls so viel als erwiesen gelten, daß es im fünfzehnten Jahrhundert überhaupt ein Raubritterthum in England gab. Im Uebrigen verweise ich auf das von dem Verfasser in dem Folgenden Gesagte.

Digitized by Google

Elisabeth und namentlich Karls II.! Und in England existirte nur ein einziger Hof, der trotz seiner großen Verführungskraft doch in dieser Beziehung weit weniger nachtheilig wirken mußte, als die Gesammtheit der vielen Höfe in Deutschland.

Daß der englische Adel dagegen jetzt schon lange zu einem wirklichen Standes- und Pflichtbewußtsein zurückgekehrt ist, das kann er sich mit Recht zum Ruhme anrechnen. Doch soll man nicht vergessen, daß die Einheit des englischen Reichs ihm diesen Weg auch deutlich anwies; vor Allem aber, daß durch eine glückliche Fügung seine alte ständische Macht nie völlig gebrochen wurde, daß glückliche Umstände es ihm immer möglich machten, seine Rechte wieder zu gewinnen und in den Volksrechten zugleich die eigenen zu schirmen.

— — — Verdankt unter diesen Umständen wirklich der englische Adel seine jetzige ehrenhafte Stellung lediglich der eigenen Tüchtigkeit, oder muß er sie nicht zum großen Theil in einer glücklicheren Fügung der englischen Geschichte suchen? Würde unter gleichen Verhältnissen deutscher Adel nicht die gleiche Stellung errungen haben?*) Und ist die

*) Nicht die Gewährung der magna charta scheint das Entscheidende gewesen zu sein. Sie muß zu Shakespeares Zeiten nicht im Gesammtbewußtsein der Engländer gelebt haben. Weit wichtiger war es, daß Eduard III. zum Volkskriege gegen die Franzosen der freudigen Unterstützung aller Elemente der Nation bedurfte, daß unter ihm aus den vier Ständen des Parlaments ein Ober- und Unterhaus entstand, und daß der mit dem Bürgerstande zum Haus der Gemeinen vereinigte Ritterstand den Anstoß zu einer politischen Bewegung gab, die bis auf den heutigen Tag fortwirkt. Zur Zeit der Tudors war freilich wenig davon zu verspüren; und unter den ersten Stuarts ließen sich die Verhältnisse in England nicht wesentlich anders an, als auf den Kontinent. Der Ausbruch der Revolution beruhte auf einer Vereinigung des calvinistischen Geistes der Schotten mit dem politischen Unabhängigkeitsgefühl der Engländer. Schließlich aber sind es doch die Revolution und der Bürgerstand gewesen, welche die Verhältnisse geschaffen, denen der englische Adel seine heutige Stellung verdankt. So ist es oft ein Glück, wenn eine

Digitized by Google

Ueberzeugung eine ungerechtfertigte, daß der deutsche Adel noch die Kraft in sich hat, das Standes- und Pflichtbewußtsein, das die erste, wesentliche Grundlage des Adels ist, wieder zu gewinnen?"

Hochzeiten.

(6. Dezember 1860.)

„Zur Hochzeit, die ich gern wieder im Hause des Mannes gehalten sähe*), sollten eigentlich nur Eltern und Geschwister, oder doch wenigstens nur die allernächsten Befreundeten, soweit dies möglich ist, eingeladen und die Hochzeitsmahle sollten durch Familienstatute auf nur drei Schüsseln beschränkt werden. Will man Luxus, so kann man ihn in die Qualität des edlen Weines setzen, nicht aber etwa in dessen Masse. Bei solcher Einfachheit des Mahles wird die Gene auch wegfallen, die es haben kann, Nahestehende nicht einzuladen. Um diesen vollständig zu genügen, möge man acht Tage vor der Hochzeit im Hause der Braut eine Festlichkeit veranstalten, zu der alle Verwandte und Befreundete, ein weiter Kreis von Ehrengästen, eingeladen werden. — Einen besonderen Zorn habe ich auch noch gegen den mir widerlichen, fremden Myrthenkranz. Man schaffe ihn doch ab und gebrauche statt seiner einen ehrlichen, deutschen Jungfrauenkranz. Vielleicht bieten unsere alten, deutschen Hochzeitsgebräuche bei manchem Rohen, Plumpen, Uebertriebenen irgend eine schöne Sitte dieser Art, die man, wenn sie gut und unverfänglich bei der

unvermeidliche Krankheit, wie eine Revolution es häufig ist, einen Volksorganismus recht früh erfaßt Als in Frankreich die Revolution ausbrach, waren, ganz abgesehen von allem anderen, die Verhältnisse schon viel zu entwickelt und ausgelebt, um ein Gegengewicht gegen die zerstörerischen Tendenzen und dadurch die Möglichkeit einer Neubegründung der Stellung des Adels darzubieten.

*) Dies ist z. B. im Hannöver'schen auf dem platten Lande noch in vielen Gegenden der Fall. Der Verfasser erhoffte — wie ich meine, mit Recht — von einer Verallgemeinerung dieser Einrichtung eine Vereinfachung der Hochzeiten. Doch ist das wohl nicht der einzige Grund des betreffenden Wunsches.

Digitized by Google

Hochzeit ist, einführen könnte. Es muß aber eine Sitte sein, die eben zum natürlichen Ausdruck unseres Fühlens und Denkens dienen kann und nicht künstlich gemachte Formalität bleibt."

„Pöbel."

(10. Januar 1861.)

„Es giebt schon Pöbel genug unter den niedrigen Volksklassen; zumal in großen Städten und in Fabrikgegenden. Im Allgemeinen aber ist Pöbel auch unter den niederen Volksklassen selten: auf dem Lande und in kleinen Städten wird man ihn unter den gewöhnlichen Verhältnissen fast gar nicht finden. In den reicheren Schichten ist er verhältnißmäßig viel häufiger. Es giebt Reichthumspöbel, Gesellschaftspöbel und vor Allem auch — Kunstpöbel."

„Der rohe Bauer."

„Ihr selbst seid roh, tretet dem Bauern mit Hochmuth gegenüber und nehmt euch vornehmer Weise nicht die Mühe, in seinen Ideengang einzugehen. Natürlich seht ihr dann nur die rauhe Schale seines Denkens und Fühlens. Das ist aber gerade so roh, als euch der Bauer roh vorkommt, wenn er — euren Ideengang, eure Anschauungsweise nicht kennend — euer Gefühl einmal beleidigt. Der Unterschied ist nur der, daß den Bauer sein Beruf, seine harte, rohere Arbeit entschuldigt, — euch nicht. Wer sich wirklich die Mühe nimmt, unser Volk etwas genauer zu beobachten — und nicht blos von der Touristenstraße oder dem Gerichtssaale herab — der wird es auch lieben. Seit ein Fußwanderer*) uns die Wissenschaft vom Volke wieder erweckt hat, von der vielleicht in hundert Jahren unsere Herren vom Katheder und den grünen Tischen keine Spur gefunden hätten, ist das Studium des Volkes ein bischen Mode geworden.

*) W. H. Riehl.

Digitized by Google

Aber was nennt man Studium? Man sieht sich des Volkes Haus, seine Tracht, seine Hantirung an: was es denkt, wie es fühlt, das zu studiren, fällt den Leuten nicht ein; denn dazu müßte man freilich den engen Schnürleib des vornehmen und feinen Mannes einmal ausziehen können. Iß und trink einmal mit dem Volke, zeige ihm, daß Du ein Herz für das Volk, daß Du Gefühl für sein Denken hast! Aber habe es auch: sonst wird Dir's der „rohe Bauer" herausfühlen, daß Du affectirst."

Die jungen Beamten.

(10. Februar 1861.)

„Selbst die bedeutendsten, von Hause aus höchst eigenartig und selbständig construirten Menschen werden sich als junge Beamte nur in den allerseltensten Fällen den ertödtenden Einflüssen des bestechenden, durch und durch consequent ausgebildeten Beamtensystems und der Staatsmaschine entziehen können. Ich spreche aus Erfahrung; zwar nicht an mir selbst, aber an vielen meiner frischesten, kräftigsten und geistig bedeutendsten Universitätsbekannten. — — — Grade für den, der aus dem schönen, so völlig freien Studentenleben kommt, das bei der kurzen Dauer meist wenig wissenschaftliche Selbständigkeit mitgiebt, hat das büreaukratische System — gleichviel, ob in Wissenschaft oder Praxis, gleichviel, ob berechtigt oder theoretisch hohl und unberechtigt — sehr viel Verführerisches und Bestechendes."*)

Die Lümmeljahre.

(12. Februar 1861.)

„Ich glaube, die verschrieenen Lümmeljahre beruhen auf einem ganz guten und tüchtigen Grunde, den Anfängen der ersten Männlichkeit, des Freiheitsgefühls und des Trotzes, die

*) Man vergleiche hier Lebensbild.

Digitized by Google

sich freilich gewöhnlich nicht gerade in richtiger und noch weniger in angenehmer Weise aussprechen."

Das Kunsturtheil der Damen.

(12. Februar 1861.)

„Es muß ja nicht alle Wissenschaft gewußt, alle Kunst gekonnt oder doch gekannt werden; am allerwenigsten von Damen, die so viele für sie wichtigere Dinge in Küche und Haushalt, im Nähen und Sticken zu lernen haben.*) So ist es ein wahres Labsal, wenn man wieder einmal eine Dame findet, die nicht Alles weiß. Wahrhaftig, ich möchte beinahe sagen: je weniger eine Dame weiß, je angenehmer ist sie; vorausgesetzt, daß sie das Wenige dann auch um so gründlicher weiß. Besonders gilt dies von der Kunst. Es scheint jetzt zum guten Tone zu gehören, daß eine Dame über Alles, was in das Gebiet der Kunst schlägt, ein angelerntes Urtheil zu produciren wisse. Daß eine Dame dagegen eine besondere Vorliebe oder Abneigung für einen Zweig der Kunst hegt, daß sie ein Gedicht, ein Gemälde, ein Musikstück mit besonders warmem Gefühl aufgefaßt, — daß irgend ein Kunstwerk eine wirkliche Begeisterung in dem Frauenherzen hervorgerufen hätte: das tritt einem jetzt so selten einmal aus einem Gespräch mit Damen entgegen. Ueberall auch hier Kunst*treiben* der gesellschaftlichen Unterhaltung, Kunst*studium* der für eine gebildete Dame nöthigen Kritik wegen; selten aber, um das eigene Gefühl daran zu erwärmen, selten aus innerem Drange, aus Begeisterung an einem Kunstwerke oder einem Kunstzweige. Das ist bei Männern schon herzlich schlimm, bei Frauen aber, deren Element das Gefühl ist, und in deren Beruf das Schönheitsgefühl gar keinen so geringen Platz einnimmt, doppelt schädlich und von den nachtheiligsten Folgen für unsern ganzen Volksgeist. — — —

*) Man vergleiche Göthe's herrliche Episteln über das Lesen.

Digitized by Google

Eine Dame besonders muß das Herz haben, auch einmal ein Kunstwerk nicht zu verstehen oder häßlich zu finden. — — —"

Ueber Kunst.

„Ist es denn nöthig, daß all und jedes Ding, in dem sich Kunst aussprechen kann, ausgebeutet werde? Ist es denn nöthig, daß Kunst auch verbunden mit solchen Dingen dargestellt werde, die nebenher üble Folgen und Einwirkungen mit sich bringen? Bleibt denn in Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik, Schauspiel, auch wenn man sie in den strengsten Grenzen der Anforderungen der Moral und der gesunden Vernunft hält, nicht dem Künstler noch genug Spielraum, um zu den höchsten Höhen der Kunst emporzudringen, dem Publikum nicht Stoff genug, um sich auch so noch den Magen zu verderben?"

Oeffentliche Meinung.

(10. März 1861.)

„Einer von den Götzen unserer hochaufgeklärten Zeit! Oeffentliche Meinung! Ja! öffentlich im schlimmsten Sinne des Worts ist diese sogenannte Meinung längst geworden. Aber unseres Volkes Meinung ist es wahrhaftig noch nicht. Diejenigen, welche in Politik und vornehmem Tone „machen", welche die sogenannte Gesellschaft bilden, die da willkürlich die Moden und Sitten fabriciren und einführen wollen, die auf den modernen Thronen des Geldsackes sitzen und sich in die Herrschaft des Kunsturtheils theilen, sie alle bilden nicht die Meinung unseres Volkes. Leider gehören sie alle mit zu unserem Volke; noch aber liegt dessen Meinung nicht in dem, was jene sagen, noch, Gott sei Dank, bildet etwas anderes unser Volk.

Es sind — man lasse mir den etwas wunderlichen Aus-

Digitized by Google

druck — es sind die „Stillen im Lande," die noch die weitaus große Mehrzahl unseres Volkes bilden, in denen deutscher Geist, deutsche Sitte, deutsches edles Denken, deutsche Ehre und Treue noch herrschen, wie von Alters her. Es sind die „Stillen" unter Fürsten und Adel, unter Bürgern Bauern wie unter den armen, haus- und familienlosen Arbeitern. Die Stillen im Lande*) gehören allen Parteien an, wie ja an den Parteien nur die Theorien und Prinzipien und in Folge dessen die Eitelkeit, der gegenseitige Haß, die grenzenlose Ueberschätzung des eigenen Urtheils das Verdammenswerthe, eine Scheidung aber nach allen den Nüancen hin, die unsere jetzigen Parteien tragen, durchaus in der Natur der Sache begründet ist.

Noch vor zwanzig Jahren bildeten die „Stillen im Lande" eine öffentliche Meinung. Sie war sehr verschieden von der heutigen öffentlichen Meinung und gegen dieselbe gehalten

*) Wie sehr K. die „Stillen im Lande" in jenen Jahren beschäftigten, geht auch daraus hervor, daß sich eins der erhaltenen Vorworte an die „Stillen im Lande" wendet. Es heißt darin: „An die Stillen im Lande möchte ich dies kleine Schriftchen richten, damit sie endlich aussprechen lernen möchten, was sie tief innerlich fühlen und vor ihrer Bescheidenheit und Trägheit verbergen: — daß sie nämlich den Kern unserer Nation bilden. An sie möchte ich es richten, damit sie endlich vor Gott, Ehre und Gewissen mit sich zu Rathe gehen, was ihre Pflichten gegen das Vaterland sind; daß sie sich endlich nicht scheuen, der klaren, schlichten Wahrheit, die sie immer noch im Herzen tragen, Worte zu geben und nach ihr zu handeln, allem Lug und Trug, aller Hohlheit und allem Schein mit Kraft entgegenzutreten, wo immer sie dieselben finden mögen, in dem eigenen Stande oder in einem anderen, in der eigenen Partei oder in der entgegenstehenden, bei unseren Fürsten oder bei unserem Volke, in Politik, in Kunst, in Religion und in Sitte, in der Gesellschaft und im eigenen Hause, beim Herrn und beim Knecht. Wahrheit ist die Pflicht des Menschen gegen Gott; sie ist es aber auch gegen das Vaterland, gegen Mitmenschen und gegen sich selbst; — und sie ist auch immer das Nützlichste." — — —

Digitized by Google

eine sehr geheime öffentliche Meinung, welche weder in den Zeitungen noch in den Parteien und Klubs, die ja auch damals schon in reichlichem Maße vorhanden waren, ihre Vertretung fand. Heute kann man dasselbe von den „Stillen im Lande" nicht mehr sagen. Obgleich sie noch immer die unendlich überwiegende Mehrheit ausmachen, so bilden sie doch nicht mehr die öffentliche Meinung, sondern folgen einer neuen, anderen, durch eine Minorität gebildeten öffentlichen Meinung: der der Parteien und Zeitungen.

Zu bescheiden, um sich ein eigenes Urtheil zutrauen zu wollen, vielleicht auch zu bequem, von der Zeit zu sehr gedrängt, um allein stehen bleiben zu können und sich nicht einer Partei anzuschließen, haben sie sich untergeordnet und ihr besseres Urtheil gefangen genommen.*) So eingelullt von dem bestechenden, anscheinend so consequenten und erschöpfenden Systematismus der betreffenden Partei, legen sie sich jeden Abend auf das gute Gewissen ihrer Zeitung nieder, ohne zu ahnen, daß es nicht ihr eigenes, also für sie auch kein gutes Gewissen ist.

Und doch sind diese „Stillen im Lande" die große Masse, der Kern und der einzige Halt unserer Parteien. Nähme man ihnen den fort, könnte man den Stillen klar machen, wie sie gegen besseres Urtheil dahin geleitet werden, wohin sie, wenn sie sich selbst zu folgen wagten, nimmer gehen würden, unsere heutigen Parteien würden bald auf eine entsetzlich kleine Zahl zusammenschmelzen. Und die Zahl würde um so kleiner sein, als das Residuum, das den treibenden, agirenden Theil der Parteien bildet, an moralischer Bedeutung

*) Wenn man K. auf die Nothwendigkeit, daß es compakte Parteien geben müsse, aufmerksam machte und darauf hinwies, daß es in Athen die Pflicht eines jeden Bürgers gewesen sei, sich einer Partei anzuschließen, so pflegte er zu antworten, dieser Grundsatz eben sei es gewesen, der Athen zu Grunde gerichtet habe.

Digitized by Google

meist doch weit hinter den sich leiten lassenden „Stillen im Lande" zurückbleibt. Es ist das die große Schwäche aller Parteien. Kommen wirklich Stürme, wo's nicht mehr blos mit Schwatzen und Versammeln, Demonstriren und Protestiren abgethan ist, wo beißen soll, was angestachelt wurde, da — und das ist kein Vorwurf, den ich damit machen will, — da versagen eben die „Stillen", welche doch noch die große Masse bilden. Natürlich, das Gewissen rührt sich; man fragt sich, wo's zu handeln gilt und Handeln schwere Verantwortung mit sich bringt, — ob's denn auch wirklich so unumstößlich richtig war, was man bisher glaubte, ob die Gegenpartei nicht doch auch in einer oder der anderen Beziehung Recht hatte.

Die Folge ist, daß dann mit einem Male Zeitungen und Parteien — untergehen oder aber jämmerlich umschlagen, sich winden und drehen, daß es widerlich anzusehen ist, bis sie endlich herausphilosophirt haben, daß aus den und den besonderen Gründen, gerade hier, gerade diesmal weiß ist, was gestern als schwarz in die weite Welt hinausgeschrieen wurde."

Ueber die Ehe.

(17. März 1861).

„Die Eheschließung bleibt eine vorwiegend soziale*), keine religiöse Handlung; diejenige, auf der, soweit wir es zu erkennen vermögen, nach Gottes Willen die ganze menschliche Weltordnung begründet ist. Und insofern ist sie uns eine heilige Handlung gleich der Uebernahme der Verpflichtung durch den König bei dessen Thronbesteigung, gleich dem Eide, den jeder Beamte dem Könige, der Soldat der Fahne, dem Vaterlande schwört. Auch dies sind heilige Aemter, weil sie

*) Es ist sehr zu beachten, daß das Folgende zu einer Zeit geschrieben wurde, wo noch fast alle konservativen Kreise wie an einem Dogma daran festhielten, daß die Ehe eine durchaus kirchliche Institution sei.

Digitized by Google

die ernsteſten und wichtigſten Pflichten auferlegen. Wie dieſe Aemter aber nicht geiſtliche, nicht religiöſe ſind, ſo iſt es das allerdings viel wichtigere der Ehe auch nicht. Weil aber das Amt der Ehe ein ſo wichtiges iſt, weil es das Fundament der geſellſchaftlichen Ordnung bildet, weil auf ihm die rein weltliche Ordnung, wie wir ſie in Gottes Willen zu erkennen vermögen, beruht, ſo darf ſich die Kirche nicht in Widerſpruch mit den nothwendigen, praktiſchen Zwecken ſetzen, für die uns Gott nach ſeinem Willen in der Religion einmal keine ſtrikten Normen, ſondern nur eine allgemeine Anleitung zur Pflichterkenntniß gegeben hat. Weil das Amt der Ehe ein ſo wichtiges iſt, bei deſſen Uebernahme es des ernſteſten und beſten Willens bedarf, und weil zu einer ſolchen Willens- und Erkennensläuterung dem Menſchen die offenbarte Religion ganz unentbehrlich iſt, darf die Kirche ihren Segen nicht verweigern. Und man täuſche ſich doch nicht: dadurch, daß man die Ehe zu einer vorwiegend religiöſen Handlung machen will, macht man ſie nicht etwa heiliger. Es glaubt's einmal die große Mehrzahl des Volkes nicht und kann's nicht glauben; denn es iſt nach unſerem allerdings ſchmachen, menſchlichen Verſtehen nicht wahr. Eine zerrüttete Ehe muß deshalb auch getrennt werden können; ſonſt entſtehen nach unſerem Verſtändniß und nach aller praktiſchen Erfahrung größere ſoziale Uebelſtände durch ihre gezwungene Aufrechterhaltung. Und ebenſo müſſen die Fälle, wo Geſchiedenen die Wiederverheirathung erlaubt werden darf, aus den ſittlichen und praktiſchen Geſichtspunkten beurtheilt werden.

Es ſollte dazu die Einwilligung eines Gemeindegerichts erforderlich ſein. Allgemein gültige Regeln ließen ſich allerdings nicht aufſtellen. Es müßte nach dem individuellen Falle, nach der moraliſchen Meinung der nächſtſtehenden Nebenmenſchen entſchieden, der einzelne Fall aus den ſittlichen und praktiſchen Geſichtspunkten der ſozialen

Digitized by Google

Ordnung beurtheilt werden. Gott hat es den Menschen nun einmal nicht so bequem gemacht, daß sie ihre Pflichten sich mechanisch aus der Bibel ablesen und ihr Gewissen dann ruhig bei Seite werfen könnten; und Er wird gewiß seine weisen Absichten dabei gehabt haben. Wollten wir die Bibel in Bezug auf unsere irdischen, menschlichen, sozialen Pflichten rein mechanisch und wörtlich auffassen, — ganz abgesehen davon, daß dies auch dem bibelgläubigsten Menschen völlig unmöglich ist — so würden wir hundertfältig in Widerspruch mit dem gerathen, was wir als Gottes Absicht in der menschlichen, sozialen Ordnung erkennen müssen. Man wird mich hier ja hoffentlich nicht mißverstehen: ich glaube, daß ein ruhig und ernst Denkender nicht meinen kann, es bedürfe Gottes Offenbarung in Bibel, Religion und Kirche nicht, um seine Pflichten und zwar auch die lediglich irdischen erkennen zu können. Wo wir aber das uns überkommene Schriftwort, mit den unserem menschlichen Verstehen so erkennbaren, nothwendigen, praktischen Bedürfnissen der göttlichen Weltordnung in Widerspruch finden, da können wir einmal nicht anders, als glauben, daß die geoffenbarte Religion in dieser Beziehung nicht richtig überliefert worden ist. Man täusche sich doch ja nicht: wir können einmal, wie uns Gott organisirt hat, nicht anders glauben und glauben auch nicht anders, wenn wir es uns auch ausreden wollen."

Adel.

(19. März 1861.)

„Als der Adel aufhörte, zu sein, was er sein sollte, ging er unter. Nur, wenn er wieder er selbst sein wird, kann er neu erstehen. Wollen wir neu aufbauen, so muß es nicht der Schein, der äußere Glanz des Alten sein, dem wir nachstreben, sondern sein wahres Wesen, d. h. der Zweck des Alten.

Digitized by Google

Mit Stolz und mit Trauer sehen wir auf die entschwundene alte Zeit mit ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit zurück. Aber man vergesse eins nicht: die alte Zeit war echt und wahr; sie suchte nichts Anderes zu scheinen, als was sie war und nichts Anderes zu erreichen, als was sie ihren Kräften und den Zeitumständen nach erreichen konnte. Dies echte Streben schuf die alten markigen Gestalten. Die sentimentale Weichlichkeit aber, die nur die alte verlorene Macht betrauert, ohne zu handeln, und die sich in nutzlosen Träumereien das Alte zurückwünscht, auch wenn es unerreichbar geworden, war ihr fremd. Solange deutscher Adel nur den Schein seiner alten Herrlichkeit sucht, und solange er Unerreichbares erhofft oder erstrebt, wird er nicht wieder zu Macht und Ansehen gelangen. Seine wahre Macht lag darin, daß unser Volk seiner bedurfte. In dieser Zeit der sich überstürzenden Bewegung, des Humbugs, des egoistischen Emporstrebens über Stand und Befähigung hinaus, des Suchens nach Staatsdienst um jeden Preis; in dieser Zeit, in der Unabhängigkeit von Fürsten- oder Volksgunst immer seltener wird; in dieser Zeit, in der wir mit Angst sehen, wie schon hier und dort die Ehre zu wanken anfängt: bedarf unser Volk des Adels erst recht und vielleicht dringender noch als früher. Drum sei nur der Adel, was er noch sein kann! Vor Allem edel und unabhängig; ein Stand, der rücksichtslos alles Unedle ausscheidet, der sich frei von dem Gold- und Aemterschwindel erhält, nicht um Rechte und noch weniger um Titel betteln geht, nicht mit dem Schein einer Macht prunkt, die er nicht hat. Und die Zeit wird bald kommen, in der man wieder fragt: „ist kein Dalberg da?“ Nur eines solchen Adels bedarf unsere Zeit; nicht eines Scheinadels.

Dem Bürgerstande fällt das Element der Fortentwickelung weitaus zum größten Theile zu, ebenso wie dem Bauern das der Stabilität. Der Adel soll der Vermittler und Regulator

Digitized by Google

beider sein.*) Er soll vermöge seiner ihm die freiheitsmäßige Entwickelung mehr sichernden, sozialen Stellung, und weil er durch bewußtere und engere Bande als die beiden anderen Stände an die Vergangenheit geknüpft ist, in diesen beiden Richtungen der Träger alles Edlen und Guten sein, sie unter sich vermitteln und sie im Einklang mit der historischen Entwickelung unseres Volkes erhalten. Freilich soll dies überhaupt das Streben jedes Weiterblickenden sein, gleichviel, ob er Bauer, Bürger oder Edelmann ist. Dem Adel aber legt sein Stand, sein Standesamt diese Pflicht doch noch besonders nahe und erleichtert ihm ihre Erfüllung. Erfüllt sie ein anderer, so ist sein Verdienst ein bei weitem höheres, als das des Edelmanns.

Der Fürstenstand soll über diesen allen stehen: unberührt von allen Parteien. Auch der Fürst hat damit keine anderen Pflichten, als jeder andere Angehörige des Volks. Auch der Fürst ist „ein man wie ein ander man„; nur daß ihm die Pflicht leichter gemacht und damit dringender, verantwortlicher ans Herz gelegt ist: „nur daß ihm got der eren gan."

„Daß Geburtsstände noch in Deutschland existiren, hat Riehl für uns wieder entdeckt; wenigstens hat er's zuerst von neuem ausgesprochen. Wie viele es seien, ob sie sich genau von einander und von den Berufsständen scheiden lassen, das bleibt ziemlich gleichgültig. Sicher ist, daß noch Bevölkerungsgruppen bei uns existiren, denen je nach den Verschiedenheiten, die ihnen mehr oder weniger scharf durch die Geburt aufgedrückt sind, eine verschiedene Einwirkung auf die Geschichte und die Fortentwickelung unseres Volkes angewiesen und bis

*) Die beiden ersten Sätze entsprechen durchaus Riehl's Auffassungen. In diesem dritten (sich auf den Adel beziehenden) weicht der Verfasser etwas ab. Um so charakteristischer ist er für ihn.

Digitized by Google

heute auch wirklich zugefallen ist: mag nun diese verschiedene Einwirkung sich in ihren Berührungspunkten scharf unterscheiden lassen oder nicht."

Frauengeist und Frauenmoden.

„Wer blos nach Aeußerlichkeiten urtheilen wollte, der sollte wahrhaftig fast meinen, daß das tiefe, deutsche Frauengefühl unter dem Druck der Mode und moderner, französischer Civilisation längst erstickt wäre; und doch ist es das Beste, was uns noch von unserem alten Geiste erhalten ist. Und, Gott sei Dank, ist deutscher Frauengeist so tief und edel, aber auch so unverwüstlich, daß er durch all das ausländische Elend, das die Männer haben über Deutschland hereinbrechen lassen, nicht hat vernichtet, nicht einmal hat wesentlich erschüttert werden können. Wahrhaftig, es stände jetzt schlecht, es stände jetzt vielleicht hoffnungslos um uns, hätte nicht deutscher Frauengeist, hätten nicht Frauenehre, Frauenmuth, Frauenliebe und Frauentreue, hätte nicht tief innige deutsche Frauenzartheit Stand gehalten unter all der fremdländischen Unehre, Selbstsucht und übertünchten Rohheit. — — —

Aber die Frauenmoden! — Ich will nicht von den Details der Mode reden. Aber, daß eine Mode, die in Paris, wie dies dort ganz natürlich ist, den Weg aus den Zirkeln der demimonde und der Grisetten in die haute volée findet, auch in Deutschland aufkommen und von durchaus ehrenhaften deutschen Frauen und Mädchen getragen werden kann, das könnte Einen zur Verzweiflung bringen, müßte man sich nicht immer und immer wieder sagen, daß deutsches Frauenthum unter all solchen Aeußerlichkeiten doch nicht zu ruiniren ist und daß es in der Mehrzahl unserer Frauen immer noch fortleben würde, wenn, was Gott verhüten wolle, deutscher Mannesgeist auch noch mehr verschwinden sollte. — — — — —

Neben dieser zuchtvergessenen Mode erscheint die neue

Digitized by Google

Haartracht,*) die allerdings denselben Ursprung hat, und wohl ebenso geschmacklos, aber nicht ebenso — — — ist, freilich noch erträglich. Letzterer würde man übrigens eine sehr unverdiente Ehre anthun, wollte man sie etwa mit der Haartracht unserer guten schwäbischen Dorfmädel vergleichen, die, ganz abgesehen von der Berechtigung durch ihr Alter, (sie geht wohl in ein höheres Alter zurück, als irgend eine Kleider- oder andere Tracht unseres Volkes) gegen die moderne Haartracht gehalten, wirklich noch matronenhaft ehrwürdig aussieht. Obgleich diese schwäbische Haartracht dem jugendlichen Gesichte etwas unendlich Heiteres und Schalkhaftes giebt, so ist sie doch noch eine durchaus natürliche und widerspricht einem sinnigen und selbst dem ernstesten Ausdrucke nicht. Sie wird selbst bei einer alten Frau nun und nimmermehr affectirt oder widersinnig erscheinen. Man probire es aber einmal mit dieser modernen, französischen Haartracht: mit einem ernsteren und tieferen Gesichtsausdrucke steht sie in dem unvereinbarsten Widerspruche. Und man lasse sie einmal von einer älteren Dame tragen! Wie abscheulich sieht sie schon bei den Frauen aus, die Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre sich nicht entschließen können, die Aeußerlichkeiten eines jungen Mädchens, die sie zu Karrikaturen machen, abzulegen. Selbst die rückwärts- und in die Höhe gekämmte Frisur des vorigen Jahrhunderts ist ernster und schöner, als die abenteuerlich zurückgerollte und dabei gescheitelte Frisur der jetzigen Mode, die dabei trotz aller Raffinirtheit den deutschen Damen wenigstens schrecklich trivial steht. — Werden denn deutsche Frauen und Jungfrauen nie einsehen, daß ihnen die uralte Tracht des einfach glatt gescheitelten oder in Flechten gelegten Haares am besten und schönsten, im Ernste sowohl wie in lautester Freude steht?“

*) Es ist wohl die damals aufkommende Mode gemeint, allerhand natürlich aussehen sollende Künstlichkeiten an der Frisur anzubringen, die den Kopf meist unnatürlich erhöhen.

Digitized by Google

Emancipation der Frauen!

(21. März 1681.)

„Ja, auch ich wünsche eine Emancipation der Frauen; aber eine Emancipation von dem modernen Schwindel, in den sie hineingezwungen worden sind; von der Politik, der Kritik, von den Hof- und Diplomaten-Gesellschaften, ja überhaupt von den Bällen und Soireen; eine Emancipation von der — man verzeihe mir den Ausdruck — Veröffentlichung der Frauen, die ihnen immer nur von Verfallszeiten aufgedrängt worden ist. Dagegen aber wünsche ich eine Wiedereinsetzung der Frauen in ihre alten Herrschergebiete. Ich wünsche Frauengemächer, die, wenn auch nicht der Männerwelt ganz versperrt, so doch der Oeffentlichkeit nicht preis gegeben sind, und die familienhaften Frauengesellschaften jeder alten, guten Zeit — kurz eine Emancipation der Frauen von der Oeffentlichkeit, damit sie in dem ihnen von Gott angewiesenen Reiche wieder herrschen können: d. h. im Hause.*)

Kann mir Jemand auch nur den geringsten Vortheil nennen, den die Welt davon hat, daß die Frauen an den großen Hof- und Diplomaten-Gesellschaften Theil nehmen, daß sie in den großen Gesellschaften, die Einen tausende von Menschen, aber davon keinen wirklich kennen lernen lassen, daß sie sich auf Bällen, in Soireeen ꝛc. ihren gesunden Menschenverstand, ihr gesundes Frauen-Gefühl und -Gemüth, wenn nicht ruiniren, so doch jedenfalls verwässern? Kann mir irgend Jemand einen Nachtheil nennen, der daraus, daß die Frauen nicht Theil an dergleichen nehmen, für die Frauen selbst, für die Männer, für die Familien, das Haus,

*) Es war im Lebensbilde von den Frauengemächern die Rede, die K. in seinem Hause einrichtete. Dem entsprechend hielt er Frau und Tochter von allen wirklichen Bällen zurück und bestand darauf, daß sich Tracht und Kopfputz nach den eben entwickelten Grundsätzen richte.

Digitized by Google

die Gesellschaft, das Vaterland oder die Welt entstehen würde? Kann mir Jemand irgend einen Nachtheil nennen, der daraus entstünde, wenn der Fürst, der Diplomat, der Gelehrte, kurz der Mann, der ja allerdings im Gegensatz zur Frau für die Oeffentlichkeit wirken soll, und deshalb öffentlichere, größere Geselligkeit aufsuchen und um sich versammeln muß; — wenn der Mann, sage ich, nur mit Männern in den großen Gesellschaften zusammenträfe, Frauengesellschaft aber nur in Familien- oder doch in geschlossenem Kreise aufsuchen müßte? Würde ihn dies etwa verflachen und nicht umgekehrt vertiefen?*)

Was würde es insbesondere für die Hof- und Diplomatenkreise für einen Nachtheil haben, wenn in deren großen Gesellschaften die Frauen fehlten? Für diese Kreise wüßte ich keinen. Für die übrige Welt kann ich mir allerdings einen denken: nämlich den, daß dann möglicher Weise die ausgekochten Diplomaten- und Hofschranzen-Gesichter mit der Zeit einmal ausstürben, die so gute abschreckende Beispiele sind.

Von den Vortheilen einer solchen Emancipation der Frauen will ich hier nur den einen anführen, der nicht auf den ersten Blick in die Augen fällt: es würde damit ein wirklich praktischer Grund der falschen Trennung der Stände wegfallen. Es würde vor Allem ein praktischer Grund für die Trennung des Adels von den ihm an geistiger und geselliger Bildung näher stehenden bürgerlichen Ständen wegfallen; und schließlich, wie ich bestimmt glaube, diese Trennung selbst. Und es würde dies dazu dienen, die Stände in ihrer richtigen Stellung und Sonderung und ihrem Zusammenhalt zu kräftigen und zu vertiefen.

In andere Schichten der Gesellschaft hinabsteigend, will ich neben der Emancipation der Frauen von der Oeffentlichkeit noch die spezielle Emancipation der Frauen von der öffentlichen

*) K. blieb im Verkehre mit Andern in gewissem Sinne immer der alte Student.

Digitized by Google

Arbeit erwähnen. Ist's nicht ein sehr schlimmes Zeichen für unsere in die Knechtschaft des Schwindels gerathene Zeit, daß, nachdem die Narrheiten der Frauen-Emancipation von 1848 glücklich zu Grabe getragen sind, daß da ernste Männer, die dem wirklichem Berufe der Frauen durchaus nicht feindlich gegenüber stehen, nun doch glauben, für die Heranziehung der Frauen zu Männerberufen, für die Schaffung derartiger öffentlicher Berufszweige durch den Staat plaidiren zu müssen? Soweit sind wir schon Knechte des Schwindels, der Concurrenz, des überwuchernden Verkehrs geworden, daß wir die Frauen nicht mehr vor der Nothwendigkeit eines Lebensberufs zu schützen wissen, ja daß wir sie in einen Beruf hineintreiben, der da unvereinbar ist mit der wirklichen Natur und Bestimmung des Weibes.

Anders steht es nicht in den Kreisen der Tagearbeiter, wo wir auch die Frauen nicht vor einer überlangen, Seele, Körper und Familie ruinirenden Zeitdauer des Arbeitstages zu schützen wissen." *)

Adel und Patriotismus.

(22. März 1861)

„Daß der Adel noch so vielfach sich scheut, einen deutschen Patriotismus, den er eben so gut wie jeder Andere hat, laut zu bekennen, das rechne man ihm nicht zum Vorwurf. Es ist eben nichts Anderes, als die Rathlosigkeit zwischen Fürstentreue und Volkstreue; zwei Dingen, die blos alte und moderne Verkehrtheit bei Fürsten und Völkern in anscheinend unlöslichen Gegensatz gebracht hat. Es ist deutsche Treue, die seit Tacitus Zeiten her berühmte, leider nie viel anderes gewesen als Fürsten-, Lehens- und Soldatentreue. — Dagegen bedenke

*) Es ist auch hier merkwürdig, daß der Verfasser schon vor dreißig Jahren eine solche Forderung erhob. Es ist aber inzwischen schon so viel staatlicher Zwang in Deutschland eingeführt, daß mir wenigstens gesetzliche Bestimmungen gegen diese Dinge jetzt nicht ohne Bedenken erscheinen.

Digitized by Google

man, wie neu überhaupt das Bewußtsein der Pflicht der Treue gegen das Volk, und wie spät dasselbe bei uns erwacht ist; und man wird sich leicht sagen können, daß es in einer Zeit, die so sehr noch an Prinzipienreiterei (gleichviel, ob nach rechts oder links) und an allerlei Denk- und Gefühlsverkehrt- und Verkommenheit leidet, sehr schwer war, zwischen Fürsten- und Volkstreue, die aus Gefühlsverkehrtheit meist als Gegensätze betrachtet wurden, die rechte Vermittelung zu finden. Ich glaube, man sollte es an dem Adel mit Dank anerkennen, daß er an seinem Theile redlich dazu beigetragen hat, die Fürstentreue bis auf unsere Zeiten und in unseren Zeiten zu erhalten."

In vino veritas.

„Der Deutsche versteht, Gott sei Dank, noch, ab und an einmal einen tiefen und schweren Trunk zu thun.*) Es gehört eben ein etwas kräftig ausgerüsteter Körper und Geist dazu, um das Trinken vertragen zu können. Der Italiener und der Franzose werden im Trinken ein Vieh. In vino veritas: es kann eben nicht jeder die Wahrheit vertragen, d. h. es kann sich nicht jeder ohne das Gefühl der Fesseln des geselligen Lebens in seiner wahren Gestalt zeigen. Damit ist nicht gesagt, daß es in Deutschland und unter germanischen Völkern überhaupt nicht auch solche gäbe, die beim Trinken viehisch werden. Aber wären's nicht verhältnißmäßig sehr wenige, so müßten wir Rohheit, Mord, Todtschlag und Nothzucht auf jeder Straße und in jeder Kneipe sehen."

Fürstenerziehung, Fürstenleben und Fürstenehe.

(27. März 1861.)

„Warum ist es dem Parvenü so leicht, gewaltig und in großartiger Weise zu herrschen? Warum den angestammten Fürsten eines Volkes so schwer? Warum aber bricht die

*) Es redet natürlich auch hier der alte Student.

Digitized by Google

eigene Macht und die Schöpfung des Parvenüs so leicht und fast immer zusammen.*) Ich will mich heute einmal mit den beiden ersten Fragen beschäftigen.

An den Mängeln geborner Fürsten ist vor Allem deren Abhängigkeit von den in Vorurtheilen fest ineinander geketteten, sie unmittelbar umgebenden Kreisen schuld. Es bedarf entweder wahrer Heroennaturen oder aber passiver, engbegrenzter, aber auch fest zusammengeschlossener Charaktere mit wirklichem Trägheits- und Beharrungsvermögen, kurz Geister, die, wenn auch mit wenig Schöpferkraft, so doch mit um so größerer Widerstandskraft ausgerüstet sind, um sich die geistige Freiheit unter diesen Fesseln und unter den Fesseln zu wahren, die unnatürliche Erziehung ihnen von Kindesbeinen anlegt, indem sie ihre freie, naturgemäße Entwickelung hindert. O! über die unglückliche, anerzogene Frühreifheit der Fürsten, das Vollpfropfen mit Kenntnissen und Wissenschaften, ohne ihnen auch nur einen Augenblick Zeit zur Verdauung zu lassen!**) Warum giebt man ihnen nicht Gelegenheit zur Jagd, d. h. zur wirklichen Jagd, nicht zu der modernen und doch rohen Metzgerjagd, zu der Jagd, auf der sie allein im Walde Herz, Geist und Körper stählen, geistig verdauen, Selbständigkeit und Eigenart erwerben können? Kann denn ein Fürst aber auch gar nie in den herrlichen Gegenden unseres Vaterlandes wandern: vielleicht mit einem einzigen festen, aber nicht einseitigen und denkenden Freunde, völlig losgelöst von der höfischen Umgebung?

Das Hauptübel ist freilich ein Anderes. Die Fürsten haben nur zu häufig in ihrer Kindheit kein Familienleben.

*) Man beachte wohl, daß diese Worte neun Jahre vor der Katastrophe Napoleons III. geschrieben sind.

**) Gerade unter der Zahl der mit besonderer Sorgfalt erzogenen und besonders begabten Fürsten wären Belege für diese Klage leicht zu finden. So ist denn auch die Klage alt, daß Prinzen so häufig „in der Kindheit altern".

Digitized by Google

Man bedenke, was dies sagen will! Eine Französin, die wahrhaftig eine rühmenswerthe Ausnahme von ihrem Volke gemacht haben muß, hat einmal auf die Frage, welches das größte Glück sei, das Gott Einem geben könne,*) geantwortet: eine Mutter zu haben. Wahrhaftig, das ist wahr. Wie selten aber haben Fürsten eine Mutter!

Es hängt dies wiederum mit dem Anderen zusammen, daß die Fürsten auch später in ihrer Ehe so selten ein wirkliches Familienleben finden. Und das hängt dann wieder mit den Ebenbürtigkeitsgesetzen zusammen. Ich will dieselben nicht absolut tadeln. Ein altes, deutsches Prinzip liegt ihnen zu Grunde, und Grenzen muß es hier ebenfalls geben. Wenn man die bestehenden Schranken einfach umreißen wollte, so würde auch hier nur Verwirrung entstehen. Aber es muß doch dem Fürsten die Möglichkeit einer wahren, echten Ehe geboten sein, als deren Vorbedingung ich jedoch noch nicht jenes gewöhnliche Verliebtsein betrachte, das ich sehr gering schätze, sondern eine Ehe aus wahrer Liebe, mit der sich die Vernunft sehr wohl verträgt, d. h. eine Ehe aus Liebe der Seele zur Seele. Eine solche Ehe möchte ich dem Fürsten ermöglichen. Denn dem Fürsten muß doch auch im späteren Leben ein wirkliches Familienleben, das sehr gut mit dem Fürstenamte vereinbar ist und seine echte Erfüllung sogar bedingt, geboten werden. Wollen die Fürsten die Möglichkeit nicht benutzen: nun gut! Sie muß aber doch vorhanden sein. Ich gestehe, daß ich hierbei auch noch einen anderen Gesichtspunkt im Auge habe. Fremde Fürstinnen, die kein Herz und kein Verständniß für unser Volk und für den deutschen Geist haben, möchte ich möglichst fern von Deutschland gehalten sehen. Wie ist aber da zu helfen, wenn

*) Durch eine eingeklammerte Bemerkung giebt der Schreiber zu erkennen, daß er den Wortlaut der Frage nicht genau kenne und daß dies nur der Sinn derselben sei. Ich lasse diese Bemerkung aber weg, weil sie das Satzgefüge stört.

Digitized by Google

man die Ebenbürtigkeitsgesetze nicht aufheben, sondern nur ihre schädlichen Wirkungen beseitigen will? Ich weiß nichts anderes, als eine Organisation auf ständischer Basis: entweder einen Fürstenrath oder einen Rath, der dem Reichsgericht gleich stände und aus Männern zusammengesetzt würde, die den in Frage kommenden Verhältnissen nahe stehen, und die durch Alter und selbständige Lebensstellung das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen: unbedingt allem Parteitreiben und den niederen Sphären des Lebens fern stehend. Auch an einen Adelsrath könnte man denken, oder an alle drei Institute zusammen. Soll von den Ebenbürtigkeitsgesetzen im einzelnen Falle abgesehen werden, so müßten der betreffende Rath oder die betreffenden Räthe ihre Zustimmung geben. Diese dürfte natürlich niemals ertheilt werden, wenn es sich um eine Persönlichkeit handelt, der auch nur eine levis notae macula anhaftet. Ebenso müßten Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen von fürstlichen Ehen prinzipiell ausgeschlossen sein. Ich stehe auch keinen Augenblick an, dies auf Frauen zu niedriger Lebensstellung auszudehnen. Vielleicht ist mein Gedanke noch nicht reif. Aber ich glaube, daß er einen richtigen Kern enthält. Denn der jetzige Zustand, wo es neben den conventionellen Heirathen nur morganatische Ehen giebt, und wo diese morganatischen Verbindungen und zwar namentlich die mit den Damen vom Theater in so erschreckender Weise zunehmen, ist wahrlich kein gesunder und in mehr als einer Hinsicht bedenklich. Auch, daß die Fürstengeschlechter auf diesem Wege zu sehr zusammenschmelzen, — ist gewiß eine ernste Gefahr.

Doch ich kehre zu den Wünschen zurück, die ich für das Leben der Fürsten aussprechen möchte. Warum läßt man den Fürsten nicht nach seiner Verheirathung an der Seite seiner Lebensgefährtin eine Zeit lang auf das Land gehen, um sich von all der Unnatur, der Schmeichelei u. s. w.,

Digitized by Google

die ihn umgab, zu erholen, seiner Frau nahe zu treten, die rasch und wechselnd auf ihn einstürmenden, ruhelos machenden Eindrücke und Kenntnisse zu verdauen, kurz, um sich von ihnen zu erholen, sein Herz zu stärken und wieder zu erwärmen, an sich selbst ungestört zu arbeiten? Nebenbei giebt ihm das die beste Gelegenheit, die Anschauungen des Volks und seine Bedürfnisse kennen zu lernen.

Statt dessen hetzt, ermüdet und ruinirt man den Geist der Fürsten mit allerlei Inspektionsreisen, auf denen sie doch nie das zu Inspizirende in seinem wirklichen Kleide, sondern immer künstlich aufgeputzt, vom Volke aber gar nichts sehen sondern nur Polizei-Präsidenten, Regierungsräthe und Bürgermeister. Denn wo sie vom Volke ja etwas sehen wollen, da wird ihnen die Brille der genannten Leute aufgesetzt.

Man bedenke doch, welche geistige Heroennatur es voraussetzt, wenn man sich unter solchem abscheulichen Zwang geistige Freiheit bewahren, nicht blasirt, nicht geistig ruinirt werden will! Auf solchen Reisen zwängt man den Fürsten unabweislich in eine hohle Repräsentation hinein, die doch immerhin eine Schaustellung und deshalb in gewissem Sinne eine Unwahrheit bleiben wird. Herzliche oder, wo dies Jemand versagt ist, einfache Worte können immer einfach erwidert werden. Einstudirte Reden veranlassen den Fürsten aber nur zu leicht, auch einstudirt zu antworten. Ja! sie zwingen ihn durch die Wichtigkeit der berührten Gegenstände mitunter dazu, und daraus entsteht dann die für den Fürsten höchst unangenehme und gewiß auch nicht gute Art, daß er sich vorher von der Anrede informiren läßt. Ein liebenswürdiger, hoffnungsvoller junger Fürst soll auf einer Reise einen Bürgermeister, der mit einer wohlgesetzten, langen Rede anhub, gefragt haben, ob er die Rede nicht lieber für eine wichtigere und günstigere Gelegenheit aufsparen wolle; er selbst verstünde sich wenig auf dergleichen. Ich kann wirklich sagen,

Digitized by Google

daß ich dieses Wort in gewissem Sinne wie eine geschichtliche That begrüßt habe: wie das erste Zeichen, daß bei uns in Deutschland noch einmal mit der hohlen Unnatur aufgeräumt werden würde, in die wir uns unseren Fürsten gegenüber allmählich eingewöhnt und eingekünstelt haben, und welche die wahre Fürstenliebe so leicht erstickt oder doch wenigstens verdeckt.

Wie verkehrt sind doch meist die Festlichkeiten, die den Fürsten auf jeder Rundreise bereitet werden! Es ist gewiß ganz gut und recht, daß bei besonderen Gelegenheiten Behörden, Städte, Corporationen mit würdigem Gepränge den Fürsten begrüßen. Aber man halte selbst da Maß! Vor allem wähle man mit Takt nur besondere Gelegenheiten aus. Die Feierlichkeit verliert ja allen Werth, wenn sie überall gleich, wenn sie durch den an sich ganz natürlichen Wetteifer zu unsinnigem Luxus gesteigert, wenn sie bei jeder Gelegenheit dem Fürsten geboten wird. Sie hindert ja ganz und gar den natürlichen Ausdruck der Gesinnung des Volkes. Ein herzliches „Gott schütze Euch!", das auch durch einen Blick ausgedrückt werden kann,*) das geht unter all' dem überladenen, bunten Gepränge, das geht hinter den Spalieren von Militair, „Miliz" und Gewerken dem Fürsten natürlich verloren. Als vor mehreren Jahren eine junge Fürstin in das Land, in dem sie nun ihre Heimath finden sollte, einzog und auf einem viele Meilen langen Wege von einem Bürgermeister, einer Behörde nach der andern in langer wohlüberdachter Rede angeredet wurde, in der die gewiß vorhandene warme Herzensempfindung nur selten durchbrechen konnte, da — habe ich mir gedacht: wenn Gott der

*) Ich habe diesen Wunsch einst bei solcher Gelegenheit in hundert Augen gelesen; und es hat mir im Herzen wohlgethan, darin einen Beweis dafür zu finden, daß — unser Volk seine Fürsten noch liebt.

Digitized by Google

Fürstin nicht ganz außerordentliche Herzenskraft und Tiefe gegeben hat, so muß sie zeitlebens einen Haß auf die deutschen Bürgermeister haben."

Deutsche Demokratien.

„Auch der germanische Geist hat Demokratien hervorgebracht. Ich habe vor ihnen allen Respekt. Und es werden mir's moderne Demokraten wohl nicht übel nehmen, wenn ich bei aller Achtung, die ich ihrer wie jeder Partei zollen muß, doch einen ganz anderen Respekt vor diesen alten Demokratien, wie sie z. B. in den flandrischen Städten*) zeitweise emporkamen, habe als vor — modernen Demokratien.**)"

Deutsche Stände noch einmal.

„Es existiren einmal noch Stände, so unangenehm es manchem unserer modernen Herren ist, daß die Weltordnung noch nicht seinen Theorien gehorcht. Diejenigen, welche die Stände leugnen, stecken einfach den Kopf in den Sand, um das wirklich Vorhandene nicht zu sehen. Es giebt Geburts- und Berufsstände: auch wenn man sie nicht überall nach diesen beiden Kategorien streng von einander scheiden kann. (Viele Stände sind halbe, Viertel-, Zehntel-Geburtsstände; d. h. die Hälfte, ein Viertel, ein Zehntel der Kinder folgt dem Vater im Stande; sie sind nicht nothwendig theilweise Geburtsstände, sondern freiwillig, möchte ich sagen; sie werden von selbst zu Theil-Geburtsständen.) Wenn ein

*) Zum Vergleich könnte ebenso gut auf die Stadt Köln und auf manche andere Stadt Mittel- und Süddeutschlands, in der Schweiz aber z. B. auf die Stadt Zürich hingewiesen werden.

**) Dieser Passus über die Demokratien gehört streng genommen in den zweiten Theil. Ich lasse ihn aber hier stehen, weil er K.'s ständische Auffassungen ergänzt.

Digitized by Google

gleicher Beruf eine gewisse Menschenmenge zusammensondert, die selbst das Gefühl der Zusammengehörigkeit hat, so ist einmal ein Stand da, wenn auch keinerlei positives Bindemittel geschaffen wird. Ja! selbst da, wo nur die Außenwelt eine Menschenmenge von einer gewissen Gleichartigkeit des Berufes als zusammengehörig betrachtet, ist ein Stand schon vorhanden. Was charakterisirt den Stand? Der Standesleumund, das, was wir so gern Standesehre nennen in der mißbräuchlichen Weise, in der wir das Wort Ehre jetzt noch immer gebrauchen; der Standesleumund, sage ich, d. h. das Gefühl, daß in den Augen der Welt eine Menschenmenge unter einem allgemeinen Urtheile zusammengefaßt wird, von dem der dazu Gehörige immer mehr oder weniger mitgetroffen wird. Es nützt einem Edelmanne z. B. gar nichts, wenn er auch zehnmal sagt: „ich will nicht zum Adelsstande gehören." Es nützt auch dem Beamten nichts, wenn er sich von seinen Standesgenossen lossagen will. Es nützt aber auch dem Schneider nichts, wenn er kein Schneider mehr, sondern nur ein marchand tailleur sein will; es nützt auch dem Schauspieler nichts, wenn er aus ganz erklärlichem Gefühle sich einmal nicht zu dem großen Schauspielerstande rechnen will, der leider trotz der unendlichen Einwirkung, die er auf unser Volk hat, noch so viel Verkommenes, Zerfahrenes und Liederliches in sich schließt. Es hilft nichts, daß man selbst nicht will, wenn die Welt einen doch zu einem Stande zählt und unter den Leumund des Standes zieht."

Die Ehescheidung.

(12. April 1861.)

„Ich bin durchaus für die Trennung einer Ehe, wenn beide Theile oder auch nur einer derselben ein Verbrecher oder auch nur ehrlos ist. Es sollte dem aber ein Ausspruch des Gemeindegerichts vorhergehen: dahinlautend, daß die Ve-

Digitized by Google

treffenden sich jederzeit trennen können und daß ihnen, eventuell dem schuldigen Theile, die Kindererziehung und alle Elternrechte zu entziehen seien.

Auch über die Wiederverheirathung muß allein das Gemeindegericht zu entscheiden haben: vielleicht unter Beirath des Seelsorgers. Denn in der Gemeinde kann man allein richtig darüber urtheilen. Feste Gesetze lassen sich darüber nicht geben. Man muß je nach dem betreffenden Falle und den betreffenden Persönlichkeiten entscheiden. Die Ehe ist eben ein bürgerlicher, auf menschlichen Dingen beruhender Akt. Nur weil sie der wichtigste bürgerliche Akt ist, soll sie vor Allem nicht ohne Gottes Segen geschlossen werden. Den hat der Diener Gottes auszusprechen, wenn alle bürgerlichen Erfordernisse gewahrt sind. Er kann und soll wohl die Betreffenden, ermahnen, daß sie Gottes Gebote dabei nicht vergessen. Zu entscheiden aber hat nicht er. Wenn die Zulässigkeit einer Ehe von dem Gemeindegericht — daß nach bestem menschlichem Pflichtgefühl dabei gehandelt wurde, muß doch stets angenommen werden —, wenn, sage ich, die Zulässigkeit einer Ehe von dem Gemeindegericht entschieden ist, so darf der Geistliche ruhig Gottes Segen verkünden, der da Allem nach bestem Pflichtgefühl Geschehenen verheißen ist. So hat auch der Prediger, wenn sich die Gemeinde für die Statthaftigkeit einer Scheidung erklärt hat, die Auflösung der Ehe zu verkünden. Zugeben kann ich nur, daß es eine geeignete Instanz geben muß, an die von dem Gemeindegericht appellirt werden kann. Daß die gewöhnlichen Gerichte darüber entscheiden sollen, ist ein großer Widersinn, weil es hierbei eben ausschließlich auf die Persönlichkeiten ankommt. Da ist mir schließlich die Entscheidung des Predigers allein beinahe ebenso lieb*).

*) Des Verfassers Gedanken über Gemeindegerichte können leider erst im zweiten Theile gegeben werden. Er hatte dabei natürlich größere Gemeinden und eventuell eine Zusammenlegung kleinerer vor Augen.

Digitized by Google

In den obigen Gedanken, dünkt mich, liegt auch der naturgemäße Ausweg bei der jetzt so in den Vordergrund tretenden Frage der Civilehe. Diese hasse ich: sie ist unseren sittlichen Anschauungen total zuwider*) und natürlich ebenso die oft so leichtfertig gestattete Wiederverheirathung Geschiedener."

Volkslustbarkeiten.

(20. April 1861.)

„Wollt ihr den infamen Wirthschaften auf Knotenbällen, „Tanzvergnügen" ꝛc. nicht ein Ende machen, so nutzen eure — — — politischen Vorsichtsmaßregeln gar nichts.

Richtet den Leuten Wirthshäuser ein, geht zu zuverlässigen Handwerkern, Arbeitern, Dienstboten, Dienstmädchen, stellt ihnen vor, wie sie recht wohl anständig zusammenkommen, tanzen ꝛc. und doch dabei recht lustig, recht deutsch lustig sein können d. h. nicht zimperlich und mit verdrehten Augen, sondern toll und bunt, wie sie's in alten Zeiten auch gewesen sind! Mit Zierlichthuerei ist nichts genutzt, sondern geschadet. Jedes an seinem Ort; man kann in allem Anstand und aller Ehrbarkeit und Frömmigkeit doch recht ausgelassen lustig sein. Und namentlich kränkle man nicht echte Volkslustigkeit, die immer derb, so lange sie noch gesund ist, durch irgend welche Tendenz zu modernem Tone an.

Unser Volk singt so gern, holt doch die alten, hübschen Tänze wieder hervor, bei denen gesungen wurde! Oder wirkt doch dahin, daß bei solchen Gelegenheiten nicht blos getanzt, sondern, daß auch einmal ein vernünftiges Volksspiel, ein hübsches Volkslied gesungen wird! Nur verschont das Volk mit eurer eigenen Musik, die es ebensowenig versteht, als ihr selbst! Sucht die elenden, modernen Tänze, Spiele,

*) Man sieht, daß das, was der Verfasser an der Civilehe bekämpft, lediglich das staatliche Element ist. Die Eheschließung soll nach ihm allerdings eine bürgerliche, aber keine staatliche sein.

Digitized by Google

Gesänge und Amüsements auf solchen Volksbelustigungen zu verbannen! Unser Volk versteht sie nicht, ist nicht mit dem Herzen dabei; es sieht in den neumodischen Tänzen roh und plump aus, während es in seinen alten Tänzen zwar weder Grazie noch Grandezza, für die ich beide danke, und die wir auch in unseren sogenannten gebildeten Kreisen nicht haben, wohl aber schlichten, gefälligen Anstand zeigt.

Richtet selbst dem Volke einmal solche Vergnügen her, leitet dabei, wie es sich in den Musikpausen ꝛc. sehr gut thun läßt, die Vergnügungen! Aber steckt eure wohlweise Nase nicht selbst polizeimäßig in Alles! Sondern nehmt auch ein paar unter den älteren Leuten zu Rath! Es ist ganz verkehrt an unseren vornehmen und niederen Vergnügen, daß man die Alten entweder ganz ausschließt oder unberücksichtigt dabei sitzen, Karten spielen, klatschen und sich langweilen läßt. Es soll Alles dabei sich vergnügen und, wenn auch hin und wieder getrennt, doch öfter auch Alte und Junge zusammen. Also nehmt bei solchen Einrichtungen ein paar Alte, aber auch einige Junge, die Ansehen unter Ihresgleichen haben; sagt ihnen, wie man sich recht gut und noch so toll und ausgelassen vergnügen und dabei doch die nothwendigen Grenzen der guten Sitte und des Wohlanstandes einhalten könne, ohne sich im Geringsten beengt zu fühlen! Kommt ihr an solche Dinge nur nicht mit der Arroganz und Rohheit, die man so häufig bei den sogenannten Gebildeten und Vornehmen trifft, mit der man eigensinnig und eitel seine Ideen durchsetzen, dem Anderen nicht erlauben will, nach seinem besten Einsehen und nach seinem Wohl- und Gutbefinden sich einzurichten, um sich selbst zu leiten; kommt ihr mit wirklicher Liebe an sie heran, so werdet ihr überrascht sein, wie gute und gesunde Gefühle ihr noch unter allen Besseren in der niedrigsten Klasse unseres Volkes findet. Ihr werdet sehr leicht solche Angesehene bewegen

Digitized by Google

können, durch ihr Ansehen die Volkslustbarkeiten in gutem und anständigem Geiste zu zügeln und zu leiten. Nur, wie gesagt, alles Gelüsten polizeilichen Meisterns laßt zu Haus und ebenso alle religiösen Tendenzen; sie wirken meistens nichts anders als Benutzung der Religion zu weltlichen Zwecken und selbst Scheinheiligkeit und wirkliche Heuchelei."

Innungen.

„Ich kann es ja gar nicht beurtheilen, ob das Zusammenschließen des Handwerks zu einem Stande, und in diesem wieder zu einzelnen Handwerken, pekuniär für die Handwerker oder wirthschaftlich für das Volk nachtheilig ist; so viel aber steht fest, daß es das einzige Mittel ist, das Handwerk wieder moralisch tüchtig zu machen durch die eigene Kontrole, die es mit sich bringen würde.

Dasselbe gilt von allen anderen Volksklassen, die sich, wie tief sie auch stehen mögen, zu irgend einer Art von Stand zusammen thun, strenge Bescholtenheitsgerichte aus sich selbst schaffen und jeden Bescholtenen von den gemeinsamen Rechten und Pflichten ausschließen sollten. Und das ist mehr werth, als pekuniäre und wirthschaftliche Vortheile bedeuten. Nur auf solche Weise ist dem, namentlich in den Städten immer mehr, um sich greifenden moralischen Elende der niederen Klassen unseres Volkes zu steuern. Ob nun eine ständische Organisation unseres Handwerkes nothwendiger Weise dasselbe wie die alten Innungen und Zünfte sein müßte, das weiß ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber wäre es gewiß thöricht, bei Neukonstruktionen eines Handwerkerstandes und von Ständen überhaupt nicht genau zu prüfen, was an den alten Innungen und Zünften gut war, ob sich das nicht sehr wohl beleben oder wieder schaffen und wie sich das Nachtheilige dabei vermeiden läßt. Was gut und was möglich ist, muß sich auch schaffen

Digitized by Google

lassen. Es liegt, wenn wir nicht richtige Mittel zur Ausgleichung und Vereinigung des Widersprechenden finden, an der Schwachheit unseres Verstandes oder an der Unlauterkeit und Schwachheit des Willens, der sich selbst nicht zu reinigen und vom Egoismus frei zu machen weiß. Echte Stände, echte Gemeindeorgane werden uns auch echte und gute Volksfeste, Volkslustbarkeiten und Volkssitten bringen."

Das Edelmannshaus.

(19. Mai 1861.)

„Die Zeit, die große Welt hat Doktoren genug. Ist es nicht vielleicht viel richtiger, ihre Gebrechen einmal in dem engeren Rahmen unserer eigenen kleinen Pflichten zu behandeln und unter den Pflichten des bonus pater familias diejenigen Dinge zu besprechen, die man mit dem bequemen Namen der sozialen Frage gewöhnlich zusammenfaßt? Ich habe entsetzlich wenig Respekt vor den sogenannten großen Männern, die die Geschicke eines Landes oder der Welt lenken wollen und dabei ihre dringenderen, wichtigeren Pflichten: sich selbst, ihr Haus und ihre Familie in Ehre, Sitte, Frömmigkeit und Tüchtigkeit zu erhalten und zu festigen, versäumen. Von dem Kleinen aus baut sich überall das Große auf. Und grade für uns Edelleute hat es gewiß seine große Berechtigung, die sozialen Fragen unter dem Gesichtspunkte der Erziehung und der Heranziehung unseres Nachwuchses in der Familie und für die Familie zu behandeln. Das Erbgut des Adels soll ja die Familie in ihrer Gesammtheit tüchtig erhalten, dem Adel die materielle und ideelle Möglichkeit geben, für seinen Stand und das Vaterland nutzbringend zu wirken. Ich möchte deshalb neben den Majoraten und vielleicht noch vor ihrer Gründung Gesammtgüter des Adels stiften, an denen jedes männliche Glied der Familie Antheil, auf dem es ein Wohnungsrecht hat. Solche Gesammtgüter, vielleicht hin

Digitized by Google

und wieder corporativ organisirt, mit gemeinsamen Prinzipien, gemeinsamer Erziehungsmethode und vielleicht auch gemeinsamen Schulen wären von unberechenbarer sozialer Bedeutung. Jedes edelmännische Erbhaus muß aber auch, davon abgesehen, eine Schule deutschen Geistes sein und bleiben, wenn es seinen traditionellen, vaterländischen Beruf erfüllen soll. Fehlt dieser Geist unseren Edelsitzen, so lege ich recht wenig Werth auf die Erhaltung des Adels. Ja, ich bin überzeugt, daß unser Adel sich nur durch diesen Geist erhalten kann, daß er aber, auf ihn gestützt, sich auch erhalten wird. Ich will gewiß kein Basedow und kein Campe sein. Ich hasse das ewige über Erziehung Reden; ich weiß, wie wenig dabei herauskommt, und daß gewöhnlich diejenigen, welche viel über Erziehung reden, am wenigsten zu erziehen verstehen. Psychologische Regeln will ich auch nicht geben. Aber zweierlei muß man von der Erziehung verlangen: zunächst Belebung des echten Geistes durch das Beispiel und die umgebenden Dinge, sodann aber ein Leben der Jugend nach festen, strengen, möglichst altväterischen Regeln im Essen, Trinken, Kleidung, Schlafen, Aufstehen, Lernen, Spielen ꝛc. Für das Uebrige bin ich dann nicht bange."

Patriotische Pflicht im Kleinen.

(20. Mai 1861.)

„Unser modernes Leben und unsere Geselligkeit ist hohl und unwahr. Unsere moderne Hauseinrichtung von dem eleganten Sessel mit den dünnen oder krummen Beinen, die Jedem aussehen müssen, als brächen sie oder bögen sich, wenn man sich darauf setzt, — bis zum letzten Küchenschranke; von unseren übertünchten, bunten, mit dünnem Gold und Silber blendend und unwahr aufgeputzten Luxusgegenständen bis zum letzten Hausgeräthe; von unseren affektirten, mark- und gedankenlosen, modernen Bildern bis zu den Tapeten-

Digitized by Google

und Deckenmustern; von der bald überweichlichen, bald überlauten, in beiden Fällen aber gefühllosen Musik, die die alte, gemüthvolle Hausmusik verdrängt, ja bis zum Wiegenliede: fast Alles in unsern Häusern ist hohl, falsch und — undenkbar. So umgiebt uns von Kindesbeinen an die Unwahrheit und Hohlheit, — so werden wir von den Windeln an in Dinge und Zustände eingewöhnt, die wir nicht denken können; — und ohne daß wir es ahnen, wird von Haus aus gesunder Sinn und gesunde Vernunft verkrüppelt und ruinirt. Und da wundern wir uns noch über die Halbheit und Charakterlosigkeit unserer heutigen Generation? Sie kommt aus dem entsetzlichen Mangel an Selbsterkenntniß und der Lust, sich hinter schönen Theorien vor sich selbst zu verstecken, kurz, aus der Unwahrheit, die unsere moderne Zeit kennzeichnet, und die zum größten Theil auf die Unwahrheit, Halbheit und Hohlheit, die uns von Jugend auf in Haus und Leben umgiebt, zurückzuführen ist. Die alte Zeit mag roher, möglicherweise auch schlechter gewesen sein; aber sie hatte Charakter, war markig, ganz und wahr. Wie ich jetzt denke, würde ich mein Haus, mein Leben und Verkehren lieber auf das Aermlichste und Bäuerischeste einrichten, als nach der modischen, übertünchten, unwahren Art, die heut zu Tage gang und gäbe ist."

Arbeitsentwürfe.

(22. Mai 1861.)

„Ich wünsche niederzuschreiben, wie ich über Familie und soziale Gliederung unseres Volkes, wie ich über unsere staatliche und politische Organisation, wie ich über die Tendenzen, die einerseits unsere leitenden Klassen, andererseits unser Volk in seiner Gesammtheit bewegen, also wie ich über den Geist unseres Volkes, und so auch über unsere Kunst denke. Ich wünsche mir klar zu machen, was für

Digitized by Google

Sonderungen, Kreise oder Gruppen in unserem Volke noch erkennbar existiren, sei es nun, daß durch die Geburt ihre Zusammensonderung bestimmt worden, daß sie durch die Geburt theilweise influenzirt, oder sei es, daß sie durch gleiche Lebensweise, gleichen Beruf, gleiches Amt oder durch alles dies zugleich gebildet worden. — Ich wünsche mir festzustellen, durch welche Bedürfnisse oder Tendenzen sie hervorgerufen worden, welche Zwecke, welchen Nutzen sie heute haben sollten. Ich will mir endlich klar zu machen suchen, wie sich aus der Geschichte, aus der Kunst, aus dem Leben und Treiben der eben genannten Kreise erkennen läßt, welches die ursprünglichen Tendenzen unseres Volkes sind, und wie weit sich dieselben heute noch in den verschiedenen Schichten und Gliederungen unseres Volkes erhalten haben. Natürlich bin ich weit davon entfernt, das irgendwie erschöpfen oder zu einem einigermaßen systematischen Ganzen abrunden zu wollen. Ich will mir in all diesen Beziehungen nur die Hauptrichtungen, die mir meine Auffassung charakterisiren, feststellen, und zwar wiederum nur, so weit sie die drei Fragen beantworten: erstens, was ist falsch; zweitens, was ist das höchste Ziel; und drittens, was ist das wahrscheinlich Erreichbare.*) Ausführlicher würde ich dabei auf den Adel und auf unsere Kunstproduktion zu sprechen kommen."

Disposition zu einer zu veröffentlichenden Arbeit.

(23. Mai 1861.)

Unter diesem Datum folgen weitere Gedanken über eine Arbeit wie K. sie beabsichtigte. Hinsichtlich des Titels verweise ich auf das Vorwort. Sie sollte aus drei Theilen bestehen. In dem ersten sollte der Geist unseres deutschen Volkes geschildert werden, der zweite in einzelnen Zügen, in „Streiflichtern" dies im Speziellen ausführen und der dritte Theil „bescheidene Ideen" zum Besser-

*) Vergleiche Band I, Seite 45.

Digitized by Google

werden enthalten. Der erste Theil sollte vier Unterabschnitte haben, von denen der erste allgemeinere Gesichtspunkte geben, die folgenden von der Kunst, der Wissenschaft, der Religion handeln sollten. Im zweiten Theile sollte ein kurzer Rückblick auf die Wandlungen unseres Volksgeistes vorausgeschickt und dann dessen augenblickliche Gestaltung betrachtet werden. In einzelnen Zügen sollte gezeigt werden, wie weit sich die oberen Schichten unseres Volks von unserem ursprünglichem Geiste bereits entfernt haben, und wie viel sich in den unteren noch lebendig erhalten hat. Versöhnend wollte K. dann nachweisen, wie viel Deutsches sich trotz des äußeren, fremden Wesens auch in den oberen Schichten noch finde. Es sollte hierbei auf die Familie, das Haus und die Stände eingegangen werden. Unter den Ständen werden zunächst als Geburtsstände: Fürsten, Adel, Bürger und Bauern aufgeführt; dann aber auch die Berufsstände: der Priester-, der Gelehrten-, der Handwerker- und der Arbeiterstand. Ja, es erscheinen als besondere ständische Typen der Student, der Soldat, der Handwerksbursche, für den K. stets viel Sympathie hatte, und den er als eine Art Seitenstück des Studenten betrachtete, — dann aber auch der Kaufmann und der Künstler. Schließlich werden noch die Proletarier aller Stände genannt, wobei insbesondere auf das Kunstproletariat, sowie auf die Proletarier der Bildung und des geselligen Tones hingewiesen, wird. Der Einfluß der Riehl'schen Lektüre ist nirgends zu verkennen.

Bei dem Kapitel „Haus" werden in Parenthese jene Gebäude der Vornehmen hervorgehoben, von denen man sagen könne, sie seien großartige Treppenhäuser mit einigen Stuben. Im Gegensatz hierzu werden dann das Haus der Geringen: das echte Bauernhaus und manche Nothbauten gestellt, bei denen man sich wirklich auf die Befriedigung des Bedürfnisses beschränkte. Diese beiden Arten von Häusern seien das Beste, was die derzeitige Baukunst liefere.

Auch unseren Schulen sollte ein Kapitel gewidmet werden.

„Streiflichter" werden dann auf die „deutschen Frauen", wiederum auf die künstlichen Blumen und — die den Engländern nachgemachte, moderne Jagd geworfen, bei der es nicht auf die Ausübung

Digitized by Google

des edlen Waidwerks, sondern auf die Massentödtung ankomme. Ein Abschnitt sollte wieder der Rohheit gewidmet sein, mit der die „Gebildeten“ so oft dem angeblich „rohen“ Bauern gegenüberträten.

Weitere Abschnitte sollten von den Dienstboten und der echten und falschen Gastlichkeit handeln, am Schlusse dieses zweiten Theiles ein Kapitel über die sinnige Naivität gegeben werden.

Die „bescheidenen Gedanken zum Besserwerden“ sollten in vier Kapitel zerfallen: die Gemeinde, die staatliche Organisation, die Gerichtsbarkeit und der Laienstand. Bei der staatlichen Organisation ist für K. die Hauptsache — das Nebeneinanderherlaufen der Organe der Autonomie und der Verwaltungsbehörden von der obersten bis zur untersten Instanz. Er sagt, es müsse eine absteigende Stufenfolge von Beamten der Krone und des „Volks“ bis in die Gemeinde herab geben*).

Das Schwergewicht liegt für K. natürlich auf den Organen der Autonomie; denn K. ging von der Selbständigkeit der Gemeinde aus, die eine ganz andere sein sollte, als wir sie heut zu Tage kennen. Jedermann ahne doch instinktiv, sagt er, daß die mittelalterliche Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinde eine ganz andere gewesen sei, als die heutige. Auf der Gemeindefreiheit sollten sich sehr selbständig dastehende Kreistage und Provinziallandtage oder vielmehr „Gautage“ aufbauen. Den Schlußstein sollte ein Reichstag bilden**). Wenn K. später sich häufig gegen das Zweikammersystem erklärte oder dasselbe doch als ihm sehr zweifelhaft bezeichnete, so ist er hier bei dem Landtage und Reichstage noch für zwei Häuser. Bei dem Reichstage denkt er an einen Fürstentag neben dem eigentlichen Reichstage.

Bei der „Gerichtsbarkeit“, d. h. bei der Justizorganisation begegnen wir zwei Gedanken, die auch anderwärts bei K. wieder-

*) Siehe hierüber den zweiten Theil.

**) Es kann gar nicht genügend darauf hingewiesen werden, daß K. bei allen patriotischen Phantasien das Reich immer als End- und Zielpunkt hinstellte.

Digitized by Google

kehren. Er wünscht einerseits Gemeindegerichte und andererseits, daß die gelehrten Richter sich als ein Stand organisiren, der sich durch Cooptation ergänze*).

Die innere Gestaltung Deutschlands, von der K. in dieser Arbeit ausschließlich ausgeht, sollte, wie er es selbst bekennt, auf „ständischer Basis" beruhen. Er gab jedoch zu, daß dies verschieden aufgefaßt werden könne; je nachdem die Richtung eine mehr monarchische, aristokratische oder demokratische sei.

Seien die obigen Wünsche nicht erreichbar, so müsse man sich dasjenige klar machen, woran man sich genügen lassen müsse. Ebenso solle man hinsichtlich der äußeren staatlichen Gestaltung Deutschlands zu Werke gehen. Was K. unter dem Kapitel „Laienstand" geben wollte, ist hier nicht ersichtlich. Es geht der Disposition vom 23. Mai aber eine vom 25. März voraus (siehe unten). Und in dieser sollte auch ein Kapitel der Kirche gewidmet sein, das in die beiden Unterabtheilungen „Priesterstand" und „Laienstand" zerfiele. Der letztere Ausdruck ist davon wohl in den Entwurf vom 23. Mai herübergenommen und in der Weise generalisirt, daß er auf alle diejenigen angewandt wird, welche nicht Geistliche, nicht Beamte und nicht Richter sind. Uebrigens ist die Flüssigkeit des Begriffes „Stand" bei K. bemerkenswerth.

Der Schluß des in Frage stehenden Büchleins sollte in drei Abschnitte zerfallen. Was wird kommen: a) „wenn's besser wird?" b) „wenn's so mittelmäßig weitergeht?" c) „wenn wir ganz wieder in die Richtungen, nach denen wir bis zum Jahre 1848 gravitirten, zurückfallen?"

Das Ende des Schlusses sollte die Beantwortung der Frage bilden, was ein Jeder an seinem bescheidenen Theil zu thun habe. Daran sollte sich dann noch ein für K. charakteristisches Wort zur Versöhnung der Parteien knüpfen.

„Es giebt noch genug des Gemeinsamen bei strengem Festhalten der eigenen Ueberzeugung. Wozu stets das kleinliche

*) Diese Gedanken werden in dem politischen Theile eingehender ausgeführt.

Digitized by Google

Trennen? Es ist nachgerade genug getrennt worden. Man kann billiger Weise auch einmal nach der Vereinigung fragen."

So schroff K.'s Auffassungen heut zu Tage manchem erscheinen mögen, und so schroff sie in mancher Beziehung auch wirklich sind, so ist doch das gerade das Eigenthümliche bei ihnen, daß sie trotzdem eine Versöhnung der Parteien im Auge haben und bezwecken. Denn sie lassen eben in jeder Partei dasjenige gelten, was K. als — Deutsch erschien.

Der in der Disposition vom 23. Mai enthaltene Plan zu einer Veröffentlichung hatte K. schon Monate lang beschäftigt. Es hat sich, wie eben bemerkt, eine ähnliche Disposition vom 25. März und eine dritte, die einige Tage später niedergeschrieben ist, erhalten. Beide sind weit weniger klar und übersichtlich, als die vom 23. Mai. Man sieht, daß K.'s Gedanken im März noch weniger reif waren. Sie enthalten aber doch auch wieder manches Originelle und Beachtenswerthe, das ich nicht unterdrücken möchte. Bei der ersten Disposition geht er gleich in erster Linie von einer Studie über die Stände aus. Man sieht, wie K. die vier Stände beschäftigten, die Riehl seiner „bürgerlichen Gesellschaft" zu Grunde gelegt hatte. Man sieht aber auch, daß er der gleichen Schwierigkeit begegnete, die wohl fast allen aufmerksamen Lesern dieses epochemachenden Buches aufstieß. Sie besteht darin, daß die alten Stände heut zu Tage bis zu einem gewissen Grade durch Berufsstände thatsächlich ersetzt worden sind. K. hat deshalb in der ersten Disposition eine doppelte Eintheilung der Stände: erstens nach der Geburt und zweitens nach dem Beruf. In ersterer Beziehung liegen die vier Riehl'schen Stände zu Grunde. Nur hat K. als ersten Stand einen Fürstenstand eingeschoben, da er großen Werth darauf legte, daß unsere Fürsten sich wieder zu einem Stande zusammenschlössen und dadurch aus ihrer isolirten Höhe zu dem Volke herabstiegen. Der vierte Stand, der in Riehl's erster Ausgabe noch ohne Rücksicht auf die Arbeiter erscheint oder doch nicht auf diese beschränkt ist, wird von K. Proletarierstand genannt, ist aber von ihm „eingeklammert." Unter den Berufsständen stellt K. dagegen den Tagearbeiterstand voran, den er in einen ländlichen und städtischen theilt. Dann führt er noch einmal den Bauernstand als Berufsstand auf. Darauf folgt der

Digitized by Google

Handwerkerstand, der Kaufmannsstand und der Beamtenstand, den er in einen niederen und höheren theilt, der Krieger-, Gutsbesitzer-, Gelehrtenstand. Als besondere Gruppen des letzteren hebt K. die Gelehrten der Universität, die Zeitungslitteraten und stillen Privatgelehrten hervor. Als letzten Stand führt er den der Privatiers auf, die er als „reiche Proletarier" bezeichnet.

Diese erste Aufzeichnung kann überhaupt nur als eine Studie gelten. K. hat dazu selbst am Rande bemerkt, dies Alles sei so noch gar nicht zu gebrauchen. Geburts- und Berufs-Stände ließen sich gar nicht streng scheiden. Eine solche Aufzählung aller Abstufungen könne nicht erschöpfend sein und dies sei auch gar nicht sein Zweck. Er wolle blos die Stände, Gruppen, Gliederungen unseres Volkes, und auch das nur bei ihnen anführen, „was mir dringend nothwendig scheint, um meinen Zweck zu erreichen: nämlich, auf die Krebsschäden unseres Vaterlandes aufmerksam zu machen und zu sagen, wie sich nach meiner Ueberzeugung bessern ließe. Ich beabsichtige nur vereinzelte, systemlose Hinweise und Anregungen. Deswegen mögen hier immerhin der Uebersicht wegen solche Gruppen gebildet werden wie Geburts- und Berufsstände; nur aber nicht so, daß man dies für eine Disposition halten könnte. Das Beste wird sein, alle diese Punkte einzeln ohne jede Subsummirung hinzustellen."

„An die Spitze" des Ganzen sollte auch schon nach diesem ersten Plane der „Geist unseres Volkes" gestellt werden. Als Unterabtheilungen werden die Familie, der gesellige Verkehr, die Schulen, die Universitäten, die bei K. natürlich nie fehlen durften, dann aber auch Trachten, Essen, Trinken und Sitten anderer Art aufgeführt.

Der zweite Entwurf behandelt den „Geist unseres Volkes" als eine Art Einleitung. Die Gegensätze zu dem „Deutschen" seien einerseits „Griechisch" oder „Klassisch", kurz „die Alten überhaupt," andererseits „Welsch" und „Slavisch", die man vielleicht in einen Begriff zusammenfassen könne. Der Geist spiegele sich am besten in der Kunst und spreche am verständlichsten aus ihr. Die Baukunst soll natürlich zuerst abgehandelt werden; dann Malerei, Bildnerei, Musik, Poesie und insbesondere das Drama.

Digitized by Google

Ein, „wenn auch noch so oberflächlicher" Abriß unserer deutschen Geschichte sollte bei dieser Gelegenheit gegeben „oder besser der deutsche Geist in (unserer) Geschichte" nachgewiesen werden.

„Der Geist unseres Volkes ist ja das einzige Erkennungsmittel für das, was Deutsch und Nicht-Deutsch ist; und keinesfalls darf man bei den Urzeiten allein stehen bleiben, sondern muß ihn bis auf die späteren Zeiten, ja bis auf den heutigen Tag wenigstens andeutungsweise verfolgen."

Nach dieser zweiten Disposition sollten die Abschnitte über Familie und Stände dann selbständig behandelt werden und nicht Unterabtheilungen des Abschnitts über den Geist unseres Volkes sein. Der Abschnitt über die Familie sollte in die Kapitel: das Haus, die Erziehung im Hause, die Schulen, die Universitäten, Verkehr und geselliges Leben zerfallen. Bei den Universitäten sollte ein Excurs über die „Wissenschaft" eingeflochten werden; und es scheint, daß auch in diesem Zusammenhang über Kunst und Poesie geschrieben werden sollte.

Bei den Ständen wird die Eintheilung in Berufsstände und Geburtsstände beibehalten. Die Zahl der ersteren ist aber schon sehr verringert. Bei den Geburtsständen fehlen, wie bei Riehl's späterer Eintheilung die Proletarier, so daß schon ganz dieselben Berufsstände wie in dem Entwurf vom 23. Mai genannt werden.

Als dritter Theil figurirt die zukünftige Gestaltung, „wie ich sie für unser Volk wünschte." Er entspricht ziemlich dem, was in dem Entwurfe vom 23. Mai unter dem Rubrum „Bescheidene Ideen zum Besserwerden" gegeben ist. Nur zwei wesentliche Abweichungen sind in diesem mittleren Entwurfe vorhanden. Einmal ist auch hier ein Abschnitt über die Kirche eingeschoben. Sodann aber sollen, wie es scheint, als Kapitel IV Ideen zu einer ständischen Organisation gegeben werden. Die Berufsstände erscheinen auch hier in erster Reihe; aber mit Ausnahme des Adels- und Fürstenstandes, die ganz zuletzt hinter dem der Gutsbesitzer aufgeführt merden.

Digitized by Google

Die deutsche Ehre.

(29. Mai 1864.)

„Die deutsche Ehre steht in einem Gegensatze zu dem, was der Franzose honneur und gloire nennt. Nannte der Römer dasselbe Ding nicht auch fama? Unser deutsches „der gute Leumund, der gute Name" bezeichnet etwas Aehnliches; nur in's ehrenfeste Deutsch übersetzt. Dies ist ja auch ein köstliches Ding, aber immer doch ein Ding, das weit hinter der „Ehre" zurückbleibt und schon in Konfliktfällen dem Vaterlande geopfert werden müßte. Einer der Hauptgründe meines Zornes gegen die Schulfüchse und deren Gesinnungsverwandte ist, daß sie unseren ehrlichen Begriff der Ehre den klassischen und modern-gallischen Wechselbalg des honor unterschieben. Der vorrevolutionäre Franzose kannte diese germanische Ehre sehr wohl. Den Klassikern dagegen und ihren modernen Nachäffern müssen Leute, wie Hagen, der an Etzels Hof zieht, obgleich er weiß, daß er dort umkommen wird, wie die Schwertbrüder, die bei Tannenberg zu spät kommen, doch aber noch mit sterben wollen, — und wie der deutsche Knecht, der den Fall des Herrn nicht überleben mag; — die alle müssen ihm Narren sein, wenigstens sobald sie damit nicht eine Lobrede in den Geschichtsbüchern oder der Zeitung sich erkauft haben. Unsere deutsche Ehre ist das beste, markigste Stück in der von Gott den germanischen Völkern gegebenen Geistesrichtung."

Der sausende Webstuhl der Zeit.

(30. März 1864.)

„So kurzathmig unser bischen Einsehen und Verstehen auch ist, so liegt doch in jedem Menschen instinktiv eine gewisse Ahnung von Gottes Weltordnung, eine gewisse Ahnung von dem Getriebe des „sausenden Webstuhls", in das sich eine Menge von untergeordneten, aber besonderen Getrieben

Digitized by Google

einfügen: die Nationen, in diesen wieder die Stämme, Stände u. s. w. bis herab zum letzten, einzelnen Mädchen, dem einzelnen Menschen. Jeder, der sich dieser Einsicht nicht verschließen will, weiß auch, daß und wie weit jedes dieser größeren oder kleineren Mädchensysteme und Mädchen in die große Arbeit des Webstuhles eingreifen, d. h. wie jedes seine Stelle ausfüllen soll. Jeder, der's einigermaßen suchen will, findet, wo er grade in diesem großen Weltgetriebe steht, und wie er eingreifen sollte. Jeder, der da suchen will, findet, wo das ihm nächstliegende Mädchensystem ist, in das er eingreifen soll, und dunkel wenigstens ahnen es alle auch, wo die weiteren Systeme liegen, und wie deren Zusammenhang ist. Jede dieser Einzel- oder Gesammtpersönlichkeiten ahnt es ebenso, wie weit sie über dieses „Soll" hinaus eingreifen kann, wann und wie weit sie darüber hinaus eingreifen darf.

Das gesammte System des „sausenden Webstuhls" unterscheidet sich von der Maschine, der das Bild entlehnt ist, unter anderm dadurch, daß den einzelnen Mädchen und Systemen nicht mechanisch genau die Art und Weise und der Umfang, in denen sie eingreifen müssen, um das Ganze im Gang zu erhalten, vorgezeichnet, daß ihnen ein weiterer Spielraum gelassen ist. Das Ganze bleibt im Gange, wenn sie auch bis an die äußersten Grenzen, die ihrem Eingreifen möglich gemacht sind, gehen; wenn sie darin nur so weit gehen, als Gott von ihnen als Pflicht fordert, wenn sie weniger weit gehen, wenn sie endlich gar nicht eingreifen wollen, oder wenn sie umgekehrt in die ärgsten Kollisionen unter einander gerathen. Also mit andern Worten: den einzelnen, den Familien ꝛc. bis zu den Nationen sind gewisse Ziele gegeben, die sie erreichen sollen, andere weiter gehende, die sie erreichen können."

Digitized by Google

Das Recht.

(1. Juni 1864.)

„O, wenn doch dem Rechte die das Leben erſtickenden Feſſeln abgenommen würden, in die es durch den Mechanismus der bisherigen Zeitrichtung rechts wie links eingefangen iſt! Ich will auch im Recht den ſelbſtbewußten Krieg proklamirt wiſſen gegen den elenden, kleinen Zeitgeiſt, der in ſein ausgedüftelten Theorien und Geſetzen die Entwicklung alles Lebens auf ewige Zeiten beſtimmen und richten will, und der deshalb alle Organiſation vernichtet. Es iſt auch hier die alte Geſchichte: man will unſerm Herrgott in ſein Herrſcherregiment pfuſchen, wie man ihm mit ſeinen Fiktionen und falſchen Theorien über den Urgrund der Dinge in ſein Schöpferamt pfuſchen möchte. — —

So möchte ich auch die Rechtsſchöpfung und Rechtsſprechung wieder ſo organiſirt wiſſen, daß ſie nur das Recht, das ſich gebildet hat, und das ſich bildet, ausſprechen und handhaben. Denn ich möchte, wie alles, ſo auch das Recht dem Leben, dem organiſchen, frucht- und nutzenbringenden Leben wiedergegeben wiſſen."

Die Klein-Arbeit.

(5. September 1864.)

„Die Klein-Arbeit iſt nach meiner Ueberzeugung in geiſtigen Dingen gleich wirkſam und vielleicht noch wirkſamer, als die Groß-Arbeit. Auch der zu dieſer Berufene kann ſie nie verabſäumen, ohne ſeine patriotiſche Pflicht ſträflich zu verletzen. In der Klein-Arbeit aber iſt das dringendſte praktiſche Ziel, das jeder heut zu Tage verfolgen muß: das der Umwandlung der Ueberzeugungen. Dieſes muß jeder in ſeinem Leben, in ſeinem nächſten Stand und Beruf, in der Familie, in der Berührung mit ſeinen Freunden, mit den Leuten, den Dorf-

Digitized by Google

genossen und Mitbürgern verfolgen, wie es der zur Groß-Arbeit Berufene in der Presse, den Versammlungen, Ständekammern und an den Ministertischen verfolgen sollte."

Deutsche Stände.

(6. Dezember 1864.)

„Ist es nöthig, daß alle Stände sich ihres Amtes bewußt werden? Nein! Der Bauer wird es nicht weiter, als bis zu einer ganz dumpfen Ahnung von der Nothwendigkeit seines Standes und seiner unendlich eingreifenden Bedeutung, ja, selbst nur zu einer ganz dumpfen Ahnung seiner Standeszusammengehörigkeit bringen. Bei der großen Masse des Bürgerstandes wird es natürlich eben so sein. Um so lebhafter aber wird das wirkliche Bewußtsein von der tiefgreifenden Bedeutung des Bürgerstandes in den wirklich bewegenden Elementen desselben hervortreten: also, soweit diese sich in Sonderstände fassen lassen, besonders im Kaufmanns- und Handwerkerstande."

Luxus.

(7. September 1864.)

„Es giebt einen guten und einen falschen Luxus; denn auch die Kunst ist doch immerhin Luxus, und man muß auf sie verzichten, wenn man das Leben nach Art der Puritaner oder der fortgeschritteneren Jakobiner von 1793 gestalten will.*) Der rechte Luxus wird aber immer nur da zu finden sein, wo ein gehöriger Prozentsatz von aristokratischen Elementen im weiteren Sinne des Wortes vorhanden und sich der Pflicht, auch in dieser Beziehung die Träger- und Führerschaft auf sich zu nehmen, bewußt ist. Ohne eine bestimmte Anzahl solcher Elemente werden auch die homines novi, denen eine

*) Das Gleiche gilt natürlich von den Pariser Communards von 1871. Und was würde wohl von der Pflege der Kunst übrig bleiben, wenn unsere Sozialdemokraten jemals zur Herrschaft kämen?

Digitized by Google

so gute Einwirkung in Beziehung auf die Förderung von echtem und guten Luxus sonst möglich gemacht und zugewiesen ist, immer nothwendig dem falschen, schlechten, degenerirenden und ruinirenden Luxus verfallen*)".

Aristokratie.

(8. September 1864.)

„Eine Aristokratie ist oder vielmehr besteht in der Vererbung von äußeren Lebensverhältnissen, die zur geistigen Führerschaft qualificiren. Die Aristokratie in diesem Sinne ist so alt wie die Welt und wird ewig bestehen.

Die Frage kann nur die sein, in wie weit man eine solche Vererbung privilegiren will."

Der Adel in Ständeversammlungen.

(13. März 1866).

„Die Errichtung von Herrenhäusern und anderen ersten Kammern, in denen der Adel das Uebergewicht hat, ist meiner Ueberzeugung nach nicht in dessen Interesse. Wohl aber halte ich die Betheiligung des Adels an dem ständischen Leben und somit das Vorhandensein einer nach Art des Adels organisirten Volksgruppe für das Staatsleben von Wichtigkeit; und zwar auch besonders wegen der Controle der auswärtigen Politik. Ja, ich stehe nicht an, es auszusprechen, daß ich die Existenz einer solchen Gruppe auch deshalb als wünschenswerth für den Staat betrachte, damit dieser in derselben alle Zeit das Material zur Ergänzung der Diplomatie finden könne. Ich sage dies, obwohl ich selbstverständlich eine exclusive Berechtigung des Adels zu diplomatischen- und selbst zu Hofämtern verwerfe: ich gehe darin so weit, die her-

*) Man vergleiche darüber den Artikel: „Ueber den Luxus unserer Zeit" in der Concordia Nr. 34 vom 22. August 1873, auf den K. später gern in dieser Beziehung Bezug nahm.

Digitized by Google

kömmliche, durch Fähigkeit nicht gerechtfertigte Bevorzugung des Adels bei solchen Aemtern für den Adel selbst für beinahe noch gefährlicher als für den Staat zu halten."

Die Sünden des Adels.

(15. März 1866.)

„Es ist unzweifelhaft, daß die Geschichtsschreibung Sünden des Adels und auch des deutschen Adels aufweist und Uebelstände, welche daraus entsprungen sind. Es würde aber das, was hier in Betracht kommt, meiner Ueberzeugung nach in der Hauptsache bei einer strengeren Selbstorganisation des Adels haben vermieden werden können. Und so würden auch die Uebelstände, an denen der Adel heute leidet, durch eine ernste und strenge Selbstorganisation und lebendige Gliederung des gesammten deutschen Adels sicher beseitigt werden können; denn es würde demselben dadurch innerer Gehalt, Kraft und ein erstrebenswerthes Ziel gegeben sein. Die Uebergriffe der Vergangenheit aber sind dermalen und voraussichtlich für alle Zukunft nicht mehr zu besorgen; sie würden auch früher sich trotz Allem nicht geltend gemacht haben, hätten die übrigen machtfähigen Elemente unseres Volkes sich so gehalten, sich so organisirt, um die Macht, die sie haben sollten, auch wirklich zu entfalten. Daß ich für die anderen Stände gleichfalls eine Organisation wünsche, brauche ich nicht zu wiederholen."

Noch einmal die deutsche Ehre.

(18. Dezember 1866).

„Der deutsche Begriff der Ehre bildet einen Gegensatz zu dem Ehrbegriff anderer Nationen. Ehre und Gewissen: — sie sind beide dasselbe, nur die Ehre begrenzt auf das Irdische und deshalb auch in manchen Aeußerlichkeiten anders zugespitzt und manches allerdings dem Gewissen

Digitized by Google

Wesentliche außer Acht lassend, weil es außerhalb der dem Ehrbegriff eigenen Sphäre des Zeitlichen, Gesellschaftlichen liegt. Alles, was die Ehre ge- und verbietet, ge- und verbietet auch das Gewissen. Wenn die Ehre uns gebietet, das Mädchen und die Frau, die —, den Mann, der gestohlen und betrogen, seinen Eid oder sein Ehrenwort gebrochen, der sich feig erwiesen hat, aus der Gesellschaft zu stoßen, so verdammen wir alle dies nicht mehr, als das Gewissen es auch thut, d. h. wir verdammen die Sache, aber nicht die Person. Wir strafen nur die Person, wie sie der Richter für andere Vergehen straft, weil sonst die gesellschaftliche Ordnung aufhören würde, die Gott gesetzt hat. Die Gesellschaft muß zu Grunde gehen und geht zu Grunde, wenn sie nicht die Individuen von gebrochener Ehre von sich ausschließt.

Die Vergehen gegen die Ehre entziehen sich der Natur der Sache nach der richterlichen Strafe, können von dem Richter nicht so gestraft werden, wie es nach unseren, in uns — und zwar in das ganze Volk gelegten Begriffen gerecht ist. Sie müssen deshalb in anderer Weise gestraft werden."

Die Geschichtsschreibung und der deutsche Adel.

(12. März 1866)

„In zwei Dingen zeigt sich die theoretische Voreingenommenheit unserer modernen Geschichtsschreiber in Beziehung auf den Adel recht deutlich. Sie nehmen zu Gunsten der an sich gewiß sehr schönen Idee einer allgemeinen deutschen Urfreiheit die Zahl der Unfreien ganz wider alle natürliche Wahrscheinlichkeit zu gering an; und sie fassen das Verhältniß der Unfreiheit viel zu theoretisch und zu scharf abgegrenzt auf. Letzteres muß man einfach vom Standpunkte des Dienstverhältnisses auffassen, das in der damaligen geldlosen Zeit natürlich vorwiegend darauf basirte, daß die Benutzung von Immobilien den Lohn, die Leistung von Arbeit

Digitized by Google

dagegen und die von Antheilen an den Erträgnissen der Immobilien die Dienstleistung bildeten, und daß daraus eine faktische Unfreizügigkeit, eine glebae adscriptio entstand. So wenig mir darüber ein Zweifel entstehen kann, so wenig denke ich aber natürlich daran, es zu leugnen, daß der Adel aus egoistischen Gründen das Hörigkeitsverhältniß hier und da schärfer ausgebildet, und daß er auch wirklich ursprünglich Freie und namentlich Halbfreie in seine Hörigkeit gezogen hat*). Ich vertheidige dies nicht; ich wollte, es wäre anders gewesen; und selbst ein rein egoistischer Adelsfreund, der sich nur etwas weiteren Blick offen hält, müßte in diesem Wunsche mit mir übereinstimmen, weil der Adel auf das gerade entgegengesetzte Streben eine ganz andere Macht und Bedeutung hätte gründen können. Aber es lag das Alles in dem Geiste der Zeit, der durch alle Schichten unseres Volkes ging; und ich würde mit dem Tadel unser ganzes Volk gleich sehr treffen; es lag in den Verhältnissen, die in ihrer Art schon damals compaktere Machtgruppen verlangten, über die Gruppen aber, die keine compakte Macht mehr zu bethätigen wußten, meist unerbittlich hingingen. Sonst müßte ich auch die Unterdrückten gar zu viel mehr tadeln, als die Unterdrücker; denn allemal ist der mehr zu tadeln, der sich von andern unterdrücken läßt, als der Unterdrücker. Ich würde mit einem solchen Tadel wahrscheinlich meine eigenen Vorfahren treffen, die vor etwas über anderthalb Jahrhunderten noch nicht adelig waren**); und ich

*) Es entwickelte sich dies meist auf höchst natürlichem Wege und hatte fast überall, wo es geschah, eine bessere Stellung der ursprünglichen Hörigen d. h. der Unfreien zur Folge.

**) K. pflegte wenigstens später zu betonen, daß er wahrscheinlich von einer Bauernfamilie in den Harzgegenden stamme. Mit Sicherheit ist aber nichts über den Ursprung der Familie zu sagen. Hieronymus Klinggräff war um 1610 fürstlich lüneburgischer, d. h. braunschweig-

Digitized by Google

denke, ich sehe auf die, soweit ich nur überhaupt etwas von ihnen weiß, mit demselben Stolze zurück, als auf ihre geadelten Nachkommen*). Also, wie gesagt, nicht deswegen

---

lüneburgischer Amtmann zu Vienenburg bei Goslar und mit Johanna Dannenberga — so lautet der nach dem Lüneburgischen weisende Ausdruck der lateinischen Urkunde — verheirathet. Die Familie siedelt dann in die an das Lüneburgische angrenzende Priegnitz über und erwirbt dort wiederkäuflich — d. h. doch wohl als Pfandbesitz — das von Quitzow'sche Gut, resp. die Herrschaft Kletzke, auf der Joachim Klinggräff siebenundzwanzig Jahre lang als „Amtmann" lebt. Es folgt die Erwerbung einer Reihe von brandenburgischen Gütern und 1698 die der mecklenburgischen Lehngüter Kemnitz und Pinnow. 1715 wurde der Familie von Kaiser Karl VI., der schon in den vorhergehenden Jahrzehnten gelegentlich einmal ihr beigelegte Adel bestätigt. Dabei wird bemerkt, daß die von Klinggräff von altem Adel seien: „an Kur- und Fürstlichen Höffen in ansehnlichen Bedienungen gestanden, in dem Kur-Mainzischen und der Landgrafschaft Thüringen besessen" gewesen, aber „in denen alten Kriegsläuften sehr zurückgekommen" und sich „mit Beibehaltung ihres vorelterlichen Wappens" hätten „bürgerlich aufführen müssen." Der Verstorbene glaubte diesen Worten aber nur wenig Werth beilegen zu sollen, da es bekannt sei, daß solche Erklärungen bei Ertheilung des Adels häufig als Verbrämung gebraucht und den neuen Familien in — gelinde gesagt — sehr unkritischer Weise mit auf den Weg gegeben zu werden pflegten. Immerhin mögen die betreffenden Worte des kaiserlichen Adelsbriefes aber ein Fingerzeig dafür sein, daß die Familie wirklich aus den Gegenden um den Harz stammte. Unter dem kur-mainzischen Gebiete dürfte das Eichsfeld oder aber die Gegend von Erfurt verstanden sein. Die preußische Anerkennung des Adels erfolgte 1751, die die vollen ritterschaftlichen Rechte verleihende „Reception" in den mecklenburgischen Adel 1804.

*) Vielleicht haben auch die weiteren Schicksale der Familie zum Behufe eines Vergleichs mit den Auslassungen des Verfassers einigen Werth. Sie theilte sich früh in mehrere Linien. Ein Zweig wendet sich in die braunschweig-lüneburgischen Lande zurück, verschwägert sich hier mit den von Mandelsloh und von Heimbruch und erwirbt auch hier Rittergüter, die in der Folge aber wie die brandenburgischen wieder verloren gingen. Zu dieser Linie gehörte Elias von Klinggräff, der schon vor der kaiserlichen Adelsbestätigung als kur-braunschweigischer d. i.

Digitized by Google

tadele ich den Adel in erster Linie; und wer weiß auch, ob das entgegengesetzte Streben durchführbar gewesen wäre. Aber das tadele ich an dem deutschen Adel *besonders*, daß er sich später zersplittern und „kleinkriegen" ließ; daß er in sich — zerfuhr oder vielmehr keine Anstalten machte — man könnte in dieser Beziehung wohl höchstens die Reichsritterschaft nennen —, sich zu einem größeren Machtkörper zusammenzuschließen; daß er verkam und sich durch äußeren Glanz und Kleinigkeiten *da* von einer Macht, die er hatte oder haben konnte, herabdrücken ließ, wo sein eigenes Interesse *ebensosehr*, wie das des Vaterlandes die Rolle einer widerstands- und leistungsfähigen Kraftentwickelung von ihm verlangte und so unverkennbar klar von ihm verlangte. Ich tadele an dem deutschen Adel dies besonders, obgleich **mutatis mutandis** derselbe Tadel Bürger und Bauern, ja — unsere junge Nation trifft: Kaiser und Reich nicht ausgenommen. Sie alle ließen sich von den Verhältnissen „kleinkriegen", obgleich, tiefer aufgefaßt, ihre egoistischen Interessen ganz ebenso dadurch getroffen wurden, als die des Vaterlandes. Aber ich tadele den Adel besonders, weil er — eben Adel ist."

---

hannöverscher Gesandter im Haag lebt. Dessen Sohn Joachim Wilhelm tritt in preußische Dienste und ist dadurch bekannt geworden, daß er bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges Gesandter Friedrichs des Großen am Wiener Hofe war. Mit ihm starb der hannöversche Zweig aus. Den noch blühenden Zweig finden wir um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in preußischem Militärdienst. Er erwarb durch eine Heirath das im Lebensbilde genannte Gut Schollendorf. Im Jahre 1820 erlosch die speziell mecklenburgische Linie. Das Gut Schollendorf, ward, wie ich hier noch bemerken will, Erbtheilungshalber schon vor dem Tode von Friedrichs Mutter verkauft: diese hatte sich ein kleines Haus auf dem Gute reservirt und ist in diesem gestorben. Im Jahre 1880 verstarb Friedrichs älterer Bruder Ludwig ohne Hinterlassung von Söhnen und das Gut Kemnitz, das mit Pinnow einen Komplex bildet, fiel damit an den Erstgenannten.

Digitized by Google

Homines novi und Aristokratie.

(27. August 1868).

Diese homines novi hätten ihre guten und durchaus nothwendigen, aber auch ihre Schattenseiten, heißt es in einem „Denkzettel" K.'s Es seien deshalb gewisse aristokratische Elemente in allen Schichten des Volkes von unten bis hinauf in die höchsten zu schaffen und zu erhalten, welche die Trägerschaft der Freiheit, der Kultur und Gesittung übernehmen könnten, soweit sie nicht von den homines novi in genügender Weise übernommen würde und als stetes Correctiv der homines novi.

„Aber nimmermehr als ein geschlossener Stand*), nicht als eine herrschende, sondern als eine dienende Aristokratie." Die oben genannte Trägerschaft müsse überhaupt als ein Dienst und als eine Pflicht, nicht als ein Recht betrachtet werden, wie denn das Recht dem Berechtigten überhaupt nur als die Consequenz der Pflicht, „als der Spiel- und Bethätigungsraum für die Pflicht" gelten solle. „Eine Aristokratie, die in Politik und Kultur, geselliger und moralischer Sitte den homines novi die Wege versperrte, — wäre eine innerlich falsche, würde der Gesammtheit ebenso sehr, als sich selbst schaden."

Aber leugnen lasse sich nicht, daß die Aristokratie einer Gesellschaftsklasse weit berufener und befähigter sei, den Contact mit der erfrischenden, kräftigenden und moralisch bessernden Geistesrichtung, dem Gemüthsleben, dem Rechtssinn und der Geistesarbeit — auch diese möge man ja nicht vergessen — des Volkes aufrecht zu erhalten, als dessen homines novi. Und andererseits seien die aristokratischen Elemente auch viel geeigneter, als diese, um den unteren Schichten des Volkes die so nöthige Anregung von Seiten der oberen zu vermitteln.

---

*) K. legte den größten Werth auf die Aufnahme neuer Familien in den Adel. Auch Riehl betont es, daß die Aufnahme neuer geeigneter Glieder und die Ausstoßung der ungeeigneten Lebensbedürfniß für den Adel sei.

Digitized by Google

Die Stellung des Adels.

(1. Dezember 1860).

„Man irre sich nicht: Unser Volk ist noch heute ein adelsfreundliches. Wo ein Edelmann volle Achtung verdient, wird ihm solche auch in reichlichster Weise und fast allgemein bewiesen. Ist er dann nur einigermaßen tüchtig zu einem Ehrenamt, zu irgend einem Posten: — wo irgend zu solchen Stellungen zu wählen ist, wird fast überall gern zum Edelmann gegriffen. Prinzipiell gegen den Adel eingenommen sind wohl nur der Kaufmannsstand und zum Theil der Gelehrtenstand — zwei von den drei modernen Aristokratien, respective Ständen, zu deren Beruf der Adel bisher wenig Befähigung gezeigt hat. Der dritte dieser neuen Aristokratenstände — der Beamtenstand — hat, nachdem er die Vorrechte des Adels in Beziehung auf den Staatsdienst vernichtet, die feindselige Stellung gegen ihn fast ganz aufgegeben. — Wenn im Allgemeinen sich in unserem Volke eine besondere Verachtung gegen den schlechten Edelmann, eine Geringschätzung gegen den Emporkömmling, den Einzelnen sowohl, als die Familie, überhaupt gegen jeden Adel zeigt, der entweder nicht vollkommen berechtigt erworben ist, oder der sich nicht unbefleckt erhalten hat: — nun, wahrhaftig, wer will das adelsfeindlich nennen? Muß nicht jeder wirkliche Edelmann solche Gefühle mit Freuden begrüßen?

„Ich bin ein man als ein ander man,
Nur daz mir Got der eren gan."

Daß die Ehrenstellung deshalb auch die schwere Verpflichtung, sie nach Gottes Willen zu Jedermanns Bestem, vor allem zu des Vaterlandes Nutzen, zu gebrauchen, in sich begreift, das ist die eine Lehre, die sich der Adel aus obigem Spruche eines guten Edelmannes*) nehmen soll. Die andere ist die,

*) Kaiser Maximilians I.

Digitized by Google

daß er sich seiner Ehrenstellung unter seinem Volke wohl freuen und Gott dafür danken, nicht aber in widerwärtigem und wahrhaft thörichtem Hochmuthe glauben soll, er sei aus einem anderen Körper und Stoff von Gott bereitet, als „ein anderer Mann." Es liegt wenig echter Ahnenstolz in solchem Hochmuth; und der Spruch*), auf den der Kaiser die obige Antwort schrieb, hat des Wahren und Mahnenden genug. Adel ist ein Stand, den Gott ebenso und nicht anders eingesetzt hat, wie jeden anderen Stand, wie den Fürsten-, den Bürger- und den Bauernstand.

Und eins merke sich der Adel wohl: faule Aristokratien, thatenlose, die ihrem Vaterlande nicht mehr nützen, sind bisher immer zu Grunde gegangen, und ihr Vaterland meist mit ihnen. — Leider hat die hohle Theorie, die bisher in Deutschland allmächtig die Geister beherrschte — im Jahre 1848 stand sie auf dem Gipfelpunkt ihrer Macht, seitdem fängt ihre ertödtende Herrschergewalt unter den Stößen einer neuen Zeit an zu wanken, — leider hat sie auch der Adel für sich und seine Berechtigung in Anspruch genommen. — — — —

Man statuirte die Menschenrechte, weil man glaubte, man könne sonst die Staatslehre nicht logisch begründen, obgleich wohl noch keiner behauptet hat, der Mensch habe mit unserem Herrgott stipulirt: „giebst Du mir nicht die und die Rechte, so thue ich Dir auch den Gefallen nicht, auf die Welt zu kommen." Man stellte aus demselben Grunde den Satz auf: der Staat ist die Vereinigung sittlich-vernünftiger Menschen. Wer von den klugen Herren hatte denn je in der Geschichte gelesen, daß Staaten auf so willkürliche Weise entstanden sind? Wo sind denn je Meenschen zusammengetreten und haben sich zu den und den sittlichen Zwecken ver-

*) „Als Adam reut' und Eva span,
Wo war den da der edelman?"

Digitized by Google

einigt? Oder wo und wann treten jetzt die Einzelnen in unseren Völkern zusammen und sagen, „wir wollen immer von neuem wieder aus diesen sittlich-vernünftigen Gründen uns zu unserem Staate vereinigen"? Oder lebt auch nur in der Mehrzahl unseres Volkes oder eines anderen die Ueberzeugung, sie müßten in dem bestehenden Staate vereint bleiben, weil es sittlich und vernünftig sei? Wo bleiben denn die Unsittlichen und Unvernünftigen? Gehören die nicht mit zum Staate? — —· — So hat nicht blos der Edelmann, sondern auch der Fürst Unrecht, der da glaubt, seinen Stand auf eine unmittelbare oder besondere göttliche Einrichtung, wenigstens auf die göttliche Einsetzung alter Rechte, stützen zu müssen, weil er sonst keine logische Begründung für seine Ansprüche zu finden wüßte."

Der Zweck der Klöster*).

(23. Oktober 1868.)

„Du schreibst von Deinem Besuch in einem Clarissen-Kloster. Ich theile Deine Ansicht. Aber wie unendlich leid thut es mir, daß all' der fromme Sinn, die Treue, der Opfermuth, die altbewährte Ordnung und lange historische Tradition, die in den Klöstern vergraben liegen, nicht wieder nutzbar gemacht werden sollen, um Gott in werkthätiger Liebe an den Menschen zu dienen! Wie außerordentlich Vieles und Nothwendiges giebt es auch außer Krankenpflege und Erziehung noch, wofür nur durch Klöster oder klosterähnliche Organisationen zweckentsprechend gewirkt werden kann! Ich nenne beispielsweise nur Gefangenhäuser, Besserung der Verbrecher und ebenso die nützliche Beschäftigung der entlassenen Sträflinge, die ihrer selbst und ebenso der übrigen Menschheit wegen viel besser in stiller Abgeschiedenheit

*) Aus einem Briefe an eine verwandte Dame.

Digitized by Google

untergebracht würden. Was sind jetzt unsere Gefängnisse, Arbeitshäuser und Bewahranstalten, wo Gefangenwärter, Polizisten und bezahlte Angestellte — und noch dazu in viel zu geringer Zahl für die Menge der ihnen zur Ueberwachung Befohlenen — das um's Geld wirken sollen, was nur die größte, opferbereiteste und in christlicher Liebe und Demuth geschulte freie Begeisterung wirken kann? Reformirung der katholischen und Gründung protestantischer Klöster — selbstverständlich mit erschwertem, aber nicht unmöglichem Austritt — wie dringend Noth thäten die der heutigen Welt! Wie viele stößt sie in Unehre, Laster und Verbrechen, ohne sie heilen, ohne sich selbst vor dem Schaden und der Ansteckung, die sie ihr bringen, bewahren zu können! Und wie viele gute und tüchtige Elemente wirft andererseits die kalte, nach Gewinn rennende Zeit nutzlos oder fast nutzlos zur Seite, die in der stillen Ordnung, in dem familienhaft geschlossenen Leben eines Klosters so segensreich wirken könnten!"

Digitized by Google

Neue Klöster.

1861.

Digitized by Google

Ein neues, — wenn auch durch das aus weit späterer Zeit datirende, letzte Tagebuchblatt bereits angedeutetes — Gebiet betritt der Verfasser in dem folgenden Aufsatze, dem seine corporativen Tendenzen zu Grunde liegen. Derselbe enthält gewiß viel vortreffliches Material, wie auch diejenigen vielleicht einräumen werden, die seiner Tendenz feindlich gegenüber stehen. Gewiß geht er in Vielem zu weit: und zwar nach den entgegengesetzten Seiten. Er verbreitet sich über eine Menge von Gegenständen, die an sich nur in geringer oder in gar keiner Verbindung mit dem Hauptgegenstande stehen. Vielleicht wird man das Urtheil über die bis dahin bestehenden Besserungsanstalten u. s. w. zu hart finden: es hat sich seit dem Jahre 1861 gerade in diesen Dingen manches gebessert, und es sind zahlreiche Anstalten entstanden, von denen man damals noch keine Ahnung hatte. Daß der Verfasser hier und da zu sehr in die Detailmalerei geräth, ist ebenso wenig zu leugnen. Dennoch haben sowohl der Grundgedanke als manche seiner spezielleren Ausführungen gewiß hohe Berechtigung. In dem ganzen Gedankengange K.'s bildet dieser Aufsatz eines der wichtigsten aller Glieder. Gerade die in demselben versuchte Verbindung der entgegengesetzten Gesichtspunkte macht ihn, wie ich meine, merkwürdig; und es verschlägt dabei m. E. nichts, daß der Verfasser sich schon wenige Jahre später in vielen Beziehungen anders ausgedrückt haben würde.

Noch will ich darauf aufmerksam machen, wie der Verfasser auch damit seiner Zeit vorausgeeilt war, daß er die Nothwendigkeit einer Erziehung auf öffentliche Kosten bei verkommenen Eltern erkannte. Aber das Resultat, zu dem er hier gelangt, ist freilich ein

Digitized by Google

anderes, als dasjenige, zu dem unsere Gesetzgebung heut zu Tage gekommen ist, da er auch diese Sache nicht dem Staate, sondern den „Organen der Gesellschaft" und den Gemeinden überwiesen wissen wollte.

„Was soll es mit all den Rettungs- und rauhen Häusern, mit Pensionaten, Findel-, Arbeits- und Besserungshäusern? Es sind alles halbe- und Viertelsmaßregeln, zum Theil aber auch geradezu verkehrte. So sehr ich den guten, reinen und edlen Willen so Vieler anerkennen und hochhalten muß, die für und in Rettungs- und rauhen Häusern wirkten und wirken, so wenig ist es doch zu leugnen, daß man solchen Anstalten vielfach eine gewisse Moderichtung, ein falsches Gepräge aufgedrückt hat. Wie mangelhaft ferner, wie meist so hohl und verkehrt unsere Pensionate und Erziehungsanstalten sind, das bedarf kaum mehr eines näheren Hinweises. Findel-, Arbeits-, und Besserungs-Häuser kranken wie die Gefangenanstalten alle an ihrer einseitig polizeilichen Organisation. Sie können eben nur den negativen Zweck solcher Anstalten, den der Ueberwachung und Unschädlichmachung, erfüllen. Der positive und viel höhere der Besserung und Erziehung ist bei einer Organisation in vorwiegend polizeilicher Richtung ganz und gar unerreichbar. Polizei bessert nie, kann nie bessern; damit mache ich ihr keinen Vorwurf, das liegt in der Natur der Sache.

Alle diese hier genannten Erziehungs- und Besserungsanstalten aber kranken außerdem noch an dem einen großen Fehler des dermaligen Zeitgeistes: an der Tendenz nämlich, den Menschen nicht als Menschen, ihn nicht individuell, sondern ihn als einen allgemeinen Begriff, ihn generell zu betrachten und zu behandeln. Diese Zeit-Tendenz, vermöge deren wir nicht mit dem wirklichen Menschen, den wirklichen

Digitized by Google

Dingen, den wirklichen Zuständen, sondern mit den Eigenschaften rechnen, die ihnen gemeinsam sind, nnd vermöge deren wir die anderen, die sie individuell unterscheiden, vornehm bei Seite werfen; — diese Tendenz, die uns hauptsächlich in die großen Irrthümer der Neuzeit geführt hat, — sie macht sich eben auch in unseren Erziehungs- und Besserungsanstalten in schlimmster Weise geltend. Der Mensch läßt sich nun einmal nur dann erziehen und bessern, wenn man ganz in seine Individualilät eingeht, wenn man alle seine Eigenschaften und Besonderheiten sorgfältig erforscht, die feinsten und tiefsten Gründe seiner Geistesrichtung wenigstens annähernd herausfühlt. Sie liegen nach meiner Ueberzeugung so tief verborgen, daß sie selten dem Verstande meist nur dem instinktiven Gefühle zugänglich sind. Aber ich bin auch ebenso überzeugt, daß gerade die letzten und wesentlichsten Gründe der ganzen Geistesrichtung eine solche Verschiedenheit der Menschen bedingen, daß wir sagen müssen: nicht *einer* ist dem *andern* in dem Wesentlichen seiner Geistesrichtung gleich; es giebt nicht zwei Menschen in der Welt, die ich ganz in derselben Weise behandeln kann, wenn ich sie richtig erziehen oder bessern will.

Zu einem solchen tieferen Eingehen in die Individualität des Pflegebefohlenen, zu einer Erforschung seiner individuellen Eigenschaften, dazu fehlt es dem leitenden und pflegenden Personale unserer Erziehungs-, Besserungs- und Beaufsichtigungs-Anstalten durchschnittlich ganz und gar an den erforderlichen Eigenschaften, namentlich an dem nöthigen Tief- und Feingefühl.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich hier gleich vorwegnehmen: daß ich weit entfernt bin, etwa zu wünschen, daß die polizeiliche Oberleitung der *Straf-*, *Besserungs-* und *Beaufsichtigungs*-Anstalten aufgegeben würde. Pflege und Besserung aber können hier ebensowohl wie die Heran-

Digitized by Google

bildung in Erziehungsanstalten nur von klösterlichen Organisationen zweckentsprechend gehandhabt werden.

Allerdings nur von solchen, die sich durch ihre Stellung, ihre Organisation und ihre Regel vor den Abwegen, auf die sich die alten Klöster verirrt hatten, und von denen sie heute noch nicht herunterzukommen vermögen, zu bewahren wissen. Und nach meiner Ueberzeugung lassen sich Klöster allerdings so einrichten, daß man sie — soweit dies eben nach menschlicher Voraussicht möglich ist — vor den alten Abwegen bewahrt. Ich will in dem Folgenden zu zeigen versuchen, in welcher Richtung dies etwa möglich sei.

I. Die Stellung.

Ich kann überhaupt noch nicht einsehen, wie die so laut und so allgemein gepriesene Trennung der Kirche vom Staate sich bewerkstelligen läßt, ohne die Kirche den allergrößten Gefahren auszusetzen: Gefahren, die aus ihr selbst entspringen, und die dann außer ihr auch die gesellschaftliche Ordnung und den Staat bedrohen. Noch nie hat es einem Stande, dem große Machtmittel zu Gebote standen, gut gethan, wenn man ihm ganz aufsichtslos und ganz willkürlich ihren Gebrauch überließ. Es liegt in der menschlichen Natur daß er sie dann zu eigensüchtigen und namentlich zu herrschsüchtigen Zwecken benutzt: — gleichviel, ob bewußt oder unbewußt. Es liegt ebenso in der menschlichen Natur, daß ein Stand, dem keinerlei beaufsichtigende, treibende oder regulirende Organisation übergeordnet oder an die Seite gestellt ist, in sich erschlafft, die Ziele, die ihm von Gott in der Weltordnung angewiesen sind, aus dem Auge verliert. Von den Pflichten, die diese Ziele bedingen, vergißt er die hauptsächlichste, auf der zugleich sein eigenes Wohl beruht, nämlich die der strengen Selbstbeaufsichtigung, gewöhnlich zuerst. Und das ist es, — niemals aber die Ungunst der äußeren Verhältnisse — was

Digitized by Google

einem Stande gewöhnlich den ersten Stoß auf der abschüssigen Bahn des Verfalles gegeben hat. Wir sehen dies bei allen Ständen: bei dem Adel, dem Handwerker-, dem Bauernstande; wir sehen es an den Städten. Auch an einzelnen hochgestellten Gliedern der staatlichen Gesellschaft sehen wir's, an einzelnen Familien, an Fürstenhäusern. Vor Allem aber sehen wir's auch am geistlichen Stande. Ich weiß nicht, wie selbst ein Geistlicher auch nur lediglich im Interesse seines Standes die Trennung der Kirche vom Staate wünschen kann. Wie's dermalen wenigstens überall noch steht, ist eben die Kirche weiter nichts, als der geistliche Stand: er bildet ihre äußere, sichtbare Organisation, er stellt auch ihren geistigen Inhalt fest. Durch die Einbeziehung eines Laienstandes in die Kirche, sowohl zur Mitbestellung und Mitbebeaufsichtigung ihrer Organisation als zur Mitwirkung bei der Feststellung ihres geistigen Inhaltes, wäre allein dem Mißstande, daß Kirche und geistlicher Stand nun dasselbe geworden sind, abzuhelfen. Dadurch allein auch wäre der Begriff „Kirche" wieder seinem ursprünglichen Wesen entgegenzuführen. Und damit allein könnte ich mir die Möglichkeit einer wirklichen Trennung der Kirche vom Staate denken, ohne zugleich die schlimmsten Gefahren für die Kirche selbst, für die Gesellschaft und den Staat besorgen zu müssen. Aber freilich scheint außer den „Lichtfreunden" bisher niemand ernstlich an ein solches Zurückführen der Kirche zu ihrer ursprünglichen Gestalt zu denken. Und der „Lichtfreund", der würde es nach seiner Manier, aber wohl schwerlich zum Frommen der Kirche, der Gesellschaft und des Staates erstreben. — Uebrigens ist auch eine solche Rückkehr der Kirche zu ihrer alten, wahren Gestalt so lange unmöglich, als unsere moderne Theologie nicht umkehrt. Umkehrt? — Ja! umkehrt! Einer ihrer scharfsinnigsten Vertheidiger (Stahl) sagte: „Die Wissenschaft muß umkehren." Es ist freilich vielleicht

Digitized by Google

wohl etwas dreist, wenn ein Laie, wie ich, seine Meinung hierüber ausspricht. Aber ich unterschreibe diesen Satz von Herzen. In Beziehung auf Geschichte, Philosophie, Kunst, Staatswissenschaft, Medizin u. s. w. glaube ich mich mit Stahl einer Meinung zu wissen. Von der Theologie und Jurisprudenz, d. h. von seinen beiden Hauptwissenschaften, hat Stahl aber seinen Ausspruch wohl nicht ernst gemeint; und doch möchte ich gerade bei diesen beiden vor Allem eine Umkehr sehen. Solange, ich wiederhole es, nicht vor allem die Theologie umkehrt von der elend-kleinlichen „Düftelei" und Dogmenspalterei, die die Lehre bis in das letzte Spitzchen durchaus für Jedermann und für ewige Zeiten ausklügeln zu müssen glaubt, solange sie nicht zurückkehrt zu der Theologie, die den Schlichten, den „geistlich Armen", gelehrt wurde, zurückkehrt zu der Theologie der Liebe, die die Thüren der Kirche einem Jeden offen hält, der sie nicht absichtlich aus frivolen Gründen verschmäht, so lange wird's in der Kirche nicht besser. Gott allein mag man es überlassen, ob der Suchende in rechter Absicht und in rechter Weise sucht oder nicht, und ob er sich zum Heile oder Verderben sucht. Die Predigt, die Gnadenmittel, der Segen der Kirche, kurz, die Kirchengemeinschaft muß — allen offen stehen. Unsere Theologie aber muß das Verdammen Gott überlassen, d. h. wirklich überlassen und darf sich nicht Hinterthürchen für ganze oder halbe, offene oder bedingte Verdammung offen halten.

Wohin hat uns denn unsere Theologie geführt? Muß denn nur immer getrennt sein, soll denn nie vereinigt werden? Ist nicht die Lehre von Gottes Allmacht und Güte, ist nicht die Lehre von Gottes Geboten überall die gleiche? Ist das nicht des Gemeinsamen genug, um friedlich zusammen unter dem Dache einer Kirche zu wohnen und zu beten? Mich dünkt, wäre unsere theologische Gelehrsamkeit nicht etwas zu groß geworden und hätte man deshalb die Ansprüche an die Vor-

Digitized by Google

bereitung für den geistlichen Stand nicht immer gesteigert, so wäre unsere moderne Theologie unmöglich auf so falsche Bahnen gekommen. Aber erst ganz unnöthige und sogar — falsche Ansprüche für die Ausbildung zu einem Berufe oder Stande aufstellen, dann enge, von dem Verkehre mit der übrigen Welt mehr oder weniger abschließende Drillanstalten*) einrichten und schließlich noch einen Jeden mit Rücksicht auf ein nach allgemeinen Regeln festgestelltes, und gleiches Maß der Kenntnisse prüfen und so die Beurtheilung von der individuellen und moralischen Befähigung ablenken, jedem so Geprüften dann aber aus der geistlichen Leitung von so und so viel Seelen seinen Lebensunterhalt anweisen: d. h. recht die Elemente großziehen, durch welche ein Stand eng, einseitig und egoistisch werden — kurz verjunkern, verkommen muß.

Es mag in der heutigen verbildeten Zeit wohl nicht anders angehen, als daß der Staat und die Kirche Jedem, der sich zu einem Amte vorgeschriebener Maßen vorbereiten will, auch die Anwartschaft auf ein solches Amt grundrechtlich zusichert. Das ist aber bei dem Geistlichen, dessen Berufstüchtigkeit sich weitaus vorwiegend auf Eigenschaften gründet, die sich in examinibus nicht abfragen lassen, doppelt schlimm. Die Kirche, resp. die Gemeinde wird oft genug gezwungen, Geistliche zu wählen, die ihren Wünschen durchaus nicht entsprechen; und tüchtige andern Orts sehr gut verwendbare Kräfte, die im Laufe ihrer Ausbildung Lust und Beruf zum geistlichen Stande verlieren, werden oft genug gezwungen, bei ihm zu verharren, weil ihnen die auf die geistliche Ausbildung verwendete lange Zeit nicht mehr gestattet, umzukehren. Wäre diesem Uebelstande nicht dadurch ein wenig abzuhelfen, daß die Kirche zu dem geistlichen Berufe eben nur die Aus-

*) Dies geht natürlich auf die Seminarien. Doch bestehen diese nicht überall, und wo sie bestehen, müssen nicht alle Theologen durch dieselben hindurchgehen.

Digitized by Google

bildung zum Lehrerstande verlangte und unter Vorbehalt ihres Zurückweisungsrechtes diejenigen zum geistlichen Stande übertreten ließe, die Beruf und Neigung dazu fühlten? Eine untergeordnete, längere Zeit dauernde Stellung als Ministrant oder Adjunct bei Predigern oder Kirchen gäbe den Betreffenden Zeit, die noch fehlenden theologischen Specialkenntnisse zu erwerben und der Kirche oder wer über die Qualificirung entscheiden soll, Gelegenheit, sich in dieser Beziehung ein Urtheil zu verschaffen. Wer dann nicht qualificirt befunden wird, dem möge der Staat im Lehrerstande ein Amt geben*). So würde doch die gewiß verwerfliche Garantie eines geistlichen Amtes vermieden. Uebertritte aus dem Lehrerstande in den geistlichen und umgekehrt müßten dann auch im späteren Alter noch leicht gemacht, und die besseren Lehrergehalte ziemlich auf gleiche Höhe mit den meisten Predigergehalten gebracht werden.

Das Christenthum ist ja die Lehre der Armen: so gar viel Gelehrsamkeit, so einseitige, lange Vorbereitung ist dazu nicht nöthig. Aber eins freilich müßte damit fallen: die Geistes-Drillanstalten für den geistlichen Beruf, Convicte und Seminare. Und es würde auch heute dem geistlichen Stande nur zum Vortheile sein, wenn sie wegfielen**). Nur wer aus freiem, freudigen Geiste getrieben sein geistliches Amt verwaltet, wird ein rechter Geistlicher sein und seinen Pflegebefohlenen, wie seinem Stande, nützen. Diese geistige Freiheit und Freudigkeit aber läßt sich nicht andrillen. Wer sich nur durch geistliche Drillanstalten vor Fehlern, vor geistigen Richtungen, die mit dem zukünftigen geistlichen Berufe unverträglich sind, bewahren kann, der wird besser kein Geistlicher.

*) Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich diesen Weg unter den heutigen Verhältnissen für ganz unmöglich halte.

**) Von den Protestanten geht, wie ich glaube, bei weitem der geringste Theil durch solche Drillanstalten.

Digitized by Google

Die technische Fähigkeit aber kann Jeder, der einigermaßen zum geistlichen Stande berufen ist, sich auch außerhalb solcher Drillanstalten erwerben.

— — — — Ich sagte oben, nur wenn die Theologie wieder zu ihrer wirklichen Aufgabe zurückgekehrt sei, könne sich die Kirche in ihrer ursprünglichen reinen Form durch Einbeziehung eines Laienstandes, oder vielmehr der ganzen Gemeinde reorganisiren; und dann allerdings sei eine Trennung der Kirche von der Oberleitung der Staatsgewalt denkbar. Es ließe sich der erstere Satz aber vielleicht auch umkehren. Nur wenn der Kirchenorganisation wieder ein Laienstand eingefügt wird, wird auch unsere Theologie zu einer Umkehr zu bringen sein.

Man mag nun aber über die Trennung der Kirche vom Staate denken, wie man will: darin wird man wohl ganz einig sein, daß wenigstens die in das weltliche Gebiet eingreifenden Funktionen und Anstalten der Kirche nicht von dem Staate und seiner Controle getrennt werden dürfen. Die Besserung, die Beschäftigung entlassener Sträflinge, die Erziehung, kurz alles, was nach meiner Ueberzeugung nur von klösterlichen Organisationen in richtiger Weise geleistet werden kann, würde aber sehr gewaltig in's Weltliche eingreifen. Ich möchte also vor allem solche neue Klöster nicht so abgeschlossen wissen, daß die Organe der Landesgewalt sie nicht stets vollkommen überschauen und gegen Uebelstände, Verirrungen und die ungesunde Stickluft schützen können, die sich etwa vom dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an im allgemeinen in den Klöstern erzeugt und festgesetzt haben. Die nöthige Abhülfe sehe ich in geeigneten Landes-, Staats- und geistlichen Behörden, die aber zusammen wirken müßten. Natürlich denke ich nicht daran, solche Anstalten der „Schnüffelei" der Polizei, der Wichtigthuerei moderner Landtagsabgeordneter und Zeitungsschreiber, oder gar etwa der

Digitized by Google

Neugierde der Touriſten ausſetzen zu wollen. Sollen ſolche Klöſter nützen, ſo muß ihnen eine geſunde Selbſtändigkeit und vor Allem ſo viel Abgeſchiedenheit von dem Treiben und der Neugierde der umgebenden Welt gelaſſen werden, daß ſich die wohlthuende Luft des Friedens und der Ruhe, die uns noch heute zuweilen aus katholiſchen Klöſtern entgegenweht, und die — lügen die alten Baureſte nicht — gewiß wenigſtens zeitweiſe über den alten Klöſtern gelegen hat, auch in den neuen erzeugen und halten kann. Das ſchließt eine gegen Mißſtände vollkommen ſchützende Controle durch geeignete Organe gewiß nicht aus. Am geeignetſten zu einer ſolchen Ueberwachung wären — und zwar wohl recht eigentlich im Gegenſatz gegen moderne Polizei und moderne Regierungsbeamte (die Rückkehr zu einer wirklichen und vollen Gemeindefreiheit und zu einer geſunden, den natürlichen Verhältniſſen entſprechenden Organiſation von Gauen und Provinzen [Ländern, Kreiſen] vorausgeſetzt) — die Spitzen der Gau- und der Provinzialorgane, vielleicht ſogar bis zu einem gewiſſen Punkte die Spitzen der Gemeinde. Dieſe mögen dann gegen etwaige Mißſtände das Gewicht ihres freundlichen Rathes einlegen und, wo der nicht hilft, den Rath und nöthigenfalls das Einſchreiten einer beaufſichtigenden Behörde anrufen. Dieſe Behörde aber wäre aus Commiſſären des Landesfürſten, des Landes oder der Provinz und der geiſtlichen Gewalt unter der Gleichberechtigung dieſer Faktoren zu bilden.

Konflikte zwiſchen dieſen drei Faktoren entſcheiden Fürſt und Landesvertretung, reſp. die über beiden ſtehenden Gerichte. Ebenſo müßte natürlich den Klöſtern Berufung an die Landesgewalt, den Fürſten und die Landesvertretung, beziehungsweiſe an die Gerichte offen gehalten und recht leicht gemacht werden. Suſpenſiveffekt dürften ſolche Berufungen aber nur in beſonders feſtgeſtellten Fällen haben.

Digitized by Google

II. Die Organisation.

Aufgenommen in die Brüderschaft kann Jeder werden, der nicht ehrlos machende Verbrechen begangen hat und gut beleumundet ist. Der gute Leumund ist hier lediglich von der Seite der Ehre jedes Standes aufgefaßt. Die Aufnahme beschließt der Convent des Klosters mit Zweidrittelmajorität*) und unter Zustimmung entweder der Landesresp. Provinzialvertretung oder der oben erwähnten beaufsichtigenden Behörde. Die Aufnahme darf zunächst nur in das mindestens einjährige Noviziat stattfinden. Ausgenommen hiervon ist der Uebertritt aus dem Convent eines anderen Klosters. Die Aufnahme in den Convent selbst wird ebenso von dem letzteren unter Zustimmung der Kreis- oder Landesvertretung oder der genannten Behörde beschlossen. Der Austritt aus der Klosterbruderschaft steht jeder Zeit frei. Gegen übereilten oder frivolen Austritt schützt ein Neujahr, das in einem anderen Kloster oder irgend einer gemeinnützigen, abgeschiedenen Anstalt durchgemacht werden muß.

Die Wahl des Priors und etwaiger anderer Organe, sowie Veränderungen in der Organisation und größere Veränderungen in der Verwaltung des Klosters, sind bei im übrigen vollkommen freier Selbstverwaltung des Convents resp. seiner Organe, ebenfalls an die gleiche Zustimmung wie die der Aufnahme gebunden. Erwerbungen und Veränderungen des Besitzstandes dürfen nur mit Genehmigung der Landesvertretung geschehen. Entspricht einmal der Wirkungskreis eines Klosters, die Anzahl der Klosterbrüder oder die Anzahl seiner Pfleglinge nicht mehr seinem Vermögen, so mag die Staatsgewalt eine zeitweilige andere Verwendung desselben, aber immer zu ähnlichem Zwecke, beschließen. Eine Rückgabe

*) Die Zweidrittelmajorität ist natürlich wie alle die zahlreichen Detail-Bestimmungen dieses Aufsatzes nur als ein versuchsweiser Vorschlag des Verfassers aufzufassen.

Digitized by Google

an das Kloster muß stets stattfinden, wenn der Grund der anderweitigen Verwendung wegfällt. Allenfalls könnte man eine Verjährung, wenn dies nicht binnen vielleicht zwanzig oder dreißig Jahren eintritt, zugeben. Solchen durch Verjährung dem Kloster verlorenen Besitz mag die Staatsgewalt dann frei anderweitig verwenden. — Hinsichtlich dieses steht aber dem Kloster an die oberste Gerichtsbehörde des Landes (des Reiches) Berufung zu. Vorausgesetzt ist dabei freilich ein völlig freier, sich selbst nach seinen von der Landesgewalt bestätigten Statuten verwaltender und selbständig organisirter, in seiner Stellung privilegirter Richterstand, dem der Zuwachs nicht von der Staatsgewalt octroyirt wird, sondern der ihn unter ihrer Zustimmung frei wählt.*) — — — —

Alle übrige Verwaltung und Organisation, die Beschäftigung der Mitglieder der Bruderschaft, die Beschäftigung, Leitung und Besserung der Pflegebefohlenen bleibt ganz dem freien Ermessen des Convents bezw. seiner Organe überlassen. Gegen etwaige Mißstände und Mißbräuche schützt die Aufsicht des Landes, wie unter I vorgeschlagen wurde.

III. Die Regel.

Im Allgemeinen kann man gewiß nicht sagen, daß unsere alten deutschen Klöster (von den neueren Orden rede ich hier nicht) die Stätten eines religiösen Fanatismus und religiöser Verfolgung gewesen sind. Etwas zu weitgehende religiöse Schwärmerei, die aber immer noch eine höchst friedliche und in ihren Motiven gewiß sehr edle war, mag man ihnen häufig mit Recht vorwerfen können. Oefter leider das Gegentheil von religiösem Fanatismus: Verweichlichung, Er-

*) Ueber die Stellung und die Organisation, die K. dem Richterstande gewährt wissen wollte, verweise ich auf den zweiten Theil. Hier ist das Gleiche in der Kürze wiederholt. Ich lasse das darauf Bezügliche aber, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, an dieser Stelle weg.

Digitized by Google

schlaffung, Genußsucht, Faulheit, und Indifferentismus; Haß aber gewiß sehr selten. Auch heute noch haben sich in den deutschen Klöstern der alten Orden trotz der Ungunst der Verhältnisse Reste einer Unabhängigkeit erhalten, wie man sie unter der übrigen katholischen Geistlichkeit immer seltener findet; und so ist denn natürlich auch Fanatismus und Haß gegen Andersgläubige in den Klöstern viel seltener zu finden, als bei der übrigen Geistlichkeit.

Es ist deshalb auch nicht zu befürchten, daß neue Klöster bei uns zu Pflanzstätten des Fanatismus, des Hasses und des religiösen Unfriedens werden würden; vorausgesetzt nur, daß man sie ebenso unabhängig gegenüber der geistlichen, als der Landesgewalt macht. Dem Deutschen liegen Glaubenshaß und religiöser Unfriede so fern, daß er nie darauf verfällt, wenn sie ihm nicht künstlich eingeimpft und eingehetzt werden.

In einer richtig organisirten Genossenschaft zumal werden solche fremde Gewächse sich nicht erzeugen. Sollte es aber nicht auch möglich sein, bekenntnißlose, d. h. solche Klöster ins Leben zu rufen, in denen Jeder nach seiner, nur nicht jüdischen, muhamedanischen oder heidnischen Religion leben könnte? Ich glaube es und würde sie für die besten halten.

Jedenfalls müßte in der Regel, die ja der Aufzunehmende zu beschwören haben würde, eine sehr ernstliche Verpflichtung gegen Glaubenshaß, Verketzerung und religiösen Unfrieden enthalten sein. Ebenso müßte sie ganz direkte Verpflichtungen gegen das zu viele und mechanische Beten enthalten, das die Menschen abstumpft und das Gebet entwürdigt. Dazu müßten nicht minder auch Verpflichtungen gegen sinnlose und der Seele des Büßenden keinen Nutzen schaffende Bußübungen kommen.

Nachdem ich dies Alles vorausgeschickt, lasse ich ein paar Punkte folgen, die etwa die Regel charakterisiren könnten. Ich rede zunächst von Mannsklöstern: Schlaf sechs Stunden.

Digitized by Google

Aus ärztlichen Rücksichten mag beim Schlafe nach Umständen, nie aber des Morgens, zugegeben werden. Aufstehen um vier oder fünf und zwar Winters und Sommers zu gleicher Zeit; Morgens und Abends kurze Betstunde. (Lied, Gebet oder Bibelabschnitt von der Kanzel, stilles Gebet bei Orgelklang.) Sonntags und Feiertags vielleicht etwas längere Betstunden. Am Sonntag Vormittag Gottesdienst, an Feiertagen noch besonders feierlich, Nachmittags keiner oder nur ein sehr kurzer. Essen: Mittags um zwölf, Abends um sieben. Frühstück um halb sechs. Mittags nie Suppe und nur ein Gericht. Abends ein ähnliches, nur weniger. Frühstück: Suppe, Milch, eine Mehlspeise oder dergleichen. An Sonntagen etwas besser und Mittags zwei Gerichte. Feiertage sind auch hier noch etwas auszuzeichnen. Die Speisen werden vor den Prior oder bei großer Anzahl vor ihn und den Subprior hingestellt und von einem Novizen vor seinen Augen Jedem sein Theil auf den Teller gelegt. — Wein für gewöhnlich nur den Kranken oder ausnahmsweise solchen, die eine Anregung zu ihrer Arbeit bedürfen. Nur Sonntags ein leichter Landwein oder Bier für alle und Feiertags nach Befinden ein etwas besserer Wein. — Tracht auf die allereinfachste beschränkt: eine graue oder braune Kutte, die man aber bei der Arbeit bis über das Knie hinaufschlagen kann, darunter natürlich ein Hemd, — aber ein grobes — und kein Halstuch; kurze Hosen und Strümpfe, Schuhe, keine Sandalen. — Alle Woche mindestens zwei Mal kalte Bäder.

Tageseintheilung: Sechs bis zwölf Uhr Arbeit; zwölf bis zwei Uhr Mittagsmahl und Unterhaltung, Spazierengehen ꝛc.; zwei bis halb sieben Uhr Arbeit; halb sieben bis acht Uhr Abendessen ꝛc., wie Mittags; acht bis zehn Uhr Arbeit. — Für Diejenigen, deren Beschäftigung nicht an und für sich körperliche Anstrengung genug mit sich bringt, um die Seele stets frisch zu erhalten, („daß der Leib nicht geil

Digitized by Google

werde") muß jedenfalls eine den Körper anstrengende Beschäftigung von wenigstens zwei Stunden des Tages (etwa von sechs bis sieben Uhr des Morgens und fünf bis sechs des Abends) gefunden werden. Dies gilt für Alt und Jung in gleichem Maße. Ich meine mit der körperlichen Arbeit eine Nutzen bringende Beschäftigung, also besonders landwirthschaftliche Arbeit: z. B. Graben im Garten oder Feld, Ackern, Mähen ꝛc., haus- und hofwirthschaftliche Arbeit, Holzspalten, Handleistungen bei Bauten ꝛc. Auch von den niedrigsten und unangenehmsten Arbeiten soll man die Bruderschaft nicht frei halten: es ist dem Menschen sehr heilsam, wenn er auch an solche Dinge einmal gehen muß und in solchen niedrigen Verrichtungen seine Würde, den Anstand und ein richtiges Schönheitsgefühl bewahren lernt. Turnen und dergleichen mag in Klöstern, wo Jugenderziehung die Hauptaufgabe oder selbst nur einen kleinen Theil der Beschäftigung bildet, die zwei Stunden lange, anstrengende körperliche Beschäftigung theilweise, aber nie ganz, ersetzen. Die körperliche Ausbildung der Bruderschaft ist leicht in solchen Anstalten zu erreichen, die die Arbeit nöthig machen, wie z. B. in Strafanstalten und Zufluchtsstätten für entlassene Verbrecher. Ob man aber nicht überhaupt in allen Männerklöstern der körperlichen Rüstigkeit gerade in Bezug auf die Wehrhaftigkeit für Nothfälle des Vaterlandes Rücksicht tragen müßte, bleibe dahin gestellt. Wenn es einigermaßen richtig angefangen wird, so braucht die Ruhe, die Luft des Friedens, die sich über ein Kloster lagert, dadurch noch nicht gestört zu werden. Und des Beispiels wegen wäre dergleichen wohl auch recht gut — zumal solange man in der übrigen Welt noch so wenig wie jetzt an solche Dinge denkt. Alles dies wäre bei den Frauenklöstern entsprechend zu modificiren.

Digitized by Google

IV. Der Wirkungskreis.

Mich dünkt, keine Zeit unserer Geschichte hat das Bedürfniß der Klöster so lebhaft empfinden lassen, als unsere heutige.

Keine Zeit hat in den Stürmen und Wogenschlagen ihres Treibens und Schaffens noch ähnlich so viele verwendbare Lebenskraft an den trockenen Strand geworfen, als es die heutige thut. Verfehlte Lebensziele, gebrochene Hoffnungen, Ruin der Glücksgüter, Berufslosigkeit und der schreckliche Ueberdruß, den sie wohl überall mit sich bringt; Hagestolzerei, die bald in enge, egoistische Genußsucht, bald in trübselige Hypochondrie gedrängt wird; endlich Frivolität, Genußsucht, Egoismus jeder Art! Allen, die von diesen moralischen Krankheiten niedergedrückt werden, kommt doch wohl einmal ein Stündchen, wo ihnen das Hohle und Nichtsnutzige ihres Lebens recht ernst vor das Gewissen tritt, und wo sie dann vielleicht gern den Weg zur Umkehr einschlügen, böte sich ihnen nur rasch ein Beruf und vor Allem ein Zufluchtsort, der sie den Verführungen ihres bisherigen Lebens fern rückte; sie alle gehören hierher. Dazu dann innerhalb der Frauenwelt das sich so sehr vermehrende Altjungfernthum: bald unverdienter und ungerechter Weise getreten und gestoßen, außerhalb aller nützlichen Wirksamkeit geworfen, bald auch wirklich eine widerwärtige, egoistische, nutzlose Erscheinung. — Das Alles hat sich zu keiner anderen Zeit vielleicht in dem Grade geltend gemacht, wie heut zu Tage; und keine Zeit hat so wenig Auskunftsmittel gegen solche Uebelstände geboten. Die Familie, die gerade hier natürlich stets in erster Reihe in Betracht kommen muß, ist vielfach dazu gar nicht im Stande. Krankenpflege, Sträflings-Besserung und Beschäftigung, Erziehung und Pflege von verwahrlosten und Findelkindern, und womit sonst man Wirkungskreise für Berufslose schaffen will: das Alles ist entweder so theoretisch oder so polizeimäßig eingerichtet, es ent-

Digitized by Google

behrt immer so ganz und gar des gesunden organischen, freien Lebens, daß ich es auch in dieser Beziehung immer noch mehr für schädlich als für nützlich halte. Kurz! keine Zeit, dünkt mich, ließ das Bedürfniß, den von ihr bei Seite geworfenen Lebenskräften einen gesunden, nützlichen Beruf außerhalb ihres lauten Treibens und Schaffens zu gründen, so lebhaft empfinden, als die unsrige. Mich dünkt aber, daß vor Allem und beinahe ausschließlich klösterliche Institute, wie die befürworteten, dies zu leisten im Stande sind, oder daß sie wenigstens am besten diesen Zweck erfüllen würden.

So wichtig, und ich kann wohl sagen, ein so nothwendiges Bedürfniß es in unserer heutigen Zeit ist, solche Institute zu schaffen, die den aus dem großen Weltstrome des Schaffens und Treibens Gedrängten die Möglichkeit eines Berufes bieten, so wichtig und nothwendig ist auch der Wirkungskreis, den solche neue Klöster in der Gesellschaft ausfüllen würden und gewiß allein ausfüllen können.

Ich meine hier vor allem erstens das Schaffen eines Zufluchtsortes für solche entlassene Sträflinge, die die bürgerliche Gesellschaft unbedingt ausstoßen muß, und die hier von jeder für das Gemeinwohl schädlichen Berührung mit der Welt abgeschlossen, gebessert und nützlich verwendet werden könnten. Sie würden hier Schutz und Ruhe vor der strengen und oft harten Beurtheilung und Behandlung der Welt finden, die ja nie aufhören darf, wenn das Gemeinwohl nicht in seinen Grundfesten erschüttert werden soll, und die doch dem Unglücklichen, davon Betroffenen jede Besserung und jede nützliche Thätigkeit fast unmöglich macht.

Zweitens habe ich als einen wohl ebenso wichtigen Zweck für solche neue Klöster Folgendes im Auge: a. Es müßten dadurch solche Institute (Organisationen) geschaffen werden, denen man besser und ruhiger als anderen Einrichtungen, die

Digitized by Google

heut zu Tage zu hunderten auftauchen, die Ausbildung und Erziehung der Jugend anvertrauen dürfte, wenn einmal besonderer Umstände wegen Familie oder Schule nicht mehr zweckentsprechend erscheinen. b. Solche Institute, denen die Vormünder ꝛc., kurz die dazu berufenen Organe der Gesellschaft, oder die Gemeinden die Erziehung der Jugend überweisen können, wenn man sie der Familie oder den durch die Verwandtschaft in nächster Linie dazu Berufenen des Gemeinwohls wegen entziehen muß. c. Solche Institute, denen unter denselben Voraussetzungen die Besserung der Jugend im Sinne des „rauhen Hauses" zuzuweisen wäre.

Dies die Hauptzwecke! Als andere habe ich noch im Auge: Krankenpflege, Verwendung in Gefängnissen und Arbeitshäusern; ferner Verwendung bei der Armenpflege und bei einigen geistlichen Functionen; endlich als einen mehr beiläufig zu behandelnden, aber durchaus nicht zu vernachlässigenden Zweck: die gesunde Pflege von Kunst und Wissenschaft.

1. Was in unserer Zeit Jedem, der die Augen nicht absichtlich zuschließt, so große Befürchtungen einflößen muß, das ist die Ueberhandnahme der ehrlosmachenden*) Verbrechen. Es mag früher nicht viel besser in der Welt ausgesehen haben; aber mich dünkt: ehrlose Verbrechen hat es damals weniger gegeben.

Nun aber halte man das nur im Auge: Ehre ist das Fundament unseres deutschen Wesens. Jede unseren eigenen deutschen Anschauungen entsprechende Organisation der bürgerlichen Gesellschaft basirt auf der Ehre als ihrem wesentlichsten Grundstein. Wie der Deutsche denkt — Gott sei Dank noch denkt — darf wirklich documentirte Ehrlosigkeit niemals von der bürgerlichen Gesellschaft verziehen werden;

*) Dieser Ausdruck ist nicht im Sinne des heutigen Strafgesetzbuchs zu verstehen oder auf diesen Sinn zu beschränken.

Digitized by Google

sie muß unbedingt von jeder Berührung mit derselben abgeschlossen, jede Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft muß durch Ehrlosigkeit für immer vernichtet werden. Man bringe mir dies nicht etwa in Widerspruch mit den Geboten unserer Religion der Liebe und der Demuth. Es wäre höchst unverantwortlich vor Gott, wollten wir deshalb der Liebe gegen so entsetzlich Unglückliche vergessen, oder wollten wir in thörichtem Hochmuthe uns sicher fühlen und uns überheben, oder gar den Unglücklichen die Verzeihung Gottes absprechen. Der Begriff der Ehre reicht nicht über die Grenzen dieses Lebens hinaus; und vor Gott mögen ehrlose Verbrecher in vielen Fällen weniger strafbar sein, als andere.

Aber wie wir — wir Deutsche wenigstens — nun einmal Gottes Weltordnung und die uns in derselben offen gehaltenen Ziele zu erkennen vermögen, würden die Grundfesten der Gesellschaft und des Staates wanken und brechen, wollten wir dem wirklich Ehrlosen eine Stellung in der Gesellschaft oder im Staate gestatten. Es wäre dies vor Gott wenigstens eben so unverantwortlich, als wollten wir den Ehrlosen lieblos behandeln. Kurz! Strenge in dieser Beziehung ist noch keine Liebllosigkeit.

Wohin in aller Welt aber soll es führen, wenn man mehr und mehr von dem Humanismus der Zeit verlangt, er solle Betrüger, Diebe, Meineidige nach einer kurzen oder langen Strafzeit ruhig und zu gleicher Berechtigung wieder in die bürgerliche Gesellschaft aufnehmen? Wohin soll es führen, daß man es vor den wohlgedrechselten Theorien der heiligen Jurisprudenz nicht glaubt verantworten zu können, der notorisch als ehrlos Beleumundeten, der gebesserten oder selbst der durchaus noch unreumüthigen H... irgend ein Recht zu entziehen, das den Gutbeleumundeten oder das dem ehrlichen Mädchen, der ehrlichen Frau zusteht? Ist es wohl vor Gott und den Menschen zu verantworten, so in der

Digitized by Google

bürgerlichen Stellung allen Unterschied zwischen ehrlich und unehrlich auszuebnen? Und zeigen sich die Folgen nicht immer mehr? Nimmt das Bewußtsein der Mannesehre, nimmt der so schöne und gute Stolz darauf nicht immer mehr ab? Nimmt dies Bewußtsein der Mannesehre in den das Fundament unserer Staaten bildenden großen Massen nicht in Schrecken erregender Weise ab? Und sehen wir nicht auch — ein Schauder erregendes Zeichen der Zeit — Ehrlosigkeit öfter und öfter in den höheren Regionen unseres Volkes? Ist es nicht dahin gekommen, daß in den niederen Schichten unserer großen, ja selbst schon unserer kleinen Städten und unserer Dörfer das Mädchen oder die Frau, die der Scham und also ihrer Ehre vergißt, ungebrandmarkt, ja beinahe unverachtet sich bewegt und lebt wie ehrliche Mädchen und Frauen eben auch? Und findet denn in den höheren Schichten unserer Gesellschaft überall weibliche Schamlosigkeit den offenen Tadel, den Ausschluß aus der Gesellschaft und der Geselligkeit, den sie verdient? Nein! wahrlich, es ist hohe, hohe Zeit, der Ehrlosigkeit nicht mehr länger den gesetzlichen Schutz zu gewähren, den sie niemals in Deutschland gefunden haben würde, hätte man unser Volk nicht gewaltsam an das Gift eines elenden fremden Rechtes gewöhnt. Sie würde ihn aber auch heute keine fünf Jahre lang mehr finden, überließe man es unserem Volke einmal, sich sein Recht*) seinen eignen

*) Gott sei Dank sind dies bei der großen Mehrzahl noch immer unsere ehrlichen alten deutschen Anschauungen von Recht und Unrecht. Man rufe heute einmal die Familienväter einer beliebigen Gemeinde zusammen und frage sie, was ihre Meinung über dergleichen Dinge sei, und nach welchen Normen sie verfahren würden, ließe man ihnen ganz freie Hand. Ich bin überzeugt, man würde ganz praktische, aber freilich mit unserm elenden, verwaschenen Humanismus wenig zusammenhängende Ansichten und Vorschläge zu hören bekommen, und die ganze übrige Gemeinde würde beistimmen. Ein Experiment übrigens, das sich auch in sehr vielen anderen Dingen in usum Delphini empfehlen möchte!

Digitized by Google

Anschauungen gemäß selbst festzustellen. Was nun müßte hier geschehen?

Ich meine etwa Folgendes:

a. Der Staat soll dem einmal durch ein Verbrechen als ehrlos Charakterisirten nicht etwa blos vorübergehend — was ein Unsinn ist — sondern für immer alle politischen Rechte und alle Rechte in Gemeindeangelegenheiten entziehen, ebenso aber auch solche privatrechtlichen Befugnisse, die andere ehrliche Leute in Abhängigkeit von ihm bringen; (also Vormundschaften und Curatelen).

b. Der Staat soll den Ehrlosen in Bezug auf den Rechts- und Polizeischutz zwar nicht als vogelfrei hinstellen, ihm aber nicht *denselben* Schutz wie ehrlichen Leuten zugestehen.

c. Man soll die Gemeinde wieder so organisiren, daß man ihr Urtheilssprechung über den Leumund ihrer Angehörigen zugestehen kann; natürlich unter den nöthigen Garantien der Berufung an höhere Instanzen, die dann wenigstens die Rechtswirkung eines solchen Wahrspruches aufheben könnten.

Aber mögen nun diese drei frommen Wünsche je in Erfüllung gehen oder nicht; mag einmal auf diese Weise wieder der Ehre ein stärkeres und unserer deutschen Anschauung entsprechenderes Gewicht im öffentlichen Leben gegeben oder vielmehr verstattet werden; oder mag man in dieser Beziehung den bisherigen Schlendrian fortbestehen lassen, vielleicht gar dem modernen Humanismus noch *mehr* Rechnung tragen: man wird mir immerhin zugeben müssen, daß es ein dringendes Bedürfniß der Zeit ist, Zufluchtsorte zu schaffen, in denen diejenigen, die — *selbst wie jetzt die Anschauungen und Rechtsverhältnisse liegen* — von der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen werden, eine nicht blos unschädliche, sondern dem Gemeinwohle nützliche Wirksamkeit finden, und in denen ihnen Besserung möglich gemacht wird. Daß es

Digitized by Google

den allergrößten Nachtheil für unseren Volksgeist hat, wenn der entlassene ehrlose Verbrecher wieder in die bürgerliche Gesellschaft tritt und in ihr seine Verwendung wie ein ehrlicher Mensch findet, bedarf gewiß keines Beweises. Ebenso wenig aber wird man bestreiten können, daß solchen Unglücklichen eine wirkliche, aus dem Herzen kommende, nicht blos äußerliche Besserung entsetzlich schwer gemacht ist. Treten sie wieder in das öffentliche Leben zurück, so werden sie daran gewöhnt, der sie mit Recht treffenden Verachtung zu trotzen, oder sie werden wenigstens gleichgültig, abgestumpft gegen Mißachtung. Eine wirkliche Besserung aber kann bei diesen Unglücklichen nur von der Erkenntniß ausgehen, daß sie eine solche Mißachtung verdienen, daß die Gesellschaft in ihren Grundfesten wanken würde, gewöhnte man sich daran, ihre Verbrechen gleichgültig zu beurtheilen. Wirkliche Besserung verlangt ferner auch eine gewisse Abgeschiedenheit, die den Unglücklichen den neugierigen Blicken, dem Spotte und einer natürlich oft zu harten Beurtheilung entzieht. (Der Mensch kann eben nicht in die Herzenstiefen sehen, kann nur nach dem äußeren, nackten Faktum urtheilen: die Stärke der Versuchung, die ja meist auf tiefverborgenen Seeleneigenschaften, oft auch auf verborgenen Zufälligkeiten beruht, entzieht sich einem sicheren Urtheile fast überall.)

Nun bin ich weit entfernt — auch die Erfüllung obiger frommer Wünsche vorausgesetzt — zu verlangen, daß man jeden ehrlosen Verbrecher nach Verbüßung seiner Strafzeit in solche Institute einsperren solle. Aber man soll solche Zufluchtsstätten gründen, die er freiwillig aufsuchen kann, wenn er in einer ernsteren Stunde sich zu dem festen Entschlusse durchringt, sich zu bessern, sich den Blicken der Welt, dem Aergerniß und der Schande, die ihr sein Anblick bringt, zu entziehen und doch noch irgendwo seine Kraft nützlich zu verwenden. Hat man nur erst solche Zufluchtsstätten gegründet,

Digitized by Google

so wird sich auch das Gefühl für die Ehrlosigkeit bald wieder Geltung zu verschaffen wissen. Denn solange diese Unglücklichen keine solche Zufluchtsstätten finden, wäre es Lieblosigkeit, wollte man sie nicht irgendwie nützlich zu beschäftigen suchen, um ihnen so die Existenz, aber auch die Besserung wenigstens möglich zu machen. Durch eine solche Verwendung aber wird immer wieder von neuem der Unempfindlichkeit für Ehrlosigkeit und dem falschen Humanismus in die Hände gearbeitet. Was für einen entsetzlichen Einfluß das auf die niederen Klassen unserer Bevölkerung hat, davon kann sich Jeder überzeugen, der unsere Fabriken und ihre Arbeitermassen sich auch nur aus der Ferne ein wenig betrachten will. — Ich meine aber: hat man solche Zufluchtsstätten für die ehrlosen Verbrecher geschaffen, so ist die echte und richtige Menschenliebe nicht mehr zu einer gemeinschaftlichen Indulgenz gezwungen, welche die Volksmeinung irreleitet. Findet Ehrlosigkeit erst wieder allgemein die Verachtung, die ihr gebührt, und wird es ihr nicht mehr so leicht gemacht, ihre Existenzmittel unter der ehrlichen Gesellschaft zu finden, so wird sie auch andererseits um so leichter zur Umkehr und Besserung getrieben werden und solche Zufluchtsorte aufsuchen, die ihr Besserung und nützliche Verwendung ihrer Kräfte möglich machen.

2. Leider ist das Familienleben heut zu Tage in vielen Fällen so erschüttert worden, daß man häufig wünschen müßte, die Jugend behufs ihrer Erziehung der Familie, in der sie dieselbe am besten und am naturgemäßesten findet, entzogen zu sehen. Die Auskunftsmittel, die man in neuester Zeit für diesen Mißstand gegründet hat — Pensionate, Institute, rauhe und Rettungshäuser — sind aber doch nur der Art, daß es die höchste Zeit ist, Besseres zu suchen. Noch immer und mit vollem Rechte werden von katholischer Seite Klöster, von protestantischer

Digitized by Google

Seite Anstalten, wie die der Herrnhuter vorgezogen. Klösterliche Organisationen, bei deren Einrichtung etwa die Herrnhuter Anstalten, wie sie wenigstens früher waren, als Muster dienen müßten, würden mir als die besten Abhülfsmittel erscheinen. —

Was zunächst die Erziehungsanstalten betrifft, so haben Frauenklöster und die Mädchenerziehungsanstalten der Herrnhuter mit dem vollsten Recht verhältnißmäßig viel mehr Zuspruch, als die Männerklöster und die Knabenerziehungsanstalten derselben. Der Grund ist der, daß Frauenklöster, wenn sie allen ihren Nonnen volle Beschäftigung zu geben wissen, — die Familie, in der der Frau doch immer der wesentliche Theil zufällt, in einem hohen Grade ersetzen können. Noch besser können dies die Herrnhuter Mädchenerziehungsanstalten. Ich gehe deshalb hier im Gegensatze zu dem oben eingeschlagenen Wege zunächst von den Frauenklöstern aus. Was aber deren Einrichtung betrifft, so meine ich, daß neue Klöster für Mädchenerziehung, wie ich sie wünsche, etwa nach diesen Herrnhuter-Anstalten gebildet werden müßten. Da in Klöstern nur in den seltensten Fällen solche aufgenommen werden sollten, denen ein nützlicher Beruf in der Welt und namentlich Familiengründung noch offen steht, so würden wohl besonders Wittwen, deren Kinder gestorben oder erwachsen sind, in Klöstern einen Wirknngskreis suchen. Man müßte vor allem darauf sehen, daß in Mädchenerziehungsklöstern solcher Wittwen immer genug wären, damit das Kloster noch mehr Ersatz für die Familie gewähren könnte. Besonders geeigneten älteren, kinderlosen Ehepaaren könnte man auch recht gut in der Nähe solcher Frauenklöster eine Wohnung geben und sie beim Unterricht in denselben verwenden; sie würden noch mehr den Mangel der elterlichen Familie ersetzen können.

Da ich natürlich auch in den Männerklöstern nur solche

Digitized by Google

aufgenommen wissen möchte, die draußen keinen Beruf, also namentlich keinen Familienberuf mehr finden, so könnten aber auch vielleicht in ähnlicher Weise geeignete kinderlose Ehepaare zu den Knabenerziehungsklöstern herangezogen werden. Nur müßten da, um den Zöglingen das Familienleben ersetzen zu können, verhältnißmäßig sehr viel mehr solcher Ehepaare in den Wirkungskreis gezogen werden. Die Zöglinge könnten dann bei ihnen zum Theil ihre Frei- oder Arbeitsstunden zubringen (natürlich erlaubter und nicht etwa gezwungener Weise). Ja, sie könnten auch in vielen häuslichen Angelegenheiten, z. B. Ausbesserung der Wäsche ꝛc., an die Hausfrau gewiesen werden.

Durchaus nothwendig ist ländliche Abgeschiedenheit aller solcher Erziehungsklöster, womöglich in schönen, wenn auch vielleicht rauhen Gegenden; wenn irgend thunlich in der Nähe von Wald, sonst wenigstens in der Nähe von Wasser. Unentbehrlich ist ein Unterkunftshaus für den Besuch von Eltern und Verwandten, das zum Kloster gehört und unter dessen Aufsicht steht, und in dem die Besuchenden sich als Gäste des Klosters fühlen. Doch hat der Vorstand des Klosters oder der Schule natürlich zu entscheiden, ob und wie weit ein solcher Besuch als wünschenswerth zu betrachten ist.*)

*) Kost, Essenszeit, Baden ꝛc. wünscht K. ganz, wie von ihm oben bei der Regel für die Bruderschaft gesagt wurde, und bei Mädchen und Knaben gleich. „Das Bett habe ich dort zu erwähnen vergessen: harte Matratze (besser wohl drei wollene Decken über ein Brett), dann ein Laken und eine wollene, bis über die Schultern reichende Decke in ein Laken gelegt, und im Winter dann zwei. Die Matratze resp. das Brett vollkommen eben: nicht am Kopfende in die Höhe gebogen. Dagegen mag das Ganze ein wenig in schiefer, nach den Füßen gesenkter Ebene liegen. Keine Kopfkissen, sondern eine $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Zoll dicke zusammengelegte Decke als Kissen. Es kommt dann der Körper auf die Oberschenkel und die beiden Schulterblätter zu ruhen und das Rückgrat liegt ganz hohl. Das ist entschieden die gesundeste und natür-

Digitized by Google

a. Für Mädchenerziehungsklöster würde ich etwa das Folgende vorschlagen. Weibliche Arbeit, Erziehung für das Hauswesen haben wenigstens den dritten Theil der Arbeitsstunden auszufüllen. Täglich wenigstens zwei Stunden zu Bewegung, vernünftiger, körperlicher Ausbildung, aber auch körperlicher Arbeit. Kein Tanzunterricht. Tanz und vernünftige, sinnreiche Spiele sind den Freistunden und dem freien Willen zu überlassen. Spiegel nur in den Schlafzimmern, und zwar mit einem Vorhang, der erst aufgezogen werden muß und von selbst herunterfällt.*) Geschichtsunterricht, gründliche Uebung im Gebrauch der deutschen Sprache (nur keine Grammatik) und gesundes, verdautes, d. h. selbst und nicht durch Eintrichterung der Lehrerin verdautes Lesen der Bibel und guter erbauender und nicht dogmatisirender, religiöser Schriften sollten die Hauptgegenstände des Unterrichts für Mädchen bilden.

Im Geschichtsunterricht ist ein Netz der nothwendigsten Zahlen und Fakta zu geben, in die die übrige Geschichte erzählungsweise, mehr in einzelnen, charakterisirenden und interessanten Bildern eingeflochten wird. Namentlich auf solche Erzählungen ist Gewicht zu legen, die Zustände und Sitten und besonders das Familienleben charakterisiren. Bei dem

---

lichste Art zu liegen. Ließe man unsere Jugend von Kindesbeinen an so schlafen: wir hätten nimmermehr die schreckliche Menge von krummbeinigen, schiefen und engbrüstigen Schneidern unter unseren Jünglingen und Jungfrauen.

*) Hinsichtlich der Tracht der Mädchen schreibt K. „Feste praktische Stoffe, echte, kräftige Farben: nicht bunt und nicht modern verblichene Muster! Sehr streng und sorgfältig auf Wäsche und alle Reinlichkeit zu achten. Man gewöhne die Mädchen von den Kinderschuhen an einfache Kleider und daran, daß sie durch die Art, wie sie sie tragen und in Ordnung halten, wie in der Ordnung ihrer Zimmer, Effecten ꝛc., endlich in einfachen und nicht in künstlichen Blumen einen gesunden, echten Schönheitssinn zu bethätigen haben."

Digitized by Google

Sprachunterricht ist festzuhalten: was ist unumgänglich nöthig und was des nützlichen Einflusses der Litteratur auf die Charakterbildung wegen wünschenswerth? Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, fällt der Unterricht in der italienischen Sprache ganz und der in der französischen vielleicht später auch einmal fort. Solange dies nicht der Fall ist, beschränke man sich auf französischen Conversationsunterricht, Lesen von wenigen Prosaikern und noch wenigeren oder gar keinen Dichtern. Vielleicht genügen ein paar abschreckende Dichter; denn das meist verkünstelte, verhimmelnde Zeug der — anständigen französischen Dichter taugt für Mädchen ebenso wenig als für Jungen.

Von demselben Gesichtspunkte aus behandele man die deutsche Litteratur und alle Kunst. Man gebe nur, was wirklich nützt, lasse die Zöglinge selbst die Schönheiten heraus finden und mache nie darauf aufmerksam, sondern bestätige höchstens einmal das Selbstgefundene. Auf Falsches, Schlechtes aber in Kunstwerken mache man dann aufmerksam, wenn man nicht mehr erwarten kann, daß der Zögling es selber findet. Besonders vorsichtig sei man in der Musik und lege das Gewicht auf unsere alte, gute, ernste oder fröhliche Hausmusik. Selbst ausgelassene und tolle Haus- und Volksmusik hat ihren Werth. Alles, was nicht echt deutsch und was seicht, frivol oder unverständlich ist, halte man aber fern, und wäre es auch von unsern „klassischesten" Musikmeistern. Daß mutatis mutandis dasselbe von Malerei und Skulptur gilt, versteht sich von selbst.

Romane sollen gar nicht geduldet werden, weder fromme noch andere. Dagegen sind sehr zu empfehlen: Erzählungen (besonders auch historische), Sagen, Märchen. Die antike, klassische Litteratur ist ebenso wie die klassische Mythologie so gut wie gar nicht und nur so weit, als es nöthig ist, so weit, um gegen den unserem Wesen gerade zuwiderlaufenden

Digitized by Google

Geist derselben zu stählen, in Mädchenerziehungsanstalten zu berühren. Man halte nur ja fest, daß Mädchen weder zu Kunst- noch zu anderen Gelehrten gemacht werden sollen, und daß in Bezug auf ihre Kunstkenntnisse nichts widerlicher und langweiliger ist als ein Mädchen, vollgestopft mit einer Menge halben und unverdauten Wissens. Noch unangenehmer sind unsere modernen Salondamen, die überall das landläufige Urtheil über Kunstwerke und womöglich auch noch mit dem landläufigen Ausdruck zur Hand haben. In hundert und aber hundert Fällen muß eine Dame, wenn sie ihrem gesunden, unverkünstelten Damenurtheil folgt, ein Kunstwerk — natürlich rede ich immer von allen vier Künsten zusammen — häßlich finden, das ein Mann schön finden kann, und umgekehrt. Von Kunstkenntnissen braucht ein Mädchen nicht mehr als die allernothwendigsten historischen zu haben; und zwar zumeist wieder von der deutschen Kunst. Im Allgemeinen braucht sie nur die Namen der Künstler, von denen ihr Kunstwerke gefallen haben, zu kennen. Eingehender soll sie Unterricht nur über die Kunst der Malerei erhalten. Unterricht über die Musik, ohne Tonwerke vorführen zu können ꝛc., ist ebenso thöricht und hohl als Litteraturunterricht wäre, ohne daß man Dichter lesen ließe.

Ebenso wenig soll man Damen zu gelehrten Geographinnen machen. Man beschränke sich darauf, in allgemeinen Umrissen ein lebendiges Bild der Länder zu geben und vergesse nie die Völker dabei mit ihren Sitten, Trachten, charakteristisch-historischen Zügen ꝛc. Ohne dies, oder wenn es zu weit hinterher kommt, würde Geographieunterricht schon für einen Jungen viel zu ledern und hohl, als daß das Gelernte lange im Gedächtniß bleiben könnte; geschweige denn für Mädchen. Auf die Geographie des Vaterlandes ist natürlich sehr viel mehr Gewicht zu legen, als auf andere. Zu behandeln ist sie ebenso.

Digitized by Google

Naturwissenschaften sind natürlich nur oberflächlich und vom historischen Standpunkte aus zu berühren. — Was in das Bereich der Hauswirthschaft gehört, Kenntnisse von Kräutern, Schwämmen, nutzbaren Thieren ꝛc. ist wohl besser von dem Unterricht in den Naturwissenschaften zu trennen. Blumen- und Pflanzenkenntniß mag mehr in Erholungsstunden, auf Spaziergängen, von der sinnigen Seite her angeregt werden.

Wo Zeit übrig ist, möge man auf die jetzigen deutschen Dialekte etwas mehr verwenden, als in der Geographie geschehen kann. Daß in dem Litteraturunterricht der alemannische Hebel und der plattdeutsche Klaus Groth*), (vielleicht auch etwas von Kobell), ferner Volkslieder, wenigstens aus den drei Hauptdialekten, ebenso wenig fehlen dürfen wie unsere alte Litteratur, versteht sich von selbst.

b. Knabenerziehungsklöster.

Täglich wenigstens drei Stunden zur Bewegung, zu körperlich anstrengenden oder in der Geschicklichkeit übenden Spielen ꝛc., Turnunterricht mit der ganz speziellen Tendenz der militärischen Tüchtigmachung.**) Tanz ist ebenfalls nur als Spiel zu erlauben und natürlich vor Geckerei und Narrheit zu behüten, nicht aber zu befehlen oder gar als Unterricht einzuführen. Ueber Spiegel gilt dasselbe wie bei den Mädchen. Tracht: nicht Uniform; dagegen grobe, wasch- und haltbare Stoffe. Auf reine Wäsche, wie überhaupt auf Reinlichkeit, ist sehr sorgfältig zu achten. Jeder Junge muß ebenso wie das Mädchen Schuhe und Stiefel putzen lernen, wie überhaupt alles dasjenige, was zum richtigen Ordnung-

*) Fritz Reuter war damals noch kaum hervorgetreten, wurde von K. später aber auch sehr geschätzt.

**) In letzterer Beziehung entspricht die heutige Tendenz dem, was K. wollte. Doch ist jetzt häufig schon ein übertriebener militärischer Drill dabei bemerkbar, der K. schwerlich gefallen würde. Ich rechne z. B. das Exerziren in den Dorfschulen dazu.

Digitized by Google

halten an ihrer Bekleidung und in ihrer Wohnung gehört. Nur, wer da weiß, daß er nöthigenfalls auch einmal ohne alle Bedienung existiren kann, ist frei, hat wirkliches Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl. Dabei suche man bei Knaben wie bei Mädchen den Schönheitssinn an einfachen Dingen zu entwickeln. Nur muß dies bei den Jungen natürlich mehr in der Richtung des Kräftigen und Männlichen geschehen, während sich's für die Mädchen bei Ausschluß aller Sentimentalität doch mehr auf das Sanfte und Weibliche richten soll.*)

Ueber die Richtung, in welcher der Unterricht in Geschichte, Religion, Kunst, den lebenden Sprachen geleitet werden soll, läßt sich hier fast wörtlich dasselbe sagen, wie bei dem Mädchenunterricht. Nur, daß natürlich bei den Knaben ein vollständigeres Wissen und eine Summe von positiven Kenntnissen vorhanden sein muß, die sie befähigen, auf Universitäten oder sonst wo jedes Spezialstudium zu ergreifen, und die zugleich das Fundament einer allgemeinen Bildung abgeben können. Was diese letztere betrifft, so verstehe ich darunter eine solche, deren weitere Entwickelung man dem freien Willen überlassen kann, und die im Ganzen weniger einer wissenschaftlichen Erweiterung, als eines geistigen Reifwerdens bedarf, um dereinst ein gesundes, selbständiges Urtheil in allen Hauptfragen

*) Das Mittagsessen muß um 12, das Frühstück Winter und Sommer um 6 Uhr stattfinden. Die Kost ist die gleiche wie die für die Klosterbruderschaft, d. h. kein Kaffee, kein Thee, keine Chokolade ꝛc., kein Zucker, keine Süßigkeiten. Auch Essig und Gewürze sind so gut wie ganz zu vermeiden, womit denn ebenfalls der Salat wegfällt. Keine Suppe zu Mittag, aber nach Umständen zum Abendbrot oder zum Frühstück; nur soll sie dann das einzige Gericht bilden und dementsprechend kräftig sein, Fleisch, Klöße oder dergl. enthalten. Von der Kost der Mädchen gilt dasselbe. Sie sollen einmal als Hausfrauen kräftige, deutsche Küche führen und müssen deshalb in der Jugend an solche Kost gewöhnt werden.

Digitized by Google

des Lebens — in wissenschaftlicher, politischer oder sozialer Beziehung — möglich zu machen. Für die Naturwissenschaften müßten bei ihrer jetzigen großen Bedeutung bei den Knaben gründliche Fundamente gelegt werden.

Im Allgemeinen ist festzuhalten, daß das Spezialstudium der Universität oder sonst späterer Ausbildung überlassen bleiben, die Schule eben nur so weit vorbereiten soll, daß man jeden Augenblick ein Spezialstudium ergreifen kann.

Auf die Geschichte muß das Hauptgewicht beim Unterricht fallen, das nächst-größte auf die Gebrauchsfertigkeit der deutschen Sprache: also deutsche Briefe und Aufsätze (die nothwendigsten Geschäftsformulare nicht zu vergessen).

Um Gottes Willen lehre man aber den Bau der Sprache nicht an der Grammatik! Das ist der Weg, unsere Sprache und das Sprachgefühl der Schüler zu verknöchern. Man beschränke sich lediglich darauf, in jedem vorkommenden Fall zu sagen: „so spricht oder schreibt man und so nicht." Ich glaube bestimmt, daß es ganz verkehrt ist, auch nur eine grammatische Regel in der eigenen Sprache zu geben. Dagegen hege und pflege man das Feingefühl für unsere Sprache durch Lesen und Reproduziren der besten Sachen unserer Litteratur und durch eingehende Heranziehung unserer verschiedenen jetzigen Dialekte. In Bezug auf letztere verschärfte Warnung vor der Grammatik! Natürlich muß Hand in Hand damit gründlicher Unterricht in unserer alten Sprache gehen. Hier sind die nothwendigsten grammatischen Regeln auf dem Conversationswege vorauszuschicken. Das etwa ist der Weg, wie man dem jungen Menschen wirkliches, aus dem Herzen kommendes Feingefühl für unsere Sprache geben kann. Durch die Grammatik wird's getödtet. Durch das Fernhalten alles grammatischen Unterrichts von den Schulen ist allein unsere Sprache auch so frei zu erhalten, daß ihr

Digitized by Google

die Möglichkeit, sich weiter zu gestalten und — nicht zu ersterben, offen bleibt. Die Quelle, aus der sie den Stoff und die nothwendige Kraft dazu saugen kann, das sind unsere alten Sprachdenkmäler und die unerschöpfliche, hoffentlich nie abhandenkommende Tiefe unserer Volkssprache und ihrer Dialekte.

Das Gedichtemachen als Schulaufgabe halte ich für höchst verkehrt. Wer berufen ist, dereinst in dem deutschen Dichterwalde seine Stimme hören zu lassen, der soll's auch frei wie der Vogel lernen, sonst wird man immer was Gekünsteltes, was Automatisches durchhören.

Die alten Sprachen habe ich oben vergessen. Das Spezialstudium derselben soll ebenso anderen Orten vorbehalten werden. Verständniß und Uebung im Gebrauch der lateinischen Sprache in Rede und Schrift ist unumgänglich nothwendig, weil es die Gelehrtensprache bleiben soll und wird, und weil ihre Kenntniß zum Studium fast aller Wissenschaften, und — worauf ich besonderes Gewicht lege — zum Studium der Geschichte nothwendig ist. Dasselbe — nur lange nicht in dem Maße — läßt sich vom Griechischen sagen, bei dem noch hinzukommt, daß seine poetischen Erzeugnisse sehr schön, wenn auch gefährlich sind; während man der lateinischen Poesie Schönheit nicht gerade nachrühmen kann, ohne daß das ihre Gefährlichkeit vermindert. Drum, dünkt mich, muß das Griechische etwa bis zu dem Grade, wie jetzt im Allgemeinen üblich, auf Schulen getrieben werden. Die Hauptsache ist mir: ich wünsche die entsetzliche Zeit, die man zur Ungebühr in dem Lectionsplan dem Lateinischen und hier und da auch dem Griechischen zugewiesen hat, beschränkt zu sehen. Man wird dies vermögen, wenn man mit dem so widersinnig weitgehenden grammatischen Unterrichte aufhört. Man bilde sich auch ja nicht ein, daß man den Verstand dadurch übe. Ganz im Gegentheil: man gefährdet durch halbe

Digitized by Google

Schlüsse, durch die Nachbildung an der Stelle wirklicher Consequenz den Verstand, und jedenfalls schadet man dem Geiste. Man beschränke sich auf wenig mehr, als auf die Deklination und Conjugation, fange zeitig mit den Schülern zu sprechen und zu lesen an, was sehr gut thunlich ist. So wird man auf instinktivem Wege ein viel feineres, tieferes Verständniß der Sprache erzielen, als auf dem hölzernen Wege der Grammatik; und man wird dem Geiste zugleich eine sehr heilsame Elastizität geben, während man ihn mit der Grammatik steif und unfügsam macht und abstumpft. Bis in die tieferen Gründe, auf denen der Bau einer Sprache und die Ausdrucksweise eines Volkes beruhen, kann wohl das Gefühl, nicht aber der Verstand vordringen. Es würde wenigstens eine übermenschliche Klarheit des Verstandes voraussetzen, so tief in den innersten, geheimsten Gründen des Seelenlebens eines Volkes liegende Motive, wie die, auf denen seine Sprache und Ausdrucksweise in letzter Linie beruhen, zu ergründen und in klar verständliche Regeln zu fassen. Und wäre es möglich, so wäre das Verständniß eines Schülers nimmermehr ausreichend, solche Regeln zu fassen. Soweit bis jetzt solche Dinge ergründet sind, heißt, eine Sprache an der Grammatik lehren, nur ihren todten Körper, nicht ihren Geist lehren. Wer mit dem Gefühl vollkommen in den Geist eingedrungen ist und im reifen Alter die gehörigen geschichtlichen und litterarischen Kenntnisse sich erworben hat, der mag dann eher den Körper zergliedern, um an dem Organismus seiner Adern, Muskeln ꝛc. tiefer in die Gesetze der ihn belebenden Kraft einzudringen.*). Von lateinischen und griechischen Schrift-

*) Mit welcher Zähigkeit K. an den in den Jahren 1860 und 61 erfaßten Ideen festhielt, zeigt ein Brief aus dem Jahre 1880 an einen ihm befreundeten Herrn, der eine Stelle als Lehrer an dem sog. Fridricianum in Davos bekleidete. „Dort oben", heißt es darin, „zwängt Sie nichts in die ausgetretenen Bahnen des humanistisch-formalistischen deutschen

Digitized by Google

ſtellern behalte man die Poeſie ganz der letzten Klaſſe vor; in den anderen berühre man ſie nur ſo weit, als es hiſtoriſch nöthig iſt. Sie iſt einmal dem deutſchen Denken und Fühlen

Schulzopfes, der nur was Abrichtendes, aber nichts Erziehendes hat. (In Süddeutſchland iſt's damit lange nicht ſo ſchlimm. In praxi macht ſich da, Gott ſei Dank, noch immer der geſunde, naturwüchſige, — dem Formalismus widerſtrebende deutſche Geiſt geltend. Aber innerlich iſt man auch da noch unendlich weit davon entfernt, bewußt mit der verkehrten Richtung zu brechen.)

Freilich müſſen Ihre Klaſſen gerade ſo weit als eben nöthig den Anforderungen der betreffenden deutſchen Gymnaſialklaſſen entſprechen. Aber bezüglich der klaſſiſchen Sprachen, worauf es hierbei allein ankommt, würde dies mit Hülfe der Perthes'ſchen Methode und einer weiteren Entwickelung derſelben nicht ſchwer werden und würden Sie dabei doch volle Freiheit behalten, die wirklich Herz und Charakter bildenden Dinge zum Fundamente Ihrer Anſtaltserziehung zu machen. Ich intereſſire mich ſehr für die Perthes'ſche Methode und deren weitere Ausbildung. Ja! ich hoffe von ihrer Bewährung bei Ihnen auf eine glückliche Rückwirkung, die andere Schulen zwingen ſoll, von dem alten — meiner Ueberzeugung nach nur Geiſt und Sprachgefühl tödtenden und nur den Formalismus unſeres heutigen Denkens fördernden — Zopfe des unnöthigen, weit übertriebenen Grammatikreitens abzugehen. Irre ich mich denn oder berichteten die Davoſer Blätter wirklich, daß Sie Ihren Schülern durchſchnittlich nicht mehr als zwanzig bis vierundzwanzig Schulſtunden in der Woche zuzumuthen brauchten und doch im Weſentlichen gleichen Schritt mit den deutſchen Gymnaſien hielten — gegen zweiunddreißig Schulſtunden dort?! Was ließe ſich da auf unſeren Gymnaſien, die doch nicht ſo weitgehende Rückſichten auf die Geſundheit der Schüler zu nehmen brauchen, an Zeit erübrigen für unſere verwilderte — weil auf der Schule vernachläſſigte — deutſche Sprache, für Fundamentirung eines richtigen Sprachgefühls durch Aufnahme des Altdeutſchen in den Lehrplan und wenigſtens nothdürftig genügenden Unterricht im Mittelhochdeutſchen, durch Cultivirung namentlich unſerer alten, durch ausgewählte Berückſichtigung unſerer neueren Litteratur, und, nicht zu vergeſſen, durch Hervorziehung unſerer reichen Volkspoeſie und unſerer Dialekte, die beide jetzt ganz leer ausgehen? Was ließe ſich endlich für Zeit gewinnen für richtige — auch das Leben, namentlich das geiſtige Leben

Digitized by Google

diametral entgegengesetzt. Es ist deshalb unverantwortlich, sie in einem Alter dem Jünglinge zugänglich zu machen, wo er noch nicht selbständig genug ist, um sich gegen das überaus

---

unseres Volkes und seine Fortentwickelung erfassende — Geschichte und Volkskunde? In allen diesen Dingen gehen wir — man kann wohl sagen — ohne alle Kenntniß und ohne alles wirkliche Verständniß von dem Geist und Wesen unseres Volkes aus der Schule ins Leben; und doch kann daraus allein gesunder, auf vernünftige Ziele gerichteter Patriotismus erwachsen. Von dem Leben, der Rechts-, Gesetzes- und politischen Entwickelung, von der Mythologie, der Kunst der Griechen und Römer wird uns auf den Schulen wohl etwas, oft viel mehr als nöthig und dienlich, gelehrt; nichts aber, oder so gut wie nichts, in dieser Beziehung von unserem eigenen — darin wahrhaftig doch nicht armen und für die Weltentwickelung wahrhaftig nicht unbedeutenderen — Volksgeiste. Kein Wunder, daß es so verkehrt in unserem Vaterlande hergeht: daß unsere — d. h. der Gebildeten, die wir die Führer unseres Volkes sein sollen — Ideale, und zwar auch die politischen, alle mehr oder minder klassisch angekränkelt sind! Etwas Vernünftiges und Praktisches kann ja dabei nicht herauskommen.

Einen besonderen Zorn habe ich, — ich komme immer wieder auf dies Kapitel — gegen die jetzige Art unserer Geschichtsschreibung und Geschichtslehre auf Schulen und Universitäten: da wird eine rein äußerliche Geschichte geschrieben und gelehrt: eine todte Zusammenstellung der kriegerischen, diplomatischen und etwa noch Verfassungsverhältnisse; und wenn es hoch kommt, so wird noch etwas „Philosophie der Geschichte" hineingetragen — — und was man den Geist der Geschichte heißt, „das ist der Herren eigener Geist." — — — — Oder es wird eine ebenso willkürliche, aus dem eigenen modernen Geiste fein zugespitzte Charakteristik einzelner hervorragender Persönlichkeiten zugegeben — aber von wirklicher Geschichte, von faßbarer Veranschaulichung des Geistes unseres Volkes und seiner Fortentwickelung, davon, wie sich sein innerstes Wesen in seinem geistigen und materiellen Leben, in Sitte und Sprache, in Haus und Beruf und Gemeinde, im Rechtsbewußtsein und Rechtsleben, in Religion und Glauben, in Tracht und Hausschmuck, in Volksdichtung und Volkskunst und selbst in der Kunst der Gebildeten charakterisirt und bald zum Besseren, bald zum Schlechteren fortgebildet hat und fortbildet: — — — von dem Allen wird auf unseren Schulen uns entweder nichts oder ganz Ungenügendes gelehrt,

Digitized by Google

Gefährliche des klassischen Geistes wehren zu können. Auch in der obersten Klasse*) gebe man nur das Nöthigste von der klassischen Poesie und zwar in einer heilsamen Zusammenstellung des Schönen und dessen, was die Klassicität als in ihrer Sinnlichkeit dem hochstrebenden, markigen, deutschen Wesen tief untergeordnet charakterisirt. Spezialstudien sollen auch hier dem reiferen Alter vorbehalten bleiben.

An den Historikern findet der Unterricht im Lateinischen und Griechischen Belebendes genug, um ihn in den niederen wie in den oberen Klassen nicht langweilig werden zu lassen. Der Vorbereitung für die Geschichtsstudien wegen lasse man übrigens das mittelalterliche Latein nicht ganz bei Seite liegen. Dasselbe wie von der klassischen Poesie gilt hier auch von der französischen und italienischen, namentlich von den Erzeugnissen derselben seit dem sechzehnten Jahrhundert.

---

oder es wird uns dort und nicht minder auf den Universitäten und in unserer Geschichtsschreibung in besonderer Rechts-, Kunst- oder Kulturgeschichte vorgetragen. — Damit wird es aber aus allem harmonischen, organischen Zusammenhang gerissen, damit wird die Geschichte zu einem dürren, von Geist entkleideten Gerippe gemacht. Vielleicht wäre es doch möglich, den Geschichtsunterricht auf dem Fridricianum, wo man, Gott sei Dank, noch freie Hand hat, und nicht unter Schulreglativen und Schulbureaukratie steht, dementsprechend zu gestalten. Ich fürchte freilich, es hat dermalen noch Schwierigkeiten, die es ganz unmöglich machen. Stoßen Ihnen aber einmal Geschichtsschreibungen, speziell Geschichtsbücher auf, die in dieser Beziehung einigermaßen Befriedigendes — ja auch nur Besseres — bieten, so, bitte, theilen Sie es mir doch mit."

*) Ich habe als oberste Klasse übrigens eine Selekta im Auge, in der, sei es in einjährigem, sei es in zweijährigem Cursus ein Uebergang zur Universitätsfreiheit zu machen wäre: mit strenger Ueberwachung natürlich und mit Fernhaltung des vorgegessenen Brotes der Kneipereien, der Verbindungen ꝛc. Es sollte in dieser Selekta der ganze Unterricht der Schule examinationsweise repetirt, Geschichte, Litteratur ꝛc. in der Weise eines Repetitoriums durchgenommen werden.

Digitized by Google

Mit der jämmerlichen Verkehrtheit des Geschichtsunterrichts auf Schulen, mit der eingehenden Darstellung der alten Geschichte und womöglich der klassischen Mythologie zu beginnen, damit wird hoffentlich endlich einmal aufgeräumt werden.*) Wo soll denn gesunder Patriotismus herkommen, wenn das erste, womit das empfängliche Gemüth des Kindes genährt wird, ein Stoff ist, in dem ein so fremder, unserem Wesen total widerstreitender Geist und noch dazu ein so bestechender lebt, wie in der griechischen Geschichte oder gar in der griechischen Mythologie? Man gebe mit ein paar Worten so viel von der alten Geschichte, als das Kind zum Verständniß unserer deutschen Geschichte braucht, und halte die volle, frische, ernste Begeisterung des Kindes für diese intakt.

Bei der Behandlung der übrigen Wissenschaften halte man durchaus einen gewissen höheren, historischen Standpunkt fest.**) Mathematik vernachlässige man nicht. Es ist meines Erachtens die beste Schule klaren Denkens; viel besser z. B. als Logik.

Noch Einiges in Bezug auf die äußere Organisation! In den Anstalten, deren pecuniäre Mittel es erlauben, gebe man etwa drei bis vier Schülern eine gemeinsame Wohnstube, jedem aber seine besondere Schlafstube oder wenigstens in der Schlafstube einen so abgeschlossenen Raum, daß er sich beim Ankleiden, Waschen ꝛc. nicht den Blicken seiner Stubengenossen auszusetzen braucht. Man schelte das nicht Pedanterie. Man giebt dem jungen Menschen unendlich viel, wenn man ihm ein recht feines, lebhaftes Schamgefühl erhält.

---

*) Wie weit man am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Unnatur bei der Erziehung ging, beweist ein Zug aus dem Leben der Fürstin Gallitzin. Diese wurde, nachdem sie die Pension in Breslau absolvirt, wegen mangelnder Ausbildung noch in eine zweite Pension geschickt, um — Französisch und Mythologie zu lernen.

**) Auf den Universitäten gilt dies übrigens auch für die Philosophie.

Digitized by Google

Die drei oder vier Stubengenossen wähle man so aus, daß einer an Alter und in der Klasse den anderen sehr weit voransteht; diesem übertrage man ein ziemlich unbeschränktes Oberaufsichtsrecht über die anderen und sorge zugleich dafür, daß alle solche Stubenältesten in gemeinsame Verbindung und Berathung mit einander treten. Man glaubt nicht, wie viel man jungen Menschen, denen man so ein Vertrauensamt giebt, anvertrauen, wie Vieles, was sonst gar nicht zu erreichen und zu beaufsichtigen ist, man durch sie erreichen und beaufsichtigen lassen kann. Mir schwebt dabei der usus vor, der sich auf dem Haller Pädagogium*) gebildet hatte: das dortige Stubenseniorat. Dort war ein Primaner oder Obersecundaner als sogenannter Senior mit einem oder zwei Junioren in einer Wohnung, aus Stube und Schlafstube bestehend, untergebracht und waltete — allerdings ziemlich autokratisch — über diesen. Aber in wöchentlichen Kränzchen der Senioren, wurde das Heil des Ganzen berathen, und da fand die zu nachsichtige oder zu willkürliche Verwaltung des Seniorenamts ihren Tadel. Da und in Sonderbesprechungen einzelner Vertrauenspersonen wurden die Persönlichkeit, die Fehler von Junioren und Senioren zur Sprache gebracht, wenn sie gemeinschädlich oder den Betreffenden gefährlich waren, und die nothwendige Abhülfe beschlossen. Wenn sich dabei Nachtheile nicht ganz vermeiden ließen, so waren es nur solche, die daraus entstanden, daß die Lehrer sich nicht genugsam in vertraulichem, vertrauenerweckendem und deshalb einen heilsamen Einfluß ermöglichendem Contact mit den Senioren zu erhalten wußten. In einer klösterlichen Organisation würde sich das viel leichter finden, weil sie mehr Persönlichkeiten und also auch ver-

*) Auch in den Internaten anderer Schulen kamen und kommen solche Einrichtungen vor. Daß sich bei denselben hier und da Mißbräuche einschleichen, beweist nichts gegen den Kern derselben.

Digitized by Google

schiedenere unter den Vorgesetzten aufzuweisen hätte, als ein Pensionat, wie das Pädagogium war, und weil in einer klösterlichen Einrichtung gar nicht alle Vorgesetzten auch zugleich Lehrer sein würden. — Nur hüte man sich auch hier vor allem Octroyiren und vor Vielregiererei. Mit einigem Takt wird man ohne Octroyiren und ohne die Schüler eine Beeinflussung merken zu lassen, eine solche Organisation entstehen lassen können.*) Und ebenso wird man sich mit wirklichem Feingefühl die Herzen der Jugend sehr leicht so weit offen halten können, daß man überall, wo es nöthig und irgend wünschenswerth ist, seinen Einfluß zum Guten bethätigen kann. Vielregiererei, vor allem aber Kniffe, Mittel zum Zweck, „feine Politik" und dergleichen schaden nur. Offener, gerader, liebevoller Sinn, wenn er nur mit einem gewissen Grade von Erhabenheit über Kleinlichkeit, Herrschsucht und Philistrosität verbunden ist, setzt alles durch.

Wie sich solche Erziehungsklöster in höhere und niedere Ausbildungsanstalten scheiden müssen, so werden sich die ersteren auch wieder entweder von selbst oder sogleich bei ihrer Gründung oder durch spätere Einrichtung in vornehmere und einfachere scheiden. In der Art der Kost, der Tracht, der Lebensbequemlichkeit aber *dürfen nie* Unterschiede zwischen den vornehmeren und den einfacheren entstehen. Alles dies muß in der vornehmsten Anstalt so einfach, so kräftig, so derb und deutsch sein, daß es in den einfachsten unmöglich anders sein *kann*. Einen ganz geringen Unterschied in dieser Beziehung — aber auch nur, so weit er durchaus nöthig ist und tüchtige, kräftige Erziehung nicht beeinträchtigt, — mag man bei *wirklichen Fürstenschulen* machen, d. h. bei solchen, wo

*) Ich würde für die Besetzung einer Wohnung mit vier Schülern: einem Senior, einem Subsenior und zwei Junioren sein. Dem Subsenior könnte dann Beisitz ohne Stimme in den wöchentlichen Berathungen der Senioren gewährt werden.

Digitized by Google

prinzipiell nur Söhne regierender deutscher, ehemals reichsständischer und vielleicht auch neucreirter standesherrlicher Familien aufgenommen werden, und außer diesen nur etwa solche, deren Aufnahme dort ausnahmsweise erwirkt wird, um die Gefahren einer allzu einseitigen Heranbildung zu vermeiden. Ich würde mir von solchen Fürstenschulen, würden sie taktvoll und kräftig organisirt und würde zugleich das gehörige Gewicht auf die Familienhaftigkeit gelegt, die allerbesten Erfolge für unser deutsches Fürstenthum versprechen.

Gründete der Adel eines Landes, einer Provinz einmal solche Erziehungsklöster, um unbemittelten Angehörigen, oder gründeten etwa einzelne Familien solche Klöster, um unbemittelten Familiengliedern eine gute Schulerziehung zu sichern, so müßte dabei, will der Adel sein wahres Interesse im Auge behalten, durch Errichtung von Freistellen, Stiftungen oder dergleichen Fürsorge getroffen werden, daß ein großer Theil der Schüler, womöglich die Hälfte, immer aus Bürgerlichen bestehen müßte. Ausschließlich adelige Erziehungsinstitute sind dem Adel im höchsten Grade verderblich. — Wider bestes Wollen setzen sich da auch bei den bestorganisirten jungen Leuten doch gar zu leicht Einseitigkeit, Verkehrtheit, eine gewisse Verengung der Anschauungsweise fest, die sich dann zu engem, einseitigem Junkerthume ausbilden.

Aus obigen Ideen geht mutatis mutandis leicht hervor, wie ich die Mädchen- und Knabenerziehungsklöster für niedere Berufe eingerichtet wissen möchte. Die Organisation würde in allem Wesentlichen dieselbe, der Unterricht aber müßte natürlich ein den praktischen Zielen, zu denen er vorbereiten soll, entsprechender sein.

Halbwisserei und Vielwisserei sind stets ängstlich zu vermeiden. Das Streben nach einer wissenschaftlichen Ausbildung, die über den wahrscheinlich erreichbaren Beruf hinaus-

Digitized by Google

geht, hindere man nicht; aber man begünstige es auch um Gottes Willen nur dann, wenn eine Kraft vorhanden ist, die da wirklich befähigt, höhere Ziele zu erreichen. Man ruinirt sonst allzu leicht das Lebensschicksal oder doch wenigstens die ruhige Zufriedenheit; und dem Ganzen nützt man dadurch wahrhaftig nicht.

Klöster für Erziehung von Findel- und unehelichen Kindern, ebenso wie solche zur Besserung der verwahrlosten Jugend, müssen natürlich auf das Strengste von anderen Erziehungsklöstern geschieden werden. Ihre Organisation ergiebt sich auch aus dem Obigen. An Dinge aber wie das Seniorat, von dem oben die Rede war, ist natürlich bei Besserungsklöstern so gut wie gar nicht und bei den Klöstern für Findelkinder nur mit großer Vorsicht zu gehen.

Daß das Kloster für die Erziehung der Findel- und unehelichen Kinder nicht zur Ausbildung für höhere, sondern nur zur Ausbildung für niedere Berufe eingerichtet werden soll, versteht sich von selbst.

Die Erziehung von unehelichen Kindern muß übrigens meiner Ueberzeugung nach die Gemeinde, der Kreis oder das Land eben so auf sich nehmen, wie die von Findelkindern. Natürlich rede ich nicht Findelhäusern das Wort, in denen jede H... ihr Kind ablegen kann, ohne daß weiter gefragt wird, woher es kommt, und eben so wenig dem vielgerühmten Paragraph des Code Napoléon: „La recherche de la paternité est interdite.“ Mutter und Vater eines unehelichen Kindes, namentlich die erstere, sollen der Gemeinde auch für die Kosten, die ihr die Erziehung macht, wenigstens einen gewissen Ersatz leisten. Der Mutter aber darf das uneheliche Kind nicht überlassen werden. Man versündigt sich sonst an dem unglücklichen, unschuldigen Menschenleben; und die Gesellschaft kann es nicht mehr ertragen, daß ihr immer mehr Elemente zugeführt werden, deren Jugendausbildung so ver-

Digitized by Google

wahrlos ist, wie die der unehelichen Kinder *). Uneheliche Kinder sollten ganz abgeschieden von ihren Erzeugern gehalten werden. Ja, ich gehe, wie oben schon gesagt, noch weiter: auch eheliche Kinder müssen nach meiner Ueberzeugung der Erziehung der Eltern durch die Gemeinde ꝛc. entzogen werden, wenn diese beide notorische Verbrecher, ehrlose oder „schofele" Leute sind. Die Kosten fallen dann aber nicht der Gemeinde, sondern dem Lande zur Last. Nur müßten natürlich die Eltern zu entsprechenden Leistungen von der Gemeinde angehalten werden. Ich halte das ebenso für eine heilige Pflicht, die die Gemeinde, die ein Land gegen das Kind hat, das in so unglücklichen Verhältnissen geboren ist. Solche den Familien entzogene Kinder müßten dann je nachdem in den gewöhnlichen Erziehungs- oder in Besserungsklöstern untergebracht werden.

VI. Verschiedenartige andere Klöster.

Weiter würde ich noch für neue Klöster eine sehr wichtige und, wie mich dünkt, nicht anders zu ersetzende Wirksamkeit in ihrer Verwendung bei Gefangen- und namentlich bei Arbeitshäusern sehen. Ich möchte nämlich Klöster mit allen Arbeitshäusern und Gefangenanstalten verbunden und ihnen dabei die Beschäftigung und geistige Behandlung der Detinirten überwiesen sehen, während die polizeiliche Leitung und Ueberwachung Beamten, wie die bisher in solchen Anstalten verwendeten es sind, verbleiben müßten. Nur die wenigsten von ihnen werden geistig bedeutend genug sein, um den Polizeimenschen da, wo sie ihn nicht herauskehren dürfen, abstreifen zu können. Es setzt dies bei einem solchen Amte eine gewisse geistige, moralische Bedeutung voraus. Und geistig bedeutende Menschen werden sich schwer dem Berufe

*) Uneheliche Kinder sollten neue Namen, nicht etwa den von Vater oder Mutter bekommen.

Digitized by Google

eines Polizisten widmen. Aber selbst, wenn solche Beamten alle Eigenschaften hätten, die sie zu einer günstigen Einwirkung auf die zu Bessernden befähigt: sie würden doch nur in den seltensten Fällen sich einen heilsamen Einfluß verschaffen können, weil sie zu schwer das Vertrauen der Detinirten erlangen werden. Der Sträfling wird sich, wie es in der Natur der Sache liegt, fast nie demjenigen vertraulich anschließen, der sein polizeilicher Vorgesetzter ist, ihn polizeilich zu überwachen und vorkommenden Falles zu maßregeln und zu strafen hat. Es sind der beaufsichtigenden Beamten in solchen Anstalten auch viel zu wenige, als daß sie dem Einzelnen so viel Aufmerksamkeit widmen könnten, um sich allmählich sein Vertrauen zu erringen. Gerade den niederen Beamten aber, die die große Mehrzahl in dem Beamtenpersonale bilden, fehlt die Bildung, die intellektuelle sowohl als namentlich die Herzensbildung, die zu einer wohlthätigen Einwirkung nöthig ist, meist ganz. Sie müssen aus Berufskreisen erwählt werden, die dergleichen nicht mit sich bringen. Bei ihrer Wahl und bei ihrer Ausbildung in den Anstalten muß auf Eigenschaften, die im Interesse der Sicherheit erforderlich sind, so vorwiegend gesehen werden, daß anderes dabei immer nur in sehr geringem Grade in Betracht kommen kann. Die Prediger solcher Anstalten aber können dem Einzelnen unter so vielen auch natürlich nicht so viel Aufmerksamkeit widmen, daß sie sich sein Vertrauen leicht erwerben könnten. Sie stehen den Sträflingen gewöhnlich sehr fern, mögen es vielfach wohl auch falsch anfangen; kurz, der Sträfling sieht meistens mehr eine Art geistlicher Polizei, als einen seelsorgerlichen Freund in ihnen. Darum müßte nach meiner Ueberzeugung dem Klosterbruder und der Klosterschwester, die bei solchen Anstalten verwendet würden, alles Polizeiliche durchaus fern gehalten werden. Und dann müßten sie sich auch bei den Arbeiten in gleicher Weise betheiligen wie die

Digitized by Google

Sträflinge. Das allein würde im Stande sein, sie ihnen näher zu bringen.

Ebenso halte ich die Verwendung von Klosterbrüdern und -schwestern in Krankenhäusern für durchaus wünschenswerth. Gewiß würde man durch sie eine bessere, sorgsamere, pflichtgetreuere und liebevollere Pflege erreichen, als durch die bezahlten Wärter und Wärterinnen. Man braucht sich das Wärterpersonal der Krankenhäuser nur etwas genauer anzusehen: es liegt immer etwas Gleichgültiges in ihrem Wesen und etwas Mechanisches in ihrer Dienstwaltung. Meist findet man nur insoweit ein Interesse am Kranken, als er eben Objekt der ärztlichen Kunst ist. Die wenigsten haben Theilnahme für den Kranken, in dem sie nur eine Nummer sehen, sondern höchstens an der Krankheit. Eine freundliche Einwirkung auf das Gemüth, die von so großem Einfluß auf die Krankheit ist, wird man in den seltensten Fällen erwarten können. Den Uebelständen, die die Krankenpfleger von Seiten der Bruder- und Schwesterschaften mit sich bringen können und ja auch in Wirklichkeit oft mit sich gebracht haben, läßt sich dagegen, wie ich glaube, sehr wohl vorbeugen. Die ärztliche Leitung muß ihnen nach meiner Ueberzeugung ganz entzogen bleiben und ihnen eben nur die Pflege nach den Vorschriften des vom Kloster ganz unabhängigen Arztes überlassen werden. — Werden aber die Klöster nur unabhängig genug von der geistlichen Gewalt gestellt, wie ich es natürlich im vollsten Maße für alle solche neuen Klöster verlangen würde; wird nur durch eine vernünftige Regel der Vielbeterei, dem Formalismus und dergleichen vorgebeugt, und wird eine vernünftige weltliche Aufsicht über die Klöster geübt, so ist es gewiß nicht zu befürchten, daß sich Glaubenshaß und Schwärmerei, Bekehrungssucht und dergleichen in ihnen festsetzen. Und solche Mißstände allein sind es, die ihre üblen Folgen bei der Krankenpflege durch

Digitized by Google

Klöster gezeigt haben. Uebrigens haben die Klöster trotz dieser Uebelstände in der Krankenpflege unendlich segensreich gewirkt, und sie verdienen noch heute und mit dem vollsten Rechte viel mehr Lob als Tadel. Und bei dem Tadel wolle man auch nicht vergessen, daß er zwar oft ganz gerecht ist, aber auch oft den Stempel der Voreingenommenheit und des wissenschaftlichen Hochmuthes an der Stirne trägt.

Auch einem geistlichen Beruf, der anders schwer zu erfüllen ist, sollten solche neue Klöster entsprechen. Die äußere Mission, zu der der Missionar die Seelenkraft und Gemüths-Vorbereitung — vielleicht auch die wissenschaftliche — am besten freilich in der stillen Abgeschiedenheit eines Klosters erlangen kann, will ich hier bei Seite lassen. Sie kann am Ende von anderen Orten ebenso gut ausgehen; es ist auch gewiß nicht nöthig, und wer weiß, ob es gut wäre, wenn sie allein den Klöstern überlassen würde. Aber die innere Mission kann gewiß anderweit nicht so gut und zweckentsprechend versehen werden, als aus den Klöstern heraus. Der Reiseprediger wird sich an keinem anderen Orte so gut für seinen schwierigen Beruf sammeln, vorbereiten und kräftigen können, als in einem stillen Kloster. Es ist aber auch durchaus wünschenswerth, daß der Reiseprediger mit der Welt abgeschlossen hat, daß sein Herz nicht an Weib und Kind, nicht an Besitz und Lebensgenuß, nicht an dem politischen und sozialen Treiben der Welt hängt. Er soll eben ganz ungetheilt seinem Berufe und allen Menschen, die seine Hülfe suchen wollen, angehören.*)

Was ich unbedingt mit jedem Kloster — wenn auch als untergeordneten Zweck — verbunden wissen möchte, das ist endlich die Pflege der Kunst und vielleicht auch der Wissenschaft. Oder vielmehr, ich möchte sie gar nicht als

*) Hinsichtlich der Thätigkeit dieser Reiseprediger als Beichtväter verweise ich wiederum auf den zweiten Theil.

Digitized by Google

ausgesprochenen Zweck, sondern als etwas sich von selbst Ergebendes, Selbstverständliches in jedem Kloster finden. Ich will damit nicht gesagt haben, daß nun jedes Kloster auch produktiv in der Kunst oder gar in der Wissenschaft sein müßte. Aber das Kloster soll künstlerischen Schmuckes und der Wissenschaft nicht entbehren. Beide, vornehmlich aber die Kunst, wirken gerade auf diejenigen Seeleneigenschaften so besonders veredelnd, die in den Klöstern in den Vordergrund treten sollen. Geistesruhe und Geistesharmonie, Frieden, Milde, Beschaulichkeit, Gottbegeisterung — das sind Eigenschaften, die durch die Pflege der Kunst recht genährt werden; und echte Wissenschaftlichkeit unterstützt sie nur und bewahrt sie vor geistiger Trägheit, vor Unklarheit und Ueberschwänglichkeit. Auch schon des Schmuckes des Gottesdienstes wegen, den die Klöster unter strenger Wahrung vor allem Sinnlichen, vor Uebertreibungen, Verkünstelungen sich zur Aufgabe stellen müssen, ist die Pflege der Kunst ein nothwendiges Erforderniß. Pflege der Wissenschaft ist ebenso nothwendig, damit das Kloster seinem praktischen Berufe vollkommen entsprechen kann. Aber auch über praktische Ziele hinaus möchte ich sie um der Veredelung des Geistes willen getrieben sehen.

Was die Kunstpflege betrifft, so möchte ich namentlich der Musik, die wohl am leichtesten und bei fast allen Menschen auf die Seele wirkt, besondere Pflege gewidmet sehen; nächstdem der Baukunst, wenn die praktischen Bedürfnisse es erfordern, und in so hohem Maße, als die pecuniären Mittel es erlauben, und dann ebenso der Malerei und Bildnerei, soweit die Geldmittel nicht durch Nothwendiges absorbirt werden. Bei allen Klöstern, die sich der Erziehung, der Besserung ꝛc. widmen, wird solch' ein künstlerischer Schmuck des Klosterlebens auch ein sehr wesentliches Mittel sein, um günstig auf den Pflegebefohlenen einzuwirken.

Bei der Pflege der Wissenschaft würde ich vor allem der

Digitized by Google

Geschichte und der Behandlung der übrigen Wissenschaften vom historischen Gesichtspunkte aus auch hier das Wort reden. Dadurch, dünkt mich, wird nach der Kunst am besten auf die Seele gewirkt, werden Irrthum und Abwege am leichtesten vermieden. Wo dann geeignete Kräfte vorhanden sind, kann es gewiß nur sehr wünschenswerth sein, wenn Kunst und Wissenschaft auch produktiv in solchen Klöstern gepflegt werden.

So verkehrt und undenkbar der Wunsch wäre, die Kunst oder gar die Wissenschaft wieder ganz in die Klostermauern zurückdrängen, — einsperren zu wollen, so höchst nützlich für die Welt kann ich es mir doch denken, wenn Kunst und Wissenschaft in Klöstern Freistätten finden könnten, wo sie von dem Gehen nach Brot, nach Aemtern und Ruhm und allen ähnlichen Rücksichten ungefährdet wären. Ich meine, Kunst und Wissenschaft könnten in unserer Zeit, wo der Gelderwerb, der Ehrgeiz und Schwindel, vor allem aber eine Schrecken erregende Oberflächlichkeit sie schon so stark ergriffen haben, gerade in den Klöstern eine recht heilsame Anregung empfangen.

So, dünkt mich, liegen recht viele und überaus gewichtige Ziele und Aufgaben unerfüllt in unserer heutigen Welt, die eben nur durch richtig organisirte Klöster zu erreichen wären. Diese würden, je nach den verschiedenen Zielen und Berufen sehr verschiedene sein und auch in ihrer Organisation solchen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen haben. Wir würden auf dem Lande versteckte, wir würden streng abgeschlossene städtische Klöster haben. Ich kann mir aber auch städtische Klöster denken, die weniger eng von der Außenwelt abgesperrt wären, die gerade in einer sozialen Einwirkung auf die Außenwelt — ich denke z. B. an Krankenpflege und Seelsorge im Kriege, bei verheerenden Krankheiten, an Armen- und Krankenpflege in den Häusern, innere Mission ꝛc. — ihren Haupt-Beruf finden könnten.

Digitized by Google

Natürlich möchte ich nicht etwa ſolche Klöſter von Polizei, Regierungs oder Landtags wegen gegründet ſehen: — unſerer heutigen Zeit wären dergleichen Gedanken allerdings zuzutrauen. Sie können gut und heilſam nur dann wirken, wenn fromme Begeiſterung tüchtige Männer oder Frauen zum Ergreifen ſo ſchöner und edler, ſo viel Entſagung fordernder Berufe treibt und fromme Opferwilligkeit die Mittel dazu beiſteuert. —

Aber freilich in unſerer Zeit?! Es ſind eben pia desideria!! „Klöſter gründen im neunzehnten Jahrhundert!“ würde jeder ausrufen. Und wenn man fragte: Warum nicht? Wäre es etwa nicht ausführbar? und würden ſie nicht die ſegensreichſten Einwirkungen haben? — „Aber Klöſter im neunzehnten Jahrhundert!“ würde man doch wieder antworten. — — —

Digitized by Google

Educatio equestris.

1861.

Digitized by Google

Der folgende Aufsatz schließt sich einerseits an den vorhergehenden und andererseits an die dann folgenden Gedanken des Verfassers über den Adel an und zeigt wieder, wie K.'s Veranlagung vor allem eine pädagogische war. Wie K. Klöster wünschte, so wünschte er auch organisirte adelige „Geschlechtshäuser" für eine oder lieber mehrere unter einem Senior stehende Familien desselben Geschlechts. Das Folgende bezieht sich auf die Erziehung der Jugend in solchen Häusern und ist, ohne daß man diesen Hintergrund festhält, nicht zu verstehen. Daß der Herausgeber auch hier Manches für ganz unausführbar hält, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Zur Gesammttendenz bekennt er sich aber auch hier.

I.

„Zu der nothwendigen Erziehung im Geschlechtshause rechne ich die Uebung in den Waffen zu Krieg und Duell, ohne die kein Edelmann aus dem Zwang der Schule oder des elterlichen Hauses entlassen werden sollte. Bei den Mädchen gehört natürlich nicht Französisch und Englisch zur nothwendigen Erziehung, sondern vor allem die Erlernung des Haushalts: Kochen, Waschen, Nähen, Sticken, dann der Unterricht in deutscher Geschichte, Belesenheit in allem Guten, d. h. in erster Linie moralisch Gutem und Echtem, nie aber in Romanen."

Von der Mädchenerziehung heißt es dann weiter: „Nach diesem Allen kommt in zweiter Reihe zunächst Englisch und

Digitized by Google

erſt eventuell das infame Franzöſiſch. Von der Geſchichte iſt nur die deutſche in wirklich gründlicher Weiſe vonnöthen, die übrige, ſo weit ſie für die deutſche nothwendig, die alte — nur in den Rudimenten. In der Litteratur ſuche man den Mädchen nur das Tiefe, Echte und Wahre, nur das, was eine echte, reine und tiefe Frauennatur vom erſten bis zum letzten Buchſtaben anſprechen, erheben und begeiſtern kann, zu geben. Die Frauen ſollen an der Litteratur nur edlen, das Herz und das Gefühl bildenden Genuß haben, nicht aber Kritik lernen, mit der ſie ſich in der Converſation als auf dem Niveau moderner Bildung ſtehend legitimiren können. — Von den Naturwiſſenſchaften bedürfen Mädchen lediglich das Nothwendigſte; dagegen übe man ſie vom achten Jahre an im Briefſchreiben, d. h. ſich darüber klar zu werden, was ſie denken, und das dann vollkommen wahr in Worte zu kleiden. Nicht aber ſollen ſie ſich an ein Briefſchreiben gewöhnen, wie ich es gelernt habe und bei dem man ſich in erſter Linie fragt: was ſchreibſt Du, damit ein Brief zu Stande kommt? — — — Auf dem Wege wird man ſchon von Kindesbeinen an zur Unwahrheit angelernt.

Zu der feinen, luxuriöſen Erziehung rechne ich Erziehung auf dem Lande. Wo irgend möglich, ſollten Mädchen nie in Penſionaten erzogen werden und überhaupt nicht außer dem Hauſe. In Beziehung auf letzteres geſtatte ich Ausnahmen in nothwendigen Fällen, wie z. B. bei beſonders ungünſtigen Eigenſchaften der Hausglieder. Dann aber ſollten die Mädchen doch in einer befreundeten, genau gekannten Familie, vielleicht bei einem geachteten Prediger auf dem Lande, erzogen werden. — Ferner rechne ich zur luxuriöſen Erziehung körperliche Ausbildung, die über die gewöhnliche hinausgeht, bei den Jungen z. B. Reiten, Schießen, Schwimmen, Rudern und Bergeſteigen — ebenſo auch die Jagd. — — —

Digitized by Google

Klöster gezeigt haben. Uebrigens haben die Klöster trotz dieser Uebelstände in der Krankenpflege unendlich segensreich gewirkt, und sie verdienen noch heute und mit dem vollsten Rechte viel mehr Lob als Tadel. Und bei dem Tadel wolle man auch nicht vergessen, daß er zwar oft ganz gerecht ist, aber auch oft den Stempel der Voreingenommenheit und des wissenschaftlichen Hochmuthes an der Stirne trägt.

Auch einem geistlichen Beruf, der anders schwer zu erfüllen ist, sollten solche neue Klöster entsprechen. Die äußere Mission, zu der der Missionar die Seelenkraft und Gemüths-Vorbereitung — vielleicht auch die wissenschaftliche — am besten freilich in der stillen Abgeschiedenheit eines Klosters erlangen kann, will ich hier bei Seite lassen. Sie kann am Ende von anderen Orten ebenso gut ausgehen; es ist auch gewiß nicht nöthig, und wer weiß, ob es gut wäre, wenn sie *allein* den Klöstern überlassen würde. Aber die innere Mission kann gewiß anderweit nicht so gut und zweckentsprechend versehen werden, als aus den Klöstern heraus. Der Reiseprediger wird sich an keinem anderen Orte so gut für seinen schwierigen Beruf sammeln, vorbereiten und kräftigen können, als in einem stillen Kloster. Es ist aber auch durchaus wünschenswerth, daß der Reiseprediger mit der Welt abgeschlossen hat, daß sein Herz nicht an Weib und Kind, nicht an Besitz und Lebensgenuß, nicht an dem politischen und sozialen Treiben der Welt hängt. Er soll eben ganz ungetheilt seinem Berufe und allen Menschen, die seine Hülfe suchen wollen, angehören.*)

Was ich unbedingt mit jedem Kloster — wenn auch als untergeordneten Zweck — verbunden wissen möchte, das ist endlich die *Pflege der Kunst* und vielleicht auch der Wissenschaft. Oder vielmehr, ich möchte sie gar nicht als

*) Hinsichtlich der Thätigkeit dieser Reiseprediger als Beichtväter verweise ich wiederum auf den zweiten Theil.

Digitized by Google

hauptsächlich nur für den Kritikus Werth haben. Zur Kritik aber ist die Kunst nicht da. Sie soll das Herz erwärmen, den Geist verfeinern und veredeln. Das muß auch vor allem im Hause und womöglich da noch mehr ihr einziger Zweck sein. Uebrigens wäre es sehr gut, wenn man's auch allgemein als Zweck festhalten könnte und durch Kunstausstellungen nicht der Mehrzahl den Magen verdürbe, sie zu bloßer, hohler, gefühlloser Kritik anleitete. Deshalb muß im Hause nur wenig Kunst aufgestellt sein, und das Aufgestellte muß unter sich harmoniren. In letzterer Beziehung ist es deshalb unbedingt nöthig, daß nur Deutsches und höchstens einiges dem deutschen Kunstgefühl nicht geradezu Widersprechendes aufgestellt werde. Holländischer Materialismus und italienische Sinnlichkeit — ich spreche hierbei nicht von den nackten und unsittlichen Gemälden, die hoffentlich in keinem ehrlichen deutschen Edelmannshause, in dem Kinder erzogen werden sollen, ausgehängt sein werden — harmoniren mit unserem tiefen deutschen Kunstgefühl nicht und ebenso wenig italienische oder klassische Baukunst, italienische und klassische Bildwerke. Es bleibt also nichts anderes übrig, als lediglich Abbildungen von deutschen Bau- und Bildwerken; von fremden Gemälden nur solche, die dem deutschen Sinne nicht widersprechen. Und auch diese sind nur in geringer Anzahl zu wählen.*)

*) K. nennt als solche die Sixtinische Madonna, „die Madonna im Garten" von Franzia (Münchener Pinakothek) „vielleicht eine Murilliosche Madonna", holländische Porträts, Canalettos; holländische Landschaften endlich, so viel man wolle. — „Aber auch in den deutschen Gemälden wird man gerade nicht viel Sachen finden, die man aufhängen mag. Denn man soll doch nur das nehmen, was einen wirklich begeistern kann. Nun ist zwar unendlich viel Edles, — Tiefes genug da: meist aber in Bildern versteckt, die im Uebrigen nicht so wahr und tief und sehr selten einmal so beschaffen sind, daß sie das Edle und Schöne einzelner Figuren nicht ganz unterdrücken. Auch wird man schwerlich, ohne sehr Häßliches zu Wege zu bringen, Theile von Bildern so aus-

Digitized by Google

— Bei alle dem hüte man sich nur ja, ein Kunstwerk zum Schmuck der Häuser zu wählen, dessen Kunstwerth und selbst Schönheit nur in der äußeren, schönen Ausführung besteht, wenn nicht auch die dargestellte Idee wirklich schön und edel ist. Das Aeußere verliert selbst für Erwachsene bald den Reiz, und Kinder sind noch feinfühlend genug, um an dem Bilde den Gegenstand selbst, die Idee, den geistigen Inhalt ausschließlich auf sich wirken zu lassen. Selbst Familienbilder, die nicht wenigstens einen guten (moralischen) Ausdruck haben, hänge man nicht auf. Grade sie wirken des

merzen können, daß nur eine oder nur ein paar Figuren übrig bleiben. Ich wiederhole aber nochmals: was man in dem Hause von Kunstsachen stets um sich haben will, muß durch und durch schön und gut und tief sein. Das ist der Kinder wegen — vielleicht aber auch der Alten wegen — nöthig. Abschreckendes, wenn das Schlechte nur wirklich schlecht und wahr gemalt ist, braucht dagegen nicht ausgeschlossen zu sein. Das wirkt sicherlich auch sehr heilsam. Lege ich nun diesen Maßstab an, so wüßte ich von altdeutschen Bildern nur sehr wenige, die ich in meinem Hause aufstellen möchte."

Die hier folgende Aufzählung zeigt den deutschen Wanderer, der das, „was er am Wege fand", dem Leser giebt. Auch der Einfluß der Münchener Pinakothek läßt sich deutlich erkennen. Von subjektiven Einseitigkeiten ist die Aufzählung nicht frei. Aber sie ist zu charakteristisch für K., als daß ich sie dem Leser vorenthalten dürfte. K. nennt zunächst „die Geburt Christi" von van Eyk in München; „die Holbein'sche Madonna in Dresden und Darmstadt"; die „heilige Barbara" von Holbein in München; sodann Dresden mit einem Fragezeichen Ambergers „Verkündigung" in Augsburg, und die vier Zeitblom von dort; ferner „die drei knieenden Besserer" mit ihren Frauen in der Bessererkapelle zu Ulm, viele Holbein'sche und Dürer'sche Porträts. „Außer den genannten Bildern wüßte ich eben nur noch Einzelnes wie z. B. die Maria von van Eyk in München zu nennen. Von romanischen Bauwerken wären *etwa* der Chor der Castorkirche in Coblenz, die Kirche in Laach, die Klosterkirche in Maulbronn, der Dom zu Limburg, das Innere der Liebfrauenkirche zu Trier zu wählen. Von deutscher (gothischer) Bauart soll man dagegen möglichst viele Abbildungen nehmen; so z. B. die Westfront des Freiburger Münsters die Oppenheimer Kirche, die Westfront des Straßburger Münsters,

Digitized by Google

persönlichen Interesses wegen am meisten auf Kinder. — — Man kann in der Wahl der Gegenstände, die uns und unsere Kinder umgeben, man kann besonders in der Wahl der Kunstgegenstände für das Haus — ich wiederhole es — wahrhaftig nicht gewissenhaft genug sein. Sie haben einen ganz unberechenbaren und gar nicht zu bekämpfenden Einfluß auf das Kind, und zwar nicht blos auf seinen Schönheitssinn, sondern auch auf die Formirung seiner edleren, tieferen, und moralischen Gefühle.*)

---

den Turm der Eßlinger Kirche, die Marburger Elisabethenkirche; dann auch einige einfache Sachen, wie das „steinerne Haus" in Frankfurt, das Haus Nassau in Nürnberg, den „schönen Brunnen" in Nürnberg, das Rathhaus in Ulm, das Rathhaus in Braunschweig, den Kreuzgang und die Brunnenkapelle in Maulbronn, die beiden Sacramentshäuschen im Frankfurter Dom, das der Lorenzkirche, den Lettner in Oberwesel, den Kreuzgang in Mainz, die Chorstühle von Ulm, den Treptower Thurm in Neubrandenburg ꝛc. Von Skulpturen darf man kaum etwas Fremdes dazwischen bringen. Italienische oder alte Skulptur werden noch weniger mit deutscher harmoniren, als italienische Bilder mit deutschen Bildern. Man könnte sie also nur als abschreckende Contraste aufstellen, müßte abschreckendewählen, wie etwa die Büste — Neros."

Von deutschen Skulpturen empfiehlt K. den Grabstein des Grafen von Wertheim mit seinen beiden Frauen aus der Wertheimer Kirche, zwei Steine aus der Oppenheimer Kirche, den Grabstein der Kaiserin Ute zu Regensburg, den Heinrichs des Löwen und seiner Frau zu Braunschweig, einige Sachen aus dem Frankfurter Dom. „Vielleicht eigneten sich auch Skulpturen von der Freiberger goldenen Pforte, die Grabdenkmäler der Kurfürsten aus dem Mainzer Dom, der Markgräfin von Brandenburg aus der Lorenzkirche in Nürnberg, vielleicht endlich die „Grablegung" an der äußeren Seite der Sebaldskirche daselbst, die kleinen gemalten Holzaltärchen in der Sakristei zu Ulm und ein Frauenkopf der Ulmer Chorstühle (vom Altar aus der dritte oder vierte in der oberen Reihe) ꝛc. ꝛc."

*) Dies alles schließt sich, wie man sieht, auf's Engste an den Aufsatz über die Ausbildung der deutschen Künstler und die Kunst an und geht doch auch wieder in den über „neue Klöster" dem Inhalte nach über.

Digitized by Google

So vortrefflich echte und edle Kunst auf das Kind wirkt, einen so schlimmen Einfluß hat die falsche, seichte oder unedle Kunst auf sein Gemüth. Aus demselben Grunde beachte man auch die häusliche Einrichtung! Unsere schiefbeinigen, unsoliden, überladenen, mit dünnen, schimmernden Furnierbrettchen überklebten Möbel, die mit prachtvollem Zeuge überzogen sind, das aber nur für die Gäste abgedeckt wird, — der Wahnsinn der Nippesfiguren, die geschmacklose Sitte, überall Spiegel, diese todten, langweiligen Wiederbilder dessen, was man in der Stube schon einmal in Wirklichkeit hat, anzubringen, — das äußere Flitterwerk in Goldsachen, Porzellan, Schaugeschirr und anderem mehr, — das Elende, Unpraktische, Unbequeme und Unsolide in der ganzen Hauseinrichtung, — das Ungemüthliche der Raumverhältnisse in unseren Zimmern, — ihre vielen, dafür aber schmalen Fenster, die dem Zimmer ein kaltes Licht geben, — unsere undeutsche, unsolide und doch unverdauliche Küche, — die hohle, auf den Schein berechnete Art und Weise, wie wir mit Hunderten von Menschen umgehen, womöglich aber mit keinem auf einem wahren und herzlichen Fuße stehen, — das Unwahre in unserer Gastlichkeit, — die Unwahrheit in der Unterhaltung, — die Unwahrheit, mit der wir Kunst loben und treiben, die wir nicht verstehen, oder Kunst zu lieben vorgeben, während im Grunde uns nur die Klugheit unserer eigenen Kritik erfreuet, — dies alles — und noch vieles, vieles Andere vergiftet das Herz und den gesunden Sinn des Kindes schon von Hause aus. Und in allen diesen Dingen leben selbst die besten und ernstesten Menschen gedankenlos fort; als ob es so schwer wäre, zu entdecken, in welchem Zusammenhange die Hohlheit, Unwahrheit, Frühreifheit, Blasirtheit und Eitelkeit unserer aufwachsenden Jugend mit solchen Dingen steht."

Digitized by Google

III.

„Viel nöthiger, als die Ausrüstung des „Geschlechtshauses“ mit Kunstgegenständen ist natürlich eine Bibliothek. Aber auch von ihr gilt dasselbe, wie von der Kunst. Ganz abgesehen davon, welche Zwecke man der Wissenschaft im Allgemeinen zuschreiben mag: für die Familie hat sie nur den Zweck, sie besser, edler, tüchtiger zu machen. Deshalb verlange ich für die der Jugend allzeit zugängliche Haus- und Handbibliothek nur solche Bücher, in denen nicht ein schlechter Buchstabe, nicht ein anstößiges Wort steht, und eben solche wissenschaftliche Bücher. Natürlich bitte ich hierbei, nicht etwa zu glauben, ich wolle geschichtliche und Moralbücher, in denen das Schlechte und Sittenlose wahr und unverhohlen genannt wird, versteckt oder gar ausgeschlossen wissen. Ganz im Gegentheil ist es sehr gut, wenn auch junge Leute, selbst im frühesten Jünglingsalter, das Böse geradezu nennen und verdammen hören. Selbst jungen Mädchen ist das ganz gut; und nichts ist jedenfalls verkehrter, als sie zimperlich zu erziehen und sie aus der Eltern oder aus sonst Berufener Munde Dinge nicht erfahren zu lassen, die sie wissen müssen, und die sie aus dem Munde von Dienstboten und durch Zufall doch erfahren, die dann aber gerade am schädlichsten wirken können, weil man nicht wissen kann, wie sie sie erfahren. Viel besser ist's, sie möglichst zeitig aufzuklären und vorzubereiten, damit sie durch das zufällige Erfahren von solchen Dingen nicht geschädigt werden. — — —

Geschichts- und Moralbücher werden nie schaden, wenn sie auch das Schlechte schildern. Nur müssen sie eben von ehrenwerthen Männern geschrieben sein und nicht von Lumpen à la Sue, die das Schlechte nicht um abzuschrecken schildern, sondern um durch dessen haut goût die Phantasie zu reizen. — Alle anderen Bücher, aus denen Groß und Klein irgend Unnützes lernen oder Schaden nehmen könnte, müßten in die

Digitized by Google

abgesperrte Familienbibliothek verbannt werden, zu deren Gebrauch zuzulassen, allein dem Familiensenior zustände. — Es sollten also zwei Bibliotheken in dem Familiensitze vorhanden sein: eine nach der gewöhnlichen Art, die abgeschlossen sein muß, und neben ihr ein allen zugängliches Bücherzimmer, das als Lesekabinet, als tägliches Versammlungszimmer allen offen steht. Darin sollten Geschichts- und Sprachwerke (zunächst natürlich deutsche), anregende Bücher aller Art und aller guten Wissenschaften, besonders aber litterarische Werke aufgestellt werden. In letzterer Beziehung empfehle ich Sammlungen in der strengen, vortrefflichen Wackernagel'schen Art. Bei Bilderwerken verfahre man eben so streng, als bei der Auswahl aufzuhängender Bilder. Ueberhaupt schließe man hier — um es kurz zu sagen — alles und jedes Buch aus, das irgendwie schaden könnte. Ja, ich gehe weiter: auch für die abgeschlossene Bibliothek wünschte ich — womöglich — nur die unentbehrlichen und nothwendigen Bücher der genannten, schädlichen Gattung nicht auszuschließen. Ich sage „womöglich". Denn gewiß schadet in jungen Jahren selbst aus Shakespeare und Göthe manches, ohne daß sie doch einer vollständigen deutschen Bibliothek fehlen dürfen.

Religiöse Bücher dürfen in der Bücherstube natürlich nicht fehlen. Sie sind die wichtigsten. Darum möchte ich aber auch ihre Masse beschränkt und ihre Auswahl noch sorgfältiger getroffen sehen. Alles, was nicht wirkliche, echte, christliche Liebe und Sittenstrenge in jedem Buchstaben athmet, ist auszuschließen und also auch alle Bücher, die in dieser Beziehung indifferent lassen. — Die wichtigsten zugänglichen Bücher würden die religiösen, die meisten müßten die geschichtlichen sein. Dann erst kämen Litteratur- und Kunstsammelwerke. Aber keine Litteratur- und Kunstkritik ließe ich zu. Soweit Litteratur- und Kunstgeschichte Frauen und Erwachsenen nothwendig ist, findet man sie in jedem guten Ge-

Digitized by Google

schichtsbuche; und das muß genügen. Ueberhaupt empfehle ich, viele Bücher anzuschaffen, die Poesie und echte, d. h. wahre Idealität anregen. Solche dagegen, die eine schrankenlose, unwahre, falsche Idealität anregen und irgendwie zu einem Abschweifen von dem im Leben Möglichen, Erreichbaren führen, sind wiederum aufs Strengste auszuschließen: also alle überschwängliche Poesie, alle überschwängliche bildende Kunst, Musik ꝛc. Unbedingt ausgeschlossen bleiben wieder alle Romane, vor allem die sogenannten historischen, die stets das unentwirrbarste Gemisch von willkürlicher Phantasie und wenig geschichtlicher Wahrheit enthalten.*) Desgleichen achte man aber ja sorgfältig darauf,

*) K. war zeitlebens unerschöpflich in der Bekämpfung der Roman-Lektüre, wenn er auch einige Ausnahmen gelten ließ. Um Wiederholungen zu vermeiden, mußten in den aufgenommenen Schriftstücken mehrere sich darauf beziehende Stellen gestrichen werden. Ich kann es mir jedoch nicht versagen, hier noch eine Auslassung aus jenem Briefe über Erziehung vom 10. Juli 1859 abzudrucken. Der Eifer, mit dem K. stets gegen die Romane zu Felde zog, hatte mich übrigens schon längst, ehe ich jenen Brief kannte, vermuthen lassen, daß hier eine persönliche Erfahrung zu Grunde lag; obwohl es zweifellos ist, daß K. schon als Schüler dem Romanlesen entsagt hat. Wie in so vielen anderen Punkten hing das, was K. anderen als Heilmittel empfahl, auf's Engste mit der Zucht zusammen, die er an sich selbst übte, und ist aus dieser hervorgewachsen. Das, was K. in dem genannten Briefe (siehe I, Seite 38) von sich selbst erzählt, giebt auch den Schlüssel dazu, wie es gekommen, daß er gerade das Romanlesen für die meisten Fehler unserer heranwachsenden Jugend — er ging darin sehr weit — verantwortlich machte. Vergleiche auch die Lebensbeschreibung Seite 4. Damit dürfte es zusammenhängen, daß diese eingehende Argumentation, die später stets dieselbe blieb, schon aus der Zeit vor dem Münchener Aufenthalte stammt. Sie ist schon als Vorläufer der späteren Ausführungen von Interesse. Die Stelle lautet:

„Alle Romane, die nicht blos einfache Erzählungen sind, alle — auch selbst die besten und sittlichsten — bringen so unwahrscheinliche Situationen, Entwickelungen und Schilderungen, daß die Phantasie des Kindes einmal in einer ungesunden, unnatürlichen Weise gespannt,

Digitized by Google

daß ein Heranzubildender oder eine Heranzubildende sich auch mit der allerbesten Kunst nicht den Magen verderbe, sondern daß man die Kunst nur selten, nur aus Genuß betreibe und immer wieder sich durch religiöse, moralische und geschichtliche Lektüre stärke und kräftige. Man wird dann um so höheren Genuß an der Kunst finden; und sie wird um so veredelnder wirken."

---

und daß sie dann zweitens angeregt wird, sich nun auch selbst in einer solchen unnatürlichen und unvernünftigen Weise gehen zu lassen. Gerade durch Romanelesen, und namentlich durch zu frühzeitiges, wird diese nichtsnutzige Träumerei erzeugt, die alle Genügsamkeit und Zufriedenheit untergräbt, weil sie dem Menschen immer neue Luftschlösser vorspiegelt, seiner Begierde immer neue, immer größere Wünsche erregt und weil sie endlich alle Thatkraft zerstört, indem sie dem Lesenden immer nur Bilder von müheloſem Erreichen der Ziele vorhält.

Auch Erwachsenen ist das Romanelesen nicht viel dienlicher. Wie viel hundert und aberhunderte von Menschen laufen herum, denen man es ansieht, daß sie irgend eine Rolle spielen, daß sie sich selbst in irgend einer Heldengestalt erblicken und geriren, die mit ihrem wirklichen Wesen gar nichts gemein hat! Wie viele siehst Du, die sich in Situationen: in äußere, meist glückliche oder heroische Lebensverhältnisse hineinträumen, welche ganz auf dem Boden der Unwirklichkeit stehen und niemals erfüllt werden können.

Durch die Romane kommt es, daß so wenige Menschen klar und richtig über sich selbst sowohl als über die Verhältnisse, in denen sie leben, und die Ziele, die sie erstreben, denken und urtheilen. Daraus entspringt dann das Mißvergnügen und das Streben über den eigenen Stand hinaus, das ein rechter Krebsschaden unserer Zeit ist. Erkundige Dich nur einmal bei Städtern, wie unendlich verbreitet das Romanelesen — z. B. auch bei Dienstboten — ist, und wie es wirkt.

Die Romane nützen alle nichts: die gewöhnlichen so wenig als die frommen. Sieh' Dir dagegen solche Leute an, die mit ihren Idealen bei der Wirklichkeit, bei dem Erreichbaren bleiben! Ihnen steht die eigene Person wohl auch in einem idealen Bilde vor der Seele. Aber das ist doch nur aus ihren besseren Eigenschaften gebildet; es bleibt in den Schranken der Möglichkeit; es ist das Bild dessen, was sie ohne Sünde und Fehler sein würden. Es ist ein Bild, das sie zu erreichen streben;

Digitized by Google

IV.

„Von dem, was man gewöhnlich als den Hauptpunkt bei der Erziehung betrachtet, von dem Amt des Lehrers, seiner Wahl, seiner Stellung habe ich noch gar nichts gesagt; und ich muß dies wohl nachholen. — Man sehe dabei viel weniger auf große wissenschaftliche Bedeutung als auf Charaktertüchtigkeit. Deshalb soll womöglich nur ein solcher ge-

---

und ein solches Idealisiren kann nur besser machen und wird nur selten den Menschen über sich selbst verblenden. Und ebenso ist es mit den idealen Bestrebungen und Wünschen solcher Idealisten für ihre Nächsten, für ihr Vaterland. Bleiben sie damit nur bei der Wirklichkeit, bei dem Möglichen und Erreichbaren stehen, so wird es nie schaden, nur nützen können. Solches Idealisiren wird auch nie dem klaren Blick, der nüchternen praktischen Auffassung der Verhältnisse schädlich sein, wie dies bei der Träumerei und Gefühlsseligkeit immer der Fall ist. Wahres Idealisiren zeigt nur um so klarer und nüchterner, wie Alles sein sollte, und wie es nicht ist. Es führt aber auch den Menschen dahin, in den bestehenden Verhältnissen Gottes tiefe Zwecke zu erkennen, sich seiner Pflichten klar bewußt zu werden und einzusehen, wie wenig klug, wie wenig nüchtern egoistisches Handeln und egoistisches Auffassen des eigenen Berufs ist. Richtiges Idealisiren ist das größte Glück, das Gott dem Menschen — vom Bettler bis zum Fürsten hinauf — schenken kann. Zu solchem Idealisiren aber regen einfache Erzählungen, Schilderungen aus der Geschichte oder aus dem wirklichen, alltäglichen Leben den jungen Menschen vollkommen hinreichend an. Wählt man sie nur richtig aus, so findet man auch Interessantes und Spannendes genug darin, um einen jungen Menschen zu fesseln und seiner Phantasie die wünschenswerthe Schwungkraft zu geben. Romane bewirken nur zu leicht das Gegentheil: das Zerrbild des echten und guten Idealisirens. Die sogenannten historischen Romane, selbst den guten Walter Scott nicht ausgenommen, sind ebenso schlimm. Sie sind ebenso wenig frei von ungeheuerlichen und undenkbaren Combinationen und bei den Haaren herbeigezogenen glücklichen Zufällen. Dies spiegelt sich dann der Mensch auch bei seinen Idealen vor und rechnet auf sie bei seinen Bestrebungen.

Die Wahrheit eines Romans kann man nur in der Schilderung und Entwickelung der Charaktere finden. Die ist aber sehr selten in

Digitized by Google

wählt werden, der aus einer der Familie oder doch deren ferneren Angehörigen und Freunden bekannten, jedenfalls aus einer ehrenwerthen, guten (moralischen), in Beziehung auf Bildung, Sitten, Gefühlsfeinheit tüchtigen Familie stammt, und der selbst diese Eigenschaften hat. Denn nur dann wird er mit der Familie des Zöglings verwachsen; nur dann wird ein dauerndes Band zwischen ihm und ihr sich bilden können,

---

Romanen zu Hause: auch bei Walter Scott ist darin noch sehr viel zu wünschen. Der Mensch aber und nun gar der jugendliche Mensch übersieht dies bei dem Interesse, was für ihn allein die spannenden Ereignisse des Romans haben, vollständig; und zwar auch dann, wenn er im Stande wäre, es zu beurtheilen. Gedichte bewegen sich ja eben so sehr in Unwahrscheinlichkeiten. Aber schon durch ihre Form weisen sie darauf hin, daß man es hier blos mit Erfindungen zu thun hat, und außerdem ist ihre Einwirkung nie eine so bleibende und eingreifende, als die der Romane.

Mir ist es überhaupt noch sehr fraglich, ob die Romane, auch lediglich vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, vor dem gesunden Geschmack und Menschenverstande zu vertheidigen sind. Die historischen Romane sind es gewiß nicht. Sie bringen nicht blos den jungen, unerfahrenen Menschen, sondern auch den Erwachsenen dahin, sich von geschichtlichen Ereignissen und, was noch schlimmer ist, von geschichtlichen Zuständen und Verhältnissen ein ganz falsches Bild zu machen. Natürlich, daß man dann auch die jetzigen Zustände, die aus den früheren hervorgegangen sind und eng mit ihnen zusammenhängen, verkehrt auffaßt! Da sind wirklich noch die Romane, die den Stempel der reinen Erfindung klar und deutlich an der Stirne tragen, besser, als das unverkennbare Gemisch von Geschichte und Erfindung, das willkürliche Zurechtschneiden von Thatsachen und Verhältnissen in den sogenannten „historischen" Romanen. Dem gegenüber halte ich wirkliche geschichtliche Erzählungen und Geschichte überhaupt gerade deswegen für die Jugend — für Mädel ebenso wie für Jungen — für so sehr heilsam, weil sie an Wahrheit und an nüchterne, klare Auffassung gewöhnen. In der Geschichte können wir, nächst der Religion, Gott am besten erkennen, so weit wir es überhaupt vermögen. In der Natur bleiben wir nur staunend vor seiner Allmacht und Weisheit, vor der Schönheit dessen, was Er geschaffen hat, stehen; in der Ge-

Digitized by Google

das man vor allem anzustreben suchen sollte.*) Besonders sehe man auf strengste Ehrenhaftigkeit und Moralität, auf Feingefühl und Tüchtigkeit. Wenn ich von Feingefühl spreche, so meine ich natürlich ein Feingefühl, das recht wohl mit Derbheit und Geradheit zusammen geht. Auch auf körperliche Tüchtigkeit des Lehrers ist zu sehen, weil er sonst leicht der unbedingt nöthigen körperlichen Ausbildung des Jungen hinderlich sein kann. So schwer nun auch ein solcher Lehrer zu finden sein wird, so mag es doch in einem Hause, das so eingerichtet ist, wie ich es wünsche, gehen. Er findet dort ja eine Bibliothek, kann sich daneben bequem in der Familie einrichten und sich, wenn er will, ganz zurückziehen. Nöthigenfalls muß man durch größeres Gehalt tüchtige Kräfte zu gewinnen suchen. Auch muß man dem Lehrer volle Zeit zu seinen Studien lassen und kann sogar im Fall der Noth oder, wenn er es verlangt, alle Elementarfächer von einem Ortsschullehrer unter seiner Aufsicht lehren lassen. Vor allem aber muß man ihn als einen anständigen Menschen behandeln: es setzt dies natürlich wieder voraus, daß man nur einen wahrhaft anständigen Menschen wähle. — Ich lege auf die anständige Behandlung sowohl seinethalben als des Familienlebens und endlich besonders des Zöglings wegen großen Werth. Aus dem kann nun und nimmermehr etwas Vernünftiges werden, wenn er seinen Lehrer nicht in gesellschaftlicher Beziehung mit seiner Familie auf völlig gleicher Stufe stehen sieht. Es ist eine eben so thörichte als rohe Manier, in der noch häufig in vornehmen Häusern mit Haus-

---

schichte dagegen sehen wir verständlicher für uns seine Größe, Gerechtigkeit und Güte. Geschichte kann nur gut wirken; und es ist eine Sünde und eine Thorheit, daß in unseren Schulen ihr von allen Unterrichtsgegenständen nicht die meisten Stunden und nächst der Religion der gewichtigste Platz eingeräumt werden."

*) K. hat wahrlich später hiernach gehandelt.

Digitized by Google

lehrern und Gouvernannten umgegangen wird. Man behandele sie nur fein und bescheiden, und sie werden auch bald fein und bescheiden werden. Man behandele den Hauslehrer und die Gouvernannte*) wie sich's gehört: zutrauensvoll und liebevoll als Kinder vom Hause. Uebrigens suche man sich als Lehrer auch keinen „Duckmäuser" aus, sondern einen, der ein guter, ehrlicher, frischer Student war. Selbst einer, der noch Student ist, wird sich unter Verhältnissen zum Hauslehrer qualifiziren. Denn man wird leicht einmal einen tüchtigen, soliden Menschen finden können, dem die Mittel zum Studiren ausgegangen sind, oder einen, der sich in der Zurückgezogenheit zum Doktoriren oder zum Staats-Examen vorbereiten will.

Es wird übrigens sehr schwer sein, einen Lehrer zu finden, der den Unterricht in allem, was nöthig ist, in den gewöhnlichen Lehrfächern sowohl, als in körperlichen Uebungen, im Zeichnen und in den Rudimenten der Musik übernehmen kann. Ist dies nicht der Fall, so muß natürlich, vorausgesetzt, daß die Mittel reichen, — besonders bei Gesammtgütern, die ich vorzugsweise im Auge habe, und wo es eine größere Anzahl zu erziehen giebt — ein zweiter Lehrer bald möglichst gesucht werden. In diesem Falle muß durchaus der eine dem anderen untergeordnet und der Unterricht nach den Anordnungen des einen geleitet werden, damit

*) Der Ausdruck „Erzieherin" war um 1861 noch nicht so gebräuchlich, wie jetzt. Uebrigens ist in der hier gerügten Beziehung in den letzten dreißig Jahren manches besser geworden. Ich glaube, daß die Häuser, in denen das, was der Verfasser rügt, zutrifft, in der sehr entschiedenen Minderheit sind. Die Erzieherinnen können in den meisten Fällen, wenn sie es wollen, in ein inniges Verhältniß zur Familie treten und bleiben auch meistens durch das ganze Leben in Verbindung mit ihr. K. ging in allen diesen Beziehungen später als Hausvater noch einen ganzen Schritt weiter. Von dem Verhältniß zu seinen Hauslehrern war schon im Lebensbilde die Rede.

Digitized by Google

keine Eifersucht entsteht und der Erziehungszweck nicht verfehlt wird. Selbstverständlich will ich dem moralisch Tüchtigsten, dem an Bildung und Feinheit Hervorragendsten die oberste Stellung eingeräumt wissen, nicht aber dem, der das meiste Wissen oder die größte Lehrroutine hat. Man vergesse übrigens auch nicht die Pflicht, nach besten Kräften für das weitere Fortkommen solcher Hauslehrer, die wie ein Kind im Hause gehalten sind und gehalten werden konnten, zu sorgen.*)

Von den Erzieherinnen gilt natürlich ganz dasselbe. Nur müssen sie noch enger mit der Familie verbunden, noch herzlicher in sie aufgenommen werden. — Wenn auch aus guten, hochgeachteten Familien, sollten Hauslehrer und Erzieherinnen doch nie aus adeligen Familien genommen werden, falls nicht ganz seltene Herzenseigenschaften bei ihnen vorwalten. Denn es wird sonst zu leicht Adelsdünkel in den zu Erziehenden geweckt. — Daß aus der Herzlichkeit zu Gouvernanten und Hauslehrern Gefahren entspringen können, soll übrigens nicht geleugnet werden. So achte man z. B. bei aller Herzlichkeit wohl darauf, daß nicht ein Hauslehrer oder eine Erzieherin einem Eleven so nahe tritt, daß eine Liebe daraus entstehen könnte.**) — — — Bei den Familienvereinigungen sind auch den Dorfkindern Feste zu geben: etwa an den dritten Feiertagen der hohen Feste. Diese hätten in Scheibenschießen, Volksspielen, Ringen, Rudern, Laufen, Turnen, Reiten und Fechten der Jugend zu bestehen. Der Tanz wäre in der Zeit und auf nationale Tanzarten zu beschränken. Bei alle diesem müßte sich auch die

*) Hierin that man im vorigen Jahrhundert weit mehr als jetzt. Man war allerdings dazu auch weit mehr im Stande. Mancherlei Stellen konnte man für sie ausmitteln. In vielen Fällen wurde der Hofmeister später Verwalter, und in noch älterer Zeit vereinigte dieser Titel häufig beide Funktionen.

**) Es wird in tausend Fällen kaum einmal gut ausschlagen.

Digitized by Google

Herrschaftsfamilie und besonders deren Jugend betheiligen. Von Familien wegen müßten Preise für Gesang, Turnen, Schwimmen, Reiten, Ringen, — sowie auch für jeden der in den Dorfklassen erwählten Besten ausgesetzt und an jenem Tage vertheilt werden. Kurz, man richte für die Dorfjugend wieder Volksfeste ein, die natürlich für die Erwachsenen, besonders die eigenen Knechte, dann beizubehalten sein würden. Diese Spiele würden die zu erziehenden Knaben der Gutsherrschaft aber dann gewiß von selbst nachahmen. Und aus ihnen würde wiederum ein wesentliches Moment der täglichen Erziehung von selbst sich bilden. — Die Erwachsenen dürfen sich übrigens der Hauskinder wie der Dörfler wegen natürlich niemals scheuen, einmal mit Bekannten solche Spiele zu spielen. Beide werden es schon nachahmen, wenn sie es sehen."

V.

„Mir schwebt bei dem, was ich schrieb, ein corporativ zu organisirendes adeliges Gesammtgut vor, wo mehrere Familien wohnen und viele Knaben gemeinsam erzogen werden.*) Wie in den alten Zünften, Ritterorden und Klöstern, wie in den studentischen Corporationen noch heut zu Tage, wie bei unseren Urvätern schon zu Tacitus Zeit, so wünsche ich auf solchen Gütern insbesondere — aber auch in jeder adeligen Familie, in der ein gewisser Zusammenhalt ist — einen feierlichen Akt, durch den der Junge für das Leben reif und frei von der strengeren Aufsicht des Hauses erklärt wird. Ich meine eine Art Wehrhaftmachung im alten Sinne oder, wie ich es nennen möchte, eine Freisprechung. Diese müßte bei feierlich versammeltem Familienrath vor dem Altherrn (dem Senior), ehe der Junge in die Welt hinausgeht,

*) Hier schließt sich dieser Aufsatz auf's Engste an den über Klöster an und geht so zu sagen in ihn über.

Digitized by Google

geschehen. Und zwar sollte dies erst dann vor sich gehen, wenn er den Schulzwang hinter sich hat, nur in Ausnahmsfällen vor dem achtzehnten Jahre, weil es dafür unbedingt nöthig erscheint, daß der Charakter formirt, daß der Jüngling im Punkte der Ehre vollkommen sicher, mit den Formen der Ehrengesetze vertraut und der Waffenführung fähig sei. Wer die Bedingungen der Freisprechung nicht erfüllt, darf keinen vollen Antheil an dem Familienvermögen, den Familienberathungen, den Familienrechten haben. Dagegen bin ich gegen Ebenbürtigkeitsgesetze des Adels als Gesetze, obwohl es allerdings anzuempfehlen ist, nur im eigenen Stande zu heirathen. Der Freisprechung hat eine auf die verschiedensten Gebiete sich beziehende körperliche Probe vorherzugehen.*) Dann müßte der Altherr eine ernste Ermahnung halten. Endlich müßte der frei zu sprechende Junge in des Altherrn Hand das Versprechen ablegen, als ein ehrenhafter deutscher Mann zu leben und zu sterben, streng und rücksichtslos die Ehre seiner Familie und seines ganzen Geschlechts zu wahren und nöthigenfalls mit dem Leben für sie einzustehen, — in Eintracht und Friede zu allen Mitgliedern seines Geschlechts zu halten, sie zu unterstützen und sich den Satzungen des Geschlechts zu unterwer-

*) K. führt die folgenden Bestandtheile derselben auf: eine Turnprobe, eine soldatische Probe, eine Stunde Freischwimmen, sechs Stunden Marschieren ohne Essen, Trinken und Niedersitzen, Büchsenschießen, ein vierstündiger starker Ritt, drei- bis vierfüßige Zaunsprünge, sechs- bis zwölffüßige Grabensprünge mit dem Pferde; für die auf dem Lande Erzogenen auch noch eine förmliche Jägerlossprechung nach einem Jagdexamen, und ferner vierstündiges Rudern, Segeln, Bergesteigen, — für alle zuletzt als die ernsteste eine Fecht- und Pistolenprobe.

Ich gebe diese Bedingungen für die Freisprechung, wie ich sie finde. Sie erscheinen etwas reichlich drakonisch. Daß ferner auch hier die Detailmalerei zu weit geht, bedarf keiner Worte. Aber man ersieht doch auch hieraus wieder, ein wie klares Bild K. von allem vorschwebte.

Digitized by Google

fen. Dazu müßte noch das weitere Verſprechen, treu als ein ehrlicher deutſcher Edelmann in Glück und Unglück zu ſeinem Vaterlande zu halten, zu deſſen Frommen zu wirken und mit Gut und Blut für dasſelbe einzutreten, kommen. Darnach hätte die feierliche Freiſprechung, die Einweihung in die Vermögensverhältniſſe und Hausgeſetze und unter Umſtänden die Aufnahme in den Familienrath zu erfolgen, ſo daß der ganze Akt allerdings als eine „Reception" im ſtudentiſchen Sinne ſich darſtellen würde. Auf dieſen Akt müßte ein einfaches, aber feſtliches Mahl folgen, bei dem dem Freigeſprochenen der Ehrenplatz neben dem Altherrn werden müßte. Dieſer hätte des Neulings Wohl in dem vaterländiſchen Trunke des Rheinweines auszubringen."

VI.

„Ich will auch für die zu erziehende edelmänniſche Jugend ein entſchiedenes Abhärtungsſyſtem. Kein Kaffee, kein Thee, keine Suppe, kein Gewürz, keine mit Eſſig oder Citronen zubereiteten Speiſen dürften mir in's Haus. Dagegen verlange ich eine derbe und tüchtige Koſt. Bier verabreichte ich nicht; höchſtens einmal ein Glas Landbier und eher einmal ein Glas Wein. Uebrigens ſoll man nicht gleich Unglücksgeſichter machen, wenn der Junge ſich einmal betrinkt*) — Schläge ſind nicht nöthig, wenn man nur Strenge, Abhärtung und Entſagung übt. Nach der Konfirmation verwerfe ich Schläge unbedingt.**) Volle Zurechnungsfähigkeit im Punkt der Ehre würde aber in der Regel erſt nach der Freiſprechung einzutreten haben; nur ausnahmsweiſe nach Maßgabe der Perſönlichkeit auch ſchon früher.

---

*) Auch hier redet natürlich der alte Student.

**) Ueber Schläge dachte K. ſpäter etwas anders. Aber dabei blieb er, daß der Konfirmirte nicht mehr geſchlagen werden dürfe.

Digitized by Google

Die Jungen sollten keinen Mantel kennen, müßten Wind und Wetter, Eis und Sonnenbrand vertragen lernen. Sie sollten recht gut einmal einen Tag von grobem, trockenem Brote leben, einen anderen gar nichts essen können. — Von Kindesbeinen übe man sie im Entsagen, wie in der Selbständigkeit, Selbsterkenntniß und in der Gerechtigkeitsliebe. Man achte dabei auf jeden noch so unscheinbaren Zug des Egoismus und der Unwahrheit und treibe ihn aus. Güte nützt in diesen beiden Fällen am meisten, Strenge selten. Man erwecke dem Jungen Vergnügen an der Selbstüberwindung und Abhärtung und lehre ihn Furcht bezwingen. Man lasse ihn Nachts allein im Walde laufen, auf den Kirchhof gehen und dergleichen mehr. Mit sechs Jahren muß der Junge sich anziehen und im Dunkeln sich ankleiden, mit zwölf Jahren sich Knöpfe annähen, Kleider und Stiefel sauber putzen, mit fünfzehn Jahren ein Pferd putzen, satteln und anschirren können. Mit acht Jahren sollte er eine Viertelstunde frei schwimmen, mit zehn Jahren ein Gewehr laden, mit zwölf Jahren auseinander nehmen und reinigen können. Mit zwölf Jahren sollte er auch Gewehr und Büchse schon ziemlich zu handhaben verstehen und seinen ersten Spatzen geschossen haben. — Jagdbares Wild sollte er vor dem siebenzehnten Jahre nicht schießen, damit ihm der köstliche Reiz der Jungen-Jagd auf Vögel nicht verloren geht, in der er schleichen, lauschen und scharfblicken lernt.*) Das ersetzt tausenderlei Spielzeug, von dem ich überhaupt Jungen wie Mädchen von frühester Zeit an nur sehr wenig und nie albernes oder geschmackloses zugestehe. Die Puppe ist für das Mädel gewiß gut. Möglichst zeitig wecke man bei ihr im Spiel häusliche Talente für Kochen, Aufräumen, Nähen, Sticken, Stricken.

*) Mit geringer Modification hielt K. auch gerade in diesem auf die Jagd sich beziehenden Punkte sein Prinzip als Familienvater aufrecht.

Digitized by Google

Den Spiegel dagegen verhänge man womöglich Mädeln und Jungen; denn es schadet selbst den Großen und Alten nicht, wenn sie erst den Vorhang aufziehen müssen, um hinein zu sehen.

Der Junge muß von Klein auf nie etwas anderes hören, als daß Geld nur ein gemeines Ding ist; und ebenso auch später noch, wenn man ihm Sparsamkeit beibringen muß. Nie darf ein Junge vor dem zwölften Jahre zu anderem Zwecke Geld bekommen, als um es an Arme zu geben. Vom zwölften Jahre an lasse man ihn sich kleine nothwendige Sachen kaufen; vom vierzehnten Jahre an gebe man ihm Taschengeld. Mit Strenge beaufsichtige man aber, daß er es nicht vernascht. Lieber mag er es einmal vertrinken. — Karten müssen ihm von Hause aus verächtlich gemacht werden.*) Dagegen ist ihm Schachspiel vom zehnten Jahre an nur heilsam. — — —

Eigenes Vergnügen an Selbstüberwindung und Abhärtung — das ist das einzige Präservativ gegen Sittenlosigkeit, nicht aber, daß man ihn bis ins Jünglingsalter nichts von den Geschlechtsunterschieden sagt. Schon im zehnten Jahre muß ihm das gesagt, und viel früher schon muß die Schamhaftigkeit in ihm geweckt werden. Man muß von frühe auf schon im höchsten Grade sich hüten, daß er nichts hört oder sieht, was er später nicht auch hören oder sehen dürfte. Vom achten Jahre an muß er schon vor der Schamlosigkeit der Jungen und vor ihren geschlechtlichen Verirrungen gewarnt werden. — Schon wenn er sechs Jahre alt ist, muß man ihn durchaus aus der Mädchenstube fern halten.

Der Junge sollte womöglich nicht vor dem achtzehnten Jahre aus dem Hause und auf die Schule kommen. Die

*) Dem entsprechend hat K. später in seinem Hause wirklich kein Kartenspiel geduldet.

Digitized by Google

Probe und die Freisprechung müssen noch den Nebenzweck haben, die jungen Leute nie vor einer gewissen Selbständigkeit in die Welt hinauszuschicken. Und es sollte deshalb die Freisprechung der Moment sein, wo der Junge auf die Schule zieht, wenn eine solche für ihn unvermeidlich ist: — was ich aber, wenn er nicht in den Staatsdienst tritt, nicht annehme.

Somit glaube ich in kurzen Umrissen ausgesprochen zu haben, was ich erstrebe. Der Gegenstand ist mir ein hochwichtiger. Was ist es denn, was wir mit unserem Adel wollen? Eine betitelte, erbliche Plutokratie und nichts weiter? Die Garantie des Wohllebens für einen kleinen Kreis zufällig Bevorrechteter und zunächst für uns selbst und die Unseren? Ein politisch conservatives Element, das die baufälligen Staaten und damit wieder die Ruhe und Sicherheit unserer philiströsen Existenz auf einige Zeit weiter zu fristen vermögen? Wahrlich nein! Es ist mir Ernst mit dem Worte, das ich mir so gern wiederhole: „Ich dien!“ Alles in der Welt soll dienen. Und dient es nicht mehr, dann ist es werth, vernichtet zu werden; und dann wird Gott seine Vernichtung auch zulassen. Daher liebe ich den Adel nicht um all' der genannten äußeren Dinge willen, sondern um der Schule willen, die er durch Strenge und Tradition für seine Mitglieder — vornehmlich die jüngeren — sein soll. Ich sehe den ganzen Adel sozusagen als eine Erziehungsanstalt an. So ist das in diesem Aufsatze behandelte Thema kein willkürliches, sondern gehört recht eigentlich in meinen ganzen Gedankengang; und das um so mehr, als wir ja doch nur für eine noch entfernte Zukunft wirken können, um so mehr, als wir die Regeneration des Adels weder vollbringen noch erleben werden, und als es lediglich gilt, unseren Nachwuchs für solche Ideen heranzubilden und ihm Kraft zu geben zu ihrer Verwirklichung.“

Digitized by Google

Der deutsche Adel und dessen Reorganisation.

1860. 1873.

Digitized by Google

Die folgenden Gedanken und „Gedankensplitter" gehören in gewissem Sinne in die Tagebuchblätter, und ich bitte, sie bei ihrem aphoristischen Charakter auch als eine Art Fortsetzung derselben zu betrachten. Sie hängen dem zu Grunde liegenden Gedankengange nach mit dem über die Verbindungen auf der Universität Gesagten zusammen. Unmittelbar angeregt sind sie wohl durch die Lektüre der Werke Roth von Schreckensteins und vor allem durch Riehl's „Bürgerliche Gesellschaft". Letzteres Buch, das unter dem Einfluß des gräflich Giechischen Hauses zu Thurnau niedergeschrieben sein soll, ist übrigens für gar manches adelige Haus epochemachend geworden; und sein stiller Einfluß wirkt noch heute in vielen Familien nach.

Diejenigen, denen Betrachtungen über den Adel vielleicht als unzeitgemäß erscheinen möchten, verweise ich zunächst wieder auf „Rembrandt als Erzieher" und das aristokratische Element, das in dessen Gedankengange liegt. Ganz wie K. stellt dieser den König, den Edelmann und den Bauer nebeneinander. In weit höherem Grade kann ich aber auf Paul de Lagarde hinweisen. Dreht sich doch ein erheblicher Theil von dem, was dieser in seinen „Deutschen Schriften" sagt, um die „Reorganisation des deutschen Adels."

Vieles von dem, was K. vorschlägt, erscheint allerdings heutzutage weit unausführbarer, als vor dreißig Jahren. Aber aristokratischen Anschauungen an sich ist die Zeit, wie ich glaube, — und zwar vielleicht gerade, weil die politische Bedeutung des Adels zurücktrat — trotz ihres unverkennbar demokratischen Zuges günstiger als damals.

Bedürfen wir in Deutschland einen Adel?

(20. Juli 1860.)

„Ich bin für eine Aristokratie und zwar nicht für eine englische, sondern für eine mannigfaltiger abgestufte, wie Deutschland dermalen allein die Elemente dafür aufzuweisen hat.

In der Schaffung der Herrenhäuser sehe ich kein Glück für den Adel; und ich fürchte, daß ihn dieselbe von dem einen, was Noth thut, von der energischen inneren Selbstorganisation und Purificirung entfernt, wenn er sich natürlich auch der ihm dadurch auferlegten Pflicht nicht entziehen darf.

Der deutsche Adel hat viel — wenn auch nicht eben so viel, wie der anderer Länder — geirrt; und ich halte es für höchst verkehrt, wenn jemand, dem man unnötiger oder selbst ungerechter Weise Rechte genommen hat, sich zwischen seine vier Pfähle setzt und mit Gott und der Welt schmollt und grollt, daß ihm etwas mehr Unbilden widerfahren sind, als er eigentlich verdient hätte.

Dennoch bin ich von der inneren Existenzberechtigung des Adels durchdrungen. Nehmen wir heute die erste beste Tagelöhnerfamilie, setzen wir sie zweihundert Jahre lang in einen ihr ziemliche Unabhängigkeit sichernden Landbesitz, welche ihr praktisches und gesundes Denken durch die Natur und die Nähe ungekünstelter Menschen nahe legt, in einen Besitz, der eine gewisse Leitung anderer, und wär's auch nur der eigenen Arbeiter, bedingt. Dann weise man sie auf eine höhere Ausbildung, auf die Ergreifung höherer Berufe hin, namentlich solcher, die nicht durch abhängige Dienste oder Rennen nach Geldgewinn den Menschen so leicht den Einwirkungen seiner schlechteren Seiten anheimgeben. Man führe eine solche Familie nicht in zu häufige verwandschaftliche Beziehungen zu Berufsklassen, die durch unglücklichere Situation besonders gefährdet sind. Man gebe ihr endlich noch gewisse historische Traditionen — wenn's auch weiter keine sind als: „der und der meines Namens war einmal Offizier, focht in der und der Schlacht" oder „war einflußreicher Beamter" oder auch selbst nur „hat dann und dann so und so gelebt". Man überlasse ihr, sich aus selbst so schwachen Anhaltspunkten gute Traditionen, und wären's auch historisch

Digitized by Google

nicht begründete, zu schaffen, was Schlechtes in der Familie passirt ist, darüber zu vergessen, wie dergleichen nun einmal menschlich ist und in jeder Bauern- oder sonstigen Familie, die überhaupt was von ihren Vorfahren weiß, unausbleiblich auch passirt. Man nehme hundert beliebige gute nnd schlechte Tagelöhnerfamilien oder sonst welche, setze sie hundert bis zweihundert Jahre lang solchen Einwirkungen aus, wie sie nach der Natur der menschlichen Dinge diese ebengenannten günstigeren Verhältnisse bedingen; und man wird finden, daß die überwiegend große Mehrzahl dieser Familien sich vor hundert anderen, die so günstige Bedingungen nicht gehabt haben, dadurch auszeichnet, daß sie feineren und edleren Empfindungen zugänglicher ist, und daß sie durchschnittlich ein tüchtiges Material an Leuten für die Staatszwecke liefert. Damit ist noch lange nicht gesagt, daß bei den durch Zufälligkeiten besser unterstützten Familien nicht auch noch genug Untüchtigkeit, selbst auch gemeine Vergehen vorkommen werden. Ich stelle nur eine nüchterne Wahrscheinlichkeitsrechnung mit geistigen Einwirkungen an, die sehr reelle sind, obgleich sie der blos mit Zahlen und greifbaren Dingen rechnende, moderne Materialist ganz übersieht.

Ist es nun aber wünschenswerth, daß in unserer Nation eine Anzahl solcher Familien, zu einem Stande organisirt, existire? Ich glaube gewiß nicht, daß sich der Adel selbst nach einer Neuorganisation frei und rein von allen — auch nur frei und rein von seinen hauptsächlichen Sünden halten werde: auch das beste Studentencorps kann dies z. B. nicht. Aber dennoch behaupte ich, daß uns ein solcher Stand nicht blos wünschenswerth, sondern zu einem tüchtigen Gedeihen sogar nothwendig ist. Ich halte ihn für unsere Nation *jetzt* nothwendiger, als ihr ein Adel je zu einer anderen Zeit gewesen sein mag. Bedurfte vielleicht das Mittelalter der kriegerischen Führerschaft und des Schwertes des Adels,

Digitized by Google

um den ihm geschichtlich gewiesenen Gang zu gehen, so bedarf unsere heutige Zeit dessen allerdings nicht mehr. Ich verlange von unserem Adel, daß er in allen Kriegen — guten und bösen — vorangehe; aber, Gott sei Dank, unser Volk ist darin kräftig genug und bedarf unter den jetzigen Verhältnissen keiner solchen geborenen Führerschaft mehr. Des Zugreifens einzelner Gruppen, wodurch früher unsere Geschichte oft genug ruckweise vorwärtsgeführt wurde, kann es jetzt erst recht entbehren; und es ist ein solches Zugreifen auch ziemlich unmöglich geworden: — wenigstens für den Adel. Dagegen aber bedarf unsere Zeit so nothwendig und dringend, wie nie vorher eine Zeit, eines Pfeilers gegen den Strom der Zeitrichtung, die sich in einem zu raschen Fortschritte zu überstürzen droht, die dabei den historischen Zusammenhang mit der früheren Geschichte praktisch vergißt, die die Verhältnisse theils gezwungener, theis unentschuldbarer Weise in ein solches Rennen nach Geld, in ein Jagen nach Existenz-Mitteln und auch nach purem Wohlleben getrieben haben, und in der dadurch die Unabhängigkeit in einem solchen Grade gefährdet ist, wie zu keiner anderen Zeit. Ich halte deshalb, sollen wir anders mit Ruhe unserer Zukunft entgegensehen, die Gründung und Sicherstellung einer Volksgruppe für unabweislich nothwendig, von der sich ohne alles besondere Verdienst — lediglich durch ihre günstigere Situation — erwarten läßt, daß sie sich als der Träger der historischen Traditionen praktisch bewähren werde, daß sie — gewissermaßen extra comercium gestellt — weniger in den Schwindel und das Rennen nach Geld und Stellen hineingezogen, und daß sie sich deshalb eine unabhängigere Stellung bewahren werde. Das sind Richtungen, für die sich durch direktes Eingreifen so gut wie gar nichts thun, für die sich aber durch das Beispiel und die treue, festhaltende Arbeit im Kleinen unendlich viel thun läßt."

Digitized by Google

K. wirft die Fragen auf:

1. Was ist der deutsche Adel jetzt?
2. Was sollte er sein?
3. Was für unmaßgebliche Gedanken zu einer Neugestaltung knüpfen sich daran? Er ist in dem Folgenden jedoch über die Frage, was der deutsche Adel jetzt sei, nicht hinausgekommen. Es fehle, sagt er, diesem das rechte Standesbewußtsein und zwar erstens das Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit und zweitens das Bewußtsein seines Berufs.

Daß das Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit fehle, sei zu natürlich bei dem „Sammelsurium", das man jetzt unter Adel verstehe. Wir hätten Beamtenadel, Hofadel, Titularadel, Kaufadel und leider auch — Mätressenadel. Wirklicher, echter und guter Adelsstolz finge deshalb an, seltener zu werden. So träte auch echter Adelssinn meist sehr wenig an das Licht der Oeffentlichkeit. Bei den „Stillen im Lande" finde er sich noch häufig; namentlich bei den auf bescheidenem Besitzthum sitzenden und halbvergessenen Landedelleuten halbverschollenen alten Namens oder bei denen, die ohne Besitz in den Städten lebten oder endlich bei denen, die kleine Stellen im Staatsdienste bekleideten.

„Obgleich sie meist kein anderes Gut als einen alten, unbefleckten Namen haben, findet man doch bei ihnen am ersten den alten Adelsgrundsatz, daß das Geld doch nur ein gemeines Ding sei. Und ebenso findet man bei ihnen noch am ersten wirkliche, schlichte nnd gute Edelmannssitte nach dem Prinzip des noblesse oblige; ebenso wirkliche sich im Umgange und täglichen Verkehr bethätigende Liebe zu unserem Volke und — echte deusche Weiblichkeit."

K. kommt dann auf die Mißheirathen und betont den Gegensatz zwischen wirklichen Mißheirathen und der sogenannten „Mésalliance."

„Ein deutsches Bauernmädel ist einem deutschen Edelmann ebenbürtiger, als eine slavische und an sich auch als eine welsche Adelige oder Fürstin. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Heirathen aus einem anderen germanischen Volke

Digitized by Google

oder einer Familie von unzweifelhaft germanischem Stamme — ich denke an England, Belgien, den alten Adel Frankreichs oder doch Nordfrankreichs — dem deutschen Edelmann als befleckend angerechnet werden müßten. Besser freilich ist's: er bleibt im deutschen Lande*). Wie oft aber kommen wirkliche Mißheirathen und die Mesalliancen-Narrheit fast freundnachbarlich neben- und miteinander vor! Ein Edelmann, der das uneheliche Kind eines Fürsten heirathet, und der Edelmann, der die Heirath mit dem ehelichen Kinde eines ehrlichen Bürgers für einen Schandfleck auf seinem Wappenschilde hält, gehen oft Hand in Hand. Der Edelmann, der, so lange es ihm pecuniär gut geht, jeden Bürgerlichen beinahe für einen halben Menschen hält, heirathet, wenn er in eine Geldklemme kommt, ein reiches Bürgermädchen. Das ist eine Mißheirath: nicht weil sie bürgerlich, sondern weil er sie im Gegensatze zu seiner sonstigen Denkart nur des Geldes wegen heirathet.

Es giebt aber noch weit schlimmere Heirathen. Dazu rechne ich die von Edelleuten mit Frauenzimmern, denen man vielleicht nichts nachsagen kann, die sich aber doch dafür haben bezahlen lassen, daß sie dem Publikum ihre Körperschönheiten möglichst unverhüllt zeigten; und bekanntlich giebt es sogar Fürstenehen dieser Art. Hierzu rechne ich ferner die Ehen mit coquetten Theaterprinzessinnen: ich möchte dieselben von

*) Der Gedanke, daß ein deutsches Bauernmädel dem Edelmann ebenbürtiger sei als eine Fremde, berührt sich, so sonderbar es klingt, mit sehr alten Auffassungen. Die Ebenbürtigkeitsgesetze beruhten ursprünglich eben darauf, daß die höheren Stände sich frei erhalten wollten von der Mischung mit Nichtdeutschen. — Die Hochachtung vor dem alten französischen Adel blieb K. zeitlebens eigen. Er erblickte in ihm einen sehr berechtigten Rivalen. Die alten nordfranzösischen Edelleute aber betrachtete er vollends als romanisirte Deutsche. Von den belgischen und den wenigen wirklich alten norditalienischen Familien gilt dasselbe. Die Engländer aber gehören natürlich in noch weit höherem Grade zu uns. Der eingewanderte normännische und französische Adel Englands ging in den Rosenkriegen der Hauptsache nach unter und ward durch Familien von angelsächsischem Blute ersetzt.

Digitized by Google

den ehrlichen Schauspielerinnen wohl unterschieden wissen, obgleich ich mir nun einmal nicht helfen und das Schauspielerthum wenigstens bei der jetzigen Zuchtlosigkeit unseres Schauspiels*) und namentlich bei den Frauen von einer levis notae macula nicht trennen kann. Geradezu schamlos nenne ich die Ehen mit Mätressen, ja selbst mit vorher Verführten; und ich nehme dabei die Ehen mit solchen nicht aus, die von dem Betreffenden selbst verführt worden sind." —

Alle solche Mißheirathen hätten meist schreckliche Folgen für die Familie: die Geldheirathen, die einen großen Mangel an echtem Stolz documentirten, oft nicht am wenigsten. Den Geldheirathen ständen aber die Heirathen gegen Neigung und bessere Ueberzeugung sehr nahe. Ihre höchst unglücklichen Folgen zeigten sich namentlich in den Fürstenfamilien. Gerade der Folgen wegen seien die Ebenbürtigkeitsgesetze in ihrer alten Ausschließlichkeit nicht aufrecht zu erhalten. Wolle man sie in alter Weise aufrecht erhalten, so würden degenerirte Fürstengeschlechter, marklose Fürsten die Folgen sein und daneben Mätressenwirthschaft oder doch morganatische Ehen.

Doch will K. nicht mißverstanden sein. Er halte, sagt er, die Geld- und Rücksichtsheirathen nur dann für schlecht, wenn sie gegen bessere Ueberzeugung eingegangen würden.

„Gewiß soll hier nicht gegen die wahren Vernunft- oder Verstandsehen gesprochen werden. Ganz im Gegentheil: sie sind die einzig richtigen."

Was sich modern so gern Liebe nenne, sei so häufig etwas ganz anderes; das solle man sich nur wenigstens ehrlich eingestehen.

„Wahre Liebe ist eben nur ein geistiges Ding; und eine Ehe aus wahrer Liebe wird in gewissem Sinne immer eine Vernunftehe sein, bei der das Andere nachkömmt**).

*) Diese ist seit 1860 wahrlich nicht kleiner geworden.

**) K. hat diesen auf den ersten Blick etwas wunderlichen Standpunkt zeitlebens festgehalten. „Aus dem Verlieben", pflegte er zu sagen, „kommen die unglücklichen Ehen". Jedenfalls entsprach dieser Standpunkt dem moralischen Ernst, der K. leitete; und bei ruhigem Nachdenken wird man finden, daß K.'s Auffassung auch hier eine hohe Berechtigung innewohnt.

Digitized by Google

(22. Juli 1860.) „Es ist ein nicht genug zu verdammendes Vorurtheil, daß Edelleute „Heirathen unter dem Stande“ für befleckend halten. Das ist undeutsch. Das Weib folgt dem Stande des Mannes und kann ihm weder eine größere noch geringere Ehrenstellung geben. Eine ehrliche, echt deutsche Frau, die von ehrlicher, wenn auch noch so geringer Familie ist, ziert jeden Adel, und wär's der höchste. In einer solchen Heirath etwas den Mann selbst oder gar die Familie Verunehrendes zu finden, ist ein ebenso widerwärtiger als thörichter Hochmuth und ein deutlicher Beweis plumper Gefühllosigkeit.

Ganz anders dagegen steht es mit der Beantwortung der Frage, ob solche Heirathen vernünftig seien. Darauf kann nur geantwortet werden, daß sie es unter hundert Fällen neunundneunzig Mal oder doch neunzig Mal nicht sein werden. Es bleibe immer möglichst jeder bei seinem Stande wie bei seinem Bekenntnisse.

Zunächst soll ja bei der Wahl die Güte und Ehre, dann die ehrliche Herkunft entscheiden. Wo diese Erfordernisse nicht vorhanden sind, kann für den ehrenhaften Mann überhaupt nicht von einer Wahl die Rede sein. Nächstdem soll Jeder, der bei gesunden Sinnen ist, genau prüfen, wo sonst noch völlige Gleichheit der Anschauungen und dergleichen vorhanden ist. Ungleichheit der Erziehung und mancher Anschauungen wird sich doch im Verlaufe der Ehe leicht bemerklich machen. Vorurtheile — seien es eigene, seien es die der Verwandten, namentlich der Schwiegermütter und Basen — werden auf einander stoßen und gar oft Unfrieden stiften. Es gehören schon sehr bedeutende Persönlichkeiten dazu, um derartig entstehenden Ehestürmen alles Gefährliche zu nehmen. Namentlich wird die Heirath eines Mädchens aus dem höheren mit dem Mann aus dem niedrigeren Stande

Digitized by Google

viel öfter noch mißrathen, als die des Mannes aus dem höheren mit dem Mädchen aus dem niedereren Stande."*)

(23. Juli 1860.) „Weg mit der infamen Bezeichnung als „morganatische Ehe"! Weg mit der widerlichen Trauung an der linken Hand! Man hindere oder beschränke solche Ehen aus Staatsrücksichten, so viel man es muß, oder meinetwegen, so viel man will! Aber eine Ehe soll eine heilige Ehe bleiben und nicht durch dergleichen an Spuriosität Erinnerndes entweihet werden. Man kann ja auch ohne solche Entheiligung staatsrechtlich feststellen, daß die Kinder aus solchen Ehen von der Erbfolge und von manchen Rechten, die den Staat tangiren, ausgeschlossen bleiben sollen."

Beschränkung des weiblichen Erbrechts.

(24. Juli 1860.)

„Das echte deutsche Verständniß der Familie fängt auch unter dem Adel zu schwinden an. — — —

Nur der Mann setzt die Familie fort. Wie wenige Edelleute haben aber noch das lebhafte Pflichtgefühl, daß sie ihre Töchter, wenn es nöthig ist, zum Besten der Familie im Erbteile beschränken müssen! Wie wenige haben das lebendige Gefühl, was sie ihrem guten Stamme schuldig sind und nicht den Töchtern oder der weiblichen Verwandtschaft! Wie oft kommt es nicht selbst vor, daß kinderlose Eheleute der weiblichen Verwandtschaft zu Liebe ihr Gut dem Stamme entziehen: blos weil ihnen die weiblichen Verwandten um einen oder ein paar Grad näher sind, als die Stammesvettern!"

---

*) Dies entspricht durchaus der alten germanischen Auffassung und findet noch seinen Ausdruck in einem französischen Sprichwort aus dem vorigen Jahrhundert.

Digitized by Google

Moderne Verkehrtheiten des Adels.

(25. Juli 1860.)

K. erklärt sich als einen ausgemachten Feind des Güterschachers. Es widerspreche, meint er, den Standespflichten eines Edelmanns, wenn er, wie das im Osten so viel vorgekommen, ein Gut verkaufe, um ohne hinreichende Mittel ein größeres zu kaufen. K. tadelt dies auch da, wo es sich um einen alten Familiensitz handelt. „Wie unterscheidet sich denn ein so handelnder Edelmann vom modernsten Kaufmann?“

Der Verstorbene kommt auf das Haus des Edelmannes. „Noch hin und wieder findet man den Adel in seinem alten, ehrlichen, schlichten väterlichen Hause wohnen: selten aber freilich, recht selten. Meist hat er sich schon ein modernes Haus gebaut: innerlich und äußerlich bunt und sinnlos verziert, entweder ein viereckiger Kasten oder mit so viel Winkeln als irgend denkbar ist. Es wirklich von innen herauszubauen, daran denkt niemand. Da giebt es einen Salon und ein Boudoir und auch wohl ein Billard-Zimmer, wie in einer Kneipe. Aber vergeblich würde man nach einem Tummelsaal für die Kinder suchen. Kurz, das Ganze ist meist in der unaussprechlich nichtssagenden Manier gehalten, wie sich jetzt jeder reich gewordene Kaufmann ein Haus baut.“

Der Verfasser kommt dann in einer Parentheſe auf den Kaufmannsstand.

„Ein im ehrlichen Gewerbe reich gewordener Kaufmann, der bei seinem Streben nach Erwerb der Pflichten gegen die Armen nicht vergessen hat, dessen Gefühl nicht im Schacher untergegangen ist, und der sich immer für Edleres den Sinn offen erhalten hat, der ist mir und wohl einem jeden ein hochachtbarer Mann.“

Wenn er Sinn für Kunst habe, oder diesem Sinn entsprechend in seinem Hause die Kunst pflege, sein Haus künstlerisch schmücke, so sei er gewiß nur zu ehren. Den Gegensatz aber bilde der „Geldprotze“, der nichts als Geld und wieder Geld kenne. Wenn

Digitized by Google

dieser den vornehmen Mann und Mäcen spielen wolle, der seine Tafeln mit Speisen und sein Haus mit allem erdenklichem Luxus überlade: dann sei und bleibe er eine widerliche Erscheinung.

„Daß aber deutscher Adel nicht zu stolz ist, sich mit einem solchen Manne in einen Wettstreit in Betreff des Luxus einzulassen, wie dies leider oft genug geschieht, das ist wahrhaftig traurig. Trauen sich unsere Hausfrauen nicht mehr so viel Feingefühl zu, um auch mit den einfachsten Mitteln ihr Haus wohnlich und hundert Mal schöner zu schmücken, als es mit dem plumpen, bunten, gold- und silberstrotzenden Luxus geschehen kann?*)

Gegen einen anderen unangenehmen Luxus möchte ich mich hier noch wenden: den nämlich, unsere Wohnungen förmlich als Kunst- und Raritäten-Kabinette auszustaffiren. Hat jemand z. B. ein besonderes Verständniß für Gemälde, so ist es gewiß löblich, diejenigen Räume seiner Wohnung, wo er sie am liebsten sehen mag, damit auszustatten. Dann wird man aber auch immer seine Geschmacksrichtung darin erkennen können; es wird eine gewisse Uebereinstimmung in den Kunstsachen liegen. Meist findet man aber Wohnungen mit bunt durcheinander angebrachten Bildern: guten und schlechten und von der verschiedensten Art. Da sieht man deutlich, wie es dem Hauseigenthümer nur darauf ankommt, sie anderen zu zeigen und mit seinem Kunstsinn zu prahlen. Und ebenso verhält es sich mit anderen Schmuckgegenständen.

Auch mit den Sammlungen anderer Art ist es ähnlich

*) Wir sahen, wie K. zeitlebens ein entschiedener Feind jedes Luxus' blieb. Als wir einst zusammen die Prachtsäle eines Bades besahen und ich darauf hinwies, wie der Luxus der fürstlichen Schlösser jetzt dermaßen Gemeingut werde, daß dem Fürsten bald nichts mehr übrig bleibe, sagte er, das sei es ja eben, daß den Luxus jeder für Geld nachmachen könne, und daß man sich durch denselben deshalb jedermann gleichstelle.

Digitized by Google

bestellt. Selbst die Ausstaffirung der Wohnungen mit Gegenständen geschichtlichen Interesses, mit alten Waffen, Geräthschaften und dergleichen mag mir nicht gefallen. Man findet dies neuerdings gerade bei Ernsterdenkenden. Wer aber wirkliches Interesse an solchen Dingen hat und sie zur Belehrung und zum Studium vor Augen haben will, der mag sie in einem besonderen Zimmer aufstellen, wenn er nicht etwa abgetheilte Räume in seinem Studirzimmer dafür hat. Sie in dem Wohnzimmer aufzustellen, heißt diesem ein seinem Zwecke nicht entsprechendes äußeres Gepräge geben und bleibt immer eine Unwahrheit. Die Wohnung der Familie hat ernstere Zwecke. Sie soll nicht als Kunstkabinet, als Schaubude ausstaffirt werden."

Ahnenstolz und Ahnenhochmuth.

(26. Juli 1860.)

„Ahnenstolz muß auf's Strengste von Ahnenhochmuth geschieden werden. Diese Begriffe drücken die schroffsten Gegensätze aus. Adelshochmuth geht sogar gewöhnlich Hand in Hand mit dem Fehlen des Adelsstolzes. Adels-, Bürger- und Bauernhochmuth ist gleich verwerflich und bei allen drei Ständen dasselbe Ding. Sich seiner Vorfahren zu freuen, ist aber in der Natur der Dinge begründet, ist gut und selbstverständlich.*)

Schon im Namen des Adels liegt ein Antrieb zum Ewigen

*) „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht."

(Göthe Iphigenie I, 3)

Digitized by Google

und Guten. Der Adel sei, was sein Name bedeutet: edel*), aber auch makellos und rein.

Auf das Schwert, auf die vornehmere Geburt und auf den großen Grundbesitz war der Adel gegründet. Er ist der alte Kriegerstand. Die Deutschen aber sind ein Kriegsvolk, und schon daraus allein entsprang deshalb die höhere Stellung des Adels; denn in diesem fand die kriegerische Nation sich wieder. Wichtige Momente ergab ferner vielfach die vornehmere Geburt: die traditionelle, edlere Bildung, die Trennung von den Gewerben, die leicht ein anderes Denken mit sich bringen können ꝛc. Endlich gewährte der große Grundbesitz einen Einfluß auf das Volk und eine einflußreiche Stellung der Staatsgewalt gegenüber.

Von diesen drei Dingen, auf die der Adel sich von Haus aus stützte, hat er als Monopol nur die vornehmere Geburt bewahrt. Kann es Wunder nehmen, wenn er sich mit besonderer Energie auf diese stützt? Namentlich dem armen Adel, dem vielfach gerade die besten Elemente des Adels angehören, ist diese ein Halt. — — Auf die vornehmere Geburt und die Pflichten, die daraus folgen, soll der Adel seine Stellung gründen; und dies ist unzertrennlich von dem Hochgefühl, das durch die Erinnerung an die Vorfahren erweckt wird.

Sobald aber aus dem Ahnenstolze Ahnenhochmuth wird, verliert derselbe jeden moralischen Werth. Es ist doch ein wahrer Jammer, daß man aus einem so edelen und so voll-

*) Diese ehedem meist angenommene Ableitung läßt sich in dieser Weise nicht halten. In dem Worte: Adel liegt wahrscheinlich der Begriff der Vererbung des Geschlechts als solchen; und der des väterlichen Erbsitzes ist nahe damit verwandt. Umgekehrt ist aber „edel" wieder von Adel abgeleitet und bedeutet ursprünglich adelig. Vergleiche über beides das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm und Kluge, Etymologisches Wörterbuch. Immerhin hängen aber die Begriffe von Adel und edel zusammen.

Digitized by Google

berechtigten Gefühl solch krüppelhaftes Zerrbild hat machen können, wie der Ahnenhochmuth es ist.

Der Adelshochmuth beginnt meines Erachtens da, wo der Edelmann sich für ein anderes Wesen als den Bürger und Bauern betrachtet und es übersieht, daß nur die Verhältnisse aus ihm und seinen Vorfahren etwas anderes gemacht haben, und daß die Bürger- und Bauernfamilie unter den gleichen Verhältnissen das Gleiche erreichen könnte."

Der englische Adel.

(27. Juli 1860.)

„Die Einrichtungen des heutigen englischen Adels verstoßen gegen alle deutschen Begriffe und allen Sinn des deutschen Adels. Wer heute in der untergeordnetsten Lage des Lebens sich befindet, kann nach unserm Begriffe morgen nicht Pair sein. Weit berechtigter ist die andere Seite der für den englischen Adel bestehenden Institutionen: das immer wieder sich wiederholende Hinabsteigen in das Volk. Aber auch diese Seite der Sache widerspricht dem deutschen Familiengefühl."*) — — —

Die Aufzeichnungen brechen hier ab. Es geht aber aus dem Zettel, der als Leitfaden bei demselben diente, z. B. hervor, daß K. auch den Dienstboten des Adels ein Kapitel widmen wollte; wie er es denn stets mit besonderem Nachdruck betonte, daß die Fürsorge für

*) Ich kann hier dem Schreiber nur halb Recht geben. Es widerspricht allerdings unserem Familiengefühl, daß der jüngere Sohn eines Edelmanns aus dem Adel völlig ausscheiden soll. Anders aber steht es mit dem sogenannten betitelten Adel. Daß die jüngeren Söhne eines Fürsten, Grafen oder Freiherrn den Titel des Vaters nicht erben, erscheint uns durchaus nicht als etwas Unmögliches. Wenn die bei weitem größere Mehrzahl bei den bestehenden Verhältnissen auch nicht gern auf den Titel verzichten wird, so wird doch meistens Segen darauf ruhen, wenn man sich dazu entschließt; denn nur dadurch werden wir vor Existenzen bewahrt, die einen für ihre Mittel zu hohen Titel führen.

Digitized by Google

dieſelben und die Heranbildung treuer Dienſtboten geradezu eine Standespflicht des Adels ſei. — — — —

Der fragliche Zettel enthält auch noch einen Ausfall gegen das „Schmollen und Grollen“ des Adels. Dies ſei ſehr thöricht, und der Adel bedenke dabei nicht, daß er ſein Unglück doch immerhin zu einem erheblichen Theile ſelbſt verſchuldet habe.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß der Zettel eine Reihe von Dingen aufführt, die K. bei dem Adel noch ganz beſonders geißeln wollte. So die Gourmandiſe und namentlich die Mode im engeren Sinne. Aufgeführt werden die Scheitel am Hinterkopfe der Herren und wiederum die vorn offenen Kleider der Damen.

Der Adel in der Armee.

(20. November 1860)

„Es iſt gar nicht nöthig, daß ſich der Adel in der Garde oder in vorwiegend adeligen Offiziercorps koncentrire. Ganz im Gegentheil! Fühlt ſich einer als ein wirklicher Edelmann, ſo ſoll er auch den Beruf in ſich fühlen, ſich an ſeinem beſcheidenen Theile als gutes Beiſpiel hinzuſtellen: zunächſt um des Guten und Edlen ſelber willen; dann zum Beſten ſeines Vaterlandes und endlich auch, um, ſoviel an ihm liegt, ſeinem Stande Anerkennung und Achtung zu verſchaffen und zu erhalten. Sein Wirkungskreis liegt alſo vor allem außerhalb des Kreiſes ſeiner Standesgenoſſen. Wo der Adel ſich geſellſchaftlich abſchließt, wird er faſt überall mehr oder weniger verjunkern; ja, auch die Beſten werden ſich einem ſolchen Geſchick nicht zu entziehen vermögen.

Gerade der Grund, weswegen Edelleute ſich leider ſo oft von aller näheren Berührung mit Bürgerlichen abſchließen, müßte meines Erachtens zu der entgegengeſetzten Schlußfolgerung führen. Daß der Adel nur den Beruf habe, ſich ſelbſt zu beräuchern, ſich in dem Spiegel eigener Vortrefflichkeit ſelbſtgefällig zu beſchauen und nichts zu einem Beſſerwerden der Welt beizutragen; — das wird ſich doch auch der verſtock-

Digitized by Google

teste, hochmüthigste Edelmann nicht einbilden. Und sollte er selbst meinen, der Adel habe durch nichts weiter zu wirken als es ihm durch sein Beispiel möglich ist; — nun, auch das ist ja kaum möglich, wenn er sich exclusiv in seinen Adelszirkeln abschließt, wenn er nicht mit seinem Beispiele in die Welt hineintritt.

In langen Friedenszeiten erzeugen sich wohl in jeder Armee krankhafte Erscheinungen. Wie ist das bei uns auch anders möglich, da unsere Offizierscorps noch immer ohne wirklich corporative Organisation sind; wie anders möglich bei dem geringen Interesse und dem monotonen Dienst, den im Ganzen das Soldatenleben im Frieden mit sich bringt; wie anders möglich bei der unglücklichen Mode, die dem Offizier als Erholung vom Dienst den Salon statt wie in alten Zeiten die Trinkstube anweist? Wie ist das anders möglich, bei einer Auffassung, die jedes Abweichen von dem alltäglichen, modernen Leben, die jede Tollheit und Wildheit bei dem jungen Manne verpönt; wie anders möglich, bei dem unglücklichen Avancement, das ihn zwingt, zehn bis fünfzehn Jahre denselben Dienst zu treiben, den er, wenn er nicht auf den Kopf gefallen, in einem Jahre inne haben muß; wie anders möglich, bei jener unglücklichen Sucht der Eltern, ihre Söhne körperlich und vor allem geistig unreif und unselbständig in der Uniform zu sehen; kurz, wie anders möglich bei Zuständen, die entweder pedantische Schulmeisterei oder das Rouéthum zur Folge haben müssen? Ist es bei allen diesen Uebelständen nicht auch ganz erklärlich, daß sich hier und dort und bald mehr, bald weniger ein Junkerthum in einzelnen Regimentern festsetzt? Ist es aber auch nicht ganz unsoldatisch, ist es nicht ganz und gar gegen das soldatische Pflichtgefühl der unbedingten Unterordnung unter den Willen seines Kriegsherrn, wenn der Adelige auf den Bürgerlichen, der Offizier einer bevorzugten Truppengattung

Digitized by Google

auf den einer anderen mit dem Hochmuth herabsieht, als könne er doch füglich nicht recht kameradschaftlich mit ihm umgehen, müsse zeigen, daß er ein höheres Wesen sei?

Wer mit mir den Rock, das ehrende Abzeichen meines Kriegsherrn trägt, den muß ich, so lange ich im Dienste meines Kriegsherrn stehe, als mir gleichstehend ansehen, da ihm durch den Willen meines Kriegsherrn dieselbe Stellung und dieselben Rechte angewiesen sind. Gefällt mir sein Thun und Treiben, gefällt mir die Art seines Benehmens nicht: nun, so habe ich die Pflicht, darauf hinzuwirken, daß es besser mit ihm werde. Anders zu handeln, ist nicht vollkommen pflichtgetreu; ebenso wie der der Bruderpflicht vergessend handeln würde, der sich statt ihn zu bessern und anzuleiten, hochmüthig über seinen Bruder erheben wollte, weil ihm sein Benehmen nicht ganz gefällt. Wie Gott den Bruder dem Bruder gleich gestellt hat, so stellt — um Großes mit Kleinem zu vergleichen — der Kriegsherr den einen seiner Offiziere dem andern gleich. Nur dann tritt das Recht, zugleich aber auch die Pflicht des Bruders, sich von seinem Bruder, des Offiziers, sich von seinen Kameraden offen und für immer zu scheiden, ein, wenn er seiner und zugleich seiner Familienehre vergißt, wenn er die Pflichten gegen sein Heer oder seine Familie verletzt. Und was für die Offiziercorps gilt, das gilt auch für die studentischen Landsmannschaften, d. h. für die heutigen Corps, die für mich noch immer den Ausgangspunkt für so vieles in meinem Denken und Fühlen bilden.

Ich glaube, daß ich in obigen Sätzen ungefähr gleicher Meinung mit unseren Liberalen und Demokraten bin. Wesentlich anders aber verhält sich meine Auffassung in einem anderen Punkte. Man spricht so viel von der Bevorzugung des Adels in der Armee. Ich glaube nicht recht daran. Wie so häufig, beweisen auch hier Zahlen allein — nichts.

Digitized by Google

Giebt es überhaupt mehr adelige Offiziere als bürgerliche in einer Armee, so ist dies zunächst wenigstens doch nur ein Zeichen dafür, daß der Adel mehr den Kriegsdienst sucht, als der Bürgerstand. Sind ferner in den oberen Chargen im Verhältniß mehr Adelige als Bürgerliche, so ist damit wohl die Möglichkeit, nicht aber die Nothwendigkeit bewiesen, daß eine Bevorzugung stattfinde. Es ist doch möglich, daß die Bürgerlichen meistens eher den Kriegsdienst verlassen, als durchschnittlich der Adel. Wenigstens in Preußen gehört das Dienen und also auch das länger Dienen in höherem Grade zur Tradition und zum Geschmack des Adels. Dann werden ferner sehr viel bürgerliche Soldaten im Laufe ihres Avancements geadelt. Daß einer der beiden Stände geistig mehr zum Militärdienste befähigt sei, als der andere: das wird gewiß kein vernünftiger Mensch glauben. Ist es aber nicht endlich möglich, daß gerade, weil der Glaube herrscht, der Adel werde vorgezogen, daß, sage ich, viele besonders befähigte, manche besonders stolze und männliche Charaktere unter den Bürgerlichen, die sonst wohl das Soldatenhandwerk ergriffen und eine bedeutende Carriere gemacht hätten, deshalb einen andern Beruf wählen? Kann dergleichen nicht doch von einem Einflusse sein, den man bei Aufstellung solcher Berechnungen nicht unbeachtet lassen dürfte?

Ich sagte eben, das Dienen gehöre in höherem Grade zur Tradition und zum Geschmack des Adels. Dies ist so wahr, daß man von Edelleuten den Soldatenstand häufig als den einzig edelmännischen Berufsstand wird angesehen finden. Man glaube ja nicht, daß ich diese Ansicht theile. Ich bin im Gegentheil ganz anderer Ansicht. Ich halte das Studium auf der Universität für eine Nothwendigkeit für den Adel; wie denn auch im Ausgange des Mittelalters und im sechzehnten Jahrhundert der Adel ein besonderes zahlreiches Contingent für die Universitäten lieferte. Ich bin

Digitized by Google

auch der Ansicht, daß eine möglichst zahlreiche Betheiligung des Adels an anderen Berufsständen für diesen ein Lebensbedürfniß ist.*)

Dennoch liegt der entgegengesetzten Auffassung manches Richtige, liegen dieser Auffassung sehr viel tüchtige, sehr viel gesunde und anerkennenswerthe Gefühle zu Grunde, über die man nicht wegwerfend aburtheilen und einfach zur Tagesordnung übergehen sollte. Denn der Ritterstand war ja eben in gewissem Sinne der alte Offiziersstand." — — —

Erb- und Stammgut.

(23. November 1860.)

„Adel ohne gesicherten, vor Zersplitterung geschützten Besitz ist in seinem Wesen nicht aufrecht zu erhalten, weil nur so ihm die Selbständigkeit gesichert werden kann. Nächst der Purification, welche die erste Aufgabe ist, die sich der deutsche Adel zu stellen hat, muß er sein Streben deshalb darauf richten, allen berechtigten Familien wieder zu solchen festen Besitzen zu verhelfen.

Nach meiner Ueberzeugung muß eine Adelsfamilie zweierlei Erbgut besitzen: ein Haus- oder Gesammtgut und ein Erstgeburtsgut (Majorat).**) Dabei müßten etwa die folgenden Gesichtspunkte maßgebend sein. Erstens: das Haus- oder Gesammtgut bleibt immer Eigenthum der gesammten Familie. Doch sind die weiblichen Familienmitglieder davon natürlich

*) K. hatte wenigstens in seinen späteren Lebensjahren den Wunsch, daß der Adel mit dem Gelehrtenstande in eine möglichst enge Verbindung gebracht werden möchte und knüpfte gerade für eine entferntere Zukunft Hoffnungen hieran.

**) K. hielt mit der größten Entschiedenheit an dieser Ueberzeugung fest und ließ sich auch durch die Uebelstände nicht irre machen, die sich bei den Gesammtgütern in Mitteldeutschland vielfach herausgestellt haben. Er erstrebte dies doppelte Ziel auch in seinen eigenen Familienverhältnissen und machte es zum Ausgangspunkt für das, was er auf diesem Gebiete that.

Digitized by Google

ausgeschlossen, wenn denselben auch Leistungen zu Theil werden können. Der Familienrath beschließt über die Verwaltung, die in der Regel durch den von ihm unter den Stammesgenossen erwählten Altherrn (Senior) wahrgenommen werden soll. Ferner bestimmt der Familienrath die Verwendung der Erträge des Gesammtguts. Diese sind zunächst dazu bestimmt, jeden Familienangehörigen vor Mangel und Dürftigkeit zu bewahren, den männlichen Familiengliedern eine den Standespflichten entsprechende Erziehung zu geben, denselben dreijähriges Studium und zweijährigen freiwilligen Waffendienst zur See oder zu Land zu ermöglichen. Ferner soll das Gesammtgut unverheiratheten Damen des Hauses, die in ihrer speziellen Familie kein Unterkommen finden, und ebenso unbemittelten oder gebrechlichen männlichen Familiengliedern eine Zufluchtstätte gegen Mangel gewähren. Doch soll blos der Noth gesteuert, nicht Wohlleben unterstützt oder Faulheit begünstigt werden. Erst, wo den genannten Zwecken entsprochen ist, darf über eine anderweitige Verwendung der Erträge im Familieninteresse oder zu gemeinnützigen Zwecken beschlossen, oder dürfen die Erträge nach irgend einem Maßstab an die männlichen Familienglieder vertheilt werden. Dem Altherrn (Senior) ist eine besondere, einflußreiche Ehrenstellung in der Familie einzuräumen. Streitigkeiten im Familienrathe sollen, wenn ihre Beilegung durch den Altherrn nicht möglich ist, sogleich vor ein Schiedsgericht gebracht werden, in das von jeder Partei drei Mitglieder des geschworenen, ständigen Adelsausschusses gewählt werden, die sich dann über die Wahl eines siebenten vereinigen.

Das Erstgeburtsgut vererbt sich derart auf nur einen Mann der Familie, daß es in seinem wesentlichen Bestande durch die Erbportionen der übrigen Erben nie beeinträchtigt werden kann. Dem gewöhnlichen Gange nach soll es stets auf den ältesten Sohn und, wenn keine Söhne des letzten

Digitized by Google

Besitzers vorhanden sind, auf den nach der Erstgeburt nächstberechtigten Mann der Familie kommen.

Abänderungen*) von dieser gewöhnlichen Erbfolge — also Uebertragungen der Erstgeburtsgüter auf einen anderen als den nächst berechtigten Anwärter — können testamentarisch bestimmt werden, wenn der Familienrath seine Einwilligung giebt. Verweigert er diese, so kann der Testator Entscheidung durch ein Schiedsgericht verlangen, das in der oben vorgeschlagenen Weise gewählt wird. Ebenso können Abweichungen von der gewöhnlichen Erbfolge, und zwar selbst gegen das Testament, durch den Familienrath beschlossen werden. Kommen die Geschwister unter sich über die Aenderung der Erbfolge überein, so bedarf diese zu ihrer Gültigkeit noch der Zustimmung des Familienrathes. In diesem muß überhaupt der Schwerpunkt des Ganzen liegen, weil Geschwister und Agnaten erfahrungsmäßig zu viele persönliche Rücksichten walten lassen und deshalb in der Regel zu nachgiebig gegen einander sein werden. Ich bemerke dabei: ich wünsche, daß man auch Fremde zu dem Familienrath und zwar wenigstens dann hinzuziehen möge, wenn die Familie zu klein ist oder einen Mangel an Capacitäten zeigt. Ja, ich sähe sogar auch ohne besondere Veranlassung ein gelegentliches Zuziehen fremder Elemente zum Familienrathe gern.**) Betonen möchte ich dabei noch, daß es natürlich stets solche Fremde sein müssen, die ein besonderes Vertrauen sich erworben haben, daß ab und an auch Bürgerliche hierfür zu empfehlen, und daß die Zuzuziehenden womöglich nicht durch die Familie zu wählen

*) Das Folgende enthält viele Vorschläge, die sich höchstens bei der Autonomie des hohen Adels, sonst aber wohl juristisch nicht würden construiren lassen, wenn nicht ein völlig neues Recht auf diesem Gebiete geschaffen wird. Ich gebe aber doch den ganzen Plan, wie er vorliegt.

**) Es sind dies gewiß Gedanken, die sich auch denen empfehlen, die von K.'s weitergehenden Plänen nichts wissen wollen.

Digitized by Google

sind, damit Parteilichkeit und Intriguen ganz undenkbar dabei bleiben. — Ich wünsche dem Familienrath eine bedeutende Macht eingeräumt zu sehen. Nicht blos ein etwaiger Verkauf von Fideikommiß-Gegenständen, nein, auch deren Erwerb soll der Genehmigung desselben bedürfen; und ich wünsche dessen Genehmigung auch bei Ankauf von Kunstgegenständen, damit der Familie nichts Geschmackloses oder Verkehrtes auf Generationen hinterlassen werde.

Beschließt der Familienrath eine Abweichung von der feststehenden Erbfolge, so muß er in jedem einzelnen Falle dem geschworenen ständigen Adelsausschusse des Landes eine Anzeige machen, und dem letzteren steht ein Veto zu. Auch bedarf es, wenn ein solcher Beschluß des Familienrathes Gültigkeit haben soll, der Einstimmigkeit, und wenn Geschwister des Auszuschließenden vorhanden sind, deren allseitiger Zustimmung. Herrschten Meinungsverschiedenheiten im Familienrathe oder stimmten nicht alle Geschwister zu, so soll die Entscheidung wieder von dem oben genannten Schiedsgerichte gefällt werden.

Das Erstgeburtsgut hat den Zweck, seinem jeweiligen Träger das vollkommene Edelmannsleben zu ermöglichen. Natürlich sollen ihm nicht etwa die Mittel für ein Leben in Saus und Braus, in allerlei Genußsucht und Narrheit, sondern nur solche gewährt werden, die da genügen, um ganz unbekümmert um Nahrungssorgen und Gelderwerb dem Vaterlande seine Dienste widmen zu können. Der Edelmann soll dadurch auch in den Stand gesetzt werden, seine Familie zu repräsentiren: nicht durch Glanz und Pracht, sondern durch Unterstützung gemeinnütziger Zwecke im weiteren Sinne. Der in der Renaissancezeit durch römisch gebildete Juristen zur sittlichen Begründung des alt überkommenen Instituts der Erbgüter als Zweck hervorgehobene Glanz der Familie paßt durchaus nicht und widerspricht offenbar dem in uns Deutschen lebenden Rechts-

Digitized by Google

bewußtsein. Der darin enthaltene berechtigte Kern kann nur der sein, daß die betreffende Adelsfamilie durch ihr Auftreten dem Gedächtniß des Volks erhalten bleiben muß. Das wird aber durch Unterstützung gemeinnütziger Zwecke wahrlich am besten erreicht; und ich brauche gewiß nicht zu sagen, daß ich dazu die Pflege der Kunst im weitesten Sinne rechne, und daß eine solche Pflege immerhin einen gewissen Luxus in sich schließt.

Stirbt der Mannesstamm aus, so kommt das Erstgeburtsgut für eine Generation in den Besitz der „Erbjungfer", wie das durch das Mecklenburgische Lehnrecht angeordnet wird. Aus den Erträgen des Gesammtgutes werden in diesem Fall den bedürftigen weiblichen Seitenverwandten der Familie Unterstützungen gewährt. Sind solche nicht oder nicht in genügender Anzahl da, so fallen die Erträge des Gesammtguts ganz oder zum Theil in die gemeinsame Kasse des deutschen Adelsstandes.*) Stirbt die Erbjungfer und fällt damit der letzte Mittelpunkt für beide Schöpfungen fort, so fallen Erstgeburtsgut und Gesammtgut dem Gesammtstande des deutschen Adels zu. Dieser muß das Erstgeburtsgut derjenigen neugeschaffenen Adelsfamilie zum Eigenthum übergeben, die zunächst nach diesem Zeitpunkt in den Adelsstand des Landes, welchem die ausgestorbene Familie angehörte, aufgenommen wird. Auch das Gesammtgut wird dieser Familie übergeben. Daß die Adelskasse bis zu diesem Zeitpunkt fortfahren kann,

*) Der Gedanke eines solchen Fonds hat auch mich in jenen Jahren vielfach beschäftigt: sowohl ehe ich näher mit K. bekannt wurde, als nach dieser Zeit. Ob man eine solche Kasse für ganz Deutschland gründen oder ob man Kassen für die Länder, Kreise und Provinzen vorziehen will, ist gewiß discutabel. Ich sollte denken, daß eine Gesammtkasse für ganz Deutschland neben Provinzial-, Kreis- und Landeskassen das Richtige wäre. Das Verhältniß dieser letzteren zu der Centralkasse müßte natürlich genau geregelt werden.

Digitized by Google

unbemittelten weiblichen Seitenverwandten Unterstützungen aus den Erträgen des Gesammtgutes zu gewähren, versteht sich von selbst.

Ist die alsbaldige Nobilitirung einer anderen, mit der ausgestorbenen nahe verwandten Familie zu erwarten, so mag ausnahmsweise für diese das Gut aufbewahrt werden und so mögen bis dahin die Erträge noch weiter dem deutschen Gesammtadel zufallen. Doch ist in diesem Falle die Zustimmung der betreffenden Landesvertretung erforderlich. Steht eine Aufnahme in den Adel des Landes, des „Kreises" oder der Provinz, denen die ausgestorbene Familie angehörte, nicht bevor, so fallen die Erträge ebenfalls dem Gesammtadel zu. Ist nach dreißig Jahren noch keine Aufnahme einer neugeschaffenen Familie in den Adel des betreffenden Gebiets erfolgt, so wird das Gut auf einem Adelstage des gesammten deutschen Adels irgend einer anderen neugeschaffenen deutschen Adelsfamilie zugesprochen."

Historisches.

(25. November 1860.)

„Noch ist jede faule Aristokratie zu Grunde gegangen, und leider meist auf eine recht klägliche Weise. Nützt unser deutscher Adel dem Vaterlande nicht mehr und läßt sich nicht mehr erwarten, daß er ihm dereinst noch nützen werde, dann mag er nur zu Grabe gehen: und je eher, je lieber.

Gewiß aber bedarf unsere Zeit, in der maßlose Concurrenz und die Sucht, rasch emporzusteigen, mehr und mehr zur Herrschaft gelangen, unabweislich stabilerer Elemente, denen schon durch ihre Lebensstellung solche Triebfedern ferner gelegt werden, die schon von Hause aus eine angesehenere und gesichertere Lebensstellung haben. Diesem Bedürfniß kann nur der Adel genügen. Denn es läßt sich

Digitized by Google

im Ganzen und Großen von seinen Gliedern erwarten, daß sie nicht das Streberthum zur Ausbeutung des Staatsdienstes treibt, und daß sie in demselben freier und unabhängiger bleiben werden, weil ihnen ein Lebensunterhalt und eine immer noch angesehene Stellung auch außerhalb des Staatsdienstes und unabhängig von Fürsten- oder Volksgunst verbleiben.

Ist nun ein solches Bedürfniß deutschen Adels vorhanden, so muß sich auch zunächst der Blick auf unseren noch existirenden Adel richten. Wohl tauchten mitunter Ideen auf, den alten Adel zu vernichten und einen ganz neuen Adel zu schaffen. Auch treffliche und verständige Männer haben mit diesem Gedanken gespielt. Sie sind aber doch mit den traurigen Ideeen unserer Zeit zusammen zu werfen, die da zu schwach ist, das Gute und Große der alten Zeit und ebenso die Mängel, die es zu Grunde gehen ließen, zu verstehen, und die sich riesenhaft groß vorkommt, wenn sie erst tabula rasa machen und dann darauf ihre Neubildungen setzen kann, die kein anderes Fundament als die blasse Theorie haben.

Woher einen neuen Adel nehmen? Aus den Klassen, die den wesentlichen Theil der früheren Macht des Adels genommen haben: dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande? Man vergißt dabei: daß Adel sich nicht plötzlich schaffen läßt, daß er sich historisch entwickeln, fortbilden und ergänzen muß. Das Gegentheil würde eine wunderliche Aristokratie geben. Ein Adel, der in seiner Totalität eben erst neugeschaffen, ist ein Widerspruch in sich selbst. Man vergißt aber ferner, daß Adel ohne historische Traditionen, ohne das edle Selbstgefühl des Adelsstolzes im wirklichen, guten und zu dem Zwecke des Adels durchaus nothwendigen Sinne — gar kein Adel ist. Solche Traditonen würden sich indessen nur in sehr wenigen Gelehrten- und

Digitized by Google

Beamtenfamilien finden und auch bei diesen nie in sehr alte Zeit zurückreichen oder sehr unbedeutende sein. Deutscher Adel, der wirkliche Anerkennung in unserem Volke finden soll, muß Namen tragen, die entweder noch in die glorreichen Zeiten — die alten Kaiserzeiten — unserer Geschichte hineinragen, wenn sich dann auch nicht Erinnerungen besonderer Großthaten aus jener Zeit an sie knüpfen, oder die in neuerer Zeit besonderen Ruhm oder doch einen besonders guten Klang in Deutschland erworben haben.

Man vergißt, wenn man von einem solchen neuen Adel träumt, ferner, daß Adel ohne kriegerische Erinnerungen gar kein Adel ist. Man verstehe mich wieder nicht falsch: ich bin weit davon entfernt, zu verlangen oder selbst nur zu wünschen, daß aller Adel nur im Kriegsdienst erworben, nie für andere Dienste ertheilt werde. Aber bewährt soll er im Kriegsdienste sein. Ein anderer wird niemals als vollberechtigt von unserem Volke angesehen werden. Die erste Pflicht deutschen Adels ist doch, im Kriegsdienste für das Vaterland das Leben einzusetzen. Und die wenigstens hat deutscher Adel bisher in vollem Maße geübt; das wird ihm auch wohl der bitterste Haß lassen müssen.

Endlich untersucht man nicht genügend, was denn eine solche neu aus Beamten, Gelehrten und Kaufleuten geschaffene Aristokratie wirken würde. Jedenfalls würde ihre Wirksamkeit in der Richtung des bisherigen Wirkens der betreffenden Stände liegen. Was haben aber der Gelehrten- und der Beamtenstand dem Vaterland bislang genützt? So ehrenwerth, Gott sei Dank, beide bei uns in Deutschland gewesen sind — wir könnens recht mit Stolz dem Auslande gegenüber sagen —: doch tragen sie einen sehr großen, vielleicht den größten Theil der Schuld an unseren unglücklichen politischen Zuständen. Von dem Kaufmannsstande, — das muß man ihm lassen —

Digitized by Google

läßt sich dies Letztere nicht sagen. Er hat uns nie geschadet; in neuester Zeit gerade sind vielfach Handelsinteressen die Motive zu engerer Vereinigung unseres Vaterlandes geworden. Doch wird mir gewiß Jeder zugeben, daß der Handelsstand der von den dreien am wenigsten geeignete wäre, uns die Elemente einer nutzbringenden und stabilen neuen Aristokratie zu liefern.

Andere Stände als diese drei giebt es aber doch nicht, aus denen man die neue Aristokratie schaffen könnte; andere haben doch eben weder im Ganzen noch im Einzelnen hervorragenden Antheil an der Gestaltung unserer letzten Geschichtsentwickelung genommen. Im Kriegerstande ist bisher beinahe ausschließlich der Adel hervorgetreten, wenigstens in seinen höheren Stufen. An den geistlichen Stand aber ist bei einer Geburtsaristokratie nicht zu denken; schon aus dem einfachen Grunde, weil die Hälfte von Deutschland katholisch ist.

Wer also derselben Ueberzeugung ist wie Schreiber dieses, daß unser Vaterland eines Adels bedarf, der kann auch die Elemente zur Neubegründung einer Aristokratie nur aus dem jetzigen Adel nehmen wollen; er kann den noch bestehenden Adel neu organisiren, ihn purificiren, vielleicht in mancher Hinsicht umbilden, nie aber einen völlig neuen aus andern Elementen schaffen wollen. Daß unser deutscher Adel noch sehr wohl befähigt ist, das Fundament einer neuen deutschen Aristokratie zu bilden, das, denke ich, wird man jetzt, wo man endlich anfängt, sich in der Geschichte von der blassen und einseitigen Theorie zu emanzipiren, bald allgemein zugeben.

Man hat dem deutschen Adel in unserer modernen Geschichtsschreibung bitter Unrecht gethan. Statt überall, sei es nun in Abstraktionen, sei es durch die Zusammenordnung der Thatsachen, nach einer Darstellung des Geistes unserer

Digitized by Google

Geschichte zu streben, statt zu untersuchen, wie in jedem einzelnen Zeitabschnitte unser Volk durch alle seine Schichten gedacht, welche Ideen es bewegt haben — und das allein kann ich doch Geschichte nennen —; statt dessen gab man entweder eine lediglich äußere Geschichte, eine Aufzählung von Regierungsjahren, von Schlachten, von Gesetzes- und Verfassungsänderungen, oder, wenn der Geschichtsschreiber „geistreich" war, mitten aus dem modernen Philisterthum heraus noch eine Kritik dieser äußeren Geschichte als Aufguß. Da wird dann erzählt, wie die Hohenstaufen hätten handeln müssen, wenn sie das Einsehen des Herrn Professors gehabt hätten, wie roh die Gottesurtheile waren ꝛc. Die Geschichte eines Zeitabschnittes aber in und aus dem Geiste heraus, der damals das Volk in seiner Gesammtheit und allen seinen einzelnen Ständen bewegte, oder auch nur dem Streben nach einer solchen Beurtheilung begegnete man bisher fast gar nicht. Jetzt endlich, seit dem Jahre 1848, wo geschichtlicher Sinn in Deutschland mächtig erwacht ist, wo aus dem lebendigen Forschen in allen Spezialzweigen unserer Geschichte vielleicht bald Material zu einer Natur- und Geistesgeschichte unseres Volkes gesammelt sein wird: jetzt endlich wird wohl diese hohle, verknöcherte Art der Geschichtsschreibung bald zu Grabe geläutet sein.*)

Dann wird man auch den deutschen Adel gerechter beurtheilen. War es doch dahin gekommen, daß man in allen Schulen Adel und Raubritterthum als völlig dasselbe hinstellte, daß man ruhig lehrte, der Adel habe allmählich alles freie deutsche Volk durch Gewaltthaten zu Hörigen gemacht, daß man lehrte, die Hintersassen des Adels seien

*) In dieser Beziehung ist es doch inzwischen schon weit besser geworden. Die frühere Geschichtsschreibung trifft freilich auf dem sozialen Gebiete ganz besonders der Vorwurf, den Napoleon überhaupt gegen die Geschichtsschreibung erhob, daß sie nämlich „nichts erkläre".

Digitized by Google

nur dadurch entstanden, daß der Adel ihnen ihr freies Eigenthum mit Gewalt genommen und sie dann gegen unerschwingliche Abgaben als Frohnbauern darauf sitzen gelassen habe. Was Vereinzelte thaten, dehnte man auf den ganzen Stand aus; und was aus dem wilden Geiste eiserner Zeiten neben vielem Gutem an Schlechtem hervorging, behandelte man von allem anderen losgelöst und machte es so dem Adel zum Vorwurf: statt zu zeigen, wie dieser Geist sich in allen Ständen aussprach.

Man warf z. B. dem Adel vor, daß er fremden Fahnen nachgelaufen und sich in fremdem Dienst dann gegen sein Vaterland habe brauchen lassen. Letzteres wird sich in unserer Geschichte wohl nicht allzu häufig nachweisen lassen. Ich frage aber, wo es sich findet: That denn das der Adel allein?*) Ist das nicht vielmehr ein Fehler, der seit den Römerzeiten unserem Volke anklebt? Daß aber der Deutsche fremden Kriegsdienst suchte, solange er ihn im eigenen Lande nicht fand, und so lange er nicht gegen seines Vaterlandes Interesse kämpfte, das mag ich ihm nicht zum Vorwurfe machen. Dem Deutschen liegt einmal das Wandern, das Suchen von Krieg und Abenteuern im Blute. Wo er sich freilich gegen sein Vaterland stellt, da sollte ihn überall Verachtung strafen. Und wo ein Edelmann schamlos genug dazu ist, sollte er mit Schimpf und Schande nicht nur aus seinem Stande, sondern aus dem Vaterlande gestoßen werden.**)

*) Jener Oberst Vogelsperger, den Kaiser Karl V 1548 zum abschreckenden Exempel hinrichten ließ, weil er dem Könige von Frankreich zehn Fähnlein Landsknechte geworben, war, so viel ich weiß, kein Edelmann.

**) Man vergleiche die Behandlung, die den im französischen Solde dienenden deutschen Landsknechten bei Pavia von den kaiserlichen Landsknechten zu Theil ward! Es war ein Zeichen des entschiedenen Verfalls, als Karl V gegen das Ende seiner Regierung die Strafmandate gegen die französischen Reisläufer nicht mehr ohne heftigen Widerspruch voll-

Digitized by Google

Dann brach man ferner darum den Stab über den Adel, weil er dem Absolutismus der Territorialherren nicht besseren Widerstand leistete. Womit sollte der Adel sich denn aber gegen den Absolutismus zur Wehr setzen, nachdem man ihm alle Mittel dazu, nachdem man ihm seinen Zusammenhang, seine Organisation genommen hatte?*) Und hat denn nicht der Bürgerstand hierin weit mehr gegen das Vaterland gefehlt? Waren nicht Beamten- und Gelehrtenstand die hauptsächlichste Stütze, mit der sich der Absolutismus über den Adel und über die Städte Gewalt verschafft hat?

Es ist wahrlich ungerecht, wenn man dem Adel vorwirft, daß das absolutistische Streben der Fürsten nicht an ihm gescheitert sei. Nachdem man einmal den Adel niedergeworfen hatte, war derselbe nicht mehr in der Lage, der sich bildenden Fürstenmacht einen wirksamen Damm entgegen zu setzen. Dennoch hat er es auch nach seiner Niederwerfung an dem noch immer möglichen Widerstande zum Theil fehlen lassen; dennoch hat er sich durch seinen Privatvortheil in einer gewiß nicht gerechtfertigten Weise in das Interesse der Höfe verflechten und an die Höfe ziehen lassen. Vor allem wird ihn der Vorwurf treffen, daß er in der entscheidenden Krisis des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nicht energisch genug der vordringenden Fürstengewalt widerstanden hat. Man kann immerhin sagen, daß ein Adel, der sich brechen lasse, eben nichts anderes verdiene; — wie eben jeder Stand und jedes Volk, das sich definitiv unterjochen läßt. Ja, man kann nicht ohne eine gewisse Berechtigung fragen, wer tadels-

---

strecken lassen konnte, und daß die öffentliche Meinung so warm für den Obersten Vogelsperger Partei nahm. Dennoch lag auch damals noch der Schwerpunkt darin, daß Vogelsperger dabei blieb, daß die französische, in Friedenszeiten vorgenommene Werbung nicht gegen den Kaiser gerichtet gewesen sei.

*) Dies ist sehr wahr und unterschreibe ich aus vollem Herzen.

Digitized by Google

werther sei: der, welcher den Freien unterdrückt, oder der Freie, der sich unterdrücken läßt.

Man macht dem Adel sodann den Vorwurf, daß er die Sittenlosigkeit der Höfe gefördert und sie in das Volk hinabgetragen habe. Wiederum frage ich: war das der Adel allein? Oder hat der Bürgerstand, soweit er mit den Höfen in Berührung kam, nicht auch sein Theil von diesen schmählichsten Erinnerungen unserer Geschichte zu tragen? Fällt nicht Vieles, was man dem damaligen Adel aufbürdet, auf den neu creirten Hofadel?

Der Adel hat sich in seiner weit überwiegenden Mehrheit frei von der Sittenlosigkeit der Höfe gehalten. Der weitaus größte Theil des Adels saß immer noch schmollend auf seinen Gütern*) oder lebte in kleinen Städten oder bekleidete niedere Stellen im Staatsdienste; und in diesem von den Höfen entfernteren Adel wenigstens hat sich das alte ehrliche deutsche Familienleben, hat sich die alte ehrliche deutsche Sitte gerade so gut und rein erhalten, als im Bürger- und Bauernstande. Es wäre wohl endlich an der Zeit, daß man dem deutschen Adel diese Gerechtigkeit widerfahren ließe, um nicht dem ganzen Stande zum Vorwurfe zu machen, was nur einzelne seiner Glieder gesündigt haben. Nicht von dem Adelsstande als solchem, sondern von dem Hofleben ging die Sittenlosigkeit aus. Man wird aber, selbst auch auf eine Autorität wie Vehse gestützt, nicht einmal dem alten und neuen Hofadel in seiner Mehrheit, geschweige dem deutschen Adel überhaupt, eine Theilnahme an der Sittenlosigkeit der Höfe des vorigen Jahrhunderts vorwerfen können.**)

*) Es ändert an diesem Sachverhalt nichts, wenn diese Landedelleute erst einige Jahre Kriegsdienst zu nehmen pflegten.

**) Wer sich etwas mit Adelsgeschichte befaßt hat, der weiß, daß es auch damals selbst an den Höfen treffliche Elemente von dem besten Lebenswandel gab. Namentlich von den Frauen gilt dies in her-

Digitized by Google

Es wäre wahrhaftig recht unedelmännisch, wollte ein Adeliger nicht mit Stolz anerkennen, wie im Bürger- und Bauernstande seines Volkes sich in dem verflossenen traurigen Jahrhundert alte Zucht und Sitte getreu erhalten hat. Ein Zeichen ebenso geringen Stolzes ist es, wenn der Bürgerstand dem Adel ungerechter Weise solche Vorwürfe macht: er trifft damit sein ganzes Volk, also auch sich selbst. Der Adel aber bedenke, was ihn von diesem schlimmsten Vorwurfe, mit dem man ihm großes Unrecht gethan hat, mit Recht trifft. Wohl stand er den Höfen näher, als der Bürger- und Bauernstand und war den von diesen ausgehenden moralischen Krankheiten deshalb mehr ausgesetzt. Wohl war seine Standesmacht zum größten Theil durch äußere Gewalt gebrochen. Aber daß aller Standeszusammenhang und alles Standesbewußtsein so in ihm geschwunden war, daß er sich nicht mehr in seiner Gesammtheit und öffentlich gegen die Schande, welche einzelne Glieder über ihn brachten, erheben konnte: das ist der Vorwurf, der ihn gerechter Weise trifft. Nur eins kann man hiergegen geltend machen: hatte der gebrochene Adel noch Mittel in Händen, den neu creirten von sich auszuschließen; und hatte er Mittel in Händen, unwürdige Mitglieder des alten Adels aus seinem Stande auszuscheiden? — — — So hart der Adel auch in seinen Fehden gewesen ist, so rücksichtslos er das Brandschatzen des Feindes als guten Kriegsbrauch betrachtete, so hat er dies doch alles der überwiegenden Mehrheit nach nur in ehrlicher und obendrein angesagter Fehde gethan. Wohl mischte sich auch in solche Fehden ein gut Theil von dem, was man jetzt „Raubritterthum" nennt, d. h. das frivole und planmäßige Wegnehmen des Eigenthums. Häufig wurde dies Wegnehmen dann zur Hauptsache; es

vorragendem Maße. Auch vergesse man, von den Neugeadelten abgesehen, nicht die große Menge von Nichtdeutschen, die seit den Zeiten Ludwigs XIV. an den Höfen existirte und verderblich wirkte.

Digitized by Google

wurde auch solchen gegenüber ausgeübt, die nur in einem sehr losen Zusammenhang mit denjenigen standen, von denen man eine Unbilde wirklich erfahren hatte. Daß gegen das Ende des Mittelalters der Begriff der Fehde dermaßen veräußerlichte und verflachte, daß es Ritter gab — und Berlichingen sowohl als namentlich Sickingen sind nicht frei hiervon —, die sich gewerbsmäßig fremde Forderungen abtreten ließen, um sie auf gewaltsamem Wege einzutreiben, läßt sich nicht leugnen. War erst eine Fehde im Gange, so schlossen sich unzählige andere daran; und außerdem galt es im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert für erlaubt, daß ein Ritter sich von einem Fürsten, mit dem er in irgend einem Verhältnisse stand, gebrauchen ließ, um dessen Feinde zu zwacken. Die Fürsten besetzten häufig ein Schloß mit Burgmannen, die von demselben aus einem fürstlichen Gegner allen möglichen Abbruch thun sollten. Endlich fand man es ganz in der Ordnung, daß man einem Freunde, der in einer Fehde begriffen war, half; und auch dadurch vermehrten sich die Händel unabsehbar. Die Ganerbschaften am Ende des Mittelalters waren aus den beiden letztgenannten Gründen häufig als s. g. „Raubnester" verschrien. „Raubritter" in dem Sinne, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, hat es in Deutschland entweder überhaupt nicht oder nur äußerst selten gegeben. Das eben Gesagte zeigt aber doch, daß es materiell von diesem Raubritterthum ein gut Theil am Ende des Mittelalters gegeben hat, und daß der Adel sehr selten hiergegen aufgetreten ist.

Weit schwerer trifft der Vorwurf, daß der Adel mit Gewalt seine ärmeren Nachbaren zu Hörigen herabgedrückt habe. Unser Volk ist ein eingewandertes; und seine Siedelungen in Deutschland zeigen deshalb im Allgemeinen von Haus aus überall die gleichen Verhältnisse von Edelingen, Freien, Hörigen und Unfreien. Daß die Zahl der Hörigen und

Digitized by Google

Unfreien die große Mehrzahl unseres Volkes umfaßt hat, liegt in der Natur der Sache; und die Geschichtsschreibung muß es immer mehr zugestehen. Leider schwindet damit das Ideal der deutschen Freiheit, das wohl einen jeden, der unser Volk wirklich liebt, in der Jugend begeistert hat. Und was es mir am schwersten gemacht hat, mich zu dieser ernüchternden Auffassung der Herrschafts- und Siedelungsverhältnisse, wie sie z. B. Wirth vertritt, zu zwingen, das ist der Gedanke, daß damit auch zugleich die reine, germanische Abstammung unseres Volkes unhaltbar wird.*) An der Thatsache wird nichts zu ändern sein; und aus dieser folgt unwiderleglich, daß unsere ländlichen Verhältnisse sich der Hauptsache nach schon in unvordenklicher Zeit und auf durchaus natürlichem und organischem Wege festgesetzt haben. Auch, wo die Hintersassen durch Ueberlassung von Eigenthum an Herzugewanderte entstanden sind, liegen völlig organische Verhältnisse vor; denn daß den Herzugewanderten Abgaben und Frohnden auferlegt wurden, ist nicht mehr als natürlich; und daß sie an die Scholle gebunden wurden, im Geiste der Zeit."

(26. November 1860.) „Gewiß, dem Adel ist hartes Unrecht in seiner Beurtheilung durch die Geschichte geworden. Hat er aber darum ein Recht zu grollen? Warum hat er nicht selbst schon lange seine Vertheidigung übernommen? Vor

*) Wenn ich meine Ansicht aussprechen darf, so sind wenigstens, von den eroberten und kolonisirten Gegenden des Ostens abgesehen, die Liten oder Laten ganz vorwiegend deutschen Stammes, nur die eigentlichen Unfreien, (die ehemaligen Knechte) fremder Abstammung; und diese letzteren sind den Liten gegenüber erheblich in der Minderheit. Vergleiche z. B. die Zahlen, welche Laudau in seinem „Salgut" giebt. Der Besitzer des Salhofes war von Haus aus offenbar die Obrigkeit dieser „Halbfreien." Ihre Leistungen bildeten eine Art Besoldung für denselben. Und aus diesen Besitzern der Salhöfe, den Vollfreien, ist nach meiner Ueberzeugung später der niedere Adel hervorgegangen.

Digitized by Google

allem aber: ist dem Adel Unrecht geschehen, so ist es ihm nicht ohne großes Verschulden geschehen. Gewinnt der Adel das Pflichtbewußtsein wieder, so wird in unserem Volke auch bald das Bedürfniß gefühlt werden, ihm zum Wohl des Vaterlandes eine einflußreiche Stellung anzuweisen. Daß er dieses Standes- und Pflichtbewußtsein wiederum in sich schaffe, das ist die erste Arbeit, die dem deutschen Adel zu thun obliegt; nicht aber die, nach dem äußeren Scheine seines alten Glanzes zu streben, und ebenso wenig die, sich Rechte, die er nicht mehr erstreiten kann, von Fürstengnade zu erbetteln.

Hierzu aber ist der erste Schritt der, sich seiner Fehler bewußt zu werden. In den Vorwürfen, die man ihm macht, wird er sie, wie angedeutet, alle wiederfinden. Ist man in den Vorwürfen zu weit gegangen, ist ihm Unrecht geschehen, so verschließe er doch seine Augen nicht gegen das Wahre und Berechtigte, das ihnen zu Grunde liegt. Liegen seine Fehler in unserem Volke, in der Zeit, in dem Adel überhaupt, so sollen seine Glieder doch vor allem die Pflicht fühlen, als Edle und Freie über den Fehlern ihrer Zeit und ihres Volkes zu stehen. Will der Adel der erste Stand seines Volkes sein, so muß er auch bestrebt sein, der edelste, so muß er bestrebt sein, seinem Volke ein Beispiel und ein Vertheidiger des Rechts zu sein. Auf welchen Grund hin will er sich denn sonst als den ersten Stand betrachten? Und der Edelmann, der seine Fehler nach denen des fremden Adels bemißt und sie mit ihnen bemäntelt, der denkt hierin wenigstens nicht edelmännisch; denn es fehlt ihm an Vaterlandsstolz und also auch an echtem Adelsstolz. Vollkommen kann der Adel ebenso wenig sein, wie irgend etwas anderes Irdisches. Aber daß er mit redlichem Willen nach Vollkommenheit strebt, das muß man ihm überall deutlich ansehen können. Es sollte deßhalb auch sein Stolz sein, unwürdige Glieder rücksichtslos auszustoßen."

Digitized by Google

Einiges zur Neugestaltung des deutschen Adels.

(27. November 1860.)

„Das Ziel des deutschen Adels muß es sein, sich durch Wiedererweckung seines Standes- und Pflichtbewußtseins einerseits, durch corporative Organisation zu patriotischen Zwecken andererseits, ebenso wohl in Beziehung auf das geistige und sittliche Leben unseres Volkes als auf dessen politische Verhältnisse einen heilsamen Einfluß zu verschaffen. Dies ist auch sehr wohl ohne alle Privilegirung zu erreichen. Hat er erst thatsächlich eine wirksame und nützliche Stellung im Reiche wieder errungen, dann erst möchte es an der Zeit sein, seinerseits mit dem Verlangen hervorzutreten, einer solchen Wirksamkeit auch einen rechtlichen Ausdruck durch Privilegirung in den Landesvertretungen und durch gesellschaftliche Ehrenrechte zu verleihen. Bis dahin möge der Adel sich bereit halten, jedem Rufe zu einer Thätigkeit in den Landesvertretungen ꝛc. — ob sie nun zunächst von den Fürsten oder von dem Volke ausgehen — zu entsprechen. Es ist das seine Pflicht gegen das Vaterland. Bedenken möge er aber dabei, daß ein auf diese Weise zu Theil werdendes und nicht auf ein erstreitbares Recht gegründetes Privilegium immer nur ein Geschenk ist. Besser steht es dem Adel immer an, wenn er sich nichts schenken läßt."

Omnia cum Deo in majorem patriae gloriam!

(28. November 1860.)

„Rekonstruktion des Adelstandes? Man wird fragen, ob wir nicht schon einen Adelsstand hätten? Er sitzt in Preußen im Herrnhause, in Bayern im Reichsrathe und auch in anderen deutschen Landen so oder so in den Landtagen. Ist dadurch nicht eine hinreichende Stellung gegeben? Wozu bedarf es da noch einer Rekonstruktion? Man bedenke nun zunächst, daß der Adel mit Ausnahme der bundesrechtlich

Digitized by Google

berufenen Mitglieder des ehemals reichsunmittelbaren hohen und theilweise niederen Adels meist nur als großer Grundbesitzer oder auf einen andern, mit dem Adelsstande nicht zusammenhängenden, Titel hin in den Landtagen sitzt. Säße aber auch der große Grundbesitzer, wie es doch in Preußen zum Theil der Fall, als Adel in den Kammern, ja säße nur Adel darin, so wäre er doch auch damit noch zu keinem Stande geworden. Dazu gehört eine Organisation, bei der er selbst ein Wort mitzusprechen hat; dazu gehören Ehrengerichte; dazu gehört, daß er gefragt werden muß, wenn ihm neue Mitglieder eingefügt werden; dazu gehören ferner zwei Dinge: erstens ein auf der Standespflicht beruhendes Standesbewußtsein und zweitens eine Anerkennung in der Volksüberzeugung. Wäre dies endlich auch alles vorhanden, so besäßen wir damit aber doch noch keinen lebenskräftigen deutschen Adelsstand, sondern nur einen preußischen, bayrischen, württembergischen ꝛc., kurz, einen Adel der Patikularstaaten. In Deutschland aber giebt es blos einen deutschen Adelsstand.*) Man mag über die Berechtigung der Sonderstaaten zur Adelsschöpfung denken, wie man will; — und solange wir kein Reich haben, ist es gar nicht anders möglich, als daß die Fürsten der Sonderstaaten Adel creiren: aber eine Aufnahme in den deutschen Adel oder doch wenigstens eine Anerkennung vom übrigen deutschen Adel gehört dazu, wenn sich ein neugeschaffener Adel in Deutschland berechtigt fühlen soll. Will man dies nicht zugeben, so ziehe man nur die Consequenzen für Waldeck, Reuß, Lippe und Lichtenstein; und man wird sofort erkennen, daß eine Anerkennung durch die Gesammtheit des deutschen Adels unumgänglich nöthig ist."

*) Es liegt hier gewiß ein höchst berechtigter Gedanke zu Grunde, der heute vollends Beachtung verdient.

Digitized by Google

(29. November 1860.) „Folgendes wären — meiner sich gern bescheidenden Meinung nach — die Wege, auf denen der Adel zunächst seine Rekonstruktion zu erstreben hätte.

Den Beruf, nach Gottes Geboten und in Ehren zum Besten seines Landes zu wirken und diesem Berufe alles andere unterzuordnen, den soll wahrer Adel als seine erste Pflicht, zugleich aber auch als sein einziges Fundament erkennen. Nur da, wo ein Stand einen solchen edleren, über seinen eigenen Nutzen gehenden Zweck besitzt, kann er sich auch als Stand erhalten; ein lediglich eigennütziger Zweck würde ihm nie Zusammenhang geben. Nur in diesem Sinne soll der Adel von sich sagen, daß er von Gott verordnet sei wie jeder andere Stand, der sich seines ihm von Gott angewiesenen irdischen Berufs bewußt ist, und wie jede Obrigkeit. So deute ich auch das Wort: „Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott." Denn wir wissen alle, daß weder unsere Könige, noch unsere Obrigkeit, noch irgend ein Stand von Gott unmittelbar eingesetzt ist. Unter den Pflichten des Adels gegen sein Land aber ist wiederum die erste, seinem Stande die Anerkennung und Achtung seines Volkes zu erhalten. Er muß also mit rücksichtsloser Strenge darauf achten, daß er nur solche Glieder in seiner Genossenschaft duldet, die sich, soweit den Menschen diese Anforderung gestellt werden kann, fleckenlos und edel erhalten, und die deshalb von unserem Volke als zu seinem hervorragendsten Stande berechtigt anerkannt werden. Ohne Achtung und Anerkennung von Seiten unseres Volkes kann der Adel nie seine erste Pflicht gegen sein Vaterland erfüllen: veredelnd auf dasselbe einzuwirken. Er kann sich auch nicht selbstzusammen halten ohne das eigene Bewußtsein, daß er keine unehrenwerthen und unberechtigten Glieder zählt. Unser Volk will keinen faulen, unnützigen Adel; und ein Stand, der nicht wirkt, ist überhaupt kein Stand.

Digitized by Google

Deshalb müßten nach meiner Ueberzeugung einige Männer von guter, ehrbarer Familie — gleichviel, ob adelig oder nicht — deren Namen aber guten Klang in Deutschland haben, und die von wirklichem, uneigennützigem Interesse für den Adel beseelt, von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit einer Wiederbelebung des Adels um unseres Vaterlandes willen überzeugt sind, zusammentreten und zunächst untersuchen, was von dem jetzigen Adel, d. h. welche Familien — die Ausstoßung einzelner Glieder denke ich mir hiervon unabhängig — als bescholten oder als unberechtigt von einer Rekonstruktion des Adelsstandes auszuschließen wären. Ein anderer Weg, als ein solcher auf Grund einer Selbstautorisation ist nun einmal nicht geboten, da ein deutscher Adel als Stand nicht mehr existirt. Daß die Wahl nicht vom Staate ausgehen darf, ist die unerläßliche Bedingung, wenn etwas Gesundes daraus entstehen soll. Der Staat kann eben keinen Stand „machen". Wer sollte andererseits die sichtenden Männer wählen? Freilich müßten die für die in Frage stehende Sichtung des Adels zusammentretenden Persönlichkeiten einigermaßen danach angethan sein, um durch ihre Autorität die Verantwortung zu decken.

Solche Untersuchungen und Feststellungen wie die, welche der Rekonstruktion eines wirklichen und wirksamen deutschen Adelsstandes vorausgehen müßten, möchten von gar manchem wohl als Vehse redivivus betrachtet und also unbesehen als verabscheuungswürdig verworfen werden. Deshalb hier Einiges ad vocem Vehse! Man thut sehr Unrecht, wenn man das Erscheinen des Vehseschen Machwerks als ein so großes Unglück betrachtet. Daß in unserer skandalsüchtigen Zeit und bei der aufrichtigen Feindschaft, die der größte Theil der Litteratenwelt gegen den Adel hegte, einmal ein Vehse erschien, war ganz unausbleiblich. Es ist leider trotz

Digitized by Google

allem im Adel viel Unehrenwerthes vorgekommen. Welcher Edelmann kann das leugnen? Daß das nicht schon längst zum Gegenstande einer tendenziösen Skandalschrift gemacht ist — eine blos pecuniäre Absicht ist nicht unbedingt erwiesen, darf also auch nicht angenommen werden — ist höchlich zu verwundern. Daß es nun aber in einer Weise geschah, die deutlich jedem Unbefangenen zeigen mußte, daß hier nur die ekelhafte Absicht, Schmutz an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, daß kein edlerer Zweck vorhanden war; daß ferner das Buch eben fast ausschließlich Schmutz bietet, also jedem Urtheilsfähigen beweist, daß es sich hier nicht um gerechte, historische Untersuchungen handelt: das muß man als ein Glück betrachten. Was wäre aus dem Gegenstande zu machen gewesen, wenn ein Charakter, eine Feder wie z. B. die eines Heine ein solches Buch geschrieben hätte? Mit dem Erscheinen von Vehses Buch ist dem Schreiber dieses aber ferner erst die wirkliche Ueberzeugung von der Möglichkeit der Rekonstruktion des Adels zu Theil geworden; und ich glaube, es wird Manchem so gegangen sein. Es geht aus Vehse hervor, daß erstens denn doch die Zahl der Familien, deren guter Ruf mit Recht als vernichtet angesehen werden muß, eine sehr geringe ist im Verhältniß zu der Gesammtzahl des deutschen Adels; und zweitens, daß doch noch die Möglichkeit vorhanden ist, mit historischer Forschung in diese schmutzigen Winkel zu dringen und festzustellen, was vom deutschen Adel so befleckt ist, daß es ausgeschieden werden muß, und was nicht. Es ist nichts schrecklicher, als die Ungewißheit, die den Besseren schließlich glauben läßt, es wanke alles, und die die große Mehrheit abstumpft. — Was soll man sagen, wenn bei der Frage nach dem Eindruck einer Schrift ähnlicher Tendenz geantwortet wird, „das ignorirt man in der Gesellschaft"? —

Noch ein ad vocem Vehse! Haben denn solche Adelige

Digitized by Google

ein Recht sich zu beklagen, die in Boudoirs, in Soireen, in Hofzirkeln und Clubs ärger „vehsen“ als Vehse selbst, und mit noch weniger historischer Treue? Und liegen einer solchen aristokratischen Vehserei denn etwa edlere Motive zu Grunde, als dem Vehseschen Buche selbst?

Eine strenge, rücksichtslose Untersuchung über Ehre und Berechtigung der jetzt noch bestehenden adligen Familien ist die erste Aufgabe. Zu diesem Zwecke müßten die in oben angegebener Weise willkürlich und so zu sagen nach der Art eines Vorparlaments zusammentretenden Männer geeignete Persönlichkeiten in allen deutschen Ländern, und zwar für jedes Land mehrere, auswählen, deren Charakter die volle moralische Gewähr und die Sicherheit strenger, rücksichtsloser Unparteilichkeit bietet. Wo irgend unter den Bürgerlichen Persönlichkeiten zu finden sind, denen man uneigennütziges, unparteiisches Interesse und die Befähigung zutrauen kann, müßten nicht blos Adelige zu solchen Untersuchungen gewählt werden, da es zu wichtig ist, das Urtheil über einzelne Familien kennen zu lernen, nicht blos wie es sich im Adel selbst, sondern wie es sich im ganzen Lande gebildet hat. Natürlich müßten diese Censoren die Geschichte jeder adeligen Familie ihres Landes einer möglichst eingehenden und sorgsamen Prüfung unterziehen und über gewonnenes geschichtliches Material, über den Leumund, den jede Familie in ihrer Heimath hat, an die Auftraggeber berichten.

Oeffentlich ausgesprochen dürfte der Zweck dieser Untersuchungen allerdings nicht werden. Der offizielle Zweck derselben müßte zunächst der sein: mit größter und rücksichtslosester historischer Treue das Material zu einer wahren Beurtheilung des Adels zusammenzubringen. Denn es ist doch gewiß die Standespflicht des Adels, soweit es irgend in seinen Kräften steht, sich ein klares Urtheil über die Begründung der Vorwürfe, die man ihm macht, zu verschaffen,

Digitized by Google

und soweit positive Angriffe und Beschuldigungen öffentlich gegen ihn erhoben worden sind, diesen durch die volle, rücksichtslose Wahrheit ebenso öffentlich entgegenzutreten. Da nun jeder Augenblick neue Angriffe gegen den Adel bringen kann, so muß er im Voraus gerüstet sein, diesen begegnen zu können und deshalb ein möglichst vollständiges Material zu einer Geschichte des Adels und zu einer Beurtheilung aller seiner Glieder zusammenstellen und in Bereitschaft halten. Dieser Zweck wird solche Schritte vollkommen rechtfertigen und erklären. Da er zugleich mit rein historischen Zwecken und Bedürfnissen zusammentrifft, können für ihn Kräfte benutzt werden, die zu Arbeiten in ausschließlichem Adels-Interesse nicht zu haben wären. Dadurch allein ist die Möglichkeit gegeben, den beabsichtigten Untersuchungen die volle parteilose Objektivität und historische Treue zu erhalten und Veröffentlichungen vor dem natürlichen Mißtrauen einer Färbung im Standesinteresse zu schützen. Gewiß wird es jedem guten Edelmanne fern liegen, Mittel zu seinem Zwecke zu benutzen, die nicht vor den strengsten Ansprüchen voller, rücksichtsloser Wahrhaftigkeit bestehen können. Er ist die volle Wahrheit ebenso gut Gott, als seinem Vaterlande und sich selbst schuldig. Aber auch sogar von dem Standpunkte der bloßen Klugheit und Nützlichkeit müßte ihm eine solche rücksichtslose Untersuchung geboten erscheinen. Es ist mit zu viel Gehässigkeit gegen den Adel geschrieben worden. In den Kreisen, die bis heute noch unsere sogenannte öffentliche Meinung beherrschen, haben sich die abenteuerlichsten Skandalgeschichten und die verkehrtesten Anschauungen — man nimmt eben jeden Stadt- oder Hofklatsch als historisch sichere Thatsache an — so fest eingenistet, daß nur durch die volle und rücksichtslose Wahrheit ihnen entgegengetreten und der Sinn für eine ruhige und unparteiische Beurtheilung des Adels wieder geweckt werden kann. Man vermag dem Adel dies

Digitized by Google

nicht nachdrücklich genug vorzuhalten, da derselbe theils seinem innerem Wesen nach, theils aus Kurzsichtigkeit und thörichtem Hochmuth vor jeder Veröffentlichung dieser Art als vor einem „aus der Schule Schwätzen" zurückschreckt."

Ueber die Organisation einer Adelsvereinigung finden sich noch zwei Zettel aus gleicher Zeit, die das, was K. wollte, vielleicht noch deutlicher machen. Ich lasse deshalb hier noch Einiges daraus folgen.

Alle politische und konfessionelle Tendenz soll bei der Leitung und der Aufnahme der Mitglieder streng ausgeschlossen werden. Die Leiter sollen lediglich moralische Zwecke im Auge haben und auf diese verpflichtet werden. K. verlangt strenge Ehrengerichte. Soweit es sich um Gesetzesprivilegien handelt, sollten nur solche erstrebt werden, die dem Adel größere Gesetzesstrenge gegen sich selbst ermöglichten. Auch in der Direktion des Vereins müßten wenn irgend möglich Bürgerliche sitzen. Man solle mit einer strengen und rücksichtslosen Prüfung der Adelsfamilien beginnen. Nur unbeanstandete und zunächst nur alte Familien sollten Aufnahme finden. Es sei dazu so zu sagen ein neuer „Vehse in usum Delphini" nöthig. Sei so erst ein Kern von Adelsfamilien gewonnen, dann möge man auch daran gehen, Adelsgeschlechter neueren Datums zu prüfen.

„Eben erst Neugeadelte können nur für ihre Person in den Verein aufgenommen werden. Wird eine solche persönliche Mitgliedschaft durch zwei Generationen festgehalten, dann erst ist eine Aufnahme der Familie möglich. Adel ist nicht ein persönliches, sondern ein Familienrecht, soll also nicht durch die Person, sondern durch die Familie erworben werden. Dies ist der einzige Weg, um dem berechtigten Emporstreben das Parvenüthum zu nehmen. Der Adel sollte auch die Aufnahme solcher Familien als sein ehrenvollstes Recht, als seine größte Pflicht und seinen wahren Vortheil betrachten."

Der Verfasser hat hier den eigenthümlichen und gewiß werthvollen Gedanken, daß die Aufnahme von Seiten jenes Ausschusses eine durchaus freiwillige sein müsse. „Keine Familie kann

Digitized by Google

sich dazu melden." Auf diese Weise wird der schwächlichen Rücksichtsnahme auf befreundete Familien, die den Direktoren persönlich näher stehen, vorgebeugt. Der Ausschuß oder die Direktion erhält aber umsomehr die Stellung altrömischer Censoren.

„Die Bedingungen für den Eintritt in den Verein sind folgende:

Erstens die Verpflichtung jedes jungen Mannes der aufgenommenen Familie, zwei Jahre zu dienen und drei Jahre — zwei davon auf deutschen Hochschulen — zu studiren oder umgekehrt drei Jahre zu dienen und zwei Jahre zu studiren.

Zweitens ein allen Männern der betreffenden Familie zu gleichen Theilen zu Nutze kommendes Erb-Stammgut und womöglich auch ein Erstgeburtsgut. Der gesammte Familienbesitz geht bei dem Aussterben der Familie nach dem Muster des Mecklenburgischen Erbjungfernrechts*) für eine Generation auf die Erbtochter über, fällt aber dann dem Verein zu. Dieser hat ihn zu verwenden, um alten, eventuell aber neuen Adel damit ansässig zu machen. In bauernarmen Gegenden können solche Güter ganz oder zum Theil auch als Bauernhöfe vergeben werden: aber nur unter Bedingung der Erblichkeit im Mannsstamm. Auch andere Verpflichtungen sollten diesen Bauern noch aufgelegt werden können, wie z. B. der Verzicht auf die Jagd zu Gunsten eines Edelmanns, der das Hauptgut erwirbt. Sind keine geeigneten Adelsfamilien vorhanden, so verbleibt das betreffende Gut dem Verein."

Die Erträge eines solchen dem Verein verbleibenden Guts sollten nach R.'s ursprünglichem Gedanken, zu Nichtadelszwecken verwandt werden. Später wünschte er, daß aus ihnen Stiftungen errichtet werden sollten, um den Adel vor dem Bettel, niedrigen Diensten und dem „Altjungfern-Elend" zu schützen: etwa in klösterlicher Form, aber mit strengster Regel und nie ohne einen durchaus nützlichen Zweck, wie z. B. die Erziehung der

*) Siehe oben!

Digitized by Google

Kinder, Beschäftigung von entlassenen Sträflingen und die Leitung eines „rauhen Hauses“ für gefallene Mädchen.

Ausschließlich Adelszwecken dient die Vereinskasse. Als deren Zwecke werden genannt: erstens die Unterstützung und Aufrechterhaltung respectabler, zweitens die Ermöglichung des Militärdienstes für unbemittelte Edelleute.*) Hauptsächlich soll aber drittens auch diese Kasse verwandt werden, um unbemittelten Adel wieder an einen Grundbesitz zu bringen. Hierzu wird ein Ankauf in den östlichen und namentlich in den zu germanisirenden Gegenden in Aussicht genommen. Das Gut oder die Herrschaft wird in ein Gesammtgut, in ein Majoratsgut, in Bauernhöfe und kleine Stellen getheilt.

„Großer Grundbesitz ist ganz unnöthig; nöthig ist aber der Besitz von Jagd und Wald für den Edelmann.“

Das Gesammtgut und das Majoratsgut müßten möglichst nahe beisammen liegen. Die Bauernhöfe und kleinen Stellen könnten vielleicht hier und da gegen kleinere Grundstücke im westlichen Deutschland und namentlich in adelsarmen Gegenden vertauscht werden, die dann ihrerseits wiederum zu Adelsgütern zusammen zu legen seien, um den landesangehörigen und in zweiter Linie den neu zu schaffenden Adel damit auszustatten.**)

*) Auf die heutigen Verhältnisse übertragen, müßte wohl die Ermöglichung des Freiwilligen-Dienstes als Zweck mit aufgeführt werden.

**) Es ist sehr charakteristisch für K., daß er durchaus kleine Güter will. Er ging immer von der Ueberzeugung aus, daß die Güter im Osten zu groß, und daß der Bauernstand dieser Gegenden zu sehr abhanden gekommen sei. Man sieht, wie er mit der Fürsorge für den Adel zugleich eine Abhülfe dieses Uebelstandes im Kleinen verbinden wollte. Auch dem Gedanken einer Kolonisation wollte er gleichzeitig mit seinem Plane dienen. Doch muß hier bemerkt werden, daß K. später von einer künstlichen Kolonisation der ihrem Volksthum nach wirklich polnischen Gebiete Posens und sogar Westpreußens nichts wissen und die ersteren einem unter deutscher Suprematie wiedererstehenden Polen zurückgegeben sehen wollte. Dagegen blieb ihm die Verpflanzung der Elemente des Westens nach anderen Gegenden des Ostens stets in hohem Grade sympathisch.

Digitized by Google

Der Adelsverein sollte nicht blos über die von ihm gegründeten Adelsgüter, sonder auch über alle Erbgüter seiner Mitglieder ein Art Controle ausüben. Ein „provinzieller“ Creditverein sollte womöglich überall von ihm gegründet und eine Garantie für die hypothecirten Schulden übernommen werden. Daraus sollte sich eine Controle über diese Schulden und in einzelnen Fällen sogar das Recht der Sequestration ergeben. Man sieht, es sind sehr umfassende Pläne, die sich hinter dem Verein auf Grundlage eines „Vehse in usum Delphini“ versteckten. Die Bedeutung dieser Pläne liegt aber darin, daß völlig von innen herausgebaut werden, daß gänzlich von der Hülfe des Staats abgesehen, und daß in unscheinbarer Weise mit dem Kleinen, mit dem alles Organische anzufangen pflegt, begonnen werden sollte. Nur bei der Nobilitation selbst sollte ein Eingreifen des Staates stattfinden; aber auch dies mannigfach beschränkt und doch auch eigentlich nur eine Mitwirkung sein.

„Die Aufnahme in den Adel eines Landes sollte nur geschehen können:

Erstens: Auf Beschluß von Fürst und Adel, dem ein suspensives Veto der Landesvertretung — der der Landesvertretung angehörende Adel stimmt dabei nicht mit — entgegengesetzt werden kann. Jedes Veto schiebt auf zehn Jahre auf. Halten Fürst und Adel die Aufnahme nach zehn Jahren aufrecht, so kann das Veto noch zweimal eingelegt werden, sodaß im Ganzen die Aufnahme um dreißig Jahre hinausgeschoben zu werden vermag. Bleiben Fürst und Adel aber auch dann noch bei der Aufnahme, so erfolgt dieselbe trotz des Widerspruchs.

Zweitens: Auf Beschluß von Fürst und Landesvertretung, bei welcher der Adel wieder nicht mitstimmt. Ein Veto des Adels kann die Aufnahme ebenfalls dreißig Jahre lang aufschieben.

Drittens: Auf Beschluß von Adel und Landesvertretung. Ein Veto des Fürsten kann die wirkliche Aufnahme in gleicher Weise um zehn, resp. dreißig Jahre hinausschieben.“

Digitized by Google

Der zu Grunde liegende Gedanke ist gewiß ein sehr gesunder. Neuerliche Vorgänge haben auch gezeigt, daß die Nobilitirungen nicht mehr als ein ausschließliches Reservatrecht des Fürsten behandelt werden. Steht die Sache so, so ist es ohne Zweifel richtiger, die Nobilitirungen noch an weitere Bedingungen zu knüpfen. Aber auch ganz davon abgesehen, ist es eine dringende Nothwendigkeit, die absolute Willkür bei denselben einzuschränken und sie durch bestimmte Vorschriften einzuschränken. Auf die Mitwirkung des Adels selbst, d. h. der Gesellschaft, möchte ich dabei ein besonderes Gewicht legen. Muß es doch wohl Jeder einsehen, daß es den Begriff und den Geist des Adels ruiniren heißt, wenn man ihn zwingt, fort und fort jeden beliebigen Eindringling in seine Reihen aufzunehmen. Zu den an dieser Stelle entwickelten Bedingungen würde dann noch die Anerkennung durch das Reich kommen, die K. oben fordert.

Mag man über das Einzelne dieser merkwürdigen Vorschläge denken, wie man will, so ist es doch jedenfalls klar, daß eine Organisation der Neuentstehung des Adels gegeben werden muß, wenn das ganze Institut des Adels nicht bedeutungslos werden soll. Für ganz besonders richtig halte ich den Gedanken, wonach eine gewisse Zeit zur Entstehung eines voll berechtigten neuen Adels erforderlich sein soll. Es würde dann also für die Begründung desselben zweierlei nöthig sein: erstens die Nobilitirung und zweitens die ehrenvolle Ersitzung des Adels durch zwei Generationen. Damit wäre auch ein trefflicher Ersatz für die Adelsprobe geschaffen, die nur den Zweck haben konnte, den neu geschaffenen Adel zu einer Art von Ersitzung zu zwingen.

Wie K. sich den Ausschluß Einzelner aus dem Adel dachte, ist nicht ersichtlich. Doch geht aus dem im Folgenden mitgetheilten Aufsatze von 1873 hervor, daß er den zu schaffenden Centralorganen, resp. Ueberwachungsbehörden des Adels das Recht des Ausschlusses verleihen wollte. Wie die Dinge liegen, bedürfte es dazu natürlich eines staatlichen Privilegiums irgend welcher Art, vorausgesetzt, daß die Führung des Adelstitels in Folge eines solchen Ausschlusses in Wegfall kommen soll.

Digitized by Google

Beschränkungen des Adels.

(5. May 1860.)

„Ich glaube, daß der Adel bei Errichtung von Fideikommissen nicht ohne Einschränkungen handeln darf. Wir würden sonst am Ende mehr oder minder zu englischen Verhältnissen kommen, wo der ganze Grund und Boden des Landes extra commercium gebracht und unter eine verhältnißmäßig sehr kleine Zahl von Familien fest vertheilt ist. Bei uns würden's freilich sehr viel mehr Familien werden; aber ich würde es doch beklagen. Wenn ich beim bäuerlichen Grundbesitz etwa ein Viertel verkäuflich und in diesem Viertel die Hälfte geschlossen, die andere Hälfte zersplitterbar wünsche, so ist mein Ideal beim größeren Grundbesitz die Verkäuflichkeit der Hälfte und die Zersplitterbarkeit des vierten Theils dieser Hälfte. Doch muß es dem größeren Grundbesitzer natürlich frei stehen, ob er eine solche Unveräußerlichkeit der Hälfte festsetzen will, oder nicht. Außerdem aber möchte ich Verkauf und namentlich Zersplitterung (nicht etwa auch Verpachtung) alles Grundeigenthums durch starke Steuern und namentlich auch durch — moralische Anforderungen erschwert wissen, weil immer mit dem Grundeigenthum auch ein unausbleiblicher Einfluß auf die Menschen mit verkauft wird, und weil deshalb aus zu leichtem und zu häufigem Wechsel die größten moralischen Gefahren entspringen.*) Ich verweise auf die Gefahren, die der Güterhandel in Schlesien und anderen preußischen Provinzen zur Folge gehabt hat. Aber auch jene Bauerngegenden wissen davon zu erzählen, in die Güterschacher und Güterzersplitterung, wie z. B. in

*) Steuern würde man freilich leicht auflegen können. Es ist aber leider sehr zweifelhaft, ob sich die von dem Verfasser gewünschten Garantien würden finden lassen. Wäre dies jedoch möglich, so wäre dadurch allerdings einem Uebelstand gesteuert, den z. B. auch der General von York bei der Steinschen Gesetzgebung ganz richtig herausfühlte, und ein Ersatz für die alte Adelsqualität der Rittergutsbesitzer geschaffen.

Digitized by Google

einen Theil der Schwarzwaldgegenden, gefahren ist.*) Meine frommen Wünsche für den Adel setzen jedoch nur die Nichtbehinderung des Bildens von Fideikommissen und Stammgütern bis zu einem gewissen Grade voraus. Ja selbst im entgegengesetzten Falle könnte das Ziel möglicher Weise noch immer erstrebt werden. Im Uebrigen aber verweise ich den Adel lediglich auf sich selbst."

Noch einmal die Reorganisation des deutschen Adels.

(7. Juli 1873.)

Gleichsam eine nachträgliche Disposition zu den vorhergehenden losen Blättern bildet ein dreizehn Jahre später niedergeschriebener Entwurf. Meist kehren dieselben Gedanken darin wieder; und er kann deshalb auch zum Beweise dienen, mit welcher Zähigkeit der Verfasser bis in die Einzelheiten hinein an seinen Anschauungen festhielt. In mancher Beziehung ist der Ausdruck präciser, der Gedanke gereifter, und das Ganze hat trotz seiner Kürze den Vorzug einer systematischen Einheit. Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß K. in dem Folgenden den Gedanken einer vollständigen Unabhängigkeit der Adelsrekonstruktion vom Staat und die spontane Reform auf der Grundlage eines freien Vereins indirekt fallen zu lassen scheint und den offiziell bestehenden Adelsverhältnissen sich anbequemt. Es möge mir aber doch gestattet sein, aus diesem Dispositionsentwurf von 1873 hier noch Einiges mitzutheilen. Jedenfalls wird derselbe beweisen, daß das in dem Vorhergehenden Gegebene innerlich durchaus zusammenhängt und zu einem einheitlichen Bau zusammengefügt werden sollte. Auch wird man daraus wieder ersehen, welche jahrelange geistige Arbeit K. an die in glücklicher Stunde quillender Produktivität geborenen Gedanken nachträglich gewandt hat, und wie er sie weiter zu bilden pflegte. In mehr als einer Beziehung dienen sie zur Erläuterung und Ergänzung des 1860 Niedergeschriebenen.

*) Man vergleiche die Verhandlungen der württembergischen Kammern über die sog. Hofmetzgerei.

Digitized by Google

Da es sich um eine nachträgliche Disposition für das Vorhergehende handelt, so sind Wiederholungen hier natürlich gar nicht zu vermeiden, und bitte ich deshalb das Folgende auch als eine Rekapitulation zu betrachten.

I. Der Verfasser geht auch hier von den hundert „beliebigen" Familien aus, die man sich für hundert bis zweihundert Jahre in eine dem Adel ähnliche Lage gebracht denken solle. Als äußere Bedingungen werden Grundbesitz, eine nach oben und unten gesicherte Unabhängigkeit, ein ländliches Leben oder doch ein Refugium auf das Land mit seiner steten Berührung mit der Natur sowohl, als vor allem mit dem Bauernleben — „als dem noch am wenigsten tangirten Volksleben" — genannt. Dazu kommt dann „die geringe verwandtschaftliche Berührung mit Kreisen, deren Beruf leicht moralische Gefahren mit sich bringt" und endlich die — Tradition. In letzterer Beziehung wird dasjenige fast wörtlich wiederholt, was oben gesagt wurde.

II. Diesen hundert Familien stellt K. nun ganz wie oben hundert andere Familien gegenüber, denen so günstige Bedingungen nicht gegeben seien. Das Resultat werde nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit sein, daß sich unter dem ersten Hundert ein größerer Prozentsatz geselliger und geistiger Feinheit und auch ein größerer Prozentsatz von edlerem und höherem Streben nach Unabhängigkeit ꝛc. finden werde, wenn vielleicht auch der edelste und beste Mensch aus dem zweiten Hundert und der schlechteste aus dem ersten Hundert hervorgegangen wären. Es werde so sein, „solange eben der Mensch ein Mensch, d. h. ein moralisch und intellectuell gar fallibles Geschöpf bleibt, das äußeren Halts bedarf, von äußeren Verhältnissen abhängig und beeinflußt wird."

III. K. wirft die Frage auf, ob es auch wünschenswerth sei, daß ein solcher Prozentsatz von Familien in einem Lande conservirt oder, wenn nicht vorhanden, geschaffen werde, und antwortet „politisch nur wenig, aber sozial unbedingt." „Man streiche den Adel und es bleibt kein leerer Raum; sondern die Trägerschaft der höheren geselligen Sitte fällt unbedingt einer anderen

Digitized by Google

s. g. „ersten Gesellschaft“ zu, und zwar weder dem höheren Beamtenstand, noch dem höheren Gelehrtenstand, sondern unbedingt der haute finance. Man vergleiche in dieser Beziehung Amerika, die Schweiz und mehr oder weniger selbst Holland und Belgien.“ Anfänge dazu fänden sich auch anderer Orten überall: in Wien wie in Berlin und nicht am wenigsten in dem aristokratischen England. „Es ist elend, wie sich der Adel in diese Dinge hineinziehen läßt, und wie auch die übrigen zu einer Trägerschaft der gesellschaftlichen Bildung berufenen Stände sich in solche Dinge finden.“

IV. „Ist dazu ein neuer Adel nöthig, wie man ihn am Anfang dieses Jahrhunderts geträumt hat, und ist die Schaffung eines solchen möglich?“ Auf die zweite Frage wird gewiß mit Recht geantwortet, daß „sich ein solcher Adel nicht schaffe.“ Daran schließt sich ein Hinweis auf den thatsächlich bestehenden Adel und dessen Geschichte. Er sei Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut und deshalb sehr wohl befähigt, einen ersten Stand zu bilden; denn er sei a) dem Kerne nach aus dem Stande der alten Freien hervorgegangen. Der Sachsen- und Schwabenspiegel bewiesen das, da bei ihnen die Eigenschaften und Befugnisse der Freien und Ritterbürtigen die gleichen seien. Verfolge man den jetzigen Adelsbesitz im westlichen Deutschland und den der Freien bis zu den frühesten Nachrichten, die man darüber habe, so führe das auch überall zusammen, und es werde jedenfalls nie eine gewaltsame Aneignung durch einen neuen Stand der „Ritterbürtigen“ konstatirt. Auch die eigentliche Ministerialität habe sich zum größten Theil gewiß aus den Freien rekrutirt, wie dies denn auch naturgemäß in Zeiten gewesen sei, welche die unveränderte Aufrechterhaltung der alten Verhältnisse schwer durchführbar machten und also die Freien antreiben mußten, eine so bevorzugte Stellung, wie die der Ministerialen es war, aufzusuchen.*)

*) Man wird den ganzen Vorgang mit der Bildung des Offizierstandes seit dem sechzehnten Jahrhundert vergleichen dürfen, der trotz seiner zahlreichen nichtadeligen Elemente doch noch im vorigen Jahrhundert,

Digitized by Google

b) „Aber ebensowenig ist der Adel im Stande, sich etwa als den alleinigen Repräsentanten des alten Standes der Freien, also als eine Blutelite zu betrachten, da die Ministerialität ihm gewiß doch auch sehr viele andere Elemente zuführte und die künstliche, ohne große Wahl aus allen Elementen des Volks herausgreifende Nobilitirung seit dem siebzehnten Jahrhundert gewiß mindestens die Hälfte des jetzigen deutschen Adels geschaffen hat; und da andererseits auch Freie erwiesener Maßen in die Unfreiheit hinabgedrückt wurden: selbstverständlich und der Natur der Sache nach unendlich viel weniger durch Gewalt, als durch wirthschaftliche Gründe, durch die militärische und staatliche Organisation u. s. w."

Der weitere Verlauf dieses Gedankenganges führt K. dann auf die moralische Würdigung der deutschen Adelsgeschichte in ihrer Gesammtheit. Gerade von seinem Standpunkte aus, bei seiner Integrität und bei den strengen Anforderungen, die er an die männliche und weibliche Ehre stellte, berührte ihn alles, was man mit Recht dem Adel vorwerfen kann, besonders peinlich. Aber Fleckenreinheit erschien ihm unmöglich.

„Mit Recht verlangt man vom Adel, daß er sich durch Sittenreinheit und Tüchtigkeit auszeichnen solle; aber sehr mit Unrecht, daß er sich nun auch in seiner Gesammtheit ganz frei von menschlicher Schwäche halten solle und könne. Ein alter braver bayrischer Edelmann, Viguläus Hundt, der treu zu seinem Stande und viel auf diesen hielt, sagte in Beziehung hierauf: „Auch in den besten Familien können Buben und H . . . . vorkommen."" Auch, daß der Adel sich frei von denjenigen Fehlern halte, die ihm seine besondere Stellung im Leben

etwa mit Ausnahme der Artillerie, durchaus adeligen Stempel trug. Zur Begründung seiner Auffassung pflegte K. auch noch anzuführen, daß der Mangel eines äußeren Berufs immer die schwache Seite des Adels gewesen sei, und daß ihn das in Ministerialität und Ritterdienst wie später in den Offizirsstand werde getrieben haben. Uebrigens war K. die der seinigen entgegengesetzte Auffassung über die Entstehung des Adels natürlich bekannt.

Digitized by Google

in erhöhtem Maße nahe lege, sei nicht zu verlangen. Man könne ja freilich sagen: wenn die Lebenslage, wenn seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft dem betreffenden Stande solche Gefahren nahe legen, dann wollen wir eben gar keinen solchen Stand. „Wäre schon recht gut, wenn nicht in Folge des horror vacui naturnothwendig andere Elemente dieselbe Stellung mit denselben Gefahren einnähmen, den letzteren aber noch weniger gewachsen und noch weniger im Stande wären, die besonderen Pflichten unserer Stellung zu erfüllen."

K. kommt wieder auf den Vergleich mit dem Adel anderer Länder und besonders Englands: denn nur der englische Adel könne hier in Betracht kommen, da derselbe dem der anderen fremden Länder weit überlegen sei. Politisch falle nun auch für den deutschen Adel der Vergleich mit dem englischen durchaus zu Gunsten des letzteren aus; denn in politischer Beziehung sei dies nun einmal der tüchtigste, den die Welt gesehen. Nicht blos der ungarische und venetianische, sondern auch der deutsche und schweizerische Städteadel des Mittelalters hielten den Vergleich in dieser Beziehung nicht aus. In wie viel höherem Grade müsse dies von dem heutigen deutschen Adel gelten, dessen politische Leistungen sich doch nur als äußerst schwache erwiesen!

Ganz anders stelle sich die Sache aber, wenn man den Adel von der viel wichtigeren sozialen Seite betrachte; denn der deutsche Adel sei in viel höherem Grade Fleisch vom Fleische und Geist vom Geiste unseres Volkes, als der englische.*) Der deutsche Adel habe die Fehler des deutschen Volkes besessen, aber wahrlich in einem noch höheren Grade dessen gute Eigenschaften, während der englische in den schlechten Eigenschaften seinem Volke beträchtlich vorausgeeilt sei**), ohne daß man hinsichtlich dessen guter das Gleiche sagen

*) Dies ist ja schon allein die Folge der normännischen Eroberung und der sich daran schließenden Einwanderung bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

**) Es ist dies eine Wahrheit, die wenigstens seit dem sechszehnten Jahrhundert in Beziehung auf die höheren Schichten des englischen Adels im Ganzen wohl nicht geleugnet werden kann.

Digitized by Google

könne. K. kommt dann auch hier auf den Hofadel und das Reislaufen, worauf sich ein großer Theil der Vorwürfe beziehe, die man gegen den Adel Deutschlands erhebt. Auch hier ist er der Meinung, daß man den „neugebackenen" Hofadel des vorigen Jahrhunderts zunächst noch nicht dem Adel zurechnen könne. Doch schränkt er das 1860 in dieser Beziehung Gesagte dahin ein, daß derselbe ebensowohl zu dem Bürgerstande als zu dem Adel gerechnet werden müsse. Er müßte eben unserem Volk in seiner Gesammtheit zugerechnet werden. Jedenfalls sei nur ein sehr kleiner Theil des jetzigen deutschen Adels Hofadel. Was sodann das Reislaufen betreffe, so sei es ja nicht zu leugnen, daß der Adel auch an dem Landsknechtswesen im schlimmen Sinne Antheil genommen habe. Dieses habe aber auch eine sehr gute Seite und vertrete eine Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters, die sich von der Völkerwanderung und den Gefolgschaften bis zu den Schweizern und den köstlichen schwäbischen und Elsäßer Landsknechtsgestalten immer wieder geltend mache.

Der beste Beweis für die Tüchtigkeit des deutschen Adels liege in der Würdigung, die ihm trotz aller politischen Verhetzung und trotz seiner — politischen Fehler von unserem Volke noch immer zu Theil werde.

„Man lasse sich doch durch die Parteiurtheile nicht irre machen! Unser Volk als solches ist noch immer kein adelsfeindliches, sondern bevorzugt den Adel, und zwar oft gar nicht der Sache entsprechend, oft gar nicht in dessen eigenem wohlverstandenen Interesse, wie der Augenschein jeden lehren kann.*) Der Adel schuldet deshalb unserem Volke ernstliche Arbeit für dessen Wohl."

V. „Die Zeit geht über manche noch recht gut nutzbar zu machende, ja über manche nützliche Institute schonungslos zur Tagesordnung über, unnütze vollends wirft sie, und zwar mit Recht, haufenweis bei Seite. Auch mit dem Adel ist sie

*) Man vergleiche die politischen Wahlen, politische und sonstige Vereine 2c.

Digitized by Google

im besten Zuge damit. Und dennoch ist er sicherlich auch für jedes unbefangene Auge noch sehr wohl nutzbar zu machen. — Daß er sich aber auf dem Wege befindet, unnütz, und selbst mit dem verschwindenden Restchen einer bevorzugten Stellung, die ihm noch auf Abbruch geblieben, ein bloßer Parasit zu werden, ist unverkennbar. Was braucht nun der Adel, um sich seine Berechtigung zu schaffen, d. h. um seinem Vaterlande und dadurch der Welt nützen, also Gott dienen zu können an und mit seinem bescheidenen Theil?" „Keine politischen Vorrechte, keine Herrenhäuser!" In England, einem bisher durchaus aristokratisch regierten Lande möge das Oberhaus eine natürliche Begründung haben. „Bei uns ist's nur eine mißverstandene Einrichtung." Dieselbe finde ihre Bedeutung nur darin, daß der Constitionalismus durchaus eines Correctivs bedürfe. „Diese Zweitheilung ist aber ebenso schädlich für das Land, als für den Adel selbst, indem sie ein wesentliches Element des Volks aus diesem herausrückt." Dem Adel werde dann womöglich eingeredet, er sei etwas anderes, als das Volk. Jedenfalls werde dadurch ein nutzloser und darum schädlicher, aber ewiger Kampf zweier rein künstlich geschaffener Gegensätze hervorgerufen.

„Eine soziale Bevorrechtung des Adels wünsche ich nur insofern, als es dem Adel nach einem gewissen Prozentsatz gestattet sein muß, unveräußerliche Fideikommisse und Stammgüter zu gründen." K. befürwortet dabei die folgenden Punkte, von denen jedereinzelne nicht ein neues Privilegium, sondern eine neue Belastung oder Einschränkung des Adels bedeutet:

α. eine stärkere Besteuerung der Fideikommisse und Stammgüter*) bis zu einem Zehntel, wenn nicht einem Fünftel der gewöhnlichen Steuer. Dies sei „billig" oder doch „nützlich."

---

*) So wenigstens verstehe ich K. und kann mir auch nicht denken, daß der gesammte, d. h. also auch der nichtfideikommissarische Besitz des Adels nach seiner Meinung höher besteuert werden sollte.

Digitized by Google

β. Auch die Fideikommisse und Stammgüter müßten bis zu einem gewissen Prozentsatze verschuldbar sein. Jedoch dürfe die Verpfändung natürlich dem Gläubiger nicht das Recht des Verkaufs, sondern nur das einer ganzen oder theilweisen Sequestration der Einkünfte für den Fall der schlechten Zinszahlung oder der Nichtauszahlung eines gekündigten Kapitals gewähren. „Dies würde gewiß ebenfalls nur einen wirthschaftlichen Vortheil im Gefolge haben."

γ. Die Untheilbarkeit des Besitzes müsse sich nach der Nutzbarkeit von Grund und Boden richten; und zwar in der Art, daß sich der untheilbare Prozentsatz des Besitzes mit der fortschreitenden Nutzbarkeit des betreffenden Areals vermindere. Es ist übrigens nicht gesagt, daß diese Untheilbarkeit lediglich eine Folge von Fideikommissen und Stammgütern sein müsse; denn die meisten größeren Güter sind wenigstens thatsächlich untheilbar; und häufig ist auch diese Untheilbarkeit durch gesetzliche Bestimmungen geschützt. Offenbar beziehen sich K.'s Worte auf den Gedanken, daß von dem größeren Grundbesitz die Hälfte durch freie Disposition unveräußlich gemacht werden müsse.*) Man wird deshalb das, was er hier sagt, auch auf die Veräußlichkeit ausdehnen müssen. Er würde dann also haben sagen wollen, daß die veräußerliche Hälfte und das zersplitterbare Achtel von Zeit zu Zeit nach dem jeweiligen Werthe des gesammten Grundbesitzes einerseits und des in Betracht kommenden speziellen Theiles andererseits neu fixirt werden müsse. Aber, wie soll es gehalten werden, wenn durch den Verkauf sich der gesammte Grundbesitz vermindert hat? Soll dann auch der unveräußerliche Theil vermindert werden? Das würde auf einem Umwege bis auf einen immer kleiner werdenden und schließlich bedeutungslosen Rest die Veräußerung des Ganzen statuiren. Der Gedanke scheint nach dieser Seite hin noch nicht durchgedacht zu sein. Entweder muß der einmal für unveräußerlich erklärte Theil unabhängig von dem wechselnden Nutzwerth ein für alle Mal erhalten bleiben; oder man muß, wie ich es vorschlagen würde, eine Minimalgröße festsetzen, von der an der Satz gelten soll, daß

*) Siehe oben „Beschränkungen des Adels" Seite 192.

Digitized by Google

die Hälfte des Grundbesitzes verkäuflich sein solle. Bis zu dieser Grenze dürfte dann die Unveräußerlichkeit von dem Besitzer immer statuirt werden; und zwar auch für den Fall, daß der Gesammtbesitz nicht doppelt so groß ist. Doch müßte im Sinne K.'s diese niedere Klasse des größeren Grundbesitzes auch durch ein bestimmtes Maß von dem bäuerlichen Grundbesitz abgegrenzt werden, für den K. nur die Verkäuflichkeit eines Viertels statuirt wissen wollte. Es würde sich auf diese Weise eine in sich homogene Stufenfolge bilden. In letzterer Beziehung sind K.'s Vorschläge, so wie sie waren, heut zu Tage undurchführbar geworden. Auch für den Bauernstand kann nur noch eine Unveräußerlichkeit auf der Grundlage der freien Disposition in Betracht kommen.

δ. Die Ammassirung von Fideikommissen und Stammgütern durch Erbtöchter will K. dadurch verhindern, daß den Töchtern nur für ihre Lebensdauer das Erbjungfernrecht zustehen, daß aber nach deren Ablauf das Fideikommiß heimfallen solle, um zur Fundamentirung *neuer* Adelsfamilien oder besitzlos gewordener alter zu dienen.

ε. K. will zwar Selbstverwaltung und Selbstorganisation des Adels, aber die Schaffung von Centralorganen, „die eine gute Selbstverwaltung und die vor allem die Selbstzucht und die Aufnahme neuer, vom Staat *wie vom Volke* approbirter Geschlechter in den Adelsstand garantiren." An diesen Centralorganen sollten Männer, die nicht zum Adel gehörten, in einem möglichst großen Prozentsatze theilnehmen.

Was der Adel braucht, ist eine „Selbstorganisation". Hierzu gehört:

1. *Die Zucht.* K. will eine Organisation „zur strengsten, rücksichtslosesten Ausübung derselben." „Es ist für keine Organisation, für keinen Stand, keine Familie eine Schande, einmal ein oder mehrere räudige Schafe zu haben; aber wohl, sie nicht gleich unschädlich zu machen, sie nicht zu brandmarken und wo möglich so auszustoßen, daß Ansteckung vermieden wird und die Schande nicht auf das Ganze fällt."

Digitized by Google

Auch aus diesem Grunde fordert K. eine Ueberwachungsbehörde für den Gesammtadel Deutschlands und ebenso Provinzial-, Kreis- und „Familienbehörden." Ob diese Organe mit denen unter ε genannten identisch sein sollten oder nicht, ist nicht ganz klar gesagt. An sich wäre es nach der K. eigenthümlichen Denkart wahrscheinlich, daß er verschiedene Behörden wollte. Doch erscheint dies doch wie 1860 ausgeschlossen.

2. Eine zweckentsprechende Ausbildung. K. verlangt auch jetzt noch einen längeren Militärdienst für den Adel und daneben eine längere, gründlichere und jedenfalls allseitigere wissenschaftlichere Ausbildung „für den Staats- resp. Volksdienst."

3. Eine materielle Fundamentirung. Das Ziel müsse sein:

a. Ein Gesammtgut für jede Familie, das die einzelnen Familienglieder vor Noth schütze und sie davor bewahre, daß sie nicht den Gemeinden, dem Staat ꝛc. zur Last, oder in eine die Standespflichten hindernde Abhängigkeit oder moralische Versuchungen fielen. „Es genügt ein Refugium, wo die Familienglieder ehrlich, wenn auch nur bei Wasser und Brod, leben und sich doch noch einigermaßen nützlich machen können."

b. Womöglich ein Majorat für jede Familie, „das dem Besitzer und seinen nächsten Angehörigen es möglich macht, dem Volksdienste besondere Opfer zu bringen."

c. Gesammt-, Provinzial- oder ähnliche Unterstützungs- und Erziehungsvereine, denen sich Familienvereine dieser Art anzuschließen hätten.

Digitized by Google

Nachwort
des Herausgebers.

Digitized by Google

Wenn der Herausgeber es versucht, in dem Folgenden einige Gedanken aus dem Mitgetheilten herauszuheben, so braucht er wohl nicht zu sagen, daß auch ihm der Gedankengang des Freundes trotz seiner, allem Systematischen entgegengesetzten Tendenz vielfach als ein zu systematischer erschien. Es geht aus dem zweiten der mitgetheilten Vorworte des Verstorbenen hervor, daß auch er sich dessen bewußt war. Vielleicht folgte aus dieser Erkenntniß das Bestreben, durch recht detaillirte Vorschläge ein Gegengewicht gegen die theoretische Argumentation zu schaffen. Die ursprünglich durchaus praktische Natur des Verfassers fand hierin Befriedigung. Aber es läßt sich wiederum nicht verkennen, daß ihn das bei seinen in der Form ja noch durchaus unvollendeten Essays häufig weiter in das Detail geführt hat — als es der Gegenstand nöthig machte, und als es bei dem raschen Wechsel aller menschlichen Verhältnisse dienlich sein konnte: auf einige Punkte habe ich in den Anmerkungen aufmerksam gemacht. Die seitdem verflossenen dreißig Jahre lassen Manches schon recht antiquirt erscheinen. Für um so nöthiger halte ich es, die Hauptmomente des Ganzen hier noch einmal zusammen zu stellen, damit der Leser sich an ihnen immer wieder zu orientiren vermöge. Und ich glaube, so auch das klar legen zu können, was mir noch heute an den Ideen und Vorschlägen des Verfassers als praktisch erscheint. Ich habe dabei nach meinen persönlichen Erinnerungen die mir bis in's Einzelne wohlbekannten Anschauungen des Freundes zu ergänzen gesucht, wo das Mitgetheilte noch kein ganz genügendes Bild gab.

Der Grundgedanke, von dem der Verfasser ausgeht, ist der deutsche Geist, das — Deutschthum. Jedes Volk solle in dem Geiste bleiben, urtheilt er, der ihm nun einmal gegeben. Dieser sei kein willkürlicher. Seit seiner frühesten Jugend bezieht der Verstorbene deshalb alles auf das Vaterland. In einer Zeit, wo bereits Alles zu wanken begann, fand er in dem deutschen Geiste den festen Punkt, an dem und von dem aus wir uns zurecht finden sollten.

Digitized by Google

Consequenter Weise ist ihm der zu bekämpfende Feind nicht etwa der destruktive Geist als solcher, wie die Conservativen, oder die Unfreiheit, wie die Liberalen wollen, sondern — der Geist der Klassicität im weitesten Sinne und einschließlich seines Epigonen: des „welschklassischen" Geistes. Nur zwei große Gegensätze läßt er in Europa gelten: den Germanismus auf der einen Seite, den klassischen Geist mit dem romanischen auf der anderen. Die Eroberung des europäischen Westens und Südens durch den germanischen Geist sei eine der vier großen geistigen Eroberungen, welche die Welt gesehen. Aber allerdings sei diese Eroberung eine unvollständige gewesen. Die niedergeworfenen Elemente seien seit dem Ausgange des Mittelalters, seit der Renaissance-Zeit wieder emporgekommen. Der Kampf dauere fort und werde wohl nie ganz ausgekämpft werden. Aber der germanische Geist könne nur siegen, wenn er rein und unvermittelt bleibe und sich nicht durch den gegnerischen Geist ankränkeln lasse.

Es fragt sich nun, ob diese Anschauungsweise eine zu einseitige ist. Ohne Zweifel werden viele heut zu Tage den Verfasser einen Chauvinisten nennen. Die Zeiten haben sich auch hierin gewaltig geändert. Wie die Jahre nach den Freiheitskriegen, so hatten auch noch die nach 1848 einen idealen Patriotismus, für den unser moderner Realismus häufig kaum ein Verständniß mehr besitzt; und der Verfasser stand eben trotz allem noch auf den Schultern des Jahres 1848. Auch seine Gedanken sind, so sehr er sich gegen die Tendenzen des Jahres 1848 richtet, ein Ausfluß der vielgestaltigen und wunderlichen, aber doch nicht unedlen Bewegung, die unser Vaterland in jenem Jahre erfaßt hatte; und es liegt nicht in letzter Reihe hierin ihr historisches Interesse. In meinen Augen existirt nur ein wirklich berechtigter Einwand gegen sie. Kommt nicht, kann man einwenden, die Religion, das Christenthum so, wie der Verfasser die Frage stellt, zu kurz? Und es kann natürlich auch zu keiner Rechtfertigung dienen, wenn eine solche Frage z. B. gegen „Rembrandt als Erzieher" in einem weit, weit höheren Grade indirekt ihre Spitze richtet. Theoretisch wird man sie vielleicht auch bei unserem Verfasser bejahen müssen. Wie er aber selbst von seinem Ausgangspunkte aus zum Christen-

Digitized by Google

thume gelangte, so kommt, praktisch genommen, meiner Ueberzeugung nach das, was er deutsch nennt, auf ein Christenthum hinaus, wie dieses von dem Kern unserer Nation stets aufgefaßt wurde, auf ein deutsches Christenthum, wie es seit über tausend Jahren zu dessen Besitzstand gehört: mit der Reformation zusammenhängend und dennoch auf's Innigste verwachsen mit der Kirche unseres Mittelalters und unabhängig von dem, was man wohl in beiden Kirchen als „Pietismus" bezeichnen könnte.*) Denn wir dürfen es nicht aus dem Auge verlieren: das Christenthum hat eben die Deutschen zu dem, was sie ihrem Ideal nach sind, erzogen.

In diesem Sinne ist es auch gemeint, wenn der Verfasser sagt, der echte Nutzen für die Gesammtheit falle zusammen mit echter Religion und echtem Festhalten am Alten. Wenn er die deutsche Malerei und Skulptur ihrem geistigen Inhalte nach — und nur auf diesen kommt es ihm bei aller Kunst an — über die antike Kunst, wenn er die Gestalten des Nibelungenliedes über die des Homers stellt, so muß ich für meinen Theil die Ueberzeugung aussprechen, daß das, was er in allen diesen Erzeugnissen verehrte, zum großen Theil auf das christliche Element in ihnen hinaus kommt. Denn so verschieden sind wir dem Blute nach von den Griechen denn doch nicht, daß ein so fundamentaler Gegensatz, wie der Verfasser ihn mit Recht betont, sich daraus allein erklären ließe. Und man vergleiche doch auch einmal die von roher Gewalt und wüsten Geschlechtssünden wimmelnden Sagen der heidnischen Skandinavier mit Gudrun und dem Nibelungenliede. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die hervorragenden Eigenschaften der Deutschen lediglich das Produkt des Christenthums seien; denn dieses hat in gewissem Sinne eine Reihe von Nationen erzogen, die doch mit nichten einander gleich sind. Auch der Verfasser erkennt an, daß der

*) Der von unserem Verfasser mit so großer Vorliebe gebrauchte Ausdruck „Stille im Lande" könnte beim ersten Blick in letzterer Beziehung irre führen, weil er früher eine Bezeichnung der protestantischen Pietisten war; aber es liegt auf der Hand, daß der Verfasser etwas ganz Anderes damit meint.

Digitized by Google

Charakter der Deutschen durch das Christenthum verändert worden sei: mit Recht aber hebt er hervor, daß eine innere Verwandtschaft zwischen Deutschthum und Christenthum — wie dies auch immer zusammenhängen möge — von Haus aus vorhanden gewesen, und daß deshalb der Grundcharakter der Deutschen durch das Christenthum weniger habe verändert werden müssen, als der der Griechen und Romanen.

Werfen wir einen Rundblick auf die anderen europäischen Völker! Die romanischen Völker alle bergen noch bedeutende Reste der alten heidnischen Cultur, die völlig unabhängig vom Christenthum zu einer hohen Blüte gelangt, sich dann aber zersetzt hatte und geradezu in — Fäulniß übergegangen war. Je stärker die Reste dieser alten Kultur in einem dieser Völker oder in einem Theile eines dieser Völker waren, desto weniger zeigt sich die Fähigkeit, christlich zu werden. Von den Neugriechen gilt dies noch mehr als von den Romanen. Daß die Nordfranzosen dem Blute nach halb zu Deutschland gehörten, änderte an dem Prävaliren der antiken Elemente in der großen Masse der Franzosen nichts und störte den Verfasser nicht, da er ja auch die alte italienische Malerei für das Deutschthum reklamirt.

Auch Dante steht noch auf germanischen Grundlagen; und man kann vielleicht die ältere spanische Poesie ebenfalls reklamiren, obwohl ich vor ihrer Ueberschätzung und dem Irrwege warnen möchte, auf den m. E. dadurch unsere Romantik im Anfange des Jahrhunderts gerieth.

Anders liegt die Sache allerdings bei den slavischen Völkern. Bei ihnen waren noch weniger Reste der alten klassischen Kultur vorhanden, als in Deutschland. Ihre nordwestlichen Stämme, die Wenden, die Czechen, die Polen — und von dem selbständigen Stamme der Lithauer und Preußen gilt dasselbe — geriethen aber früh in geistige und theilweise sogar materielle Abhängigkeit von Deutschland. Der Verfasser betrachtet sie alle als zu uns gehörige Hinterländer. Sie wurden entweder von den Germanen aufgesogen, oder sie vermochten doch nicht eine wirklich selbständige Kultur zu entwickeln. Auch die hussitische Reaktion ändert, wie ich glaube, wenig an diesem Sachverhalte. Denn aus sich heraus würden die

Digitized by Google

Czechen trotz aller nationalen Reaktionsgelüste gegen den Westen doch nie zu den Lehren eines Johann Huß und eines Hieronimus von Prag gelangt sein. Diese sind importirt aus dem germanischen England, und die neuere Forschung zeigt immer deutlicher, daß die national-englische Bewegung, als deren Ausläufer Wiclef erscheint, mit der Bewegung in den niederländischen Städten zusammenhängt, die dann wiederum ihren Ausläufer am Niederrhein hat.

Die Südslaven kamen für die europäische Kultur bis jetzt so gut wie gar nicht in Betracht.*) Sie standen wie kein anderer Stamm unter dem Banne des verkommenen Griechenthums und geriethen dann frühzeitig unter die Alles ertödtende Türkenherrschaft. Daß das Christenthum jemals in ähnlicher Weise wie in Deutschland zur Herrschaft bei ihnen gelangt sei, wird man nicht behaupten können. Wenn sie jetzt eben anfangen, ein selbständiges Leben zu entwickeln, so läßt es sich doch noch gar nicht übersehen, wohin das führen werde. Und zunächst handelt es sich hier doch um die Frage, ob die westeuropäisch-deutsche oder die — russische Kultur bei ihnen herrschend werden soll. Von den Magyaren gilt im Wesentlichen das von den nordwestlichen Slaven Gesagte. Die Rumänen aber gehören, soweit sie nicht direkt oder indirekt unter deutschem Einflusse stehen und standen, in dieser Beziehung zu den Neugriechen und Italienern.

Etwas anders liegt die Sache bei den Russen. Der germanische Einfluß hat sich schon im früheren Mittelalter von Norden her bei ihnen geltend gemacht und ist vielleicht die Grundlage der Staatenbildung bei ihnen gewesen. Auch später war die deutsche Kultur für Rußland und namentlich für dessen Norden wahrlich nicht ohne Bedeutung. Aber die Russen holten sich trotz aller germanischen Einwirkung doch der Hauptsache nach Bildung und Christenthum von den im Süden angrenzenden Griechen. Die Zersetzung, die Verkommenheit und zugleich doch auch die Starrheit der Byzantiner gingen damit auf Rußland und die Russen über. Diese hatten kaum die Kinderschuhe ausgetreten, als sie dann auf

*) Die serbischen Volkslieder sind das Einzige, was man hiergegen anführen könnte. Aber sie stehen zu vereinzelt da.

lange Zeit unter — tartarischen Einfluß geriethen. Später wurde westeuropäische Kultur unvermittelt auf unentwickelte und zum Theil barbarische Verhältnisse gepfropft und dadurch eine höchst ungesunde Entwicklung erzeugt. Es ist nur zu natürlich, daß so auch in Rußland das Christenthum, gelinde gesagt, nicht in gleichem Maße wie in Deutschland zur Herrschaft gelangte. Die unselbständige Stellung der Kirche ähnelt den byzantinischen Verhältnissen und übertrifft sie.

Die Russen sind jetzt das eigentlich führende Volk in dem Prozeß der Abwendung von Deutschland, der unsere östlichen Hinterländer ergriffen hat; und ihre Kraft liegt gerade in dem Gegensatze gegen das Deutschthum. Wohin dies führen wird, müssen wir ebenfalls abwarten. Wer aber möchte zu behaupten wagen, daß die neurussische Kultur, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, positive Früchte gezeitigt hat? Die große Masse des Russenthums verharrt in byzantischer Starrheit und tartarischer Knechtschaft; die höheren Kreise aber des Volkes sind der Zersetzung verfallen. Auch die Russen hatten nach dem Kriege von 1812 bis 14 ihre romantische Poesie. Aber sie faßte nicht Wurzel. Es ist nicht romanische Oberflächlichkeit und Selbsttäuschung, die aus den neusten russischen Erzeugnissen auf litterarischem und künstlerischem Gebiete sprechen. Eine gewisse Tiefe, eine eigenthümliche Richtung und Tendenz sind nicht zu verkennen; der Individualismus fehlt nicht. Aber wir begegnen einem ungesunden Realismus, der sich gerade bei den genialen Naturen zum schrillsten Mißklang steigert. Man ersieht aus solchen Erzeugnissen recht deutlich, wie schwer ihre unglückliche innere Geschichte auf diesen — Skythen lastet. Ich verstehe nicht, wie man glauben kann, es werde von ihnen eine Regeneration Europas ausgehn.

Was die anderen germanischen Stämme betrifft, so wird man in der Hauptsache das, was der Verfasser für die Deutschen geltend macht, auch für sie gelten lassen müssen. Die deutsch redenden Schweizer sind Deutsche. Die Holländer und Flamänder rechnet unser Verfasser nicht minder zu den Deutschen; und ich darf mich ihm hierin bis zu einem gewissen Punkte anschließen. Drei bis vier Jahrhunderte vermögen Völker von ganz gleicher Abstammung nicht wirklich zu trennen;

Digitized by Google

und man halte sich nur immer vor Augen, daß die Schriftsprache wenigstens in Holland eine hochdeutsche sein würde, wenn die Holländer Oberdeutsche wie die Schweizer wären. Ich habe mich gefreut, daß auch in dieser Beziehung „Rembrandt als Erzieher" sich mit dem Verfasser begegnet. Ja, ich will es auch gern gelten lassen, daß die neueste Entwicklung Deutschlands für die Niederdeutschen einen Impuls bildet, ihre alte Verbindung mit den Holländern zu erneuern. Die feinen Fäden, welche Stämme verbinden, sind in der That von ungemeiner Zähigkeit; und es ist ein Fingerzeig nach der angedeuteten Richtung, wenn Claus Groth seine erste Anregung von dem Flamänder Conscience empfing, und wenn dann seine Werke unter den Flamändern eine so große Verbreitung erhielten. Niederdeutsche, Holländer, Flamänder und selbst Skandinavier fließen jenseits des Ozeans häufig zu einer Stammesart zusammen, wie denn die ungeheuere Verbreitung von Fritz Reuters Schriften in Nordamerika sich wohl nur daraus erklärt.

Auch das Englische steht dieser Verbindung nahe. Das Plattdeutsche erhält sich unter seinem Einflusse in Amerika leichter als das Hochdeutsche. Die Schiffersprache an der Nordsee soll sich vielfach zu einem halbenglischen, halbplattdeutschen Idiom, zu einer deutschen lingua franca entwickelt haben; und es ist vielleicht nicht sehr übertrieben, wenn man erzählt, daß ein nach London gekommener Nordfriese sich über das eigenthümliche Plattdeutsch gewundert habe, das die Straßenjungen dort gesprochen. Hätten die Engländer nicht in ihren siegreichen französischen Kriegen so viel französische Worte in ihre Sprache aufgenommen; hätten sie nicht bis zu den Zeiten Eduards III und Wiclefs so sehr unter französischem Einflusse gestanden; und wäre dann nicht später die Wissenschaft der Engländer auf dieser Bahn der sprachlichen Ausländerei weiter gewandelt: so würde sich auch die Verwandtschaft mit der deutschen Sprache noch weit mehr geltend gemacht haben. Denn nur ein verhältnißmäßig geringer Prozentsatz des lateinisch-romanischen Sprachschatzes der Engländer stammt von der normannischen Eroberung. Und was von der Sprache gilt, das gilt auch von der Litteratur und der Richtung des gesammten Geisteslebens der Engländer. Sie läuft mit der unsrigen durchaus

Digitized by Google

parallel. Deutschland und England haben sich in einer Weise geistig beeinflußt, wie dies bei zwei anderen Nationen vielleicht nie, jedenfalls aber im modernen Europa nie der Fall gewesen ist. Es war ein besonderes Glück für uns Deutsche, daß angelsächsische Missionare uns das Christenthum brachten; und wir blicken zu unserem Bonifacius wie zu einem Landsmanne auf. Caedmon war das Vorbild für den sächsischen Heliand. Der Beowulf gehört auch zu unseren Heldengedichten.

Im Mittelalter war der germanische Geist von dem französisch-normannischen in England unterdrückt. Die Pflege des französischen Kunstepos ging von dem englischen Königshofe mehr als von dem französischen aus; und der Sagenstoff desselben zeigt, daß auch das Keltenthum Britanniens sich diesen romanischen Elementen hinzugesellte. Doch bildete sich kein Gegensatz gegen Deutschland heraus, da das antiklassische Element bei diesen Bildungsstoffen keine Rolle spielt und das französische Kunstepos in Deutschland zu einer so hohen Entwicklung und Blüthe gelangte. Die Kreuzzüge gehören Frankreich, England und Deutschland gemeinsam an. Der Ausgangspunkt auch dieser Bewegung waren allerdings die an die Niederlande angrenzenden französischen Gebiete. Rasch aber ergriff sie die Niederlothringer bis zum Rhein hin und die Normannen in der Normandie, England und Unteritalien. Niederlothringen und Flandern haben in dem ersten Kreuzzuge die führende Rolle, und neben den Rittern aus diesen Landen prävaliren die damals wohl noch unter sich zusammenhängenden Normannen Englands, Frankreichs und Italiens.

Das Ritterthum Nordfrankreichs, Englands, Flanderns, Niederlothringens und der angrenzenden niederrheinischen Gegenden ist von sehr ähnlichem Schlage und hat bis in das fünfzehnte Jahrhundert sich fortwährend berührt und fortwährend auf einander eingewirkt. Der patriotische Schwung, der im altenglischen Ritterthum lag, hat einen unvergleichlichen Ausdruck in den Worten gefunden, die Shakespeare dem alten Johann von Gaunt, dem Gründer des Hauses Lancaster in den Mund legt.*)

Dazu die städtische Entwicklung auf beiden Seiten des Kanals und die enge Verbindung zwischen der westlichen Hansa und England! Das Kulturgebiet um den Kanal ward gleichsam ein Seitenstück

*) Siehe König Richard der Zweite, II, 2.

Digitized by Google

zu dem antiken Kulturgebiet am mittelländischen Meere. Die Gothik ist recht eigentlich ein Produkt dieses Kulturgebiets. Sie tritt in England um ein Kleines später als in Frankreich, um ein Kleines früher als in Deutschland auf. Aber sie gehört den Engländern, Deutschen und Nordfranzosen gemeinsam; und es ist immerhin möglich, daß alle diese den Anstoß zu derselben aus den Kreuzzügen mitgebracht haben.

Die Reformation nahm dann in England einen etwas anderen Verlauf als bei uns. Die englische Staatskirche bewahrte zu ihrem Glück weit mehr von dem Gebäude der alten Kirche und von deren Ueberlieferungen. Dennoch kam durch die Reformation der Genfer, Franzosen und Niederländer doch auch wieder ein radikales Element in die kirchlichen Verhältnisse Englands. Es machte sich dieses vor Allem in zahlreichen Vereinigungen neben der englischen Staatskirche geltend, hat aber doch auch die englische Staatskirche influenzirt. Die schottische wurde auf der Grundlage der Genfer und Franzosen organisirt. Wie dies Alles dann auf einander gewirkt hat, wie deutsche und nichtdeutsche Elemente sich zu der kirchlich-politischen Bewegung verbanden, die zur englischen Revolution geführt hat, ist bekannt.

Ich bin trotz allem von einer Lobpreisung der englischen Revolution ziemlich weit entfernt und vermag auch nicht in das jetzt übliche Lob Cromwell's einzustimmen. Aber ich glaube, daß es ein Glück für England gewesen ist, daß es die Krankheit der Revolution zu einer Zeit durchgemacht hat, wo es noch jugendlich frisch war. Die gesicherten, freiheitlichen Zustände, die dann in England seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Platz griffen, sind von durchaus germanischem Charakter und haben in der wohlthuendsten Weise auf Deutschland gewirkt. Es ist im Allgemeinen nicht mehr Mode, die Nachahmung der englischen Institutionen in Deutschland zu empfehlen; und es ist ein Unglück für uns gewesen, daß wir die englischen Institutionen meist auf dem Umwege über Frankreich bezogen haben. Aber Männer wie Möser und Stein lehnen sich doch auf das Engste an das englische Vorbild an.

Und wie auf politischem Gebiete, so ist es auch auf dem der Dichtkunst. Der Ausgangspunkt unserer Litteraturblüthe in der

Digitized by Google

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Gegnerschaft gegen das Franzosenthum und die Anlehnung an das englische Vorbild. Ohne Shakespeare kein Göthe und kein Schiller! An dem englischen Geiste entzündete sich der deutsche.

Die Engländer sind nicht mehr das, was sie noch am Anfang des Jahrhunderts waren. Sie zollen dem natürlichen Gange aller Entwicklung ihren Tribut. Ihre großen Zeiten liegen offenbar hinter ihnen. Indischer Reichthum und fremdländisches Wohlleben insbesondere haben sie bis zu einem gewissen Punkte schlaff gemacht. Was sie aber an positiven Gütern besitzen, ist noch heute deutsch und nicht etwa romanisch oder gar keltisch. Wenn man das eigenthümliche Wesen des Germanenthums hervorheben und klar legen will, so ist es leider auch heut zu Tage noch leichter, auf das britische Inselland hinzuweisen, als auf das von allen Seiten fremden Einflüssen offen stehende europäische Zentralgebiet, Deutschland.

Nicht von gleicher Bedeutung sind die Skandinavier. Sie sind nicht zahlreich genug, um sich ebenso selbständig und großartig als die Engländer zu entwickeln. Politisch haben sie vielfach zu Frankreich geneigt; und dieses hat namentlich auf Schweden von den Zeiten Gustav Adolphs an einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt. Dennoch haben auch die Skandinavier ihre geistige Verwandtschaft mit uns niemals zu verleugnen vermocht. Die genaue Kenntniß, die man von der nordischen Mythologie besitzt, ist noch heute ein wahrer Talisman dieser Völker. Man muß sagen: ihre Mythologie lebt noch in einem weit, weit höheren Grade, als dies bei der verwandten deutschen der Fall ist. Mit der deutschen Reformation kam deutsche Kultur in weitestem Umfange zu den Skandinaviern. Der dänische Hof konnte Jahrhunderte hindurch fast als ein deutscher gelten; und die Schweden haben umgekehrt im dreißigjährigen Kriege einen sehr bestimmenden Einfluß auf Deutschland gewonnen und sind bis in den Anfang dieses Jahrhunderts in die deutsche Geschichte verflochten gewesen. Wohl hat Schweden seine französische Dichterschule gehabt; und diese hat sich zu einer Zeit noch behauptet, wo die deutsche Dichtung schon längst den Preis über die französische davongetragen hatte. Aber die Dichterwerke dieser Schule sind

Digitized by Google

verklungen; und in Dänemark lag das Alles ganz anders. Am dortigen Hofe stand man unter Klopstocks Einfluß, als man in Stockholm sich noch ganz nach den Franzosen richtete. Als sich dann die Dänen im Anfang dieses Jahrhunderts zu einem selbständigen Aufschwung der dichterischen Produktion aufrafften, da lehnten sie sich dabei nach kurzem Besinnen an die Deutschen an. Öhlenschläger ist fast ebenso ein deutscher als ein dänischer Dichter. Der zu der s. g. „romantischen" Schule gehörende deutsch-dänische Steffens vertritt die geistige Verbindung beider Nationen und hat sehr wesentlich zu derselben beigetragen. Er ist es auch gewesen, der Öhlenschläger für die „romantische" Richtung gewann. Auch auf die große skandinavische Halbinsel erstreckten sich die Bemühungen des geborenen Norwegers. In Schweden stieß Steffens allerdings auf ein sehr sprödes Element. Die Bewohner dieses merkwürdigen Landes wollen die Franzosen des Nordens sein. Alles mystische Helldunkel ist ihnen verhaßt und verdächtig. Klar wie der Franzose, sagen sie, denke auch der Schwede. Dazu die politischen Verhältnisse, die gerade damals einer geistigen Vereinigung mit Deutschland recht ungünstig waren! Allerdings entstand auch in Schweden auf Steffens Anregung eine „romantische" Schule. Aber sie stieß auf den heftigsten Widerstand. Es entstand ein Kampf, in dem man die Romantiker in unglaublicher Weise angriff und — man traut seinen Augen kaum, wenn man es liest — selbst der jugendliche Tegner trat in der schroffsten und rücksichtslosesten Weise gegen die neue Richtung auf. Er ist ein Anhänger der Aufklärung im Sinne jener Zeiten, ein Bewunderer der französischen Revolution und Napoleons, ein Gegner des Umschwungs von 1813 und 15. Nichts ist ihm verhaßter als der mittelalterliche „Obskurantismus", wie man ihn in Deutschland zur Herrschaft zu bringen suche.

Und dennoch! der Schritt, den Öhlenschläger in seinem Helge gewagt, trieb auch ihn, ohne daß er sich der Folgen bewußt war, zu einer Reproduktion der alten nordischen Sagenstoffe; und er errang damit einen wahrhaft unglaublichen Erfolg. Noch nach dem Erscheinen der Frithjofssage hielt er das, was er gethan, im Grunde für einen Mißgriff, da es nothwendig zu Mißgestaltungen führen müsse, wenn man — er zieht zum Vergleiche unbegreiflicher Weise

Digitized by Google

Göthes Iphigenie heran — vergangene Zeiten reconstruiren wolle. Um so merkwürdiger, daß er es that! Tegner's skandinavische Natur, die Begeisterung für sein nordisches Heimathsland und die echt germanische Liebe für alles Heldenhafte, welche in ihm liegt, hatten über die Theorie den Sieg davongetragen. Der Erfolg war ein nach allen Seiten durchschlagender. Bis dahin war man in Schweden der Meinung, daß die sogenannte „gothische Poesie" eine verfehlte sei. Die Frithjofssage aber findet sich neben Bibel und Katechismus noch jetzt in jedem schwedischen Bauernhause. Die Erinnerung an die alte nordische Poesie ist seitdem in Skandinavien nicht wieder erloschen, und Tegner ist erst durch seine Frithjofssage zu einer europäischen Berühmtheit gelangt. Höchst lehrreich ist es auch, wie sie von den andern Nationen aufgenommen wurde. — Deutsche und Engländer stehen natürlich an der Spitze der begeisterten Verehrer. Uns Deutschen erscheint die Frithjofssage als durchaus deutsch gedacht, und sie ist zu einem Eigenthum der Gebildeten in der deutschen Nation geworden.

Man muß sich die Gesammtheit aller dieser germanischen Länder und Völker, ihre Geschichte und ihre Leistungen vor Augen halten und dasjenige hinzunehmen, was unser Verfasser als deutsch in dem Geistesleben der romanischen Völker des Mittelalters anerkannte, um das Facit zu ziehen und sich klar zu machen, was dieser unter dem deutschen Geiste verstand, der ihm der Angelpunkt seines Dichtens und Trachtens, der ihm so zu sagen ein weltliches Evangelium war. Ueberall, wo in dem Gegensatze zu dem antiken Geist etwas Neues im christlichen Europa geschaffen wurde, da war der germanische Geist die treibende Schöpferkraft; und die Entwicklung der abendländischen Völker hält sich, so lange diese sich von dem germanischen Geiste leiten lassen, so nahe an das Christenthum, wie wir dieses sonst nirgends in der Geschichte finden. Die romanischen Völker sind seit der Renaissancezeit wiederum dem klassischen Geiste verfallen, und es ist ihnen dadurch mehr und mehr die geistige Kraft abhanden gekommen. Denn mit dem Christenthum ist derselbe auch in seiner welschklassischen Form weit, weit weniger verträglich, als der deutsche Geist. Die germanischen Völker haben dagegen dem seit dem sechzehnten Jahrhundert ein-

Digitized by Google

dringenden klassischen und „welschklassischen“ Geiste schließlich einen, wenn auch lange nicht genügenden Widerstand zu leisten vermocht, und ihre Zukunft hängt von dem möglichst vollständigen Siege des germanischen Geistes in ihrem Innern ab. Die östlich von Deutschland wohnenden Völker endlich können nur durch die Herrschaft des deutschen Geistes zu einer gesunden und wirklich christlichen Kultur geführt werden. So erweist sich — der germanische Geist als die epochemachende und geschichtliche Kraft in dem christlichen Europa.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob der Verfasser nicht „germanischer Geist“ statt „deutscher Geist“, nicht „germanisch“ statt „deutsch“ hätte sagen sollen. So wie er aber die Frage faßt: von der Grundlage der Pflicht gegen das Vaterland aus, konnte doch nicht davon die Rede sein. Weit näher läge es, alle Germanen, soweit es auf ihr Blut ankommt, als Deutsche zu bezeichnen. Der Begriff des Germanismus erhält leicht etwas Verschwommenes und Kaltes. Dazu kommt aber, daß alle noch vorhandenen nichtdeutschen germanischen Völker — die deutschen Schweizer sind selbst Deutsche — nördlichen Stämmen angehören, die in jeder Beziehung den Niederdeutschen weit näher stehen, als den Oberdeutschen. Unsere Geschichte aber beruht der Hauptsache nach doch immerhin auf den Oberdeutschen. Was vor Allem die Jugendgeschichte unseres Volkes darbietet, ist der Hauptsache nach oberdeutsches Leben; und man vergesse nicht, wie dies in Poesie, Kunst und allgemeiner Bildung damals an der Spitze des Germanenthums stand. Betont man das allen Germanen Gemeinsame zu stark, so entfernt man sich leicht von dem Boden unserer speziell deutschen Geschichte. Das Ende eines von dem deutschen Boden losgelösten, theoretischen Germanismus ist es aber nur zu leicht, daß man den Schwerpunkt in ein doch noch völlig nebelhaftes Deutschland der Zukunft verlegt. Unser Verfasser hat diesen Fehler vermieden. Er steht durchaus auf dem Boden unserer mittelalterlichen Vergangenheit. Ich leugne nicht, daß er auch hier auf seinem Wege einer gewissen Einseitigkeit verfiel. Er steht in seinen Sympathien sowohl in der Kunst als im Leben doch zu ausschließlich auf Seiten der Oberdeutschen. Gerade hieraus aber entspringt bei ihm eine besondere Gemüthswärme; denn man bedenke es wohl, daß die

Digitized by Google

eigenthümliche Tiefe und Feinheit des Gemüths durch die Oberdeutschen zu einem Besitzthum unserer Nation geworden sind, das uns allein von den härter angelegten Engländern, Holländern und Nordgermanen unterscheidet. Wie nahe diese Gemüthstiefe hinwiederum mit den christlichen Ideen zusammenhängt und zu diesen führt, liegt auf der Hand. So kommen wir zuletzt doch auch in christlicher Beziehung zu einem besonderen Vorzuge oder doch zu einer besonderen Mission unseres deutschen Volkes.

Mag man aber nun den Ausgangspunkt des Verfassers Germanismus oder Deutschthum nennen: es erscheint mir praktisch genommen als ein Vorzug, daß er das, was uns Noth thut, von der nationalen Seite, daß er es losgelöst von Allem angreift, was zu konfessionellem oder politischem Hader führen könnte. Ein einigendes Band für die Ehrlichwollenden innerhalb der verschiedenen deutschen Parteien läßt sich auf diesem Wege doch wohl noch am ersten finden. Der Verfasser hat immer den größten Werth darauf gelegt, daß auch bei den auf nicht-christlichem Boden Stehenden, aber ernstlich Strebenden das Einigende anerkannt werde.

Das, was er als das Eigenthümliche der deutschen Denkart bezeichnet, kommt nach unserer heutigen Ausdrucksweise im Ganzen auf den Idealismus und Individualismus hinaus. Doch modifiziren sich beide Begriffe bei ihm in höchst wesentlicher Weise. Ja, der Verfasser ist selbst keineswegs damit einverstanden, daß der „Idealismus" eine besondere Eigenthümlichkeit der Deutschen sei. Geistig und sinnlich im weiteren und tieferen Sinne des Wortes sind ihm die beiden großen Gegensätze. Und wenn er das geistigere Element für die Deutschen reklamirt, so sagt er doch ausdrücklich, daß sich dasselbe idealistisch und realistisch wiedergeben lasse und auch thatsächlich bei den Deutschen neben einander zu einem Realismus und zu einem Idealismus geführt habe. Auch sein Individualismus ist doch von ganz besonderer Art. Der Einwand, den man heut zu Tage dem Individualismus entgegenzuhalten pflegt, trifft ihn nicht. Denn gerade den einzelnen, von jeder Gesammtheit losgelösten Menschen verwirft der Verfasser ja eben, und er dringt auf das Entschiedenste auf eine Ergänzung des Einzelnen durch die Familie, die Corporation, den Stand, die Gemeinde und das pro-

Digitized by Google

vinzielle Leben. Er denkt sich die verschiedenen Volksgruppen als Individualitäten.

Nichts liegt ihm ferner, als eine Lobpreisung des Subjektivismus. Hierin liegen gewichtige Unterscheidungspunkte zwischen ihm und dem, was „Rembrandt als Erzieher" sagt. Praktisch kommen beide aber doch auch hier ziemlich auf dasselbe hinaus. Letzterer tritt doch nicht für den einzelnen nackten Menschen ein. Wie er die Stände betont, so plaidirt er ja sogar für eine provinzielle Gestaltung der — Kunst. Jedenfalls steht unser Verfasser auch solchen Anschauungen bei „Rembrandt als Erzieher" näher, als den Theorien, die in diesem Punkte vor dreißig und vierzig Jahren die herrschenden waren. Es verdient aber allerdings hervorgehoben zu werden, daß er sich trotz der konservativen Resultate, zu denen der ehemalige Liberale gelangt, doch von dem Fehler fern hielt, in den die Konservativen vor dreißig Jahren meist verfielen: von der Verwechselung des Realismus mit dem geschichtlichen Standpunkte. Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, wie er seine Charakteristik des deutschen Geistes begründet. Die Grundrichtung des klassischen und des „welschklassischen" Geistes, sagt er, sei doch immerhin eine sinnlichere. Es sei dies nicht zu bestreiten, wenn man diese Sinnlichkeit auch noch so schön und rein auffasse, und wenn es auch natürlich nicht gerade die Sinnlichkeit zu sein brauche, bei der Frau Venus den Vorsitz führe. Die Grundrichtung des deutschen Geistes sei eine edlere, geistigere und im Grunde auf den Himmel gerichtet. Ob es nun eine Folge dieses ersten Unterschiedes sei, oder ob es nur zufällig damit zusammentreffe: es liege in dem klassischen und „welschklassischen" Geiste daneben „das Streben nach Verallgemeinerung und Uniformirung, das Streben nach Gleichheit, das alle Unebenheiten, alle Ungleichheiten, alles, was die Harmonie des Ganzen durch seine Selbständigkeit irgendwie stören könne, ausgleichen wolle." Der deutsche Geist suche umgekehrt jeder Individualität die möglichste Freiheit zur Selbstgestaltung zu geben. Der Deutsche wolle die Kraft des Ganzen auf die möglichst lebendige Entwickelung der einzelnen Theile gründen. Ziehe man die Konsequenzen, so liege im deutschen Geist ein Streben nach geistigem Kampf, im klassischen ein Streben nach Ruhe und Genuß. Beide

Digitized by Google

Richtungen seien in ihrem Kerne vollkommen berechtigt und vollkommen wahr. Sie strebten beide nach edlen Zielen und nach der Freiheit. Beide Richtungen hätten ihre Fehler. Die der deutschen Richtung führten unter Umständen zur Anarchie, die der klassischen und „welschklassischen" zur todten Uniformirung und zur Vernichtung der individuellen Freiheit.

Höchst merkwürdig scheint es mir, daß der Verfasser den Kampf im Gegensatz zu der genießenden Ruhe als eine Haupteigenthümlichkeit deutscher Art und Weise hinstellt. Diese Idee des Kampfes zieht sich wie ein rother Faden durch seinen ganzen Gedankengang hindurch. Historisch begründet im deutschen Charakter ist sie ohne Zweifel, und auch bei „Rembrandt als Erzieher" wird einmal darauf hingewiesen. Zweifelhaft erscheint es nur, wie sich diese Idee des Kampfes mit der des Christenthums vereinigen läßt. So wie unser Verfasser seinen Gedanken zuletzt aber faßt, ist die Lösung vollkommen gegeben. Wir sind nicht auf der Erde, um zu genießen und der sinnlichen Ruhe zu fröhnen, sondern um uns abzumühen im Schweiße unseres Angesichts und mit den mannigfachen Hindernissen zu kämpfen, die unsere eigene Natur wie die vielfältigen Hindernisse der Außenwelt unserem Streben nach dem Hohen und Edlen entgegensetzen. So aufgefaßt, hängen die beiden Seiten des deutschen Geistes auch innerlich zusammen.

Ich gebe dem Verfasser auch darin völlig Recht, daß der Geist der Renaissance der Epigone des klassischen Geistes ist; und mir erscheint der Ausdruck „welsch-klassisch" als ein glücklicher Griff. Zweifelhaft kann meines Erachtens wieder sein, ob er sich bei der Gegenüberstellung des Italieners, wie dieser sich ihm nach der völligen Ueberwindung der romanischen Elemente darstellt, und des Deutschen — des von ihm formulirten Gegensatzes zwischen klassisch und deutsch völlig bewußt geblieben ist. Das plötzliche, leidenschaftliche Aufbrausen der Kraft und des Zornes, das geringe Maßhalten, die Ueberschwänglichkeit, die plötzlichen Uebergänge aus dem einen Extrem in das andere scheinen auf den ersten Blick wenig mit der Natur der Griechen gemein zu haben, und ähnliche Charaktereigenschaften wie bei den Italienern finden wir doch auch bei den Spaniern und Franzosen. Aber der Verfasser nähert sich dem,

Digitized by Google

was er als das Charakteristikum des Klassischen hingestellt hat, doch schon wesentlich, wenn er sagt, daß Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit bei den Italienern herrsche, daß die Sinnlichkeit bei ihnen überwiege. Vielleicht wird das, was er meint, klarer, wenn wir die Franzosen zum Vergleiche heranziehen. Man vergegenwärtige sich das Zeitalter Ludwigs XIV.! Trotz edeler und bedeutender Züge auf religiösem und litterarischem Gebiete verfällt doch Alles mehr und mehr einer grenzenlosen und erstarrenden Oberflächlichkeit; und gerade das antike Vorbild ist dabei maßgebend. Ja, fast nirgends läßt es sich so mit Händen greifen, wie der „welschklassische" Geist der Epigone des altklassischen ist. Vielleicht wird man sagen dürfen, daß erst in dem Frankreich Ludwigs XIV. das Ideal der Renaissance auf allen Gebieten des Lebens erreicht sei. Es ist nicht unrichtig, wenn man Ludwig XIV. mit — Justinian verglichen hat. Und wie sah es unter der glänzenden Oberfläche aus? Welche Rolle die Sinnlichkeit dabei spielte, ist bekannt; und die Revolutionszeit hat aller Welt gezeigt, wie die Glätte und Höflichkeit des Hoftones die Leidenschaftlichkeit des Inneren nicht zu unterdrücken vermochten. Auf die französischen Revolutionsmänner paßt durchaus das, was der Verfasser von den Italienern sagt. Später haben die Franzosen auch eine kurze romantische Schule gehabt. Aber die heutigen Franzosen sind in ihren äußeren Lebensformen trotz allem die echten Nachkommen jenes siècle de Louis XIV., in dem ganz Frankreich so zu sagen zu einem Hofe des Königs geworden war. Die Höflichkeit, aus der die Franzosen jetzt wie damals ein Geschäft machen, und die sie als ihren größten Ruhm betrachten, ist das Erbtheil jenes Zeitalters und ein echtes Kind der Renaissance. Sie wirkt ertödtend und verflachend auf das ganze Leben, indem sie einen gesunden Kampf der Geister ausschließt.*) Und wie die frivole Sinnlichkeit

*) Ein englischer Reisender (Andrews) brachte noch 1785 aus Frankreich den Eindruck mit, daß es dort als die höchste Aufgabe des Daseins betrachtet werde, es in ungetrübter Heiterkeit hinzubringen. Sehr richtig sagt Lady Blennerhassett von den Franzosen vor der Revolution, ihr Ziel sei ein ungetrübt heiterer Genuß, der alle Abgründe des Daseins mit Blumen überschüttete, gewesen. Das war der Boden, auf dem dann die Revolution ein so ganz neues Gebäude aufführen wollte.

Digitized by Google

in Frankreich zu Hause war und noch heute ist, wie dieselbe auf die geistige Produktion der Franzosen zurückwirkt, bedarf keiner Worte.

Bestanden aber nicht an den italienischen Höfen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts ähnliche Formen und Verhältnisse? Sind nicht diese seit Franz I. recht eigentlich das Vorbild für die Franzosen gewesen? Auch die vornehmen Italiener jener Zeit zeigen überall weltmännische Haltung und sogar Ruhe. Es war dies schon zur Reformationszeit so sehr der Fall, daß die mit Luther verhandelnden Prälaten vor allem den Mangel an Haltung in dessen äußerem Benehmen tadelten. Vielleicht wird man urtheilen dürfen, daß die Leidenschaftlichkeit auch bei den Italienern nur das Gegenbild jenes harmonischen, oberflächlichen und sinnlichen Lebens des verfeinerten Genusses an den Höfen war. Jedenfalls beweist schon die Ueberschwänglichkeit, daß jene Leidenschaftlichkeit der romanischen Südländer nichts mit der kräftigen Kampfesstimmung der Deutschen, wie sie uns z. B. in Luther entgegentritt, zu thun hat. Auch der Schlaffe kann aufbrausen. Auch die Griechen des Alterthums waren, wie das Beispiel von Athen zeigt, mindestens seit dem Ende ihrer Blütezeit leidenschaftlich und wetterwendisch und wurden es immer mehr; und sie lieferten wie die Italiener des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts dadurch den Beweis, daß der klassische Geist sehr wohl mit solchen Eigenschaften verträglich ist, und daß sie nicht das Geringste mit dem Kampfe im Sinne des Verfassers gemein haben. Sowohl bei dem deutschen als bei dem klassischen und „welschklassischen" Ideal kommt es zunächst nicht auf die Wirklichkeit, sondern auf das Ziel an. Der Deutsche veredelt die ihm angeborene Kampfesstimmung zu einem Ringen nach dem Höchsten und um das Höchste. Der Grieche und Romane abstrahiren, wenn sie sich ihre Ideale machen, bis zu einem gewissen Punkt von ihren Leidenschaften. Wo sie sie aber wie die griechischen Tragiker darstellen, da finden sie doch nirgends eine Lösung im deutschen Sinne. Die Götter erscheinen wohl geradezu als diejenigen, welche die Leidenschaften erregen. Das Schicksal spielt blind mit den Menschen, und es giebt dem gegenüber keine andere Weisheit als die — *σωφροσύνη*, als eine fast buddhistische Gelassenheit und Ruhe. So kommen wir, wie ich meine, doch wieder bei der plastischen Ruhe und der ewig klaren Spiegelreinheit

Digitized by Google

au, in der den Seligen das Leben im Olymp dahinfließt. Daß auch das verfeinerte Genußleben der Araber trotz ihrer Leidenschaftlichkeit und trotz des Kampfes gegen die Nichtmohamedaner hierin — auch der flüchtigste Blick in die maurische und arabische Poesie beweist das — auf dasselbe hinauskommt, sei hier nur nebenbei erwähnt, da wir es hier doch eigentlich nur mit Griechen, Römern und deren Epigonen zu thun haben.

Einen Punkt hätte der Verfasser, wie ich glaube, allerdings bei den letzteren schärfer betonen müssen: ich meine die nur halb wahre Ueberschwänglichkeit, die sich so häufig auch in der italienischen Malerei ausspricht. Diese ist jedenfalls weder klassisch noch deutsch und immer nur das Produkt einer abgeleiteten und nicht ursprünglichen Kunst. Der Verfasser hatte, wie ich versichern kann, später ein vollständiges Verständniß für diesen Zusammenhang. Aber ich meine, daß er ihn bei der Nebeneinanderstellung des klassischen und „welschklassischen" Geistes hätte berühren müssen.

Ganz vortrefflich ist dagegen seine Schilderung des Deutschen. Die Kraft, sagte er, sei bei diesem schwerer erkenntlich, vielfach auch hinter einer gewissen Trägheit versteckt, seine Begeisterung tief verborgen und dem Fremden nicht leicht wahrnehmbar. Aber breche erst Kraft und Begeisterung durch, so sei es auch ein Feuer, das das Höchste erstrebt und zu dem Höchsten berechtigt. Ernst und tief in seinen Gefühlen, werde er sie seltener äußern; sein äußeres Gebahren werde selten die innere Stimmung vollkommen wiedergeben. Er sei linkisch und erscheine bei der trägen Geistesstimmung, die ihn oft beherrsche, häufig sogar „todt". Sein Auge sei frei und offen und auch dem Fremden ein verständlicher Spiegel der Seele. Aber nur dem Kundigen und nur dem Landsmanne verrathe sich die Begeisterung, die im warmen Herzen sitze, nie erkalte, aber in edler Zurückhaltung sich scheue, bei geringem Anlaß hervorzutreten und sich vor dem neugierigen Blicke der ihm Fernstehenden zu zeigen und zu profaniren. Unverständlich fast müsse dem heutigen Südländer der Ausdruck selbstloser Liebe und des weitblickenden Sinnens und Träumens sein, den wir im Auge des Deutschen häufig fänden. Wo der Deutsche sinnlich, oberflächlich oder gemein sei, da werde er deshalb freilich auch widerlicher und platter.

Digitized by Google

Die Erreichung des deutschen Ideals erscheint dem Verfasser als die eigentliche oder doch als die tiefste nationale Aufgabe der Deutschen. Sein Streben geht so zu sagen auf eine Erziehung der deutschen Nation in ihrer Gesammtheit für das deutsche Ideal hinaus. Es entsprach seiner Lebensführung, wenn er die Kunst und das corporative oder, wenn man lieber will, genossenschaftliche Prinzip als die beiden großen Hebel dafür benutzt wissen wollte. In der Dresdener Bildergallerie war ihm — es ist dies nicht zu leugnen — in frühen Jahren die Kunst entgegengetreten; wenn er auch später von solchen Ausstellungen nicht viel wissen wollte. Seine nachherigen Reisen hatte er vor Allem benutzt, um unsere alte deutsche Kunst kennen zu lernen. Auf der Universität hatte er das corporative Prinzip kräftig und tief erfaßt. Er suchte für das spätere Leben nach einem Ersatz für das, was ihm die Jugend geboten hatte; und seine persönlichen Verhältnisse legten ihm den Weg, den er dabei einschlug, nahe. Es handelte sich dabei um die beiden großen Eindrücke seines Lebens. Sie haben alle seine Gedanken befruchtet. Aus ihnen setzt sich alles, was er zu geben hatte, zusammen, und über beiden schwebt die Idee des Vaterlandes, der deutschen Weltmission, wie er sie auffaßte. Wie Kunst und Genossenschaft aber nur ein Mittel für die Volkserziehung im Großen sein sollten, so finden sich doch auch zahlreiche Erörterungen, die sich auf die Erziehung im engeren Sinne beziehen. Sie sind in den verschiedensten Aufsätzen und Briefen zerstreut. Wie ich meine, bilden sie aber doch ein selbständiges Thema seiner Hinterlassenschaft — neben und zwischen denen der Kunst und der Wissenschaft. Des Verfassers eigentliche Begabung lag vorzugsweise hier, und seine Bemerkungen auf diesem Gebiete gewinnen gerade in diesem Augenblick eine erhöhte Bedeutung. Die drei Gesichtspunkte, nach denen die vielfältigen Gedanken sich ordnen, sind demnach die Kunst, die Erziehung und die Genossenschaft.

Digitized by Google

Wenn unser Verfasser die Kunst als ein wesentliches Moment der Erziehung benutzt wissen will, so trifft er auch hier wieder mit „Rembrandt als Erzieher“ zusammen. Allerdings dehnt das Rembrandt-Buch den Begriff der Kunst auf die verschiedenartigsten anderen Gebiete aus. Aber schon sein Titel läuft doch auf eine Einwirkung von Seiten der Kunst hinaus. Es werden darin durchaus nicht die Mittel und Wege gezeigt, wie etwa die Rembrandtsche Kunst auf uns einwirken könne. Aber der Gedanke, daß wir durch sie lernen und dadurch zu unserer Eigenart zurückgeführt werden sollten, zieht sich durch das Ganze; und wenn unser Verfasser gegen die eitle, verstandesmäßige Kunstkritik eifert und die Herzensbildung als den Zweck der Kunst bezeichnet, so trifft das mit dem Wunsche und der Hoffnung des Rembrandt-Verfassers zusammen, daß wir durch ein der „Kunst“ wieder zugewandtes Geistesleben von dem übertriebenen Kultus des Verstandes, von jenem verstandesmäßigen Spezialismus und Realismus uns retten möchten, unter deren Drucke unsere heutige Bildung verkümmere. Die Künstler seien die echten Propheten, heißt es bei „Rembrandt als Erzieher“, und das Volk folge ihnen lieber als den Professoren.

Ich muß mich dagegen den Kritikern freilich anschließen, wenn sie gefragt haben, warum denn gerade Rembrandt unser Erzieher sein solle. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß für den Zweck jenes Buchs z. B. Dürer weit geeigneter sei. Die hier mitgetheilten Blätter gehen noch einen ganzen Schritt weiter. Dem auf die Kunst sich beziehenden Theile derselben könnte man die Ueberschrift „die Gothik als Erzieher“ geben. Es tritt hier freilich ein schneidender Gegensatz gegen „Rembrandt als Erzieher“ hervor. Dieser verwirft auf das Entschiedenste die Alterthümelei, das Archaisiren des Stils. Er redet da, wo unser Verfasser neues Leben sieht, von „Totengräbern“ und meint in diesem Zusammenhang, daß die Schraube sich nach vorwärts drehen müsse. Er ist an sich kein Gegner der Gothik. Aber die Renaissance steht ihm doch weit näher, er preist sie als einen Minoritätsstil, er sieht in ihr für das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert durchaus einen Fortschritt. Aus den praktischen Bedürfnissen einer Stadt wie — Hamburg soll sich jetzt ein neuer deutscher Stil entwickeln.

Digitized by Google

Auch die stilistische Alterthümelei unseres Kunstgewerbes verwirft das Buch durchaus, und selbst die Renaissance in der Architektur findet *für unsere Zeit* keine Gnade vor seinen Augen. Man erstaunt, wie ein solcher Gegensatz sich bei so vieler Uebereinstimmung finden kann. Auch auf das politische Gebiet greift derselbe hinüber: ja, er scheint dort beinahe seine Wurzeln zu haben. Denn nicht ohne eine gewisse Berechtigung bezeichnet „Rembrandt als Erzieher" gerade München, wo unser Verfasser seine Gedanken über die Kunst niederschrieb, als den Ausgangspunkt solcher repristinirenden Tendenzen. Es sei ein letztes Aufflackern des süddeutschen Geistes, der nun seine Herrschaft wohl an den norddeutschen abgeben werde. Wie völlig anders *unser* Verfasser! Eigentlich sind es doch die Erforschung des gothischen Stils und die Propaganda für denselben, denen er die beste Kraft seiner mittleren Jahre gewidmet hat. Er sah darin den vollkommensten Ausdruck des deutschen Geistes, den es je gegeben habe und je geben könne; und er betrachtete ihn deshalb auch für uns als *auf die Dauer* maßgebend. Es ist wahrlich nicht blos der Münchener Einfluß, der sich bei ihm geltend machte. Die Art, wie er seine Anschauungen über den gothischen Stil motivirt, ist vielmehr ein weiterer Beitrag zur Erkenntniß dessen, was er unter dem deutschen Geiste versteht, und wie er dessen Gegensatz zu dem klassischen auffaßt. Es sei mir verstattet, es hier vorweg zu nehmen und dabei noch einmal die Anschauungen unseres Verfassers zu resumiren. Wir fänden, sagt er, das Streben nach dem Besonderen einerseits und nach dem Hohen andererseits in den gothischen Bauten verkörpert. Jeder einzelne Bautheil werde zu fast vollständiger Selbständigkeit ausgebildet, die seinen Zweck deutlich erkennen lasse. Ueberall sähen wir scharfe Linien, überall markig hervortretende Sonderung der einzelnen Theile. In diesen scharfen Linien und dieser Sonderung träten große Kontraste hervor: aber es liege in all' diesen Kontrasten, in all' diesen Kämpfen vollkommener Einklang. Der Zweck des Ganzen werde dadurch erst recht gefördert und veranschaulicht. Durch das gemeinsame Streben, das sich in jedem Bautheile so gut wie in dem Ganzen ausspreche, werde all' dieser Kontrast und Kampf in eine Einheit aufgelöst. Von dem untersten Sockelsteine jedes Pfeilers bis hinauf zum

Digitized by Google

Bogenschluß und zur obersten Kreuzblume gehe das gleiche, einheitliche Streben, das in der Spitze des Turmes zusammengefaßt werde: das Streben, den Sinn des Menschen mächtig von der Erde hinwegzuziehen und zu Gott hinauf zu leiten. In der klassischen Baukunst herrsche dagegen überall volle Ebenmäßigkeit und, wo irgend möglich, sogar Symmetrie. Nirgends dürfe ein Bauglied größere Selbständigkeit erhalten, überall sei der scharfe Kontrast oder doch der Kampf der einzelnen Bautheile vermieden, alles zu hohe Streben abgeschnitten. Zuletzt lege sich ein ziemlich flaches Dach über das Ganze. Ueberall plastische Ruhe, sinnlich schöne, volle Formen! Das Ganze hafte an der Erde im Gegensatz zum himmelangehenden Streben der Gothik. Diese schöne Sinnlichkeit, diese kampflose Harmonie, die Ruhe, das Genießen — das aber gerade sei das Gefährliche für den deutschen Geist. Das habe in Italien unser bestes Mark entkräftet, das habe unsere Kunst und unsere Denkart vergiftet, das sei der wahre Venusberg für den deutschen Tannhäuser.

Unsere Gebildeten, die höheren Klassen, welche doch im Kunstgefühl die Leiter des Volks sein sollten, würden heute durch eine unübersteigliche Kluft vom Volke getrennt: weil sie einerseits lediglich mit dem Verstande, mit logischen, abstrakten Regeln an die Beurtheilung von Kunstwerken herangingen, und weil sie sich andererseits in die altklassische Geistesrichtung hineingezwängt hätten. Die Wiedererweckung echten Kunstsinnes sei überall nur dann möglich, wenn man sich ganz und voll der nationalen Kunstrichtung anschließe. Diese sei nirgends etwas willkürlich Entstandenes und Erfundenes, sondern das natürliche Produkt der Geistesrichtung, die Gott jedem Volke mitgegeben habe. So kommt unser Verfasser zu dem gothischen Stile als dem, in welchem sich unsere Eigenart nach der inneren Ueberwindung des Fremden ihren Ausdruck geschaffen, und der deshalb der für uns Deutsche allein mögliche sei. Das Sammelsurium von Stilarten, das man heut zu Tage bei uns finde — auch „Rembrandt als Erzieher" bekämpft es — könne auf die Länge unmöglich beibehalten werden, führe zur Charakterlosigkeit und zum Kosmopolitismus. Machen könne man aber auch keinen Stil. Wollten wir einen Stil haben,

Digitized by Google

so sei eben der gothische Stil der allein mögliche. Wir hätten ihn in Gemeinschaft mit den anderen Germanen und den mittelalterlichen Nordfranzosen, die K. beinahe als französisch redende Deutsche betrachtet, erzeugt. In und mit diesem Stil hätten wir das Größte erreicht, was wir überhaupt auf dem Kunstgebiete geleistet, seien wir von Polen bis zum südlichen Spanien zur führenden Rolle auf dem Gebiete der Kunst gelangt. Nur in diesem Stil hätten wir große, nationale Bauwerke erzeugt, welche Anknüpfungspunkte für eine nationale Baukunst der Zukunft darbieten. Und wie die deutsche Kunst geistiger sei als die altklassische und „welschklassische", so sei sie auch realer. Ihr Realismus beruhe eben auf dem Individualismus der Deutschen. Man sieht, wie so nun doch der deutsche Individualismus zu seinem Rechte kommt. Er bilde, meint der Verstorbene, das Gegengewicht gegen eine zu große Vergeistigung und erhalte eben dadurch den Idealismus gesund. Charakteristisch für ihn ist es, daß seine konkrete, dem wirklichen Leben zugewandte Richtung ihn z. B. die Allegorie verwerfen läßt, und daß er sich andererseits mit so besonderer Entschiedenheit stets gegen das erklärt hat, was man mit einem sehr euphemistischen Ausdrucke als „gesunde Sinnlichkeit" in der Kunst bezeichnet. Gebe sie den geistigen Grundgedanken auf, meint er, so werde die Kunst nur zu rasch auf solche Wege gerathen; verlasse sie den Boden des Individualismus, so werde ihr das wirkliche Leben fehlen.

Das, was der Verfasser zunächst bekämpfte, war das allgemeine und in dieser Allgemeinheit „langweilige" Schönheitsideal. Er verwirft es, daß man den allgemeinen Menschen, den es eben niemals und nirgends gegeben habe, zum Gegenstand der Darstellung mache. Es sei ein homunculus, den man auf diesem Wege zu Stande bringe.

Wie er in dem, was er unter Individualismus der deutschen Kunst verstand, einen Kampf der einzelnen Theile sah, so sieht er darin auch die Quelle der Einfachheit und Kraft. Und gerade diese Einfachheit und Kraft der deutschen Kunst sollte ja erziehend auf die Gesammtheit des Volkes wirken.

Auch hinsichtlich der Poesie richtet sich des Verstorbenen Urtheil zunächst nur nach dem sittlichen Werth des Dargestellten. Nibelungenlied und Gudrun sind sein Ausgangspunkt. Recht in die Augen springt

Digitized by Google

der Gegensatz, in dem er hier zu seinem mecklenburgischen Landsmanne Schack steht. Doch ist der Gegensatz freilich kein geringerer, wenn dieser darüber lächelt, daß der Geschichtsschreiber Böhmer in Italien lediglich die Baudenkmäler des Mittelalters aufgesucht habe, und wenn unser Verfasser Italien besucht, um die Baudenkmäler der alten Gothen dort kennen zu lernen.

Des Verfassers Urtheil über unsere neuere deutsche Poesie halte auch ich für einseitig. So hoch ich die Vaterlandslieder und die schwäbische Dichterschule stelle, so wäre unsere letzte Litteraturepoche m. E. doch eine ärmliche zu nennen, wenn wir nur sie besäßen. Wenn der Verfasser der Hauptsache nach Schiller Göthe vorzieht, so spricht auch daraus die Tendenz, dem Gegensatze gegen den Idealismus aus dem Wege zu gehen. Schillers sittlicher Ernst war so recht nach dem Herzen unseres Verfassers, und die schwäbische Abkunft trug auch das Ihrige zu seiner Vorliebe bei. Das, was er über den Tell schreibt, ist vielleicht nicht ohne Werth: mir gegenüber hat er oft auf die treffliche Schilderung der im Uebergange zum Adel begriffenen Vollfreiheit im Tell hingewiesen. Eigenthümlich ist es, wenn unser Verfasser von Schiller sagt, er habe klassischen Geist in deutscher Form geben wollen. Recht hat er meiner Ueberzeugung nach, wenn er gerade in Schiller den Beweis findet, daß die Verbindung von deutschem und klassischem Geist nicht möglich sei, und daß keine Brücke von dem einen zu dem andern hinüberführe. Trefflich finde ich die Bemerkung, daß in Schillers „Freude schöner Götterfunke" beinahe etwas Bacchantisches liege.

Wie die Polemik gegen die Romane, so wird auch die gegen die Oper manchem Leser wunderlich erscheinen. Der Verfasser steht aber hierin doch nicht so allein, als es scheint. Riehl stellt in seinen „musikalischen Charakterköpfen", die der Verfasser, wie ich glaube, nicht kannte, die Oper als eine Kunstgattung von doch immerhin zweifelhafter Berechtigung hin und kommt schließlich zu dem Resultat, daß dieselbe sich ausgelebt habe. Die berauschende Sinnenwelt, der die Oper immer mehr verfällt, mußte gerade unserem Verfasser durchaus antipathisch, das Unwesen der Operetten würde ihm natürlich ein Beleg für seine Ansicht gewesen sein.

Digitized by Google

„Lohengrin“ und „Tannhäuser“ hatten ihm doch einen größeren Eindruck gemacht, als es nach dem Briefe aus Hannover scheinen könnte. Aber er blieb dabei, daß die Oper unser Drama ruinire. Die für beide maßgebenden Gesichtspunkte seien zu verschieden und doch eine Rückwirkung der Oper auf das Drama unvermeidlich. Das falsche Pathos unserer Schauspieler leitete er wesentlich von der Oper her.

Was sodann das Romanelesen betrifft: nun, daß dasselbe auf zahlreiche Menschen in der verderblichsten Weise wirkt und gewirkt hat, wird, wie ich glaube, nicht bestritten werden.*) Sehr viele und illüstre Beispiele ließen sich anführen, wo, wie es der Verfasser so besonders betont, die Abwendung von Wirklichkeit und Geschichte die Folge war. Niemand charakterisirt die Abwendung von der Geschichte gewiß mehr als — Rousseau. Dieser hatte wenig gelernt; ja, mit Ausnahme von Romanen, auch sehr wenig gelesen, und er bekennt selbst, daß die Lektüre der Romane ihm „romantische, bizarre Begriffe vom wirklichen Leben“ gegeben habe, von denen ihn weder Erfahrung noch Nachdenken jemals vollständig befreit hätten. Ein anderes illüstres Beispiel ist — Napoleon I., der bekanntlich sehr wenig ernste Bücher, aber in seinen Lieutenantsjahren ganze Haufen von Romanen gelesen hatte. Wer will entscheiden, ob nicht die ungezügelte Phantasie, die ihn nach Moskau führte, daher stammte? Ohne die Romanlektüre wären die edleren Seiten seines Wesens vermuthlich weniger consumirt worden. Heut zu Tage liegen die Dinge etwas anders. Wir sind weit weniger empfänglich für das Ideale. Aber die Romanlektüre wirkt heute fast wie ein Laster, wie der Genuß des Opiums auf weite Kreise unserer männlichen und weiblichen Jugend. Die Phantasie wird dadurch absorbirt, die Thatkraft durch den uns gefangennehmenden Rausch geschwächt, ja die Umkehr unmöglich gemacht, wenn das Romanelesen es niemals zu unbefriedigten Stimmungen kommen läßt. Nur die absolute Verbannung aller Romane wird in solcher Lage gegen die geistige Morphiumsucht

*) Daß auch unser Verfasser selbst nicht ohne diese Erfahrung geblieben, wurde oben berührt.

Digitized by Google

helfen können. Ich wüßte gegen das Verdikt unseres Verfassers nicht allzuviel einzuwenden, da er wenigstens für das reifere Alter einzelne Ausnahmen zuließ.*) Nur deutete ich schon an, daß seine Begründung mehr auf eine auch 1860 bereits vergangene Zeit paßt. Welche verhängnißvolle Wirkung hat z. B. Rousseaus „neue Heloise“ auf so viel Damen seiner Zeit ausgeübt! Für unsere Zeit wird man aber sagen müssen, daß die verderbliche Wirkung des Romans weniger auf den falschen Idealen beruht, die er uns giebt, als darauf, daß er unsere Phantasie nicht zur

*) In späteren Jahren hat er ausdrücklich konstatirt, daß er Ausnahmen zulassen müsse. Für die frühere Zeit schien dies zweifelhaft. Es findet sich aber, daß er auch in jener Zeit schon einmal eine Ausnahme machte: es ist die von Gustav Freytags „Soll und Haben“. In einem Tagebuchblatt vom 18. Mai 1861, das hier nicht wohl verwendbar erschien, sagt der Verstorbene, er wisse diesem Werke von den poetischen Ereignissen der allerneuesten Zeit, soweit er sie kenne, keines an die Seite zu setzen. Wie bei Schillers Tell sei nicht eine einzelne Person der Träger des Ganzen. Wenn Freytag vielleicht auch nicht zum klaren Bewußtsein hierüber gekommen, so scheine die Grundidee doch die zu sein, daß er den Kaufmannsstand zum Gegenstande eines Romans machen wolle. Es folgt dann eine eingehende Kritik. Der Hauptheld, sagt K., sei zu wenig individualisirt und zu sehr in die allgemeine, unbestimmte Menschenform gegossen. Was die Schilderung des Adels betreffe, so sei das Tadelnswerthe, von einigen Unwahrscheinlichkeiten abgesehen, an sich nicht etwa zu schwarz geschildert. Es würden sich noch viel schlimmere und doch vollkommen wahre Züge haben anbringen lassen. Aber dem Bild des moralisch zu Grunde gehenden Edelmanns hätte das des edel, frei und recht fühlenden und handelnden Adels gegenüber gestellt werden müssen, gerade wie der Dichter dem schlechten Juden den tiefedelen und selbstlosen gegenüberstelle. Denn guter und rechter Adel bilde eben doch nicht die Ausnahme. Die Kritik ist so ausführlich, daß man sieht, wie eingehend der Verstorbene sich mit dem Gegenstande befaßt, und wie ihn der Gegenstand berührt hat. Der Verstorbene ist, so hoch er Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ stellte, mir gegenüber auf den Gedankengang dieses Tagebuchblatts nur, so weit derselbe sich auf den Adel bezieht, zu reden gekommen. Allerdings kann es aber als Beleg dafür dienen, wie zugänglich der Verstorbene für eine Anregung war und daß er zu keiner Zeit alle Romane absolut verurtheilen wollte.

Digitized by Google

Ruhe kommen läßt und sie fort und fort durch neue Bilder kitzelt: ein Gedicht bietet Ruhepausen und erhebt niemals in gleichem Maße den Anspruch, das wirkliche Leben darzustellen; davon ganz abgesehen, daß es meist kürzer ist und in seiner Form schon ein Gegengewicht gegen den bloßen Heißhunger einer nach immer neuem Stoffe verlangenden Phantasie bietet. Will man wie der Verfasser körperliche und geistige Abhärtung und Nüchternheit, so muß der Roman jedenfalls auch heute noch für die Jugend und bis zu einem Alter verbannt werden, wo er eben seinen Reiz verliert.

Was aber die Anfertigung von Romanen betrifft, so heißt es auch bei „Rembrandt als Erzieher", es sei ein schlimmes Zeichen für eine Litteratur, wenn sich dieselbe auf Romanschreiben zu beschränken drohe. Mehr und mehr tritt der künstlerische Werth zurück; und es bleibt dann meist nichts anderes als der Sinnenreiz, der zuletzt natürlich auch von buchhändlerischer Finanzspekulation ausgebeutet wird.

Unserer modernen *Malerei* und *Skulptur* stand der Verfasser im Großen und Ganzen natürlich ebenfalls gegnerisch gegenüber. Hinsichtlich der ersteren machte er jedoch Ausnahmen. Er erkannte an, daß die Holzschnitte Ludwig Richters in der That auf deutschem Boden stehen und unserer künstlerischen Vergangenheit sowohl als unserem Volke gerecht zu werden suchen. So schätzte der Verstorbene auch die Genrebilder von Knaus und Defregger sehr. Wie er sich auch auf diesem Gebiete nicht absolut ablehnend verhielt, beweist ferner der oben mitgetheilte Brief aus Frankfurt am Main. Man würde sich aber sehr irren, wenn man etwa annehmen wollte, daß der Verstorbene ein Verehrer der s. g. romantischen Schule Overbecks gewesen sei. Er erkannte Overbecks edles Streben an. Aber er war *ein Gegner seiner Bilder*, die ihm nicht kräftig und charakteristisch genug waren. Seine fünf thörichten und fünf klugen Jungfrauen im Städelschen Museum liebt er durchaus nicht und ebenso wenig z. B. Jairus' Töchterlein. Er wurde nicht müde, gerade diesen Bildern gegenüber zu betonen, wie viel schöner und tiefer die Bilder unserer alten Maler seien. Es ist die gleiche

Digitized by Google

Stellung, wie die, welche er den par excellence als „Romantiker" bezeichneten Dichtern und welche er den modernen Gothikern gegenüber einnahm. Mit all' dieser höchstens halbwahren Reproduktion des deutschen Geistes wird man des Freundes Richtung nicht zusammenwerfen dürfen; und es ist seine Zwischenstellung zwischen Konservativ und Liberal in gewissem Sinne auch dasselbe. Es bleibt eben nichts anderes übrig, als K.'s Verwerfung als die eines absoluten und darum sinnlosen Kritikers alles Modernen oder — die Einräumung, daß dem Verstorbenen ein positives und praktisch mögliches Ziel allerdings vor der Seele stand. Vielleicht zeigt sich das nirgends deutlicher, als gerade hier.

Weit schwerer noch konnte er sich natürlich entschließen, in der heutigen Skulptur, einschließlich des Erzgusses, Ausnahmen zu statuiren, die er anerkennen konnte. Mir scheint, daß auch hier durch das Portrait ein gesunderes und nationaleres Element hinzugekommen ist; und es ließen sich leicht Figuren aufführen, die der Verfasser m. E. an sich anerkennen mußte. Dieser war aber überhaupt ein Gegner aller monumentalen Standbilder im modernen Sinne. Seiner Ansicht nach sollte auch die Skulptur immer nur in Verbindung mit der Architektur auftreten und dieser dienen. In der von einem Gebäude isolirten menschlichen Figur sah er etwas Unnatürliches, Kaltes, das der Natur des Menschen nicht entspreche. Reiter-Standbilder erschienen ihm prätentiös. Gruppenbilder wie das Wormser Lutherdenkmal betrachtete er als eine ganz unnatürliche Häufung.

Vorschläge hinsichtlich des Besserwerdens finden sich speziell für unsere Skulptur in dem Mitgetheilten kaum. Für die Malerei, die ihm in München durch den Verkehr mit Malern besonders nahe getreten, hat unser Verfasser dagegen eine Reihe von rein praktischen Vorschlägen, und einige derselben lassen sich auch auf die Skulptur beziehen. Als unerläßlich für das Emporkommen einer wirklich nationalen Malerei betrachtet es der Verfasser, daß unsere Künstler den Wahn aufgeben, nur in Italien könne die Kunst erlernt werden. Manches hierüber Gesagte ist gewiß von schlagender Richtigkeit. Es kann ja nicht fehlen, daß der großen

Digitized by Google

Mehrheit der nach Italien pilgernden Maler ein gutes Stück deutscher Art und deutscher Auffassung verloren geht; und es ist ohne Zweifel richtig, daß ebenso wenig die Italiener, als ihre Landschaften, zu Modellen für deutsche Bilder dienen können. Wir bekämen niemals eine deutsche Malerei, meint der Verfasser, so lange nicht das Rennen nach Italien aufhöre. Gehe ein Künstler dorthin, so solle er auch ganz italienisch malen, damit kein Zerrbild herauskomme. Das thäten die Herren dann aber doch nicht und könnten's meist auch nicht. Es scheint mir klar zu sein, daß hier ein ergiebiges Feld für den Kampf gegen die „Ausländerei" liegt.

Fast nicht minder als gegen die Pilgerfahrten nach Italien, ist der Verstorbene gegen die Kunstakademien, die er Kunstbrutöfen nennt. Statt hierfür vieles Geld auszugeben, solle man lieber wirklich bedürftige Künstler unterstützen, sagt er. Man darf sich hier der höchst praktischen und mit denen unseres Verfassers ziemlich übereinstimmenden Vorschläge erinnern, die Göthe in seiner „Reise am Rhein, Main und Neckar" für die Städte Köln und Frankfurt statt etwaiger Akademien macht. Der Sinn kann nur der sein, daß auch er überhaupt gegen Kunstakademien ist. „Der einzelne Jüngling", sagt Göthe, „will vom eigenen Meister unterrichtet sein, und wenn er dort nun gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse Ueberzeugung höchst kräftig wirken." Ganz dasselbe äußert August Reichensperger hinsichtlich der Architekten. Auch in dem Urtheil, daß der Verstorbene trotz der Anregung, die er der Dresdener Gallerie in seiner Jugend verdankte, über die Wirkung unserer Bildergallerien fällt, steht er wahrlich nicht allein.*) Neu ist, wie ich glaube, der für die Maler übrigens nicht verletzend gemeinte Gedanke, daß es diesen an allgemeiner Bildung zu fehlen pflege, und vor allem der charakteristische Wunsch einer Universitätsbildung der Maler. Daß dadurch schon allein dem, was er an unserer modernen Malerei tadelt, abgeholfen werden würde, glaubt der Verfasser natürlich nicht. Vor allem fehle es an der Selbstbeschränkung bei unseren Malern. Viel Verkehrtes komme

*) Siehe A. Reichensperger „Die Kunst Jedermanns Sache", Seite 32.

Digitized by Google

daher, daß die Maler sich an Aufgaben machten, die über ihre Kräfte hinausgingen oder überhaupt unmöglich seien. Sie müßten das wirklich Essentielle, das geistige Wesen des zu malenden Gegenstandes erfassen. Das aber könnten die Maler eben meistens nicht, weil es ihnen an der bescheidenen Selbstbeschränkung fehle, d. h. weil sie unserem Herrgott ins Handwerk pfuschen, Menschen und Natur so darstellen wollten, wie sie dieselben geschaffen hätten, wenn sie — Gott wären.

Geradezu frivolen Erzeugnissen der Kunst gegenüber war der Verfasser gerade hier unerbittlich. Wie die schlechten Romane und Theaterstücke, so sollten auch sie unter die strenge Kontrole des Reichs gestellt werden: es müsse dies eine der ersten Pflichten eines neu zu gründenden Reiches sein. Allen Malern empfiehlt er das Studium unserer mittelaltertichen Kunst als das beste Mittel, um die Selbstbeschränkung sich anzueignen. Von dem entschiedenen Vorzuge, den er dabei den Oberdeutschen giebt, und von dem Gegensatze, in den er dadurch zu dem Rembrandt-Verfasser geräth, war schon oben die Rede.

Ferner als Poesie und bildende Künste, lag dem Verfasser die Musik. Doch sind in dem Mitgetheilten Bemerkungen enthalten, denen doch ein gewisser Werth vielleicht nicht abzusprechen ist, und die jedenfalls auch auf diesem Gebiete selbständiges und tiefes Empfinden an den Tag legen. Johann Sebastian Bach und die deutsche Hausmusik sind für des Freundes Urtheil über Musik maßgebend. Beethoven — man gedenke dabei des Vorzugs, den er Schiller giebt — steht ihm näher als Mozart.

Die Grundlagen aller Künste und darum die wichtigste Kunst bleibt dem Verfasser die Baukunst. Er wird nicht müde, es zu betonen, daß unsere deutsche Kunst auf diesem Gebiete den höchsten Gipfel erreicht, während unsere mittelalterliche Malerei und Skulptur das Verhängniß schon in den Kinderschuhen getroffen habe. Schon oben war von der Gothik als dem deutschen Stile die Rede. Nicht Alles, was der Verfasser in Beziehung auf ihn sagt, ist neu. Aber er hatte so wenig über diese Fragen gelesen, daß das, was er sagt, dennoch völlig sein Eigenthum ist. Höchstens kann man sagen, solche Auffassungen hätten in den sechziger Jahren in der Luft ge-

Digitized by Google

legen. Sehr ähnliche Gedanken findet man vor allem in August Reichenspergers kunsthistorischen Schriften.*) Es ist aber charakteristisch, daß auch diese der Gothik zugewandte Kunstrichtung zuerst in England auftam, wo Welby Pugin im Jahre 1836 für sie eintrat, und daß die Gothik nirgends so wie in England zur Herrschaft kam. Wenn wir uns der Gothik zuwenden, so folgen wir in ähnlicher Weise einem englischen Anstoß, wie unsere Litteraturblüthe im vorigen Jahrhundert einem solchen ihre Existenz verdankt.

Ganz wie Reichensperger betrachtet auch der Verstorbene dabei „die Kunst als ein wesentliches Element des Volkslebens, als eine unabweisliche Bedingung seiner Frische und Gesundheit." Und er würde es nicht minder unterschrieben haben, daß die Kunst dem Kunstbedürfniß der unteren Volksschichten entsprechen müsse, daß sie nicht „eine Art Luxusartikel" für die reichere und vornehme Klasse sei.**) Gewiß richtig ist es, wenn Reichensperger hinzufügt, diese Ansicht sei mit der Renaissance — sie war in der That ein Minoritätsstil — aufgekommen. Unseren Verhältnissen entspreche gerade die Gothik, urtheilt unser Verfasser. Sie sei auch außerordentlich praktisch. Wegen seiner Freiheit von den Fesseln der Symmetrie könne der gothische Stil jede Ecke, jede Ungleichheit des Niveaus benutzen, brauche namentlich bei Profanbauten nicht gleich hohe Fenster und gleichlaufende Fensterreihen; er könne Hau- und Backsteine und ebenso Holz, den Flach-, Rund- und Spitzbogen***) gleich gut verwerthen; ja, er gewinne gerade durch die zu überwindenden Schwierigkeiten. Auf den Spitzbogen als solchen legte er wenig Werth und stand auf dem Satze, daß die Gothik durchaus unabhängig von dem Spitzbogen sei.†) Die Frage, woher dieser stamme, berührte ihn deshalb kaum. Die Gothik hatte sich seiner

*) Siehe z. B. das oben citirte, jetzt wieder neu herausgegebene „Die Kunst Jedermanns Sache." Doch springt es in die Augen, daß unser Verfasser weiter als Reichensperger geht, wenn er für den gothischen Stil die Alleingültigkeit innerhalb Deutschlands in Anspruch nimmt.

**) Siehe a. a. O. Seite 9.

***) Siehe „Die Kunst Jedermanns Sache", Vorrede zur zweiten Auflage Seite VIII.

†) Siehe ebendaselbst Seite 33 und IX.

Digitized by Google

Meinung nach folgerichtig und mit innerer Nothwendigkeit aus dem romanischen Stile entwickelt. In späteren Zeiten hob der Verfasser aber dann doch noch zwei weitere Punkte zu ihren Gunsten hervor, von denen der eine, wenn auch nicht allein, so doch zu einem wesentlichen Theil auf dem Spitzbogen beruht. Der gothische Stil, pflegte er zu sagen, sei derjenige, der die größten Massen zu bewältigen und sie so zu gliedern verstehe, daß Plumpheit und öde Massenhaftigkeit überall vermieden würden; und ich meine, daß gerade gegen dies letztere Argument wenig einzuwenden sein wird. Ich glaube, daß sich die Gothik deshalb gerade für moderne Massenverhältnisse eignet. Wo bleiben die großartigsten griechischen Tempel neben den Domkirchen von Köln und Straßburg oder selbst von Ulm und Freiburg? Sie verhalten sich zu ihnen höchstens wie ein sophokleisches Drama zu einem shakespeareschen Trauerspiel.

Wies man darauf hin, daß doch auch fremde Stilarten auf die Entstehung der Gothik eingewirkt hätten, so pflegte der Verfasser zu antworten, daß kein Volk, seitdem es einmal Stilbauten gebe, wieder von vorn angefangen und einen Stil aus sich selbst herausgeschaffen habe. — Auch die Griechen hätten sich an die Aegypter und Asiaten angelehnt und nicht etwa von vorn angefangen. Unsere Bauten aber würden außerordentlich poesielos werden, wenn wir dies mit der unkräftigen Phantasie der Eisenbahnzeit versuchen wollten. Dies möchte ich auch „Rembrandt als Erzieher" entgegenhalten. Wer in seinem Sinne von Hamburg einen ganz neuen Stil erwartet, wird vergebens hoffen. Die blos auf das praktische Bedürfniß Rücksicht nehmenden Prachtbauten der Hamburger werden ganz gewiß ohne Bedeutung für unsere Kunstgeschichte bleiben. Aber sie haben in den letzten Jahrzehnten gute gothische Kirchen gebaut; und da, wo sie in ihren Lagerhäusern wirklich an hanseatische Vorbilder anknüpften, bauten sie meist praktisch und hübsch.

Dennoch giebt es auch auf diesem Gebiete Berührungspunkte zwischen unserem Verfasser und der von uns als Gradmesser immer wieder herangezogenen Schrift. Ersterer will eine einfache, praktische und vor allem bescheidene Gothik, die sich dem Zweck überall anschließe und denselben erkennen lasse. Eisenbahnhöfe, die wie

Digitized by Google

Kirchen gebaut seien, verwirft er ebenso als jene Gebäude, die ein großes Treppenhaus mit einigen Stuben zu sein scheinen. Unsere Wohnstuben sollten keine Kunst-Raritätencabinette sein*) u. s. w.

Ueber die Mittel zur Verbreitung des gothischen Stils finden sich nur wenige Andeutungen. Es ist sehr begreiflich, daß der Verstorbene auch seinen neuen Klöstern die Pflege der alten Kunst zugewiesen wissen wollte. Aehnlich klingt es, wenn Reichensperger namentlich unter den Geistlichen die Gründung von Kunstgesellschaften empfiehlt.**) Mit Befriedigung hebt dieser hervor, wie die Kunst-Weberei und -Stickerei in den Klöstern gepflegt werde. Wenigstens in letzterer Beziehung könnten auch protestantische Diakonissenhäuser genannt werden. Der größte Feind ist auch hier die Bureaukratie, die sich z. B. in Preußen auch des Bauwesens in hohem Grade bemächtigt hat.***) Man solle, sagt Reichensperger, die Pflege der Kunst den Künstlern und dem Publikum überlassen, die angehenden Künstler aber nicht in eine bureaukratische Zwangsjacke stecken, sondern die Individualitäten „sich frei unter selbstgewählter Leitung" „entwickeln lassen."†) Was die öffentlichen Bauwerke betreffe, so würden diese ganz gewiß schöner und zweckmäßiger, wenn man eine Konkurrenz ausschreibe und die Entscheidung frei von Kennern treffen lasse.

Die Hauptsache freilich bleibt, wie auch Reichensperger darlegt, daß unsere Architekten von Hause aus an deutschen und nicht, wie es noch immer geschieht, an griechischen Vorbildern geschult werden, daß die deutsche und nicht, wie es geschieht, die griechische Kunst dem Unterricht der Künstler zu Grunde gelegt wird.††) Was hier im Wege steht, ist vor allem die Besorgniß, durch den Stil unseres deutschen Mittelalters in den Katholizismus hineingeführt zu werden.

---

*) Diese Grenzlinie war auch durchaus bei des Verfassers eigenem Hause eingehalten.

**) Siehe a. a. O. Seite 24.

***) Siehe ebendaselbst Seite 17 ff.

†) Ebendaselbst Seite 21 und 32.

††) Siehe Reichensperger daselbst Vorrede Seite XVI und Seite 27 ff.

Digitized by Google

Man sollte aber nicht voreilig mit solchen allgemeinen Urtheilen bei der Hand sein. Nicht die Jahrhunderte, wo das römische Kirchenwesen in unbestrittener Blüthe stand, haben den gothischen Stil erzeugt. Das Produkt jener Jahrhunderte war vielmehr der romanische Stil, den man z. B. in Frankreich im Gegensatze zu dem „königlichen Stile“ der Gothik als den eigentlichen Mönchsstil betrachtete. So ist auch die Renaissance unter der direkten Protektion der Päpste emporgekommen; und es giebt noch heute Katholiken in Europa, die für diesen „päpstlichen Stil“ und gegen die Gothik eintreten. Daß die Kurie die Gothik jemals in Schutz genommen, hat man niemals gehört. So decken sich Katholizismus und Gothik nirgends: und Reichensperger weist mit Recht darauf hin, daß die Kunstschriftsteller Gurlitt und Lübke gerade umgekehrt behauptet haben, daß die Gothik das Erwachen einer Opposition gegen die katholische Kirchenherrschaft bedeute, daß sie die Anfänge eines neuen unrömischen Geistes, eines gegen die Tradition sich auflehnenden Individualismus, einen Drang nach Vorwärts in unentdeckte Gefilde der Erkenntniß enthalten.*) Auch dieser Auffassung würde sich der Verstorbene nicht unbedingt angeschlossen haben. Aber sie hat vielleicht ebenso viel Berechtigung, als die entgegengesetzte. Wir könnten es, wie ich glaube, was diesen Punkt betrifft, ruhig wagen, gothisch zu bauen.

So wie sie war und namentlich in den sechziger Jahren war, fand unsere moderne Gothik freilich eine sehr geringe Gnade vor des Verstorbenen Augen. Sie war ihm nicht einfach und nicht kräftig genug, zu sehr auf dem Wege der Reflexion entstanden und deshalb zu sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt. Mit wenigen Ausnahmen war es auch hier nur das Streben, was er in ihr anerkannte. Dem Haschen nach dem Besonderen und der Häufung der Motive wollte er, wie schon bemerkt, auch bei der Gothik keinen Raum verstatten. Ja, es kam, wie er selbst andeutete, häufig vor, daß er ein ganz einfaches, so zu sagen, stilloses und selbst ein im Stile der letzten drei Jahrhunderte erbautes Gebäude gothischer nannte, als eine prunkvolle, mit Erkern, Giebeln und

*) Siehe Reichensperger a. a. O. Seite XVI.

Digitized by Google

Thürmchen überladene Villa, die ein Schloß im verkleinerten Maßstabe darzustellen prätendirte. Es nähert sich schon sehr den Ausführungen des Rembrandt-Buches, wenn er mit Wärme für den Rothbau eintritt; und es kommt auf dasselbe hinaus, wenn er — ich bitte auch diese Wiederholung zu entschuldigen — von dem Satze ausgeht, daß jedes von den Stilarten abstrahirende, lediglich nach den inneren Bedürfnissen aufgeführte Gebäude in Deutschland — es schwebt ihm dabei ein Giebelhaus mit hohem Dach vor — nothwendig gothisch werden müsse. So ließe sich noch Manches anführen. Vielleicht könnte man doch auch heranziehen, daß „Rembrandt als Erzieher" sich zunächst nicht gegen die Nachahmung der Gothik, sondern die der Renaissance wendet. Die Zeit nach 1870 suchte nach einem nationalen Stile; aber sie wagte nicht, auf die Gothik zurückzugreifen „Deutsche Renaissance" lautete das Schlagwort. Diese sollte uns zu einem nationalen Stile führen. Aber diese Tendenz hat wahrlich eine kurze Lebensdauer gehabt. Praktisch hat sie nicht Stand gehalten; praktisch hat sie rasch zum Rococo und dann sogar zum — Zopfstil zurückgeführt; und „Rembrandt als Erzieher" ist nur ein Beweis, daß sie theoretisch noch viel weniger Stand hielt. Der Verstorbene würde sagen, Halbheiten vermöchten niemals dauernde Erfolge in einem Volke zu erzielen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß auch ich mich zu dem gothischen Stile bekenne, und daß ich dessen Alleinherrschaft wenigstens *als zu erstrebendes Ziel* auch heute noch festhalte, daß auch ich für die Erziehung unseres Volkes kein geeigneteres Werkzeug kenne, als eben — die Gothik.

So werden wir ganz von selbst auf das zweite Hauptkapitel geführt, das der Verfasser behandelt hat: auf die Erziehung. Wenn die Gedanken hierüber auch aus den verschiedensten Schriftstücken zusammengesucht werden müssen, so hat der Verstorbene doch in dem Aufsatze über die **educatio equestris**, d. h. über die Erziehung in Geschlechtshäusern noch als Junggeselle ein Programm für die Erziehung etwaiger eigener Kinder entworfen, das wir zu Grunde legen dürfen. Da der Rembrandt-Verfasser uns gerade

Digitized by Google

hier zum guten Theil im Stich läßt, so erlaube ich mir bei diesem wichtigen Thema zum Vergleich auch die Schrift über die Erziehung der deutschen Jugend von Paul Güßfeldt*) und die, die entgegengesetzte Tendenz vertretende, Heinrichs von Treitschke über die Zukunft des deutschen Gymnasiums**) heranzuziehen, die beide auch für mich von großem Interesse gewesen sind. Daneben mußten die Ansichten Lagardes, die gerade hier vielfache Anhaltspunkte bieten, berücksichtigt werden.***)

Unser Verfasser stimmt wahrlich mit Güßfeldt überein, wenn er das Schwergewicht mehr auf die Ausbildung des Charakters als auf die der Intelligenz legt. Er berührt sich aber nicht minder mit Treitschke, wenn dieser die Vielwisserei und die ertödtende Methode unserer Spezialisten anklagt und geißelt. Die Erziehung sollte nach der Ansicht unseres Verfassers einfach und kräftig sein. Der einfache Gehorsam, das bescheidene Zurücktreten hinter den Erwachsenen bildete für ihn die Grundlage der Erziehung im Hause.†) Es sollte „nicht viel Wesens mit den Kindern gemacht werden." Die Mühe und Sorgfalt, die man sich thatsächlich mit ihnen giebt, sollte den Kindern wenigstens nicht zum Bewußtsein kommen. Es war durchaus auf eine Stärkung der natürlichen elterlichen Autorität abgesehen; und der Verstorbene ließ sich dabei nicht durch die in der Zeit liegenden Hindernisse beirren. Er wurde nicht müde, zu betonen, daß es auf den inneren, nicht auf den äußeren Gehorsam der Kinder ankomme. Moderner Kriticismus und Spottsucht sollten ganz besonders von ihnen absolut fern gehalten werden. Dabei sollten die Kinder recht frühzeitig an das Ertragen von Strapazen gewöhnt und in jeder Hinsicht

*) „Die Erziehung der deutschen Jugend" von Paul Güßfeldt.

**) „Die Zukunft des deutschen Gymnasiums" von Heinrich von Treitschke.

***) Siehe Lagardes „Deutsche Schriften" und denselben „Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien."

†) Man vergleiche hierüber die im Lebensbilde enthaltenen Aeußerungen K.'s. Schon hier begegnen wir allerdings einem indirekten Gegensatze gegen Güßfeldt.

Digitized by Google

abgehärtet werden. Auch kleinen Gefahren sollte man sie aussetzen, da es der Bildung des Charakters so außerordentlich zuträglich sei, einer Gefahr ins Gesicht zu sehen und ihr zu begegnen. Auch als Vater hat der Verstorbene diesen Grundsätzen nach Kräften zu entsprechen gesucht. Nichts verwarf er mehr, als das ewige Hüten der Kinder vor Gefahr und Erkältung. „Er wünsche auch hier das bei seinen Kindern durchzuführen", sagte er, „was er als Prinzip bei fremden Kindern für richtig halte."

Nicht blos freilich in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung waren Einfachheit und Kräftigkeit oberste Richtschnur. Wie er den Schülern alle Romane vorenthalten wissen wollte, so sollte überhaupt alle geistige Ueberreizung der Phantasie fern gehalten werden. Dagegen würden die Zöglinge auch nach seinen Plänen vor dem Nichtsthun bewahrt geblieben sein, in dem Lagarde den eigentlichen Krebsschaden unserer Jugend erblickt. Es hängt auch hiermit zusammen, daß er so bedeutende körperliche Anforderungen gestellt wissen wollte. Zunächst sind solche Uebungen als selbständig vorgenommen gedacht. Die Kraftproben, die der Verfasser dann doch bei der „Freisprechung" eines in dem Geschlechtshause Erzogenen verlangt, sind ohne Zweifel übertrieben. An der Richtigkeit des zu Grunde liegenden Gedankens ist aber wohl nicht zu zweifeln. Das, was er hier bei seiner educatio equestris vorschlägt, hat den großen Vorzug, daß es nicht leicht der Gefahr einer einseitig-militärischen Ausbildung mit Exerzieren und soldatischer Abrichtung erliegen würde. Ich darf vielleicht, ohne mißverstanden zu werden, darauf hinweisen, wie bedenklich es ist, wenn unsere Jugend bis zur Dorfschule herab jetzt häufig exerzirt, statt zu turnen oder sich natürlichen Leibesübungen hinzugeben. Andererseits ist aber durchaus anzuerkennen, daß der Verfasser sich über die jetzt eingetretene größere Betonung der körperlichen Ausbildung freuen und Manches von dem neuerdings auf den Gymnasien Eingeführten freudig begrüßen würde.

Wenn unser Verfasser darauf dringt, daß man dem Knaben und Jüngling Ideale gebe, so trifft er m. E. den wundesten Fleck unserer heutigen Gymnasien; und Ideale sind es doch schließlich, die den Charakter bilden. Lagarde, wie auch Güßfeldt und Treitschke weisen

Digitized by Google

mit Recht darauf hin. Der immer mehr überhandnehmende Spezialismus versündigt sich dort in erschreckender Weise an unserer Jugend. Die einzelnen Bemerkungen, die unser Verfasser hier an seinen Gedanken knüpft, halte ich wieder für besonders fein, und Jeder, der ihn in seiner studentischen Wirksamkeit gekannt hat, wird zugeben, daß er ein Recht hatte, hierbei mitzureden. Das Ziel, das er verfolgt, ist vor allem die Erweckung der Selbstthätigkeit in unserer Jugend. Und wer sollte ihm hierin nicht Recht geben? In einzelnen Punkten mag der Verfasser auch hier zu weit gehen; in der Tendenz ist dies kaum möglich. Wie sehr es gerade mit der selbständigen Arbeit unserer Jugend zurückgegangen ist, hat Treitschke mit eindringlichen, treffenden Worten geschildert.

Ich denke auch nicht, daß hierin in abstracto ein Gegensatz gegen die Anschauungen Güßfeldts liegt. Völlig von ihm weicht unser Verfasser aber freilich darin ab, daß er sich die Erziehung zunächst und prinzipiell als eine Familienerziehung denkt. Im „Geschlechtshause" sollen sich höchstens eine beschränkte Zahl von Familien zur gemeinsamen Erziehung der Kinder vereinigen. Vor der „Freisprechung" soll kein Zögling eine öffentliche Schule beziehen dürfen. Als Ideal wenigstens wird es festgehalten, daß der Jüngling erst mit dem zurückgelegten achtzehnten Lebensjahre die öffentliche Schule beziehen soll. Auch die Erziehung in jenen von dem Verfasser empfohlenen Klöstern ist nichts weniger als eine Staatserziehung. Sie soll nur in subsidium eintreten: dieser Sinn wenigstens ist klar, und man würde deshalb höchst unrecht thun, einige etwas zu weit gehende Ausdrücke gegen des Verfassers Grundgedanken zu verwerthen. Auch in den Klöstern sollen Ehepaare den Zöglingen das Familienleben möglichst ersetzen.

Damit vergleiche man das, was Güßfeldt vorschlägt. Er will die Schüler den ganzen Tag über, und mit alleiniger Ausnahme der Sonntage und der Ferienzeiten, dem elterlichen Hause entziehen. Da wir es bei ihm mit einem im Prinzip auf das Wärmste empfohlenen und für die Zukunft als nothwendig hingestellten Gedanken zu thun haben, so kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß derselbe, wenn er einmal adoptirt wäre, schließlich auf einen Zwang für Alle hinauslaufen würde; denn das ist ja eben das

Digitized by Google

Unglück unserer staatsomnipotenten Zeit, daß jedes siegende Prinzip den Trieb hat, sich rücksichtslos und in höherem Grade als dies jemals der Fall gewesen, zu einem absoluten Gesetze für Alle zu gestalten; und nur sehr wenige bedenken, daß wir auf diesem Wege fort und fort Gefahr laufen, trotz aller Objectivität einem schrankenlosen Subjektivismus, der — subjektiven Willkür preisgegeben zu werden.

Was würde die Folge sein, wenn die staatliche Erziehung in dieser Weise völlig über die der Familie siegte? Der Drill der Militärzeit wäre auf die Schulbank verpflanzt und würde schon mit dieser beginnen. Dem Hauptübel unserer heutigen Gymnasien — dem Mangel der selbständigen Geistesarbeit — würde nicht blos nicht abgeholfen, sondern dieser würde unendlich gesteigert. Noch weniger wahrlich würde dabei die Erziehung in ihren höchsten und tiefsten Zielen gefördert. Man vergesse nie, daß diese doch schließlich nur von Gott ausgehen kann, daß Gott uns alle erzieht, und daß die Hingabe an diese Erziehung unsere erste Aufgabe bleibt. Lagarde nennt das Dasein der wiedergeborenen, dieser persönlichen Erziehung sich hingebenden Menschen den einzigen Beweis für das Dasein Gottes. „Nehmt diese Menschen aus der Welt, so ist Alles dunkel", sagt er. Glaubt man denn aber, daß ein solches künstliches Machen von Staats wegen die Zahl solcher Menschen vermehren würde? Wir bekämen im Gegentheil lauter Schablonenmenschen in Deutschland. Nur ganz wenige Ausnahmen wären hiervon möglich, und die, welche sie bildeten, würden dies schwer erkauft haben. Mit der freien Selbstbestimmung, mit dem Individualismus der Deutschen, der libertas germanica wäre es jedenfalls im Prinzip und bei der unendlichen Mehrheit aus. Wir bekämen eine Janitscharenjugend, deren Leitung lediglich von den Prinzipien des jeweiligen Ministeriums abhängig sein würde. Damit wäre die Centralisation auch auf diesem Gebiete zum unbedingt herrschenden Prinzip geworden. Und schlimmer als das: das Familienleben würde in seinem Keime erstickt. Oder meint man, daß dem schon vorgebeugt sei, wenn die Knaben bis zum sechsten oder meinetwegen bis zum achten oder zehnten Jahre zu Hause blieben? Göthe hat mit trefflichen Worten auf die moralischen Nachtheile aufmerksam

Digitized by Google

gemacht, die in jedem Uebergange zur öffentlichen Schule liegen. Je mehr die Schule ein neues geistiges Lebensprinzip entwickelt, desto schlimmer und für das innere Leben gefährlicher wird der Bruch. Will man aber umgekehrt, um dem abzuhelfen, den Uebergang in eine frühere Zeit verlegen, so würde der Schaden für das Familienleben ein noch größerer. Bekanntlich ist man jetzt im Begriff, in Ungarn obligatorische Kleinkinderschulen einzurichten; und das würde wahrscheinlich auch die Consequenz des Güßfeldt'schen Planes werden.*) Aber ich möchte den von mir persönlich verehrten Herrn Verfasser doch zu bedenken bitten, wohin wir auf solchem Wege kommen. Es steckt sehr viel sozialistisches Oel in solchen Plänen. Die Sozialdemokraten wollen in ihrer Weise ganz dasselbe. Sollen wir ihnen vorarbeiten und die Menschen an Gedanken gewöhnen, die jene in der rücksichtslosesten Weise zur Anwendung bringen würden, wenn sie je zur Herrschaft kämen? Nicht blos den momentanen Sieg würde man ihnen dadurch erleichtert, sondern auch eine Reaktion gegen denselben außerordentlich erschwert haben. Es berühren sich Militarismus und Sozialismus nur zu sehr. Mit Recht sagt Güßfeldt von dem Standpunkte seines Planes aus, daß es in Zukunft zwei Armeen geben würde: die eine für die Knaben, die andere für die Erwachsenen. Das wäre fast genau das Bild, das in der Türkei die Janitscharen einerseits und die Erziehungshäuser für diese andererseits ehedem darboten. Würde man es dabei auf die Länge verhindern können, daß nicht auch die Universitäten zu Drillanstalten würden? Schon jetzt fehlt es nicht an Stimmen, die das spezifische Studentenleben überhaupt als eine Anomalie neben unserem Schulwesen bezeichnen. Mit Recht weist Lagarde darauf hin, daß eine Reorganisation der Gymnasien die der Universitäten zur Folge und Voraussetzung haben müsse.

Schon Göthes und der Gebrüder Humboldt Beispiel beweist, wie ich meine, daß Güßfeldt zu weit geht, wenn er es als absolut feststehend annimmt, daß der öffentliche Unterricht dem privaten

*) Der Leser erinnert sich hier vielleicht, wie der Verstorbene die Lehrerinnen der elsässischen Kleinkinderschulen als echte „Wühlhuber" bezeichnete. Was er hier verwarf, konnte er natürlich nicht anderer Orten gelten lassen.

Digitized by Google

immer vorzuziehen sei. Was wäre wohl aus Göthe geworden, wenn er ausschließlich in einer öffentlichen Schule unterrichtet worden wäre? Auch die Gebrüder Humboldt wären bei einer Gymnasialbildung ganz gewiß nicht das geworden, was sie später waren. Und für wie viele geistig hervorragende Männer aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts gilt nicht dasselbe? Ich bin umgekehrt der Meinung, daß das Aufhören des privaten Unterrichts und vor allem die immer mehr überhandnehmende Zurückdrängung der privaten Erziehung mit daran schuld sind, daß Deutschland nur noch so wenig ausgezeichnete Männer hervorbringt. Die Knaben verflachen, verkümmern und verrohen; sie nivelliren sich auf der Schule. Sie verlieren dort die Poesie der Jugend und Kindheit, ohne die man später nichts wirken kann. Und dann bedenke man auch, welche für die Sittlichkeit im engsten Sinne verderblichen Wirkungen von der Schule ausgehen! Auffallender Weise habe ich diesen Punkt bei den vielfachen Erörterungen über die Schulfrage fast gar nicht berührt gefunden; und doch ist es leider bekannt genug, welche Laster häufig auf den Schulen herrschen. Nur im Verkehr mit Mutter und Schwestern ist ein Gegengewicht gegeben.*) Wie wollen wir es verantworten, den Zöglingen diese Schutzwehr zu nehmen oder doch so erheblich zu schmälern? Die Erziehung unter einander würde ohne die von unserem Verfasser empfohlene Organisation auch diese Sachen nur verschlimmern. So nackt, wie Güßfeldt es thut, hingestellt und ohne das so zu sagen aristokratische Element der Stubenältesten würde ein Schülerdemokratismus daraus. So nackt hingestellt, käme die gegenseitige Erziehung nur zu leicht auf das Abprügeln der Soldaten unter einander hinaus, die angeblich von den militärischen Oberen zuweilen angeregt wird und mir immer als recht bedenklich erschienen ist. Es giebt wohl kein radikaleres Mittel, um die Entwicklung eines individuellen Lebens abzuschneiden und zu verhindern.

Wesentlich anders sind die Vorschläge Lagardes. Gewerbeschulen und überhaupt Fachschulen jeder Art sollen Privatanstalten,

*) Zu meiner großen Freude hebt Treitschke, ohne speziell auf das von mir hier betonte Gebiet einzugehen, die Wichtigkeit dieses Verkehrs hervor.

Digitized by Google

höhere Erziehungsanstalten für die allgemeine Bildung von „Gentlemen“ sollen erlaubt sein, wenn die Kirche sie beseelt und leitet. Die höheren Staatsschulen sollen nach den religiösen Bekenntnissen getrennt und nur von Lehrern je eines Bekenntnisses geleitet werden, so daß sie sich thatsächlich zu kirchlichen Anstalten entwickeln könnten. Der Religionsunterricht ist auf den höheren Anstalten wie in den Volksschulen dem freien Ermessen der Kirche anheimgestellt. Geschichte und Litteratur bleiben von dem Lehrplan der Schulen ausgeschlossen und gehören auf die Universität. Lauter Punkte, die dem, was Güßfeldt erstrebt, auf das Entschiedenste widersprechen und die ein Gegengewicht gegen dasselbe bilden würden! Aber Lagarde nähert sich ihm, wie ich meine, doch, wenn er die Staatsschulen sammt und sonders auf das Land verlegen will. Sie sollen allerdings möglichst klösterlich eingerichtet werden. Aber „es soll ausdrücklich verhindert werden, daß die diese Schulen besuchenden Knaben in ihren Familien bleiben.“ Die Knaben sollen zu einem bestimmten Berufe erzogen werden. Dies lasse sich nicht in den Familien bewerkstelligen, so wie der Geist in denselben nun einmal beschaffen sei. Auch die Lehrer sollen keine Kostgänger haben. „Alles muß unmittelbar unter der Staatsbehörde stehen.“ „Das Material, welches der Staat für seinen Dienst braucht, wird er sich mehr selbst zu erziehen haben. Dies kann er nur in Anstalten thun, deren Zöglinge dem Einflusse ihrer Familien, so weit es irgend thunlich ist, entrückt sind.“ Gerade dies wird als ein Hauptgrund für die prinzipielle Durchführung einer Verlegung der höheren Schulen auf das Land aufgeführt; und dies Alles würde doch schon in früher Jugend Platz greifen. Dabei sollen die Schulen nicht „zu klein sein“, weil sich unter Anderem sonst kein esprit de corps in den Lehrercollegien herausbilde, und weil in weniger besuchten Schulen „zu wenig äußerlich Erlebtes vorfalle, um die Phantasie der Schüler zu beschäftigen.“*) Die Gefahr liegt nahe, daß solche Institute, einmal zur Herrschaft gelangt, der Barrieren sich entledigen würden, die sie von Güßfeldts öffentlicher Erziehung trennen.

*) Siehe Lagardes „Deutsche Schriften“, Seite 343 und 344.

Digitized by Google

Allen solchen Plänen gegenüber will unser Verfasser nicht blos den Schwerpunkt der Erziehung nach wie vor in die Familie verlegt wissen, sondern auch die Schulen möglichst unabhängig von dem Staate machen, für die verschiedenen Bevölkerungsklassen und Stände individuell gestalten. Er will möglichst kleine und irgend wie mit einer Familie in Verbindung stehende Schulen. Dabei will auch er sie, soweit es irgend möglich ist, und namentlich für die jüngeren Schüler, in stille, kleine Kreise auf dem Lande verweisen. Nur, wenn alles dies zusammenwirkt, kann, wie ich meine, mit wahrem Erfolg gegen die größte Gefahr angekämpft werden, welche unsere Bildung bedroht. „Sie liegt", sagt Treitschke, „in der unendlichen Zerstreutheit unseres inneren Lebens, in jener Ueberfülle von geistigen Eindrücken und Mittheilungen jeder Art, welche alltäglich auf uns einstürmt, unseren Geist von der Natur abzieht, uns die Vorbedingung alles großen Schaffens, die Andacht und Sammlung der Seele erschwert und uns immer von neuem verlockt, über Unverstandenes und Halbverstandenes dünkelhaft abzusprechen." Nur in Schulen, wie unser Verfasser sie will, käme auch der „naturwüchsige, freiwillige" Privatfleiß wieder zu seinem vollen Rechte, von dem Treitschke klagt, daß er dem heutigen Schüler fast unmöglich gemacht werde. Nichts geißelt Lagarde schärfer, als die schablonenhafte, allgemeine Kenntniß von unserer gesammten Bildung, die seit Altenstein auf unseren Gymnasien geboten werde. Die Verschiedenartigkeit der Schüler wirkt zugleich hemmend und nivellirend auf Unterricht und Erziehung. Die Fachschulen nähern sich nach dieser Seite hin schon dem, was unser Verfasser will. Wenn Treitschke für Fürstenschulen plädirt, so ist das ein Schritt auf gleicher Bahn, und er begegnet sich gerade auch hinsichtlich ihrer mit dem Verstorbenen. „Rembrandt als Erzieher" will die deutsche Kunst decentralisiren und meint, daß diese in den verschiedenen deutschen Stämmen einen besonderen Charakter annehmen solle. Lagarde wünscht die Universitäten oder, was von diesen nach ihm übrig bleibt, den einzelnen Provinzen zu überweisen. Beides fruchtbringende Gedanken! Aber wie soll eine solche Decentralisation möglich sein, wenn man nicht mit der Decentralisation des ganzen Schulwesens beginnt?

Digitized by Google

Ich weiß wohl, was man auf alle solche Pläne antworten wird, und ich unterschätze auch nicht die sachlichen Schwierigkeiten. Es ist gar schwer, zu decentralisiren, wenn alle Welt auf eine Centralisirung hindrängt. Aber der Cardinalfehler unserer heutigen Schulen liegt m. E. nicht in den Lehrfächern. Gelänge es auch, hier wesentliche Veränderungen herbeizuführen, so würde im günstigsten Falle doch nicht die Hauptsache getroffen. Diese liegt in den Lehrern und nicht in letzter Reihe in deren staatlichem Charakter. Die Schablone und die geistige Uniformiruug sind auch schon unter den jetzigen Verhältnissen eine Gefahr, der sich keine öffentliche Schule entzieht. Das Uebel hat schon jetzt bei uns in Deutschland einen Umfang erreicht, wie wohl noch niemals in der Weltgeschichte. Wie die staatliche Controle bei dem Maturitäts-examen vielfach so nachtheilich wirkt, hat Treitschke entwickelt. Aber dies ist doch nur ein Punkt des ganzen Systems. Die ins Einzelne gehende Controle muß auf allen Lebensgebieten Verknöcherung und — Tod zur Folge haben. Weit über die Gymnasien hinaus machen sich die Folgen dieses Systems für die Schule geltend. Daß in den letzten Decennien sogar die für das Haus bestimmten Erzieherinnen thatsächlich immer mehr der Schablonisirung unterworfen wurden, halte ich für ein großes Uebel. Unsere Schullehrer-Seminarien wirken nach meiner Ueberzeugung noch weit verderblicher, als die Gymnasien. Auch die Leitung und Controle der Dorfschulen geht viel zu weit. Alles dies hängt zusammen und wirkt auf einander zurück.*)

Verfolgt man dem gegenüber den Gedankengang, der unseren Verfasser leitete, so kommt man wenigstens neben den öffent-

*) Von der Volksschule eingehender zu reden, ist hier wohl nicht der Ort. Auch auf diesem Gebiete wurde die Grundlage für die jetzigen Verhältnisse der Hauptsache nach erst am Anfange unseres Jahrhunderts gelegt. Aber auch hier ist das Uebel schon weit genug gediehen. Wie kann dem Lehrer bis ins Einzelne der Lectionsplan ohne Nachtheile vorgeschrieben werden? Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich eine erhebliche Verschlimmerung desselben erwarten würde, wenn man der Dorfschule ihren kommunalen Charakter ganz nähme und sie lediglich zur Staatsanstalt machte. Auch jede Erleichterung der Schullasten scheint mir den Weg zur Verstaatlichung der Dorfschule in bedenklicher Weise zu pflastern.

Digitized by Google

lichen Schulen zur Bildung von zahlreichen und verschiedenartigen Privatschulen in Stadt und Land. Auch in der Stadt natürlich; denn es ist ja richtig, daß nur dann eine erhebliche Zahl von Knaben und Jünglingen unter achtzehn Jahren in Verbindung mit der Familie bleiben kann, wenn es auch in den Städten zahlreiche Schulen giebt. Die Privatschulen müßten sich durch irgend welche Vortheile den nöthigen Zufluß von Schülern sichern. Der Staat müßte die Bildung dieser Privatschulen befördern oder doch nicht, wie es jetzt geschieht, ihre Entstehung und Existenz erschweren.*) Natürlich könnten und müßten die öffentlichen Gymnasien daneben bestehen. Aber sie würden von den Privatschulen influenziert, ihre Schülerzahl würde verringert werden. Und wer weiß, was das Ende wäre? Bemittelte Männer und Damen müßten sich, wenn man solchen Plänen beipflichtete, zusammen thun, um sozusagen weltliche Orden zum Zwecke der Privatschulen zu bilden.**) Je mehr sie dabei von einem Gehalte abzusehen vermögen, desto besser! Bildungsanstalten für die künftigen Ordensgenossen wären zu verbieten. Nur nach der Seite der Moral hin brauchte man ein kurzes Noviziat zuzulassen.

Der Ueberbürdung der Lehrer***) würde so vielleicht auch am besten begegnet werden können. Schon die Concurrenz würde hierfür sorgen. Es läge das aber überhaupt im Charakter des ganzen Instituts. Eine gewisse Controle müßte natürlich dem Staate zugestanden, seine Konzession könnte an gewisse Bedingungen geknüpft werden. So lange überhaupt an den Maturitätsprüfungen festgehalten wird, müßten sich natürlich auch diese Privatanstalten dem unterwerfen. Warum man ihnen selbst aber das Recht zu solchen Maturitätsprüfungen ohne die dringendste Noth entzieht, ist freilich von dem Standpunkte dieser Blätter nicht zu verstehen.†) Eine öffentliche Prüfung ihrer Lehrer wäre in irgend welcher Form bis auf

*) Von irgend welchem staatlichen Bestätigungsrecht ihrer Lehrer dürfte natürlich keine Rede sein.

**) An Beispielen hierfür fehlt es schon jetzt nicht und meistens gediehen solche Anstalten. Ganz besonders könnte hier auf die höheren Mädchenpensionate hingewiesen werden. Es ist mir sogar ein Fall bekannt, wo, ähnlich wie der Verfasser es wünscht, ein Diakonissenhaus Eigenthümer einer solchen ist.

***) Vergl. hierüber Lagardes „deutsche Schriften" S. 244.

†) Solange es Freiwilligenscheine giebt, müßten dieselben allen

Digitized by Google

Weiteres nöthig. Niemals aber dürften gewisse Anschauungen von den Lehrern verlangt werden. Der Lectionsplan müßte frei sein.

Mir persönlich würden dreißig oder vielleicht fünfzig Schüler für die gesammte Schule, nicht etwa die Klasse, als ein ideales Maximum erscheinen; und ich glaube, hierin der Meinung des Verfassers nahe zu kommen. Je mehr man den Unterricht einer Klasse in der Hand eines Lehrers concentriren kann, um so besser natürlich!*) In kleineren Schulen wird das eher möglich sein. Dort allein kann sich auch in der Regel ein Gemüthsverhältniß zwischen Lehrer und Schüler herausbilden, auf das es doch so sehr ankommt, und das schon in meiner Jugend in hohem Maße zu fehlen begann.

Vielleicht darf ich schon hier auf dasjenige hinweisen, was Wilhelm von Humboldt in seinem Jugendwerk über die Grenzen der Staatsgewalt**) zu dem Kapitel der öffentlichen Erziehung sagt. Der Ausgangspunkt seiner Schrift ist die „Ausbildung des Menschen in der höchsten Mannigfaltigkeit." Die öffentliche Erziehung müsse immer eine bestimmte Form begünstigen, sagt er. Dies sei aber nachtheilig, da gerade die Erziehung eine Wirksamkeit auf den einzelnen Menschen fordere. Gerade der Widerstreit zwischen dem unabhängig vom Staate gebildeten Menschen und der vom Staate ihm angewiesenen Lage habe segensreiche Folgen und verhindere die Starrheit der Verfassung. Werde der Mensch schon von Kindheit an zum Bürger gebildet, so höre dieser Widerstreit auf. Der Mensch werde dem Bürger geopfert, verliere seine natürliche Gestalt und sei nicht mehr im Stande, den bürgerlichen Einrichtungen, falls sie verkehrt und verderblich, Widerstand zu leisten. Denn welch' ein ungewöhnlicher Grad von Energie gehöre zu solchem Widerstande für Leute, denen in öffentlichen Erziehungsanstalten durch den Geist der Regierung ein bestimmtes Gepräge, wie das ganz unvermeidlich, aufgedrückt sei? Jede bestimmte

Schulen, die man zuläßt, zugestanden werden. Eventuell müßte ein außerhalb der Schule zu machendes Examen an die Stelle treten.

*) Vergleiche hierüber Treitschke a. a. O. Seite 16. Auch Herbarts Ideen könnten hier eingreifen. Sie haben überhaupt manches Verwandte mit denen unseres Verfassers, obwohl sie ihm nicht bekannt waren.

**) Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen." Herausgegeben von Eduard Gauer, Breslau 1850.

Digitized by Google

Charakterbildung sei der Uebertreibung fähig und arte in dieselbe aus. „Hat daher eine ganze Nation ausschließlich eine gewisse Charakterbildung erhalten, so fehlt es an aller entgegenstrebenden Kraft und mithin an allem Gleichgewicht.“*) Man ersieht schon hieraus, daß sich die hinsichtlich der Erziehung hier vertretenen Ideen nicht gerade in einer schlechten Gesellschaft befinden.

Gewiß ist auch das, was unser Verfasser will, eine nationale Erziehung. Die Erziehung im deutschen Geiste zieht sich wie ein rother Faden durch alles, was er sagt, hindurch. Man könnte dem, was in dieser Veröffentlichung geboten wird, „die Erziehung durch das Deutschthum“ zum Titel geben. Er würde — hierin im schroffen Gegensatze zu W. Humboldt — vollkommen beigepflichtet haben, daß unsere Söhne auf den Gymnasien zu Griechen und Römern und nicht zu Deutschen erzogen werden. Ein besonderes Gewicht legt der Verstorbene auch bei den Schulen auf den Einfluß der Kunst. Nirgends tritt es klarer zu Tage, daß sein Interesse an der deutschen Kunst zunächst doch auf ihrem erziehenden Werthe für die Gesammtheit des deutschen Volkes beruht. Es ist, als wenn er den Gedanken, von dem der Rembrandt-Verfasser in thesi ausgeht, praktisch habe verwerthen wollen. Das, was unser Verfasser in Beziehung auf die Kunstgegenstände vorschlägt, entquillt seinem innersten Geistesleben und ist auch im Einzelnen trotz aller Subjectivität und trotz der zu großen Detailmalerei gewiß beachtenswerth. Es liegt jedoch auf der Hand, daß eine Einwirkung der Kunst, wie er sie im Auge hatte, in der Gesammtheit der großen öffentlichen Schulen sehr schwer durchzuführen ist, und daß sie, wenn sie möglich wäre, zum Gegentheil von dem, was er will, führen würde: zur Uebertragung der Schablone auch auf das Gebiet des Geschmacks. So führt auch die von ihm befürwortete Erziehung durch die Kunst auf Privatschulen.

Das, was der Verfasser über den eigentlichen Unterricht sagt, stimmt in negativer Beziehung mit dem Urtheile weiter Kreise überein. Aber man vergesse auch hier nicht, daß dies alles vor dreißig Jahren niedergeschrieben wurde. In positiver Hinsicht

*) Siehe a. a. O. Seite 60.

Digitized by Google

bietet das, was er vorschlägt, wie ich glaube, auch heute noch des Neuen genug. Möchte es doch möglich sein, ihm einiges Gehör zu schenken! Treitschke, dem ich — zu meiner freudigen Ueberraschung — in so vielen Punkten seiner genannten Broschüre zustimmen konnte, ist hier mit Entschiedenheit auf der Gegenseite und ein Vertheidiger des Bestehenden. Doch klingt, wenn ich nicht irre, aus seinem später geschriebenen Nachworte die Ahnung hindurch, daß die klassischen Studien trotz allem ihre Herrschaft vermuthlich nicht würden behaupten können. Gewiß wäre ihre Vertiefung und „Wiederbelebung" hierzu das einzige Mittel. Aber hat das klassische Alterthum nicht überhaupt seine erziehende und ethische Bedeutung verloren, seit eine idealistische Auffassung desselben nicht mehr möglich ist*) und seit wir selbst eine zweite Blüthenperiode der Litteratur erzeugt haben? Waren nicht die klassischen Studien eine Krücke, die wir nach erlangter Reife mit Nothwendigkeit wegwerfen müssen? Eine Begeisterung wird auf diesem Wege selten mehr zu erwecken sein. Das deutsche Volk sehnt sich auch hier nach anderer Nahrung. Den dahin gehenden Zug halte ich für spontan und unwiderstehlich. „Nur der Hunger verdaut" sagt Reichensperger mit Recht. „Unsere Jugend hungert es nun aber einmal nicht nach Griechenthum, und zwar — aus ganz natürlichen, nahe liegenden Gründen. Versuche man es doch einmal mit echtem Deutschthum, statt mit falschem Hellenenthum; stähle man die Charaktere und entwickele die Individualitäten, statt sie unter der Last der Vielernerei zu unterdrücken; mache man sie zunächst in der Heimat heimisch und mit allem Großen und Schönen möglichst vertraut, was dieselbe und was die christlichen Nachbarländer im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht haben." Der Lorbeer und die Myrthe, meint auch er, wüchsen eben bei uns nicht im Freien; nur wenige auserlesene Geister seien überhaupt für die antike Herrlichkeit empfänglich; niemand aber vermöge sie wiederzubeleben; weil es dazu an allen Vorbedingungen fehle, d. h. weil wir eben — keine Hellenen, sondern Deutsche seien.**)

*) Eine Ahnung hiervon spricht auch aus einer Aeußerung des begeisterten Griechenfreundes Schack in einer der Zugaben seiner Selbstbiographie.

**) Siehe Reichensperger a. a. O. Seite 29 ff.

Digitized by Google

Vor der Ueberschätzung des deutschen Aufsatzes freilich möchte ich, wenn ich mich als Laie hier überhaupt äußern darf, sehr warnen. Daß in ihm die Gymnasialbildung gipfeln muß, halte ich in gewissem Sinne für richtig. Aber auch der Unterricht bedarf einer pièce de résistance; ein guter deutscher Aufsatz kann für das Maturitätsexamen doch noch nicht genügen. Im entgegengesetzten Falle würde jede Basis des Unterrichts verloren gehen. Die Schüler würden, wenn sich alles lediglich um den deutschen Aufsatz drehte, in ein oberflächliches Gerede hineingerathen. Wie schwer wird auch eine richtige und überall gleichmäßige Beurtheilung des deutschen Aufsatzes sein! Und wichtiger noch als alles dies ist es, daß der Schüler einen guten Aufsatz nur dann wird schreiben können, wenn er einigermaßen gründliche Kenntnisse besitzt; und daß er ihn ferner nur dann schreiben kann, wenn er vorher geistig hat arbeiten lernen. Wie aber soll der Schüler arbeiten lernen, wenn nicht dadurch, daß er sich Kenntnisse aneignet? Man wird, auch wenn man den Aufsatz zum Mittelpunkte des Unterrichts macht, zu einem Ersatze für die klassischen Studien kommen müssen. Auch Güßfeldt hat dies gefühlt und plädirt für das Französische. Ebenso machte sich dieser Gedanke bekanntlich auf der Berliner Schulkonferenz geltend. Das schlägt dem, was unser Verfasser will, aber natürlich ins Gesicht. Wünscht er doch den Unterricht im Französischen in den Mädchenschulen auf ein Minimum zu beschränken; ja, er hofft, daß es in einer ferneren Zukunft möglich sein werde, ganz von dem „infamen Französisch“ abzusehen. Wenn die Berliner Schulkonferenz den Beginn des Französischen von Quinta nach Quarta verlegt, so ist das wenigstens schon ein Schritt im Sinne unseres Verfassers.

Das Hauptgewicht fällt bei ihm auf die deutsche Geschichte und in zweiter Reihe auf die deutsche Sprache. Wenn ich diese Reihenfolge umdrehen möchte, so nähere ich mich damit an sich den Auffassungen der Berliner Schulkonferenz eben so sehr, als denen Lagardes. Aber ich wage hier, eine Ueberzeugung auszusprechen, die freilich bei den Meisten großem Widerspruche begegnen wird. Das gründliche Studium des Gothischen und Althochdeutschen scheint mir ganz unerläßlich, wenn wir in Beziehung auf unsere Sprache

Digitized by Google

einigermaßen gründlich zu Werke gehen wollen.*) Die Vervollkommnung des deutschen Ausdruckes im Sinne der Berliner Schulkonferenz als das Ziel des deutschen Unterrichts hinstellen, heißt m. E. ein blos formales Element als Ziel proklamiren. Auf die Bildung unseres Sprachgefühls und das innere und geschichtliche Verständniß unserer Sprache kommt es an. „Deutsche, geliebte Landsleute", heißt es in Jacob Grimms Vorrede zum deutschen Wörterbuch, „welches Reiches, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr." Nur von einem historischen deutschen Sprachstudium aus werden wir es verstehen, wie Grimm in diesem Zusammenhange sagen konnte, der Ruhm unserer Sprache und unseres Volkes seien eins. In diesem Sinne bitte ich das Folgende aufzufassen.

Wenn man das Althochdeutsche und Gothische — auch Angelsächsisch dürfte wohl nicht ganz fehlen — zum Ausgangspunkte des deutschen Unterrichts machte, so würde dadurch eine treffliche „pièce de résistance" und zwar weit eher als durch einen, wie immer gearteten, Geschichtsunterricht im weiteren Sinne des Worts geschaffen werden. Will man etwas in diesen Dingen leisten, so sind dafür freilich Lehrer nöthig, die nicht blos „klassisch", sondern und vor allem „germanistisch" gebildet sind. Ferner ist es unerläßlich daß man mit der deutschen, resp. altdeutschen und nicht mit der

*) Ich verweise hier auf die zum Theil das gleiche Thema behandelnde Broschüre: „Sprachliche Briefe, Betrachtungen über die Zerrüttung der Formenlehre von einem Schüler Jacob Grimms," welche diesen Vorschlag vertritt. Der Gedanke, durch das völlige Preisgeben des Griechischen Zeit für das Gothische zu gewinnen, könnte als ein Ausweg erscheinen, wenn ich persönlich auch das Griechische ungern ganz fallen lassen würde. Auch in anderer Beziehung schließe ich mich dem Gedankengange der Schrift an. Allerdings geht sie mir, wie ich bemerken muß, vielfach bedeutend zu weit und ist mir in der Form zu schroff. Den Kern des Gedankenganges halte ich aber für richtig. Auch für die, welche eine Sprachreinigung wollen, bietet sie eine wichtige Ergänzung.

Digitized by Google

lateinischen Sprache im Unterricht beginnt; denn es ist nicht möglich, unsere Muttersprache auf dem Grunde und an der Hand lateinischer Sprachlehre zu erlernen. Es sind zahlreiche Verderbungen gerade auf diesem Wege künstlich in sie hineingetragen, und es werden fort und fort neue Verballhornungen auf diesen und damit zusammenhängenden Wegen in sie eingeführt. Klagen doch unsere Germanisten, daß unser Neuhochdeutsch seit den Freiheitskriegen mehr Einbußen und Schädigungen erlitten habe, als in den vorhergehenden drei Jahrhunderten. Die Sprachreinigung neuesten Datums kann die Schäden wahrlich auch im günstigsten Falle nicht aufwiegen, welche deutsche Grammatik und Syntax fortwährend erleiden. Den, der etwa der Meinung ist, daß die Germanisten keine competenten Richter seien, verweise ich hier wieder auf — Treitschkes Ausführungen. Ich glaube, daß unser Verfasser deshalb auch zu weit geht, wenn er in dem Tagebuchblatte vom 19. November 1860 so sehr betont, daß unsere Sprache als eine noch lebende und im kräftigeren Kampfe als das Lateinische erwachsene sich nicht in todte Regeln einzwängen lasse. In dem an späterer Stelle mitgetheilten Briefe aus dem Jahre 1880 kommt der Verstorbene dagegen selbst auf den richtigen Satz, daß unsere Sprache verwildert sei, weil sie auf der Schule vernachlässigt werde. Es mag sein, daß wir heute für das Deutsche weniger Regeln als für das Lateinische haben. Aber es giebt Regeln; und es ist Barbarei, wenn man sich über dieselben hinwegsetzt. Allerdings hat Jacob Grimm wegen der Unkenntniß der Lehrer auf germanistischem Gebiete den Schaden eines deutschen Unterrichts höher veranschlagt, als dessen Nutzen. Aber die Zeiten haben sich gegen die zwanziger und dreißiger Jahre geändert; die allgemeine Barbarei wird größer, und die Einheit unseres Sprachgefühls nimmt ab. Eine germanistisch gerichtete Schule müßte vor allem die künstlich erzeugten Fehler aus unserem Deutsch auszumerzen trachten und sich dem zunehmenden deutschen „Slang" — es ist dies bekanntlich der Ausdruck für das burschikos verderbte Englisch — entgegengestemmen. Treffend sagt Treitschke, diejenigen, welche ehedem die fremden Worte in unser Deutsch eingeführt, hätten demselben einen Aufputz zu geben gesucht. Die heutige

Digitized by Google

Sprachverderbung aber beruhe auf einer Mißachtung unſerer Sprache.

Ein germaniſtiſcher Sprachunterricht würde ein geſchichtliches Band zwiſchen Vergangenheit und Zukunft knüpfen. Es entſpricht ein ſolcher Sprachunterricht aber auch in hohem Grade dem praktiſchen Bedürfniß. Faßt man auch nur die Deklinationen und Conjugationen ſcharf ins Auge, ſo wird man leicht erkennen, wie groß unſere eigene Unwiſſenheit und wie ſchwankend uns alles auf dieſem Gebiete geworden iſt. Die dürftigen und halbverdunkelten neuhochdeutſchen Formen ſind ſchon ſchwerer einzuprägen und unverſtändlicher, als die mittelhochdeutſchen; und erſt die noch älteren Zeiten geben den Schlüſſel zu einem wirklichen Verſtändniſſe, erleichtern in Wahrheit dem Gedächtniß das Behalten. Wie die Sache jetzt ſteht, iſt es kein Wunder, daß z. B. unſere Deklination vollſtändig abzuſterben droht. Wir verlieren immer mehr die berechtigte genitiviſche Ableitungsſilbe.*) Die Anführungsſtriche führen zu ſyntaktiſchen Mißbildungen.**) Daneben werden die Partikeln und Präpoſitionen namentlich im Norden nur zu häufig falſch gebraucht.***) Die alten wohlklingenderen oder doch die Sprache mannigfaltiger machenden Formen ſterben aus,†) und was dergleichen mehr iſt. Ganz allgemein werden zahlreiche gute Wortbildungen vernachläſſigt. Geſchmackloſe Zuſammenſetzungen nehmen ohne Noth und auch ganz abgeſehen von dem „Slang“ zu. Nur das hiſtoriſche Sprachſtudium kann da aufhelfen. Ohne eine gründliche Kenntniß der älteren deutſchen Sprache iſt auch keine deutſche Etymologie möglich. Ohne dieſe iſt aber die deutſche Sprache für uns Gebildete nichts Lebendiges. Ohne ſie muß unſere neuere Sprachreinigung††) der Geſchmackloſigkeit und unſere

*) Z. B. Karlplatz ſtatt des älteren Karlsplatz.

**) Z. B. Ouvertüre aus „die vier Haimonskinder.“

***) Z. B. Ich gehe nach oben.

†) Z. B. lies ſtatt des neueren leſe, tritt ſtatt trete. Hieher gehört auch hännöveriſch oder hannöver'ſch ſtatt hannoveriſch oder hannover'ſch.

††) Wie verſtändig und maßvoll Jacob Grimm übrigens in dieſer Beziehung dachte, beweiſt das in der Vorrede zum deutſchen Wörterbuch Geſagte. Vergleiche daſelbſt Spalte 38 und namentlich 28. Er bekämpft einen rigoroſen Purismus und eifert gegen die ohne Rückſicht auf Takt

Digitized by Google

Rechtschreibung der Willkür verfallen. Auch die wohlgemeinte Puttkammersche Orthographie krankt, von ihrer büreaukratischen Entstehungsart abgesehen, hieran und an der daraus folgenden Inconsequenz.*) Welche Bedeutung hat aber nicht ferner unsere alte Sprache für die Geschichte der ältesten Perioden unseres Volkes!**) Welche Ausblicke gewährt nicht allein das Lautverschiebungsgesetz! Man müßte ferner wissen, daß unsere Sprache einst eine in hohem Grade wohllautendere als heute war, und daß

---

und Geschmack vorgenommenen Verdeutschungen. Es ist nicht zu verkennen, daß auch Güßfeldts Kritik unserer Sprachreinigung viel Wahres zu Grunde liegt. Ueber einen flagranten Fall vergl. man „Sprachliche Briefe" S. 69.

*) Auch hier scheint mir Jacob Grimm durchaus das Richtige zu treffen, wenn er noch im Jahre 1854 urtheilt, eine Umwälzung auf diesem Gebiete müsse allerdings der mittelhochdeutschen Schreibweise wieder zulenken, könne aber erst dann gelingen, wenn ihr unter grammatischer Begründung in empfänglicher Zeit der Weg vollkommen geebnet sei. Er hält allerdings ein Wörterbuch für dazu geeignet. Das seinige — es ist bekanntlich auch heute nicht vollendet — könne aber nur Anspruch darauf machen, ihn hie und da wieder anzubahnen und die Aenderung vorzubereiten. Hiernach wäre die Puttkammersche Regulirung mindestens eine verfrühte. Will man die Berechtigung einer solchen Regulirung und staatlichen Festlegung überhaupt gelten lassen, so kann sie m. E. doch nur dann Platz greifen, wenn sich eine allgemeinere Regel auf der Grundlage eines historischen Sprachstudiums ganzer Generationen herausgebildet hat. Sollte es wahr sein, daß in der Commission, deren Beschlüsse der Puttkammerschen Schreibart zu Grunde liegen, kein — Germanist saß, so wäre damit allerdings die Sache bei ihrer Genesis auf den Kopf gestellt und dem Consensus der Wissenschaft hier geradezu Hohn gesprochen. Wohl weiß ich, daß man in der Rechtschreibung nach historischen Grundsätzen zu weit gehen kann, und der angezogene „Schüler Jacob Grimms" z. B. geht mir auch hierin zu weit. Aber die Rechtschreibung wirkt auf die Aussprache und Weiterbildung der Sprache zurück und erleichtert lebendiges Verständniß. Es handelt sich vielfach wirklich um das Abstoßen einer Verunstaltung aus schlimmster Zeit, die bereits sehr viel geschadet hat; und die Schreibweise der Franzosen und Engländer ist doch weit historischer, als die unsrige jemals werden könnte.

**) Man vergleiche z. B. die Ausführungen in Arnolds „deutscher Urzeit."

Digitized by Google

alle Sprachen an ihrem Leibe, d. h. soweit das sinnliche Element der Sprache in Betracht kommt, fort und fort nur Einbußen erleiden können.

Auch auf der Volksschule müßte etwas von diesen Dingen gelehrt werden. Ohne Ueberbürdung, ohne irgend welchen Ballast vermöchte die Volksschule hier manches Gute zu wirken. Nähme aber auch nur jeder Schüler und jede Schülerin einer höheren Lehranstalt einen Bestand sprachlicher Vorstellungen als etwas Unverlierbares mit auf die Lebensbahn, so wäre damit viel gewonnen. Ein germanisch gebildeter Jüngling wird dem deutschen Rechte auf der Universität ein ganz anderes Verständniß entgegenbringen. Lagarde sagt: „Es giebt nur noch so wenig Deutsches in Deutschland — — — —, daß wir mit dem, was wir an unzweifelhaft echt Deutschem besitzen, der deutschen Sprache, wirklich etwas behutsamer und sorglicher umgehen sollten."

Erst auf der Grundlage eines historischen Studiums unserer Sprache kann die Lektüre unserer mittelhochdeutschen Dichter auf der Schule von wirklichem Nutzen sein, und wir dürfen das nationale Gut nicht unterschätzen, das wir in ihnen besitzen, und nicht etwa wähnen, daß es eine Einbildung sei, die sie uns schätzen lasse. Die mittelniederländische und altenglische Poesie reichen nicht entfernt an die mittelhochdeutsche heran. Auch die angelsächsische steht weit hinter ihr zurück. Die altnordische ließe sich etwa zum Vergleiche heranziehen. Aber auch diese letztere ist weit entfernt von der „Lieblichkeit und Unschuld", die Jacob Grimm an den mittelhochdeutschen Dichtern rühmt. „Dort — — — ist", sagt er, „alle Gefügigkeit reiner, deutscher Sprache, herzliche Empfindung, überraschende Feinheit der Wendungen und Belebtheit der Gedanken." Es ist schon oben angedeutet, daß die Oberdeutschen thatsächlich alle Germanen des Mittelalters auf dem geistigen Gebiete übertrafen und sozusagen an ihrer Spitze marschirten.*)

Natürlich handelt es sich für uns zunächst um das für die Schulen hinzustellende Ideal. Nur ein solches Ideal würde der wieder zur Herrschaft gelangten Gothik entsprechen; wenn der

*) Siehe Jacob Grimms Deutsche Grammatik, Vorrede, Seite IX.

Digitized by Google

Germanist sich zunächst auch natürlich mit weit geringeren Zugeständnissen begnügen müßte. Vor allem kommt es darauf an, daß germanistisch gebildete Lehrer in den höheren Lehranstalten für die Pflege der deutschen Sprache angestellt werden. Auch für die Schullehrerseminarien erscheinen sie als eine Nothwendigkeit; und nicht minder möchte ich in Beziehung auf die höheren Mädcheninstitute sehr entschieden für dieselben plädiren.

Man sage auch nicht, daß solche germanistischen Lehrer die Schüler kalt lassen würden. Ich selbst kann das Gegentheil bezeugen, da ich das Glück hatte, in der Sekunda eines kurhessischen Gymnasiums den Unterricht eines germanistisch geschulten und unter Vilmars Einfluß herangebildeten Lehrers zu genießen. Das Jahr 1848 begünstigte damals zu unserem Glück die freiere Bewegung eines Lehrers; und so kam es, daß fast sämmtliche Schüler, die jenen Unterricht genossen, mitten in der Strömung jener Tage für das, was er uns gab, begeistert waren und einen bleibenden Eindruck für das ganze Leben gewannen. Die germanistische oder richtiger geschichtliche Sprachmethode ward von unserem Lehrer freilich auch auf das Studium des Griechischen übertragen; und es gewann dieses dadurch ein ganz anderes Interesse für uns. So trat dort bei uns gerade das Gegentheil von dem ein, was der verstorbene Freund bei dem Einfluß des Lateinischen auf die Behandlung der deutschen Sprache beklagt. Die deutsche Weltauffassung aber war es, die uns überall erwärmte, und von der aus wir alles betrachteten; und es machte sich das sogar in den Religionsstunden geltend, die jener Lehrer damals in Prima gab. Es braucht auch wohl nicht dargelegt zu werden, wie sehr das Privatstudium durch diese Anregung bei uns gefördert und befruchtet wurde. Auch auf die Lektüre der historischen Dramen Shakespeares erstreckte sich ihre Rückwirkung. Man wird vielleicht entgegnen, es fehle an germanistisch gebildeten Lehrern, um solche Einwirkungen allgemeiner zu machen. Das würde dann aber doch nur dazu führen, daß man für deren Heranbildung Sorge zu tragen und etwa Seminarien oder andere Bildungsanstalten dafür ins Leben rufen müßte, mit denen pekuniäre oder anderweitige Vortheile verknüpft wären.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich hier von meiner eigenen

Digitized by Google

Schülerzeit gesprochen habe, die mit der des verstorbenen Freundes freilich nichts zu thun hat. Ich hielt mich im Interesse der Sache dazu berechtigt; und ich glaubte dadurch am besten klar machen zu können, was ich meine. Sollten denn solche Dinge heut zu Tage so ganz unmöglich sein? Jedenfalls bin ich überzeugt, daß durch ein Studium der deutschen Sprache auf historischer Grundlage die Wärme für das Vaterland am leichtesten erzeugt und der uns abhanden kommende Idealismus am ehesten wieder wach gerufen werden würde. Das alt und welk gewordene klassische Studium wird auch das Letztere niemals vermögen. An seinen eigenen Kindern kann aber jeder die Probe machen, wie schwer ohne germanistische Studien ein Verständniß für unsere geschichtliche Eigenart wach zu rufen ist.

An das strenge, altdeutsche Sprachstudium müßten sich später dann, wie gesagt, die mittelhochdeutschen Dichter in möglichst reichlicher Auswahl anschließen, die, wie angedeutet, an sich zu wenig Mühe machen und ohne althochdeutsche Vorbildung nur zu leicht dilettantisch behandelt werden. Vor allem kommt es natürlich auf die Volksepen an. Aber auch die Kunstepen dürften nicht fehlen. „Wie unerschöpflich zeigt sich Wolframs Poesie im Parcival und Wilhelm", sagt Jacob Grimm, „wie sanft und gemäßigt Hartmanns im Iwein, gewiß auch im Erek, wie zart gehalten Gottfrieds im Tristan! Solche Bücher zu lesen und verstehen zu lernen, fassen sich heut zu Tage wenige den Muth, an Italienern und Spaniern verthun viele ihre Kraft und ihre Zeit; sind dort die ersten Schwierigkeiten größer, so wird auch das weitere Verständniß frommen, weil es tiefer eingeht." *)

Mit großem Recht weist unser Verfasser im Zusammenhange seiner Wünsche für das Studium der deutschen Sprache auch auf die deutschen Mundarten hin. Das, was „Rembrandt als Erzieher" für das Plattdeutsche geltend macht, muß natürlich für alle deutschen Dialekte gelten. Wenn man Klaus Groth und Fritz Reuter kultivirt, so kann man nicht Hebel bei Seite lassen, der doch ihr Vorgänger bleibt. Wie oft hat man der Schule — nicht etwa die Pflege, sondern nur die Duldung und Schonung der Mundarten — ans Herz ge-

*) Siehe Jacob Grimms Vorrede zur deutschen Grammatik, Seite IX.

Digitized by Google

legt! Gerade, wenn Formenlehre und Syntax beſſer, als es jetzt geſchieht, durch die Schule gewahrt werden ſollten, ſo müßten doch wiederum die freier ſich bewegenden Mundarten die Erſtarrung von der Schriftſprache fern halten. Welche große Bedeutung noch heute das Plattdeutſche unſerer Küſtengegenden hat, beweiſen eben Klaus Groth und Fritz Reuter. Sprachlich iſt das Frieſiſch der Nordfrieſen noch weit merkwürdiger und bedeutungsvoller. Wer aber will die Bedeutung des Oberbayriſchen, der Schwarzwald-Dialekte und des elſäſſiſchen „Dütſch“ unterſchätzen, deſſen Pflege man ſchon um der geiſtigen Wiedergewinnuug der Elſäſſer willen berückſichtigen ſollte?

Auch die Stammeskunde bedarf der Volksdialekte durchaus. Und wie ſoll in der Zukunft eine ſtammliche Gliederung Deutſchlands ohne dialektiſche Grenzen möglich ſein? Es iſt ein alter Satz, daß man Mundarten ſchaffen müßte, wenn ſie nicht exiſtirten. Hier trifft in negativer Weiſe die größere Schuld natürlich die Volksſchule. Es iſt gewiß nicht recht, wenn die Volksſchule dem Kinde die eigene Mundart verächtlich macht. Der Lehrer ſollte den Kindern ſagen: „Ihr ſollt nun ein neues, anderes Deutſch lernen; jede Gegend ſpricht ihre Mundart, die man daheim reden kann; wir müſſen aber auch für alle Deutſche zur Verſtändigung unter einander noch eine Vereinsſprache haben; die ſollt Ihr jetzt lernen.“ Schon mit dieſem Standpunkte müßten die germaniſtiſchen Freunde der Dialekte ſich für die Volksſchule zufrieden geben. Das Volk ſelbſt würde hier ſchon nachhelfen. Weit darüber hinaus könnte und müßte der Lehrer in höheren Schulen für die Erhaltung und das Verſtändniß der Dialekte thätig werden. Aber es ſetzt das Alles natürlich voraus, daß die betreffenden Lehrer in den Dorfſchulen abſolut und in den höheren Schulen wenigſtens, ſo weit ſie deutſchen Sprachunterricht ertheilen, nach den Stammesgrenzen ausgewählt werden.

Man bedenke dabei auch, wie unſere Volksmundarten für die Herbeiziehung der an uns grenzenden germaniſchen Völker unentbehrlich ſind! Schwarzwald-Dialekt und „Elſäſſer Dütſch“ bilden auch eine Brücke zu dem „Schwizer Dütſch“. Dasſelbe gilt von dem Plattdeutſchen und Frieſiſchen in Beziehung auf die Flamländer, Holländer und Dänen. Das Deutſche iſt vielleicht berufen, dereinſt die verbindende Sprache der germaniſchen Welt zu

Digitized by Google

werden. Wie es im Mittelalter nicht an der goldenen Aue Halt gemacht hat, so wird es jetzt z. B. wohl nicht an der Königsaue stehen bleiben. Ist doch z. B. der Abstand zwischen Nordfriesisch und Skandinavisch klein im Vergleiche mit der gewaltigen Kluft zwischen dem ersteren und der oberbayrischen Mundart.*) Pflegen wir unsere Mundarten, so kann unser Schriftdeutsch als verbindende Nebensprache vielleicht noch nach Island und zu den Boeren Südafrikas gelangen; und ist es erst soweit gekommen, nun, so ist der Weg nach Nordamerika — als eine Art Nebensprache ist das Deutsch dort schon vorhanden — und etwa Australien auch noch nicht versperrt. Ich bitte den Leser, diese Abschweifung, ich bitte ihn, solch' fernliegende und vielen sicherlich barock erscheinende Zukunftsbilder eines — Kolonialfreundes zu verzeihen. Sie sind vielleicht geeignet, den Zusammenhang sprachlicher und politischer Ideen anzudeuten. Alle diese Dinge sind brennender geworden, als unser Verfasser es vor dreißig Jahren ahnen konnte.

Ganz von selbst würde das Studium unserer Sprache natürlich zu den deutschen Sagen und zu der deutschen Mythologie hinüberführen, wie ich ebenfalls aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Die Kenntniß der deutschen Märchen und Sagen sollte andererseits dem Geschichtsunterrichte vorangehen. Die antike Mythologie hat ihren Bildungswerth für unsere Jugend völlig verloren; aber ich weiß gar keinen glücklicheren Bildungsstoff für sie als unsere deutsche Sagen- und Götterwelt. „Eine bedeutungslos sich anlassende Entdeckung und Bemühung in unserer einheimischen Wissenschaft", hieß es schon 1816 in der Einleitung zu den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm, „kann leicht am Ende mehr Frucht bringen, als die blendendste Bekanntwerdung und Anbauung des Fremden, weil alles Eingebrachte zugleich auch etwas Unsicheres an sich trägt, sich gern versteigt und nicht so warm zu umfassen ist." Selbstverständlich darf man, wenn es sich um germanische Mythologie handelt, auch nicht gerade mit der nordischen anfangen. Man muß vielmehr mit unseren Märchen beginnen, dann etwa zu den mittelalterlichen Sagenkreisen und an der Hand Jacob Grimms zur deutschen Mythologie aufsteigen: seine Werke gehören gewiß zu denen, welchen in noch höherem Grade ein sittlicher als ein

*) Nordfriesen und Dänen verstehen sich ohne sonderliche Schwierigkeit.

Digitized by Google

wissenschaftlicher Werth innewohnt, und sollten deshalb nie veralten. Ich werde bei den auf unsere Sagen sich beziehenden Gedanken mehr Zustimmung finden, als bei dem über das Sprachstudium Gesagten; aber man bedenke es auch wohl, wie verkehrt die Einführung in die deutsche Mythologie behandelt werden kann, und wie willkürlich und losgelöst von unserem nationalen Leben sie meist dasteht, wenn man dabei nicht von einer sprachlichen Grundlage ausgeht, von dem Geiste — der Gebrüder Grimms sich leiten läßt. Die aus den späteren Wagnerschen Opern zu uns sprechende Mythenwelt ist, wie ich meine, in dieser Beziehung ein recht abschreckendes Beispiel, wo man hingeräth, wenn man die echte deutsche Grundlage aus den Augen verliert.

Was unser Verfasser unter dem Studium der Geschichte versteht, hat er eingehend erörtert. Innerhalb der Geschichte fällt bei ihm das Schwergewicht auf die Sittengeschichte, zu der wiederum das historische Sprachstudium in der glücklichsten Weise hinüberleitet. Hier finden wir auch den Rembrandt-Verfasser wieder auf unserer Bahn. Ich habe nicht ohne Absicht in den „Tagebuchblättern" auch Urtheile des Verstorbenen über Ranke gegeben. Sie sollten beweisen, daß er sich von den Uebertreibungen fern hielt, die jetzt zuweilen bei der Beurtheilung Rankes hervortreten: es trieb mich dazu die Dankbarkeit, da ich mir bewußt bin, Rankes Schriften viel zu verdanken. Das psychologische Moment der Rankeschen Geschichtsschreibung berührt sich auch ohne Zweifel mit dem, was der Verstorbene erstrebte. Gerade bei dem Unterricht und vor allem bei dem in der früheren Jugend sollte in der That das biographische Element prävaliren. Ja, man könnte sich bei dem Beginn des Geschichtsunterrichts vielleicht ganz auf Biographien beschränken. Dennoch würde der Verfasser z. B. dem, was bei „Rembrandt als Erzieher" an Ranke getadelt wird, im Wesentlichen zustimmen. Das dort an Alexander Peez Gerühmte war allerdings das, was unser Verfasser wollte; und es drückt doch auch seine Meinung aus, wenn es bei „Rembrandt als Erzieher" ferner heißt, die ganze Geschichtsschreibung werde eine Umwälzung erfahren, wenn man sich entschließen könne, den Einflüssen des Blutes auf die Entwicklung der Völker und Menschen nachzugehen. „Man wird dann das Völkerleben nicht mehr nach den unsicheren politischen Grenzen,

Digitized by Google

sondern nach den mit oder gegen einander bewegten Blutströmungen in Vergangenheit wie Gegenwart schildern, studiren, beurtheilen." Diese schönen Worte enthalten auch ein Glaubensbekenntniß unseres Verfassers.

Die Kunstgeschichte will er nicht künstlich erlernt wissen: die Ausstattung der Schulen mit den Gegenständen der deutschen Kunst sollte die Grundlage legen. Die Einprägung einiger Daten ist jedoch natürlich unvermeidlich; und man wird mit dem Auswendiglernen schon etwas weiter gehen müssen, als der Verfasser auch für Künstler zulassen möchte. Bestimmte Regeln werden sich im Einzelnen dabei schwer geben lassen: Alles kommt gerade hier auf den Takt an. Im Wesentlichen soll auch dabei aber natürlich eine Beschränkung auf Deutschland Platz greifen. Etwas abweichender möchte ich hinsichtlich der Litteraturgeschichte urtheilen. Litteratur wie Kunst werden zum Theil von der Sittengeschichte unzertrennlich sein. Wo es irgendwie angeht, ist es gewiß auch hier richtig, dem Schüler die Schönheiten selbst finden zu lassen. Der Hauptsache nach sollte der Unterricht gerade hier nur zu selbständiger Lektüre anregen; zumal man im günstigsten Falle doch nur verhältnißmäßig wenig in der Schule wird lesen können, und da die Aufmerksamkeit dort nie so groß als bei der gemeinsamen oder nichtgemeinsamen Privatlektüre sein wird. Schon in der von unserem Verfasser so bestimmt geforderten vorsichtigen Auswahl der zu lesenden Stoffe liegt häufig Anleitung genug; und das Schlechte tadeln soll ja auch nach ihm der Lehrer. Trifft man aber den rechten Mann für die Litteraturgeschichte, so bin ich überzeugt, daß die Lektüre deutscher Klassiker auch für Knaben und Jünglinge ebenso anziehend gemacht werden könnte, als sie es für Mädchen in den höheren Pensionaten meist wirklich ist. Ungesund und unnatürlich ist es offenbar, daß unsere Knaben, recht im Gegensatze zu den Wünschen des verstorbenen Freundes, von diesen Dingen nicht mehr sondern weniger als unsere Mädchen lernen; nnd man weist mit Recht darauf hin, daß die Grundlage unserer höheren Mädchenschulen eine weit deutschere ist, als die der vom Staat soviel abhängigeren Schulen für die männliche Jugend.*)

*) Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Erziehung im Hause nicht im Allgemeinen für Mädchen vorzuziehen sei.

Digitized by Google

Was endlich die politische Geschichte Deutschlands betrifft, so kommt es dem Verfasser natürlich vor allem auf unsere alte deutsche Geschichte an. Nur aus den Zeiten, wo wir noch wir selbst waren, ist die deutsche Art zu erkennen und nur aus dieser Quelle vermögen wir uns zu verjüngen. Dort liege unsere Heldenepoche, die zu einem Dramen-Cyclus noch weit geeigneter wäre, pflegte K. zu sagen, als das von Shakespeare bearbeitete spätere englische Mittelalter. Es giebt, möchte ich hinzufügen, vielleicht keine großartigere und verhältnißmäßig reinere und edlere Geschichte, als die deutsche bis zum Ende der Hohenstaufen. Sicherlich werden wir auch aus ihr eine tiefere Begeisterung schöpfen, als — aus den zwei letzten Jahrhunderten. Daß auch auf die große Zeit im Anfang des Jahrhunderts, in der wir uns selbst wieder fanden, trotzdem ein Nachdruck gelegt werden muß, verstand sich für den Verfasser als ihren Epigonen gewiß von selbst. Niemand kann auch mehr als ich von ihrer Bedeutung auf allen Gebieten erfüllt sein. Immer und immer wieder hat sie auch mich angezogen; immer und immer wieder habe ich aus ihr als aus einem tiefen Borne zu schöpfen gesucht. Aber man wird diese Zeit in ihrer Bedeutung nicht begreifen, wenn man nicht die ganze Zeit in ihrer geistigen Bewegung zum Ausgangspunkte nimmt. Und auch die politischen Ereignisse als solche werden nicht richtig verstanden werden können, wenn man nicht z. B. eine möglichst unparteiische Darstellung der neunziger Jahre hinzufügt. Falls man dies unterläßt, dagegen vorzugsweise den siebenjährigen Krieg und etwa den großen Kurfürsten unvermittelt zur Beleuchtung heranzieht, so wird das Bild, wie ich fürchte, ein sehr einseitiges werden.

Noch mehr aber muß ich nach der von Gott mir verliehenen Ueberzeugung mich dagegen aussprechen, daß man einen allzu großen Nachdruck auf die kurzen letzten fünfundzwanzig Jahre unserer Geschichte legt. Wir stehen diesen Zeiten noch zu nahe, als daß wir hier schon gerecht zu sein vermöchten. Früher wenigstens galt es als ein Axiom für alle Geschichtsschreibung, daß man eben erst verflossene Zeiten nicht zum Ausgangspunkte für die Geschichte wählen dürfe. Ich kann es deshalb nur tief bedauern, wenn die Volksschulen neuerdings angewiesen wurden, bei dem Vortrage der

Digitized by Google

älteren Geschichte unter Umständen zu kürzen, um in jedem Fall Raum für die allerneueste Geschichte zu gewinnen.*) Die Vortheile der Zugehörigkeit zum preußischen Staate sollen von den preußischen Lehrern vor allem auseinandergesetzt werden.**) Hierin und nicht in der Pflege des Deutschthums und der historischen Mitgift der deutschen Nation soll ein Gegengewicht gegen Vaterlandslosigkeit und — Sozialdemokratie gefunden werden. Für den geschichtlich denkenden Mann bedarf es kaum einer Kritik eines solchen Vorgehens. Aber dahin lediglich, so befürchte ich nur zu sehr, wird die Anregung zur Förderung deutscher Geschichte in den Händen der Büreaukraten und Schullehrer führen. Nur zu leicht wird dadurch der Gegensatz zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland geschärft. Der Sozialdemokratie gegenüber wird man damit im günstigsten Falle — nichts gewinnen. Die Gefahr liegt aber bei einer zu starken Betonung der neueren Zeiten überhaupt gar nahe, daß wir nicht zu unserem historischen Deutschthum hin, sondern von demselben abgeführt und daß unsere Lehrer auf diesem Wege trotz des guten Willens keine — wirklichen Deutschen bilden werden.

Güßfeldt behauptet, daß es eine vaterländische Geschichte für Deutschland erst seit dem Jahre 1870 gebe.***) Wo bleiben da, möchte ich fragen, die Zeiten unserer sächsischen, salischen und hohenstaufischen Kaiser? Und besitzen wir nicht eine immerhin sehr denkwürdige deutsche Geschichte selbst unter Maximilian I. und Karl V.? Ein schrofferer Gegensatz gegen unseren Verfasser läßt sich auch hier leider gar nicht denken. Man vergesse es aber nicht: die eingehende Beschäftigung unserer Jugend mit unserer alten Kaisergeschichte von Karl dem Großen bis zu dem tragischen Ende der Hohenstaufen hat sehr wesentlich zu den besten Seiten unserer

*) Man vergleiche den Erlaß des preußischen Kultusministeriums vom 18. Oktober 1890.

**) Man vergleiche den durch die Zeitungen bekannt gewordenen und nicht abgeleugneten Erlaß der Regierung zu Aurich in Ostfriesland, der ganz besonders eigenthümlich dem autochthonen friesischen Stamme mit seiner uralten Geschichte gegenüber erscheint.

***) Siehe Güßfeldt a. a. O. Seite 127.

Digitized by Google

Entwicklung in den letzten achtzig Jahren beigetragen. Auch für den Freiherrn vom Stein waren jene alten Kaiserzeiten in den Tagen unserer Erniedrigung Trost und Erquickung, der Ausgangspunkt für die fernere Richtung seiner Gedanken. Lagardes schneidende Kritik der Zeit, die seit dem letzten französischen Kriege verflossen —, er antwortet damit auf Güßfeldts Satz — möchte ich nicht zu der meinigen machen; sie geht mir in der That im Allgemeinen wie im Einzelnen erheblich zu weit. Es ist mir aber allerdings nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß Lagarde der Wahrheit viel näher als Güßfeldt kommt. Vollständig einverstanden bin ich mit Lagarde, wenn er sich schon im Jahre 1878 gegen die künstliche Erzeugung des Patriotismus durch die Schulen erklärt hat. Diese dürften, sagt er, keine Brutstätten für s. g. Patriotismus werden. Fast durchgängig meine man, „daß Patriotismus mit der Billigung bestimmter Parteigrundsätze und historischer Anschauungen identisch sei." Dann aber sei es „brutale Gewalt, Knaben und Mädchen in diese, von den Eltern durchaus nicht immer getheilten Anschauungen hineinzuzwängen." Die Entwicklung nach 1866 zeige, daß das deutsche Volk gut thun würde, „seine dermalige Ansicht nicht wie unabänderlich anzusehen." Es sollte „seine Parteiliebhabereien der Jugend schon darum ersparen, um sich im Laufe der Jahre oder gar Monate nicht selbst vor ihr als wetterwendisch bloß zu stellen." Es möchte gut sein, „bei Zeiten zu bedenken, daß man besser von allem Learmäßigen Patriotismus sich ferner hält, welchen Regan und Goneril zur Verfügung stellen könnten, Kordelia verweigern würde." Ich weiß hier nichts hinzuzufügen. Vielleicht gestattet es mir der Leser, auch gerade auf den letzten Satz einen besonderen Nachdruck zu legen, der auf niemand gewiß besser paßt, als auf den verstorbenen Freund. „Der jetzt unter dem Namen Patriotismus gepflegte Vertrieb", setzt Lagarde hinzu, „gewisser politischer und historischer Ansichten, ist geradezu Vergiftung der jungen Seelen, da alles Parteiwesen giftig ist, weil es die Fähigkeit, wahr und gewissenhaft zu sein, ertödtet und Sklaven-, wenn man lieber will, Bedientensinn erzeugt." *)

*) Man vergleiche Lagarde „deutsche Schriften" S. 224.

Digitized by Google

Noch deutlicher weist Lagarde in seiner gegen Güßfeldt gerichteten Schrift*) auf die praktischen Gefahren eines künstlichen Machens auf dem Gebiete des Patriotismus hin. Wir würden dadurch, sagt er, die Hurrah-Canaille erziehen, „durch welche Frankreich entnervt ist, jenes jedem Erfolge zujauchzende Gesindel, das heute auf Napoleon schwört, morgen Trochu und übermorgen Boulanger zujubeln wird." Auch hier möchte ich fragen, ob man denn der aufwachsenden Generation jede Widerstandskraft einem in der Zukunft doch immerhin möglichen Siege der Sozialdemokratie gegenüber nehmen will? Viel besser als ein Geschichtsunterricht, der lediglich als eine Brutstätte des Patriotismus erscheint, ist natürlich der von Lagarde empfohlene völlige Verzicht auf den Geschichtsunterricht in unseren höheren Schulen und dessen Verweisung auf die Universität.

Doch genug mit dieser Abschweifung, die vielleicht schon zu sehr auf das politische Gebiet geführt hat! Ich bin, wenn ich das Gesagte noch einmal zusammenfassen soll, wahrlich der der Meinung, daß unsere alte Kaisergeschichte schon in frühen Jahren dem Gemüthe unserer Knaben eingeprägt werden sollte.**) Doch muß ich es allerdings aussprechen, daß ich auch schon, wenn und soweit die Zeit für die verschiedenen Geschichtsfächer neben einem historischen Sprachstudium nicht reichen sollte, dem letzteren den Vorzug geben muß. „Diese Wissenschaft ist gebaut auf das reinste, edelste, heiligste Gefühl, das einen Menschen erfüllen kann, auf die Liebe zu der geistigen Gemeinschaft, der er entstammt, auf die Liebe zu seiner Nation."***) Sie ist der Hauptsache nach ja auch schon eine historische Disciplin; und ich halte Gothisch und Althochdeutsch wegen des durch sie vermittelten Geistes für wichtiger für unsere Jugend, als die politische Geschichte. Man würde hier die von Lagarde gekennzeichneten Gefahren völlig vermeiden und

*) Lagarde „Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien."

**) Für die Litteratur gilt im Allgemeinen dasselbe.

***) Siehe Scherer „Einleitung zum neuen Abdruck der deutschen Grammatik von Jacob Grimm" Seite XXII.

Digitized by Google

wäre dennoch sicher, deutschen Patriotismus zu erwecken. Diejenigen, welche über diesen Vorschlag lächeln möchten, bitte ich auch hier zu erwägen, daß der indirektere Weg auf dem Gebiete der Erziehung immer der sicherere ist.

Der deutsche Aufsatz würde sich dem Unterricht in deutscher Sprache, Geschichte und Litteratur auf das Engste anzuschließen haben. Nichts halte ich für verkehrter, als philosophische Sentenzen zu Thematen für Aufsätze zu wählen. Nicht der Verstand soll durch den Aufsatz in erster Reihe geübt werden. Die Uebertragung der mathematischen Methode auf dies Gebiet halte ich vom Uebel. Die Jugend sollte, meine ich, zunächst doch auf der Grundlage des Gemüths Ideen zu erfassen und im Aufsatze darzulegen lernen. Je früher dabei der historische Sinn geweckt und ausgebildet werden kann, desto besser!

Eine sehr bedeutende Herabminderung der auf die alten Sprachen jetzt verwendeten Zeit und Mühe ist für das, was der Verfasser will, so wie so unerläßlich. Früher faßte man hier meist nur das Griechische in's Auge. Die Berliner Conferenz wünscht umgekehrt, daß das Lateinische die Einbuße erleide. Ein Vorgehen in diesem Sinne wäre ein großer Schritt, der in Verbindung mit der den lateinlosen Real- und Oberrealschulen eingeräumten Stellung nothwendig weiterführen würde. Selbst wenn man aber die lateinischen Stunden etwa um ein Fünftel verringert, so ist damit noch wenig geholfen und namentlich noch gar wenig Zeit gewonnen für die von unserem Verfasser empfohlenen Studien. Ich vermag als Laie nicht zu beurtheilen, ob das lateinische Scriptum nicht ebenso gut wie der lateinische Aufsatz wird fallen müssen, wenn etwas Gründliches erreicht werden soll. Gegen die übertriebene Werthschätzung der Extemporalien, die mir so zu sagen, als lateinische Exercirübungen erscheinen, hat sich auch die Schulconferenz erklärt. Ich für meinen Theil würde in der Beschränkung jedenfalls auf dem von dem Fremde eingeschlagenen Wege noch weiter gehen, als sich das als seine Ansicht erkennen läßt. Und sollte dies etwa nicht möglich sein? Warum wird das Lateinische zunächst nicht wie irgend eine neuere Sprache erlernt? Das Russische steht an Reichthum der Formen dem Lateinischen nicht nach; und die

Digitized by Google

Schwierigkeit der Aussprache kommt noch hinzu. Dennoch vermag es, wie man mir sagt, auch ein mäßig begabter Schüler binnen Jahresfrist oder doch innerhalb zweier Jahre zu einem Sprechen des Russischen zu bringen, sofern er nur annähernd so viele Stunden in der Woche darauf verwendet, als in unseren Gymnasien auf das Lateinische verwandt werden. Oder ist es etwa nicht genug, daß man eine fremde Sprache zu reden, d. h. zu handhaben versteht? Ist es mit dem lebendigen Körper nicht genug? Muß durchaus auch das Skelett der Sprache genau gekannt sein? In neuester Zeit ist die Zahl derjenigen ja auch sehr gewachsen, die über die Grammatik ebenso denken. Die Berliner Schulconferenz hat hier in erfreulicher Weise mit dem Alten gebrochen. Wenn man dagegen sagt, die Handhabung der Grammatik und Syntax solle eine geistige Gymnastik für den Schüler sein, so ist die Argumentation unseres Verfassers dadurch natürlich nicht aus dem Felde zu schlagen; denn das verstandesmäßige Erlernen der Sprache ist es gerade, was er bekämpfte und durch die Ausbildung des Sprachgefühls und Sprachinstinkts ersetzt wissen wollte. Daß er sich dabei vorläufig auch mit einem verhältnißmäßig schwachen Anfang begnügte, zeigt die Wärme, mit der er für die sogenannte Perthes'sche Methode*) eintritt.

Um schließlich noch ein Wort über die sogenannten realistischen Wissenschaften zu sagen, so glaube ich auch darin vielleicht noch etwas weiter als der Verfasser zu gehen. Nur, wenn es absolut nöthig ist, würde ich eine Vermehrung der naturwissenschaftlichen Stunden einschließlich der Physik für richtig halten. Kommen wir zu Fachschulen, zu Schulen für verschiedene Berufskreise, so könnte ich mir umgekehrt denken, daß die naturwissenschaftlichen Stunden in manchen Schulen an Zahl verringert werden könnten. Hinsichtlich der Anforderungen in der Mathematik sind wir, wie ich glaube,

*) Dieselbe beruht auf einem Lehrbuche des verstorbenen Friedrich Perthes junior (eines Sohnes von Clemens Perthes), den der Verfasser in Davos kennen lernte, und der dort das Fridricianum gründete. Es ist mir erfreulich gewesen, daß man mir versichert hat, sein Andenken sei unter den Schulmännern nicht erloschen, und seine Einwirkung dauere fort.

Digitized by Google

schon weiter gegangen, als im Allgemeinen dienlich sein kann; und ich würde, wenn es zu erreichen wäre, hier jedenfalls für eine Herabminderung statt für eine Steigerung der Forderungen sein. Auf diesem Gebiete werden unsere Schüler erst recht mit einem Ballast beladen, mit dem sie im späteren Leben meist nichts anzufangen wissen; und es ist dabei ein auch von Güßfeldt und Treitschke anerkannter Erfahrungssatz, daß nur der geringste Theil der Schüler — nach den Erfahrungen meiner eigenen Jugend etwa der siebente Theil — den auf diesem Gebiete an sie gestellten Forderungen annähernd gerecht zu werden vermag. Gerade die so hoch getriebenen Anforderungen in der Mathematik laufen nur auf eine geistige Gymnastik unserer Jugend und auf jenen Kultus des Verstandes hinaus, den unser Verfasser so entschieden bekämpft. Abstrahirt wird wahrlich heut zu Tage schon genug, und auch schon bei der Jugend. Nur für einzelne phantasiebegabte Knaben, die im Idealismus zu verkommen Gefahr laufen, mag eingehendere Beschäftigung mit der Mathematik eine nützliche Uebung und ein nützliches Gegengewicht sein: vorausgesetzt natürlich, daß ihre Natur es ihnen möglich macht, sich auf diesem Gebiete zu orientiren. Ich weiß wohl, wie ich vollends hier gegen den Strom schwimme. Vermehrt man aber die mathematischen und naturgeschichtlichen Stunden, sowie daneben noch die in den neueren Sprachen und etwa im Zeichnen, — so führt das jedenfalls von der historischen Schulung ab, für die unser Verfasser eintritt, und zu jener — realistischen Bildung, in der nun einmal ein entgegengesetzter Geist steckt. Freilich ist es der großen Mehrheit unter den Gegnern des heutigen Schulunterrichts gerade um diese realistische Bildung zu thun. Aber lieber als diese ist mir an sich und, abgesehen von der Frage, ob sie festgehalten werden kann, noch immer die alte humanistische Bildung. So weit stehe ich hier in der Kernfrage auf der Seite Treitschke's; denn der Zersplitterung und Verflachung wird durch eine s. g. realistische Bildung gewiß erst recht in die Hände gearbeitet. Auch liegt manches Wahre in seinem Vergleich der englischen und amerikanischen Bildung. „Es kommt stets darauf an," heißt es bei „Rembrandt als Erzieher", „daß die Bildung eines Volkes ein gewisses Gleichgewicht bewahre; in der gegen-

Digitized by Google

wärtigen Zeit, wo die Luft voll ist von theils abstrakten und verstandesmäßigen, theils materialistischen und mechanischen Anschauungen, kann der Einzelne, — welcher sich jenes Gleichgewicht wahren will — nichts Besseres thun, als sich ebenso entschlossen wie entschieden auf die Seite des Gefühls, des Poetischen, des Künstlerischen zu stellen." Diejenigen, die das hier Befürwortete heut zu Tage für ganz unmöglich halten, bitte ich, auch das von mir Gesagte lediglich als einen Versuch, consequent zu sein, zu betrachten. Auch auf dem Gebiete der Erziehung handelt es sich im Sinne unseres Verfassers um — eine historische Bildung im Gegensatze zu der humanistischen einerseits und der realistischen andererseits. Es hat der Versuch, einen Gedanken bis zum Ende durchzudenken, doch immer ein gewisses Interesse; und was heute unmöglich scheint, kann in einigen Jahrzehnten ganz anders angesehen werden.

Denn wer will behaupten, daß solche Ideen kein praktisches Moment enthalten? Auch hinsichtlich der Zeit würde man ganz sicher Schiffbruch erleiden, wenn man mit der germanistischen Bildung eine gesteigerte realistische verbinden, dabei auch noch einen Rest der alten humanistischen sich bewahren und obendrein noch die Schüler entlasten wollte. Die jetzige Ueberbürdung unserer Jugend auf den Gymnasien kommt zum nicht geringen Theile daher, daß auf die Nebenfächer ein ganz anderes Gewicht als etwa vor vierzig Jahren gelegt wird. Das, was Treitschke im Eingange seiner Schrift hervorhebt, kommt auf die gleiche Anschauung hinaus.*) Nur zu leicht könnte sich jetzt das wiederholen, was wir nach der Steigerung der Forderungen in den Nebenfächern erlebt haben. Der Mangel liegt, wie ich glaube, allemal darin, daß man für einen zu großen Kreis von jungen Leuten die gleiche „allgemeine Bildung" erzwingen will. Die Vorschläge der Berliner Schulkonferenz bedeuten auch hierin, wie ich meine, einen Fortschritt.

Ich glaube, wie oben schon angedeutet, daß es ein glücklicher Gedanke unseres Verfassers ist, wenn er eine Selekta verlangt und

*) Man vergleiche hier Lagarde, der in seinen „deutschen Schriften" nicht müde wird, gegen das Vielerlei unserer Lehrpläne und die obligatorische allgemeine Bildung zu eifern. Siehe daselbst z. B. S. 221, 232, 233, 276!

Digitized by Google

für dieſe jedes weitergehende Specialſtudium aufgeſpart wiſſen will. So ſchlägt Treitſchke eine mathematiſche Selekta vor. Vielleicht könnte ſchon durch dieſe allein der Mehrforderung für die künftigen Mediziner und Naturforſcher abgeholfen werden. Man müßte den einzelnen Schülern geſtatten, ſich nach Abſolvirung des eigentlichen Maturitätsexamens in einer ſolchen Selekta je nach Belieben unter gewiſſen, genau zu beſtimmenden Specialfächern einige auszuwählen. Wenn die Einheitlichkeit der auch in der Prima meiſt noch zu großen Klaſſen dabei etwas in die Brüche ginge, und wenn ſich für eine Reihe von Fächern kleinere Gruppen von etwa fünf bis zehn Schülern herausbildeten, ſo würde ich auch darin natürlich einen Fortſchritt erblicken. Das einzige Hinderniß, das hier im Wege ſtehen könnte, ſcheint mir der Mangel an Raum und geeigneten Lehrern zu ſein. Das liefe dann aber wieder auf eine Geldfrage hinaus; und dieſe böte keine allzugroßen Schwierigkeiten dar, wenn man ſich entſchließen könnte, die öffentlichen Schulen, ſo viel als möglich, durch private zu erſetzen. Wenn es dadurch möglich wäre, die Bedeutung des Maturitätsexamens — ich ſähe es am liebſten natürlich ganz aufgehoben — etwas herabzumindern, ſo würde ich darin ſelbſtverſtändlich wiederum einen großen Segen erblicken. Andererſeits kommt Lagarde's Vorſchlag, die Univerſitätszeit auf fünf bis ſechs Jahre zu verlängern, für Geſchichte und Litteratur die beiden erſten Univerſitätsjahre zu reſerviren und an deren Ende ein obligatoriſches Examen in dieſen Fächern zu legen, auf etwas Aehnliches hinaus.

Dieſe Erziehungsfragen leiten auf das ſ. g. ſociale Gebiet hinüber, wie ich es umgekehrt für ganz logiſch und naturgemäß halte, daß die ſociale Frage uns heute zur Schulfrage geführt hat. Wenn unſer Verfaſſer bei der Erziehung der Jugend jedem künſtlichen Machen in einem ſolchen Grade abhold iſt, daß er auf Schönheiten aufmerkſam zu machen widerräth, ſo kann er natürlich bei der Erziehung der Erwachſenen erſt recht an kein „Machen" denken. Das geiſtige Element, in dem ſich ſeine Erörterungen bewegen, mußte dieſes ebenfalls ausſchließen. Wenn man Kinder und Erwachſene durch die Kunſt erziehen will, ſo denkt man über-

Digitized by Google

haupt an keine gewaltthätigen Eingriffe. Wenn der Verfasser den Unterricht individualisiren, wenn er kleine Schulen in möglichster Verbindung mit der Familie will, so läßt das wiederum deutlich erkennen, wo sein Standpunkt auf dem Gebiete der „socialen Fragen" sein muß. Aber noch weit zwingender für seine Bahn auf diesem Gebiete ist es, wenn die von ihm vertretene Anschauung eine möglichste Emancipation der Schule vom Staate und — recht im Gegensatz zur sogenannten Einheitsschule — die Gründung verschiedenartiger höherer Schulen für einzelne Familien, einzelne Kategorien von Kindern und schließlich auch für die verschiedenen Gesellschafts-Klassen ins Auge faßt. Alles das entspricht einer Gesellschaft im Riehl'schen Sinne; und jeder socialistische und staatssocialistische Gedanke ist dadurch von vornherein ausgeschlossen. Der Verfasser stand der Demokratie als einer geschichtlichen Erscheinungsform ziemlich objectiv gegenüber. Wie für die Schweizer in Schiller's „Tell", so hat er Sympathie für die städtischen Demokratien des Mittelalters. Es läßt sich aber gar kein größerer Gegensatz denken, als den zwischen ihm und etwa Karl Marx, als die von unserem Verfasser vertretene Richtung und die der Socialdemokratie. Es liegt auf der Hand: das von ihm Gebotene hängt auf's Engste mit aristokratischen Auffassungen zusammen. Vor vierzig Jahren und auch noch, als das Vorstehende von dem Verfasser niedergeschrieben wurde, würde man vielfach gerade hieran Anstoß genommen haben. Hier haben sich die Dinge aber in gewissem Sinne zum Vortheil geändert. Seit der Adel seine politische Bedeutung der Hauptsache nach eingebüßt hat, ist wenigstens in den gebildeten Schichten die alte Animosität, welche vielfach gegen ihn bestand, mehr und mehr geschwunden. Man wird nicht mehr nervös, wenn man von einer Aristokratie sprechen hört. Vielleicht ist es Riehl gewesen, der am meisten zu einer Generalisirung des Begriffs der Aristokratie beigetragen hat, und der zuerst die anderen Gesellschaftsklassen nach dieser Richtung hinwies. Auch Lagarde bewegt sich sehr entschieden in dieser Richtung. Ja, man kann, so sonderbar es klingt, sagen, daß die Tendenz aller höheren Gesellschaftsklassen im weitesten Umfange heut zu Tage eine vorwiegend aristokratische sei. Es geschieht eher zu viel als zu wenig nach dieser Richtung,

Digitized by Google

da sich leider auch hiermit das Streberthum verbinden kann. Aber das Gute hat diese Tendenz doch, daß es unseren Gebildeten nicht mehr bei den Worten aristokratisch und Aristokratismus „gruselt". Auch der Rembrandt-Verfasser huldigt ihr durchaus. Ein aristokratischer Gedanke zieht sich durch das ganze Buch. Seine Heilmittel sind überall aristokratisch gedacht. Und auch mit offenen Worten bekennt er sich immer und immer wieder und zuletzt noch am Schluß auf allen Gebieten zum Aristokratismus im Gegensatze zur Demokratie.

Weit eher möchte es den einen oder andern zurückstoßen, daß ein erheblicher Theil von dem, was unser Verfasser geschrieben hat, sich auf den „Adel" als solchen bezieht. Es ist gewiß nicht das Schlechteste von dem in dem vorliegenden Theile Veröffentlichten. Mich dünkt, daß es eine Fülle trefflicher und auch heute noch neuer Vorschläge enthält, und daß das über die Geschichte des Adels Gesagte in der Art, wie es die Vertheidigung mit der Gerechtigkeitsliebe zu verbinden sucht, beinahe mustergültig ist. Auch dem Umfange nach nimmt das über den Adel Gesagte eine erhebliche Stelle ein. Es wurde schon hervorgehoben: gerade hierüber vermochte der Verfasser aus eigener Anschauung manches zu sagen; und es hing am nächsten mit seinem persönlichen Berufe zusammen. Auch „Rembrandt als Erzieher" faßt den Adel durchaus als einen Stand auf. Königthum, Adel und Bauernthum erscheinen bei ihm ebenfalls als eine zusammenhängende Kette.

Es ist vielleicht bedeutsam, daß Lagarde neben dem Erziehungswesen gerade die Reorganisation des Adels zu einem Hauptgegenstande der Erörterung in seinen „deutschen Schriften" macht. Des Fremdes Vorschläge und die Lagarde's nähern sich in vielfacher Beziehung. Die Sorge für die Geschlechtsverwandten, die Gründung eines für die Familie bestimmten Vermögens, das „Geschlechtshaus" neben dem doch auch wohl bei Lagarde als Majorat gedachten Fideicommiß, der Begriff der Familienehre und vor allem die Ausstoßung aus dem Adel sind Ideen, die bei beiden vorkommen. Hier aber beginnen die Unterschiede. Ganz eigenthümlich sind unserem Verfasser die Gedanken, daß der Adel eine dem gesammten Deutschland angehörige Corporation bilden, daß unter den jetzt vorhandenen

Digitized by Google

adeligen Familien ihrer Geschichte wegen eine Anzahl ausgeschieden werden müsse. Lagarde's Vorschlag, daß alle Offiziere, Beamten, Prediger, Priester und Lehrer, deren Vater und deren beide Großväter eine gleiche Stellung bekleidet, und deren sämmtliche Vorfahren ersten und zweiten Grades von Geburt an Christen gewesen, zum Adel zu rechnen seien, steht natürlich in einem schroffen Gegensatze zu den Auffassungen unseres Verfassers. Ich kann nicht glauben, daß dies eine historische Auffassung ist, und fürchte, daß es den Adel vollends verwässern und uns zu russischen Adelsverhältnissen führen würde. Der Gedanke einer Ersitzung des Adels berührt sich aber wiederum mit Klinggräff'schen Ideen und könnte, wie ich meine, in einer oder der anderen Weise sehr fruchtbringend werden. Es ist ferner merkwürdig, daß auch unser Verfasser den bei Lagarde sehr viel entschiedener hervortretenden Gedanken streift, die Adelsfrage in Verbindung mit der östlichen Colonisation zu bringen. Das wichtige Capitel der Fürsorge des Adels für alte Dienstboten berühren beide.

Von Riehl war wiederholt die Rede; und es ist bekannt, wie der Freiherr vom Stein in diesen Dingen dachte. So ließen sich noch manche Andere nennen, deren Ideen über den Adel sich mit denen unseres Verfassers berühren. Dennoch möchte ich mich über dieses Thema hier nicht eingehender verbreiten. Die Adelsfrage ist schon gar oft erörtert und in diesem Augenblicke doch nicht gerade brennend; und unser Verfasser ist auf diesem Gebiete vielleicht weniger original als auf anderen. Ich halte es für recht zweifelhaft und lasse es völlig dahingestellt, ob etwas von dem auf diesem Gebiete durch ihn Empfohlenen ausführbar ist oder war. Künstlich machen läßt sich in dieser Beziehung eben gar nichts. Eine Gesammtorganisation, wie der Entwurf von 1873 sie vorschlägt, ist nur dann möglich, wenn die große Menge der nicht zum Adel Gehörenden damit einverstanden ist und sie durch ihre Zustimmung sanktionirt. Aber die Zeiten bleiben doch allen Schöpfungen dieser Art äußerst ungünstig. Ueberall wittert man noch immer, daß die rechtliche Gleichheit der Staatsbürger durchbrochen werden solle. Außerhalb des staatlichen Mechanismus etwas anzuerkennen, scheuet man sich gerade hier in doppeltem

Digitized by Google

Maße. Das einzelne Individuum will sich meist nur vor dem Staate beugen und nicht vor einer anderweitigen historischen Tradition.

Dazu kommen die weit größeren inneren Schwierigkeiten, die jeder zu organisirende Stand heut zu Tage darbietet, und die vor dreißig oder vierzig Jahren kaum geringer waren. Die historischen Elemente fürchten bei jedem Schritt, der außerhalb der gewohnten Bahnen liegt, daß sie sich auf ein leichtsinniges Abenteuer einlassen, und daß ihnen der Boden unter den Füßen schwinden könne, wenn sie Concessionen machen. Die Elemente des Beharrens sind zur Aktion wenig geeignet und bieten gerade in der zähen Widerstandskraft gegen alles Neue und Fremde ein großes Hemmniß für die Entwickelung. Es liegt dabei in ihrer Natur, daß die provinziellen und anderweitigen Besonderheiten einer einheitlichen Aktion hindernd in den Weg treten. Dazu allerhand alte und neue Theorien: auf die Verhältnisse oft wenig passend und zum großen Theil wirklich nur ersonnen, um, wie der Verfasser es ausdrückt, den Bestrebungen des Tages gegenüber im Inneren einen „kommoden" Standpunkt zu gewähren! Ich bin überzeugt, daß sich jeder Praktiker, der auf diesem Gebiete in den letzten vierzig Jahren zu organisiren versuchte, bald vor riesengroßen Schwierigkeiten befunden haben wird. Ja, bis jetzt sind dieselben noch stets übermenschlich gewesen; ganz abgesehen davon, daß die größeren Talente meist nirgends für eine solche Sisyphus-Arbeit zu haben waren und sich Thätigkeiten zuwandten, die für ihren Schaffenstrieb ersprießlicher und dankbarer erschienen.

Der einzig mögliche Weg scheint mir auch hier der von unten herauf zu sein. Mit dem möglichst Unscheinbaren und Einfachen wird man anfangen müssen. Für einen sehr richtigen Gedanken halte ich es z. B., wenn Lagarde Familienverbände verlangt und diese, welche sich in der That bei vielen Familien lebenskräftig gezeigt haben, weiter ausbilden will; nur daß der Zwang, von dem Lagarde doch auch hier ausgeht, ausgeschlossen bleiben muß. Der aus den Wanderjahren stammende ältere Vorschlag unseres Verfassers ist, von diesem Zwange abgesehen, ein ähnlicher. Er ist in seiner von kleinsten Anfängen ausgehenden Entstehungsart

Digitized by Google

von außerordentlicher Anspruchslosigkeit; und man würde ihm Unrecht thun, wenn man diese Anspruchslosigkeit bei seinen Ideen über den Adel nicht auch in jeder anderen Beziehung anerkennen wollte. Ich darf vielleicht darauf hinweisen, wie der Verfasser gerade auf diesem Gebiete Alles hinwegzuräumen suchte, was anders Denkenden zum Anstoß hätte gereichen können.

Mehr als anderswo tritt es hier zu Tage, daß die Ideen des Verfassers auf einem ursprünglich liberalen Boden erwachsen sind, und daß sie im Gespräche mit einem Liberalen gezeitigt wurden. Nimmt man das einzige auf die Jagd sich beziehende und jedenfalls auch schon um 1860 aussichtslose Verlangen des leidenschaftlichen Jägers aus, so wird man überall die Spuren davon finden. Ich weise zum Beispiel auf das hin, was der Verfasser gegen die adeligen Offiziercorps sagt. Der Anschluß der großen Güter an die Gemeinden ist bekanntlich noch heute für viele Gegenden ein Streitpunkt. Manches, was der Verfasser in dieser Beziehung sagt, ist geradezu von einem weitgehenden Liberalismus, wenn man bedenkt, daß er vor Jahrzehnten schrieb und doch zunächst mecklenburgische Verhältnisse vor Augen hatte. Hinsichtlich der Geschichte und der Begründung des Adels macht er die bedeutendsten Einräumungen. Der Vorschlag eines Anti-Behse ist zu charakteristisch, um nicht auch hier auf ihn hinzuweisen. Es ist eine jedenfalls auf dem Boden der Bescheidenheit erwachsene Vertiefung des ritterlichen Ideals, wenn er auf die politischen Vorrechte für den Adel selbst nicht das geringste Gewicht legt. Die Herrenhäuser verwirft der Verfasser merkwürdiger Weise auch aus politischen Gründen. Die von ihm empfohlenen Beschränkungen bei der Gründung von Fideicommissen und Stammgütern reichen weit über die heute geltenden hinaus. Seine Vorschläge sichern hier vielleicht besser hinsichtlich einer zukünftigen Gesetzgebung. Aber sie sind der Art, daß es sehr fraglich erscheint, ob sich der Adel für ein solches Geschenk nicht meist sehr entschieden bedanken würde. Ja, es mag zweifelhaft sein, ob sie in den Kreisen des Adels selbst nicht mehr Widerspruch als Anerkennung finden werden und namentlich vor dreißig Jahren gefunden hätten. Allem äußeren Beiwerk des Adels stand der Freund zeitlebens außerordentlich skeptisch gegenüber

Digitized by Google

und verlangte hierin sehr große Vorsicht und Selbstbeschränkung. Es ist für ihn bezeichnend, daß er den Gebrauch des Wappens auf das Aeußerste einzuschränken suchte und allen Spielereien mit demselben abhold war, obwohl er sich z. B. für die korrekte Zeichnung und Stilisirung der Wappen interessirte, die Wappenzeichen sich einzuprägen und selbst gut stilisirte Wappen zu zeichnen liebte.*) Im Verkehr mit dem Volke, in der Heranziehung der Dienstboten zur Familie konnte man thatsächlich kaum weiter als er gehen. Es bedarf auch wohl keines Hinweises, was darin liegt, wenn der Verfasser von „faul gewordenen" Aristokratien spricht und in so dringender Weise eine Controle für jeden Stand fordert.

Ich meine, daß alles dies den Sinn hinreichend charakterisirt, mit dem der Verfasser an die „Adelsfrage" herantrat. Aber ich möchte mich aus den oben angeführten Gründen in diesem Nachwort über dies Thema hier doch nicht eingehender verbreiten Legte ich das Schwergewicht auf diesen Punkt, so würde der Verstorbene jedenfalls Gefahr laufen, als „feudal" abgethan zu werden; und man würde ihm in dem Sinne, wie dies Wort gewöhnlich gebraucht wird, sehr Unrecht thun. Auch spreche ich es ganz offen aus, daß ich Alles vermeiden möchte, was der Verbreitung der Ideen des verstorbenen Freundes unter anders Denkenden im Wege stehen könnte. Auch nicht von der Organisation der Stände oder Volksgruppen im Allgemeinen möchte ich bei dem, was ich noch zu sagen habe, ausgehen. Es ist ja wiederum nicht wegzudeuteln, daß der Verfasser die Neubelebung der deutschen Stände erstrebt; und ich würde es wahrlich für Unrecht halten, ihm einen Gedanken zu escamotiren. Es gilt aber auch hier das, was für das specielle Gebiet des Adels oben betont wurde. Nur von unten herauf, nur durch die freie Thätigkeit der Gesellschaft, nur durch die Arbeit und durch das Organisiren im Kleinen kann sich hier etwas bilden. Allgemeine Erörterungen theoretischen Charakters können zur Zeit hier eher schaden als nützen. Ein Bauen und Organisiren von

*) Es sind die im strengsten gothischen Wappenstil von ihm gezeichneten und trefflich gelungenen Wappen vorhanden, die sein Haus über dem Eingang schmücken sollten. Er ist aber während seines Lebens nicht mehr dazu gekommen, ein Wappen an seinem Hause anzubringen.

Digitized by Google

oben und eine Initiative des Staats sind dabei überall vom Uebel. Und man würde nach dem, was wir in der Innungsfrage erlebt haben, doch zunächst auch wieder an eine solche denken; denn das ist ja eben das Unglück der Situation, in die gerade wir Deutsche mehr und mehr und in verstärktem Maße seit dem Regimente des Fürsten Bismarck — das Jahr 1879 war nur eine neue Etappe auf diesem Wege — hineingerathen sind. Wollte insbesondere der Staat hier irgendwie eingreifen, ehe fertige und in sich gefestigte Bildungen da sind: es würden nur Mißgeburten entstehen, wie unser neues — Innungsgesetz. Ich würde mich an dem Andenken des verstorbenen Freundes zu versündigen glauben, wenn ich sein Streben mit Schöpfungen dieser Art in Verbindung brächte.

Nicht der Adel und nicht das Ständewesen als solches ist, wie ich meine, auf den hier in Frage kommenden Gebieten der Ausgangspunkt für ihn gewesen. Es ist ein ganz anderer Gedanke, der in dem, was ich in diesem ersten Theile veröffentliche, neben den mehr oder minder an die Kunst sich anlehnenden Auseinandersetzungen, den Schwerpunkt bildet. *Die Gesellschaft soll sich auf dem Wege der freien Vereinigung selber helfen:* das ist der Gedanke. Er tritt zuerst in dem hervor, was der Verfasser über die studentischen Verbindungen und deren Bedeutung für das studentische Leben sagt. Wir finden ihn in dem Aufsatz „Neue Klöster" und etwas anders modulirt in dem über die **educatio equestris** wieder. Das Geschlechtshaus ist hier die Hauptsache, und der Aufsatz erscheint in der That als ein Bruchstück aus einem projectirten oder vielleicht einem verloren gegangenen über solche Geschlechtshäuser. Es handelt sich hier nicht um eine eigentliche Corporation, sondern um einen Verein von wenigen Familien. Wenn aber schon das eigene Haus des Verfassers in seinem Aeußeren und Inneren viel von einem Kloster hatte, so würden die Geschlechtshäuser nach seinen Ideen überhaupt kleine Klöster geworden sein. Die Idee der Familie würde dabei die der Corporation ersetzt haben. Der von dem Verfasser vorgeschlagene Verein auf der Grundlage eines Anti-Vehse und mit dem ausgesprochenen Zweck des Ausschlusses aller Familien, die einmal anrüchig geworden, enthält wieder denselben Gedanken und hat nur die eine Voraus-

Digitized by Google

setzung, daß jene Verrufserklärung, welche die Bureaukratie jetzt nicht einmal mehr auf der Universität duldet, hier unbeanstandet bleibe. In ihrer letzten Gestalt haben die Vorschläge des Verfassers zur Reorganisation des Adels — wie bereits bemerkt wurde — eine etwas andere Grundlage. Eine unter staatlichem Zwange stehende Gesammtorganisation des deutschen Adels ist das Bild, welches sich uns hier darstellt; und es stimmt soweit mit Lagarde's Vorschlägen überein, obgleich — von der Verallgemeinerung des Adels gar nicht zu reden — nicht einem Heroldsamte, sondern nur einer selbständig gebildeten Aufsichtsbehörde die Controle obliegen soll. Unseres Verfassers Gedanke aus den Wanderjahren kann allerdings auch dann noch festgehalten werden: wenn man nämlich einen Zustand annimmt, in dem der damals vorgeschlagene Weg zu einem völlig abschließenden Ergebniß geführt hätte. Aber ich sehe in diesem Punkte von dem Entwurfe von 1873 ab und halte mich lediglich an den viermal wiederkehrenden Gedanken der freien Vereinigung. Je pessimistischer der Verfasser in seinen letzten Lebensjahren über unsere politischen Dinge dachte, desto mehr kehrte er auch zu dem Gedanken freiwilliger Vereinigungen zurück. Gefragt, was er als das ultimum refugium in einer wirklich sinkenden Welt betrachte, hat er nicht lange vor seinem Tode geantwortet: die Vereinigung der Wohldenkenden auf allen Gebieten, um im Kleinen zu retten, was zu retten ist. Als Grundbedingungen lebensfähiger Vereinigungen würden mir etwa die folgenden erscheinen:

1. Die Entstehung der Vereinigungen muß auf einer völlig freiwilligen Vereinbarung beruhen. Sie ist im Prinzipe durchaus unabhängig vom Staate gedacht und bedarf deshalb auch nicht seiner Mithülfe und Protection. Was unser Verfasser will, zeigt am deutlichsten sein Verein auf der Grundlage des Anti-Vehse. Wie grundverschieden ist doch hier das Entwickelte von einer staatlichen Reorganisation des Adels! Auch hier soll eine Controle bestehen. Diese soll aber nicht vom Staate, sondern von der „Gesellschaft" im Riehl'schen Sinne geübt werden. Ja! der Anti-Vehse-Verein zur Reorganisation des deutschen Adels, an dem auch Nichtadelige theilnehmen sollen, ist streng genommen nur ein Organ der Controle und nicht selbst ein Adelsverein.

Digitized by Google

Das über die „neuen Klöster“ Gesagte macht bis zu einem gewissen Punkte wieder eine Ausnahme. Es könnte scheinen, daß der Verfasser doch auch hier schließlich auf ein Institut publici juris, wie bei dem 1873 über den Adel niedergeschriebenen Gedanken, gekommen sei. Denn den Eintritt in seine „neuen Klöster“ und die Wahl ihrer Vorstände will er hier von den Organen der Selbstverwaltung abhängig machen. Es handelt sich aber dabei, abgesehen von der Frage, ob der Verfasser in diesem Punkte nicht zu weit geht, doch um ein ganz eigenartiges Institut, mit dem es die öffentliche Meinung auszusöhnen galt. Nicht die Behörden sollen die Controle führen; und der Verfasser mochte denken, daß eine Controle durch die Organe der Selbstverwaltung der durch Organe der Gesellschaft gleichkomme und von einer durch die Bureaukratie geübten grundverschieden sei. Meiner Auffassung würde es etwa entsprechen, wenn sie von den Bezirkssynoden oder von anderen Organen der kirchlichen, statt von denen der weltlichen Autonomie ausgeübt würde; und der Gedankengang unseres Verfassers würde dadurch, wie ich glaube, auch nicht alterirt werden. Jedenfalls sollen aber die „neuen Klöster“ außer bei der Wahl der Vorstände und der Gestattung des Eintritts in die Bruderschaften volle Freiheit genießen. Damit ist viel gesagt. Hauptsache bleibt, daß ihre Gründung auf der freien Initiative der Gesellschaft beruhen und völlig unabhängig von dem Staat erfolgen soll. Was die Zuweisung von Gefangenen und entlassenen Sträflingen, von verwahrlosten Kindern u. s. w. betrifft, so hat das mit der Vereinigung an sich natürlich nichts zu thun. Der Staat kann auf dem Wege der Verwaltung ja Jedem etwas zuwenden.

2. Die Grundlage dieser Vereinigung soll durchaus eine sociale und darum eine ethische sein. Ihre einzelnen Mitglieder sollen sich kennen und achten; und es soll sie deshalb ein persönliches Band umschlingen. Die Grundlage soll der gute Leumund und die Ehre in dem von dem Verfasser betonten, weitgehenden Sinne sein. Bedingung hierfür ist es natürlich, daß die Mitglieder auch ein sehr weitgehendes Recht der Zurückweisung erhalten und aufgemuntert, nicht aber etwa abgehalten werden sollen, von demselben Gebrauch zu machen. Der kleinste Flecken auf der Ehrenhaftigkeit soll den

Digitized by Google

Ausschluß hervorrufen; und wir sahen, was der Verfasser alles darunter subsummirte. Es setzt dies aber natürlich wiederum voraus, daß die Genossen der Vereinigung völlig von einander Bescheid wissen. Dies wird in den meisten Fällen zu lokal eng begrenzten Vereinigungen führen. Wie in der studentischen Verbindung, so ergiebt sich dieser Gedanke bei den „neuen Klöstern“ und den „Geschlechtshäusern“ von selbst. Auch der Verein auf der Grundlage eines Anti-Behse ad usum delphini setzt die persönliche Bekanntschaft oder doch die Möglichkeit eines strengen sittlichen Urtheils voraus und basirt auf dem deutschen Ehrbegriff. Vermuthlich würde auch dieser Plan, wie der Verfasser sich ihn dachte, niemals ganz durchzuführen sein. Was aber davon durchführbar wäre, kann natürlich nur auf der Meinung der Nachbarn im weiteren Sinne und somit auf der lokalen Begrenzung und dem gemeinsamen Leben beruhen. Man mache es sich nur klar: „Stille im Lande“, wie der Verfasser sie im Auge hat, werden sich auch nur so ihre Kreise zu bilden vermögen. Die Veröffentlichung unseres ganzen Lebens ist es, die er bekämpft, und in der er den Hauptgrund unserer Verflachung sieht. Diejenigen, welche vornehm über solche Gedanken hinwegsehen möchten, bitte ich zu bedenken, daß die — Liebe, um sich zu entwickeln, überall und in jedem Verhältnisse der persönlichen Beziehung und kleiner Kreise bedarf. Und man vergesse auch nicht, daß für den Adel die Dinge in dieser Beziehung noch wesentlich anders liegen, als für die anderen Stände: mit alleiniger Ausnahme etwa der größeren Kapitalisten. Innungen, wie sie neuerdings durch die Reichsgesetzgebung hergestellt worden sind und weite Gebiete umfassen, sind im Sinne des Verstorbenen schon deshalb Mißgeburten, weil ihnen im Ganzen und Großen die persönliche Zusammengehörigkeit fehlen muß. Sie werden stets staatliche Institute werden, die nicht weit ab von dem Befähigungsnachweise stehen, und sich nicht zu gesellschaftlichen Gruppen mit corporativem Selbstgefühl, einer eigenthümlichen Färbung und einem auf dem Gemüthe beruhenden, eigenartigen Gesellschaftsleben entwickeln. Ich, von meinem Standpunkte aus, muß mich deshalb

3. auch gegen jede staatliche Controle, soweit diese nicht schon durch die allgemeinsten Gesetze gegeben ist,

Digitized by Google

erklären. Letztere schränken und schnüren heut zu Tage wahrlich schon genügend das Leben ein. Von einer Freiheit von der Controle des Staats, wie sie die Kirche des Mittelalters im Prinzipe besessen und bis zu einem hohen Grade auch thatsächlich durchgeführt hat, kann heute auf keinem Lebensgebiete und am wenigsten für neu zu gründende Vereinigungen die Rede sein. Will man eine weitere Controle haben, so kann m. E. nur die von gesellschaftlichen Organen in Betracht kommen. Mit der besonderen Controle fällt natürlich auch die willkürliche Auflösung der Vereinigung. Bilden doch die ungemessenen Befugnisse, die das neue Innungsgesetz den Behörden hinsichtlich der Aufhebung der Innungen einräumt, neben ihrer Entstehungsart und ihrem nichtlokalen Charakter einen Grundmangel derselben: selbst, wenn man die staatliche Controle innerhalb gewisser Grenzen zugestehen will.

4. Durch solche Vereinigungen, Genossenschaften oder Bruderschaften würde im Prinzipe auch die freie Concurrenz nach keiner Seite hin geschädigt werden; denn es würden eben reine Privatunternehmungen sein. Daß man aber, ohne einer Ungerechtigkeit zu verfallen, diesem Vereins- und Genossenschaftswesen entgegentreten könnte, vermag ich nicht einzusehen. Die Verleihung wirklicher Corporationsrechte würde natürlich immer eine Sache des Staates bleiben, wenn es sich vielleicht auch empföhle, dieselbe ganz oder zum Theil in die Hände der Organe der Selbstverwaltung zu legen. Daß hierbei vom Standpunkte dieser Blätter aus mit großer Liberalität verfahren werden müßte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Der Staat soll auf diesen Gebieten nichts „machen“; aber er soll auch nichts — hemmen. Will man zu Gunsten der Vereinigungen und Genossenschaften noch einen Schritt weiter gehen, so könnte man unter bestimmten Voraussetzungen einen rechtlichen Anspruch auf die Ertheilung von Corporationsrechten gesetzlich gewähren. Der corporative Geist ist aber natürlich unabhängig von einer solchen Concessionirung; und das Geschenk der staatlichen Corporationsrechte wäre zurückzuweisen, wenn es durch ein staatliches Einmischungs- oder gar Aufhebungsrecht erkauft werden müßte.

Alle Vereinigungen, die unser Verfasser im Auge hatte, sollten,

Digitized by Google

wie er die Sache ansah, der Gesammtheit, dem Vaterlande dienen. Er betont es ganz besonders, daß der Egoismus jeden Stand, jede Corporation, jede Vereinigung zu Grunde richte. Stets sollte der kleinere Kreis dem größeren sich dienend unterordnen, niemals der kleinere sich selbst Zweck sein. Auch in dem Briefe über die studentischen Verbindungen betont er deren höheren Zweck, den studentischen Beruf, in einer Weise, wie es schwerlich sonst vorgekommen ist. Die „neuen Klöster", die Vereinigungen zum Zweck der Erziehung und der Reorganisation des Adels sind recht eigentlich in Verbindung mit einem Zwecke gedacht, der außerhalb ihrer eigenen Existenz liegt. Ich möchte hierauf ganz besonders aufmerksam machen, weil ich glaube, daß ein fruchtbringender Keim darin steckt. Auch das adelige Geschlechtshaus soll nach allen Richtungen hin wirken. So kurz die Andeutungen in dieser Beziehung sind, für so wichtig halte ich sie doch; und es darf auch hier dabei das herangezogen werden, was der Verfasser in seinem eigenen Hause durchführte. Für sehr beachtenswerth halte ich das, was er über die Lustbarkeiten für die Dörfler und Dienstboten sagt. Man muß damit das in den Tagebuchblättern über die Volkslustbarkeiten Gesagte zusammenhalten; und der Leser erinnert sich aus dem Lebensbilde, wie K. gerade auch hier in seinen Privatverhältnissen Ernst zu machen suchte. Hier liegt in der That ein wichtiges Gebiet: wichtig ebensowohl für die geistige Frische und Sittlichkeit, als für das Verhältniß zwischen den Herrschaften und den von ihnen Abhängigen. Es soll nicht geleugnet werden, daß wir in den letzten dreißig Jahren auch in diesen Beziehungen weiter gekommen sind. Es bleibt aber in dem Gesagten doch noch manches Beherzigenswerthe übrig. In weit höherem Grade tritt die sociale Thätigkeit nach außen bei den „neuen Klöstern" hervor. Bei den verschiedensten socialen Aufgaben sollen sie helfend zur Seite stehen; und ich habe für meinen Theil keinen Anstand genommen, der Anregung des Verfassers für die Schulfrage einen noch größeren Raum zu vindiziren.

Ich resumire. Verfolgt man des Freundes Gedanken, wo man will, so wird man finden, daß es die gesellschaftliche Selbsthülfe ist, zu welcher er auf dem socialen Gebiete auffordert und antreibt.

Digitized by Google

Sollte er nicht Recht haben? Das deutsche „Selbst ist der Mann“ gilt wahrlich auf keinem Gebiete mehr, als auf dem der Gesellschaft. Etwas anders lautet das französische Sprichwort: „Aide-toi, et Dieu t'aidera“. Richtiger würde man vielleicht heut zu Tage sagen: „Hilf Dir selbst, und der Staat wird Dir helfen“. Früher stand man dieser Erkenntniß weit, weit näher. Noch in den auf das Jahr 1848 folgenden Jahren war es meist ein Axiom, daß der Staat sich nicht in zu viele Dinge mischen müsse, und daß der Deutsche sich allzu sehr daran gewöhnt habe, bei jedem Uebel nach der Staatsgewalt oder, wie man damals sagte, nach dem „Büttel“ zu rufen. Die Werke Riehl's und ihr großartiger Erfolg wären ohne das gar nicht denkbar gewesen; denn sie beruhen ja eben auf dem Gedanken der Trennung der Gesellschaft vom Staate und auf der Emancipation der ersteren. Daß unsere Entwickelung thatsächlich die entgegengesetzte Richtung nehmen werde: die Besorgniß lag auch vor dreißig Jahren nur allzu nahe; und unser Verfasser zeigt an mehr als einer Stelle, wie sie ihm, so sehr er auch seine Hoffnungen festhielt, vor der Seele stand. Aber sind wir dadurch vorwärts gekommen, daß unsere Entwickelung eine seinen Hoffnungen entgegengesetzte Richtung genommen hat; und kommen wir vorwärts, wenn sie fort und fort und in immer rascherem Tempo diese Richtung nimmt?

Man möge mir nicht mit der Gegenfrage antworten, was denn aus den Associationen im Sinne unseres Verfassers zuletzt werden solle? Bis auf Weiteres kann ich es nicht für wahrscheinlich halten, daß wir zu wirklich organisirten Ständen gelangen würden. Jedes Organisiren im größeren Maßstabe ist nach der Wendung der Jahre 1866 und 1870 sehr viel schwerer geworden. Das, was auf diesem Gebiete noch möglich ist, wird, wie ich glaube, nur von Seiten liberaler Parteien und, nachdem diese vielleicht noch mehr tabula rasa gemacht haben, geschehen können.

Wahrscheinlich ist es deshalb auch, daß die Vereinigungen unseres Verfassers nicht zu Ständen auswachsen, sondern daß sie das bleiben würden, was sie im Grunde sind: Bruderschaften mit mehr oder weniger klösterlichem Charakter. Bei der großen Bedeutung, die bei allen diesen Plänen das Haus einnimmt, und bei

Digitized by Google

dem klösterlichen Charakter, den das Haus im Sinne des Verfassers nothwendig annehmen müßte, ist es nicht unwahrscheinlich, daß man auf allen Gebieten in gewissem Sinne zu neuen Klöstern gelangen, daß diese so zu sagen von all dem Geplanten übrig bleiben würden. Des Verstorbenen eigentliche Begabung lag hier. Wenn man den kleinen Aufsatz über Philippo Neri, den Göthe seiner italienischen Reise einverleibt hat, liest, so wird man zu urtheilen geneigt sein, daß der Verfasser Bedeutendes auf diesem Gebiete zu leisten vermocht haben würde, wenn die Zeit eine andere, wenn sie dem sechzehnten Jahrhundert ähnlicher gewesen wäre. Die Anfänge Philippo Neris, ja die ganze Zeit, ehe er, einer äußeren Beeinflussung folgend, Geistlicher wurde, erinnern jedenfalls sehr an die früheren Jahre des verstorbenen Freundes. Auch bei ihm steht Alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit. Auch er ist der abgesagte Feind „dialektischer und spitzfindiger Behandlung" einer ernsten Frage. Auch er „ging" „auf einen Zustand" „los", „worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte".

Das sechzehnte Jahrhundert war im Süden Europas erfüllt von der Tendenz solcher gesellschaftlichen Vereinigungen. Wir finden sie merkwürdigerweise am Ende des achtzehnten in ganz Europa wieder, nur daß sie im sechzehnten von kirchlicher und im achtzehnten Jahrhundert von antikirchlicher Seite ausgingen. Selbst Mirabeau hat in seiner Jugend an ihnen Theil genommen und sich einst mit dem Plane getragen, innerhalb des Freimaurerordens eine engere Vereinigung zur Verbreitung der Ideen, welchen er sich hingegeben hatte, zu Stande zu bringen. Ohne Zweifel waren diese letzteren Dinge Zerrbilder. Aber sollte nicht der socialen Auflösung und damit der socialen Gefahr durch Vereinigungen auf solcher Grundlage am besten begegnet werden können? Das Zerrbild solcher neuen Klöster, wie es heute sogar in den socialistischen Träumen uns entgegentritt, weist ohne Zweifel auf ein vorhandenes Bedürfniß. Es handelt sich in der That darum und hat sich zu allen Zeiten darum gehandelt, die subjektiven Einzelexistenzen in corporative Institute einzugliedern und dadurch lebensfähig zu machen. Denkt man an die zahlreichen Häuser, die auf dem Gebiete der inneren Mission ent-

Digitized by Google

stehen, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Zeit solchen Schöpfungen bis auf Weiteres günstig ist; und ich glaube, daß sie den Häusern, welche unser Verfasser im Auge hat, noch weit günstiger sein würde, als den von ihm selbst doch wohl allzu sehr bekämpften modernen Rettungshäusern ꝛc. Der Uebergang von den einen zu den anderen würde sich einfach und leicht vollziehen können. Hier ist auch der Punkt, wo sich der Gedanke des Freundes mit den auf einem „möglichst klösterlich eingerichteten Landgute“ zu gründenden Erziehungshäusern Lagardes und selbst mit dem Gegenpole von K.'s Ideen: — den Internaten Güßfeldt's berührt.

Es wird sich in unserem Sinne schließlich um Asyle handeln, in denen wir die Ueberkommenschaft unserer deutschen Kultur bergen und vor den Wogen des Tages retten können. „Denn das, woraus alle Zukunft wächst“, sagt Lagarde, „der einzelne Mensch, wird von den Parteien geflissentlich zurückgeschoben, ja verfolgt.“ Ich halte es für vollkommen richtig, wenn er, so lange wir auf diesen Wegen bleiben, nichts erwartet, „als Welt im Gewande des Himmels, Despotismus, der als Freiheit auftritt, die Verwandlung der Welt in einen großen Speicher von Gütern,“ zu deren Genuß und produktiven Verwerthung Niemand da sein werde.*) Die Kultur der alten Welt hat sich der Verflachung gegenüber in den letzten Kaiserzeiten in die Stille der Einsiedelei und des Klosters geflüchtet. Es galt auch damals der in Unruhe sich verzehrenden Welt wieder „Stille im Lande“ zu geben. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“: dieser Satz führte die Einsiedler zusammen; und sie retteten die alte Kultur im weitesten Sinne des Worts. So weit eine positive Lösung der „socialen Frage“ überhaupt möglich ist, liegt sie hier, liegt sie auf dem Gebiete der freien Association; und der verstorbene Freund hat sich ja eben bemüht, dabei überall zu zeigen, wie er sich die Fürsorge für die Dienenden sowohl als für die körperlich oder geistig Nothleidenden damit verknüpft dachte.

„Also neue Klöster?“ werden Viele in der That ausrufen. „Würde denn aber unsere Zeit solche neuen Klöster ertragen?“ Hier ist nun ein

*) Siehe Lagarde's Deutsche Schriften. Seite 373.

Doppeltes möglich. Entweder begegnen solche Institute schließlich, wenn sie eine wirkliche Bedeutung gewinnen, trotz allem einem sehr entschiedenen Widerstande des Staates, weil dieser nichts wissen will von den stillen, in sich abgeschlossenen Kreisen, weil die Idee der Veröffentlichung, wie der Verfasser sie im Gegensatze zu den „Stillen im Lande" nannte, den Markt des Tages völlig beherrscht und — alles zu verstaatlichen fortfährt. Dann würden die härtesten Kämpfe natürlich nicht ausbleiben und vielleicht zu einem Martyrium führen. Oder aber der deutsche Staat ergreift in seiner Noth den Gedanken der gesellschaftlichen Selbsthülfe, der doch nie ganz aus dem Kopfe und Herzen der Deutschen verschwinden wird, der allein einen principiellen Gegensatz zu dem System unserer Socialdemokratie bildet, und der deshalb auch allein im Stande sein wird, dieselbe erfolgreich zu bekämpfen. Dann muß der Staat auf allen Gebieten des Lebens die jetzt gewaltsam unterdrückte Selbsthülfe begünstigen und anregen; und dann werden sich überall wieder gesellschaftliche Gruppen bilden, welche die Rettung vor den socialen Gefahren in die Hand nehmen.

Wie bald eine solche Wendung eintritt, darauf kommt es nicht an. Möglich, daß die Genossenschaften und neuen Klöster wirklich erst ein Martyrium durchzumachen haben. Es ist aber allerdings auch meine Ueberzeugung, daß früher oder später die Stunde schlagen wird, in der der Staat, wenigstens in Deutschland, erkennt, daß er der socialen Gefahren aus eigener Kraft nicht Herr werden kann, und daß nur von der weitaus breiteren Basis der Gesellschaft aus eine Rettung möglich ist.

Die Gedanken über die deutsche Kunst, über Erziehung und Association sollen ein Leitfaden durch das von unserem Verfasser Gegebene sein. Aber sie erschöpfen es keineswegs. Man wird auf Schritt und Tritt Ideen begegnen, die sich in dies Schema nicht einfügen lassen. Von des Freundes tiefer Auffassung der deutschen Ehre war schon mehrfach die Rede; und wir kommen, wenn ich nicht irre, auf diesem Wege zu einem Ethos von ganz eigenthümlichem und nationalem Charakter. Ueberall ist die sittliche Wiedergeburt, die sittliche Selbstzucht der vornehmste Gesichtspunkt, zu dem

Digitized by Google

Alles hinführen soll, und von dem Alles ausgeht. Mit seinem sittlichen Takt vermeidet K. die Klippe, an der gar manche Conservative zu allen Zeiten gescheitert sind: die Gefahr, die sittlichen Gesichtspunkte hinter den historischen zurücktreten zu lassen. In einem mir erst nachträglich vor Augen gekommenen Briefe aus der Zeit seiner Bemühungen*) um den Pinnower Hausbau im Jahre 1863 heißt es: „Gewiß, ich will mit alledem Gott dienen, soviel ich es mit dem kleinen Bischen Kraft, das ich von ihm erhalten habe, kann. Wird's dann nicht so viel, als ich möchte oder hoffte, nun, so denke ich, wird Er mir helfen, mich mit dem Bewußtsein zu beruhigen, daß ich eben that, so viel ich konnte. In einem alten köstlichen Buche aus dem Mittelalter, in „Freidanks Bescheidenheit", ganz voll der tiefsten und echtesten Denksprüche, steht einer, der, ich kann's wohl sagen, mein Wahlspruch ist:

„Deß eigen möcht ich gerne sin,
Der sunnen gît so lichten schin."

Ich möcht' es; wollte Gott, ich thät's nur einigermaßen, nur so schlecht und recht, als ich könnte. Deß eigen möchte ich gerne sein, der der Sonne giebt so lichten Schein. Ja wohl, des eigen und des „eigen", gerade in der Bedeutung des Knechtes genommen, wie's der Sinn des freien Rittersmannes in seinem Spruch ist."

Näher, als es scheint, hängt mit dieser Denkart die Volksthümlichkeit zusammen, auf welche der Verstorbene dringt. Sie bildet eine weitere Ergänzung seiner Ideen. Wenn wir uns hochmüthig über die Denkart unseres Volkes erheben, so helfen freilich alle unsere Associationen und neuen Klöster nichts. K. verlangt, daß wir mit dem Volke leben lernen und uns nicht begnügen, aus der Vogelperspektive auf dasselbe herabzublicken. Man könnte in gewissem Sinne hier das heranziehen, was Scherer in der Vorrede zu der neuen Ausgabe von Jacob Grimms deutscher Grammatik mit Beziehung auf diesen und auf seine Liebe zur deutschen Volksart sagt.**) „Bei der Liebe ist Jedermann hoffähig." „Was entdeckt

*) Der Brief ist am 12. Juli 1863, also elf Tage vor K.'s Hochzeit geschrieben. Er kam damals von Nürnberg, wo er sich, wie wir uns erinnern, um rein technische Dinge abgemüht hatte.

**) Siehe Scherer, Vorrede zu Jacob Grimms Grammatik.

Digitized by Google

man nicht alles im Antlitz der Geliebten? Jedes Fältchen, jeden Schatten, der über die Stirn hingleitet, jede Locke, die heute anders gelegt ist als gestern, jeden veränderten Zug, der um Mund und Auge spielt." So müßten wir in das Antlitz des deutschen Volkes blicken, meint er, wenn das Verständniß seiner Züge sich uns erschließen solle.

Hiermit hängt dann wiederum ein Weiteres bei K. zusammen. Vieles von dem, was unser Verfasser sagt, haben die Conservativen der fünfziger und sechziger Jahre gewiß auch gesagt. Der Unterschied ist aber, wie schon angedeutet, der, daß der Verstorbene mit dem, was ähnliche Auffassungen thatsächlich ins Leben riefen, fast nirgends einverstanden ist. Er findet sie fast überall künstlich, der Wahrheit und des echten Lebens entbehrend, theoretisch ersonnen, von des Gedankens Bläße angekränkelt. Ich verweise hier auch wieder auf das Vorwort zu Stüves „Wesen und Verfassung der Landgemeinden ꝛc." Die Anhänger des verdorbenen Alten und des unbedingten Stillstandes, heißt es dort, hätten sich mit dem Namen der historischen Schule gebrüstet und die Geschichte zu Gunsten ihrer Partei gefälscht. Mit unübertrefflicher Dialektik würden unter dem Namen von Recht und Freiheit der Zwang und die Willkür vertheidigt. Nichts sei verderblicher für Deutschland gewesen, als die tiefe Unwahrheit dieser Sophistik. „Sie hat dem Verkehrten und Falschen in jeder Beziehung die Gemüther des Volkes geöffnet, indem sie dasselbe mit der Vertheidigung der Volkswünsche identificirte." *) Das entspricht in negativer Beziehung beinahe dem Gedankengange des Verstorbenen. Das positive Ziel faßt Stüve in einem Ausspruch Göthes zusammen, in „Göthes unendlich tiefes Wort":

Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.**)

Der verstorbene Freund denkt der Unnatur und Künstlichkeit zunächst dadurch zu begegnen, daß er seine Forderungen nicht auf ein System, sondern auf die von Gott dem deutschen Volke gegebene besondere Art gründet. Das führt dann auch zu der Einfachheit, Gesundheit und möglichsten Derbheit, auf welche

*) Siehe Lagardes deutsche Schriften, Seite 10.

**) Siehe a. a. O., Seite VIII.

Digitized by Google

er dringt, und für die er unsere Gebildeten zu erziehen wünscht. Das Einzelne ist hier gewiß meist sehr diskutabel. Auch ich habe mich hier thatsächlich oft im Gegensatze zu dem Verfasser befunden. Aber man vergesse nicht, daß man auf diesem Gebiete nur dann überhaupt etwas erreicht, wenn man etwas in das Extrem geht oder sich doch vor diesem nicht scheut. Gewiß gingen die Einsiedler und Mönche des vierten und fünften Jahrhunderts viel, viel zu weit. Aber sie haben damals gerade dadurch eine so gewaltige Einwirkung erzielt. Manches des von dem Verfasser Gesagten wird man für an sich richtig, aber für heut zu Tage völlig unmöglich halten. Es sei, wird man sagen, wenn man so weit gehe, ein aussichtsloser Kampf, den man gegen unsere Zeit führe. Ich möchte aber zunächst das für den Freund geltend machen, was sich z. B. auch für einen großen Theil von Lagardes*) negativer Kritik geltend machen läßt. Aendern läßt sich auf manchem der in Frage kommenden Gebiete schwer etwas. Schlimm aber stände es um uns, wenn uns das Bewußtsein der Unnatur ganz abhanden käme. Zweitens aber möchte ich auf dasjenige verweisen, was der Verfasser selbst in einem der mitgetheilten Vorworte sagt: ich bitte dasselbe überall im Auge zu behalten. Selbst, wo ein Resultat nicht oder nicht mehr haltbar sein sollte, kann es von Wichtigkeit bleiben, wo und wie dies Resultat gefunden wurde; und andere können auf diesem Wege zu richtigeren Resultaten kommen. Sagte doch selbst Jacob Grimm: „Nicht alle meine Behauptungen können Stich halten, doch indem man ihre Schwächen entdecken wird, wird man andere Wege sich sprengen, auf denen die Wahrheit — — — — endlich hereinbricht.“ **)

Zum Schlusse bitte ich mir noch ein offenes Wort zu gestatten. Das Wort „Socialreform“ ist heute in aller Leute Munde. Ich

*) Man vergleiche z. B. Lagardes „Deutsche Schriften“, Seite 225 und 226. Er geht gewiß auch hier zu weit. Versöhnen muß aber seine Liebe für das „alte Deutschland“, „ein Alpenland voll ewigen Schnees und tiefer Abgründe, voll grüner Matten und Gletscherbäche.“ Wer sähe hier nicht die Gleichheit der Ausgangspunkte mit unserem Verfasser?

**) Siehe die Vorrede zu seiner Grammatik, Seite V.

Digitized by Google

meines Theils glaube, daß es, so wie es gedeutet wird, eine Unmöglichkeit bezeichnet. Möchte aber diese Veröffentlichung zeigen, daß es auch schon vor dreißig Jahren Menschen gab, welche in gewissem Sinne sociale Reformen ins Auge faßten und erstrebten, und daß diese dabei in allen positiven Beziehungen von einer Mithülfe des Staates absahen.

Scheinbar ist die Theorie uns nicht mehr so gefährlich, wie vor dreißig Jahren. Sieht man aber näher zu, so hat nur die idealistische Theorie die Herrschaft verloren, und nicht die Theorie überhaupt. Namentlich da, wo es sich um den Staat handelt, schießen die Theorien üppiger hervor, als vor dreißig Jahren. Wollen wir volksthümlich, einfach, kräftig sein, so müssen wir mit solchen Theorien brechen.

Wie es der Verstorbene in dieser Beziehung meinte, weiß ich nicht besser als durch Beispiele aus der Vergangenheit zu illustriren. Auf Möser bezieht er sich selbst. Zahlreiche Männer sind von diesem beeinflußt oder hängen doch, bis zu Riehl hin, mit ihm zusammen. So Steins Freund, der westphälische Oberpräsident von Vincke und wahrlich nicht in letzter Reihe der Osnabrücker Stüve, bei dem wir die Möserschen Ideen so weit wieder finden, als die veränderte Zeit und das — altliberale Gewand es zuließen. Ich schweige von anderen Westphalen oder Nichtwestphalen, deren positive Seiten m. E. ebenfalls hierher gehören. Aber auch Stein rechneten die altpreußischen Beamten, als er Minister wurde, zur westphälischen Partei, und er kam bekanntlich damals aus Westphalen. Seiner muß doch vor allem hier gedacht werden; und es darf uns dabei natürlich nicht beirren, daß seine Organisationen schließlich doch nicht zu dem geführt haben, was er eigentlich erstrebte. Er theilt dies Geschick mit gar vielen Männern und z. B. auch mit — Stüve, der es geradezu ausspricht, daß auch die eigenen Entwürfe „häufig zur Stärkung des Uebels ausschlugen.“*)

Stein ist trotz allem auch für das in diesem ersten Theile Verfochtene geradezu typisch. Niemand kann uns, wenigstens in dem, was er wollte, mehr zum Vorbilde dienen, als er. Auch

*) Siehe a. a. O., Seite IX.

Digitized by Google

er war für unsere altdeutsche Kunst begeistert; sein Verdienst um unsere Geschichtsschreibung ist bekannt. Aber es klagte Schön, Stein sei niemals aus eigener Initiative zu einer „wissenschaftlichen Construktion in Staatsangelegenheiten“ gekommen. „Man würde ihn in Verlegenheit gesetzt haben, wenn man die Beantwortung der Frage von ihm verlangt hätte, was ein Staat sei, und zu welchen Zwecke wir in Staaten — leben sollen.“ Wer sieht nicht, welches Lob Schön durch diese Worte einem Manne ertheilt, der doch thatsächlich gezeigt hat, daß er auf nationalem Gebiete Großes zu erreichen im Stande war?

Fichte hing mit Möser gewiß nicht zusammen. Aber auch Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ enthalten, obgleich sie einen sehr wesentlichen Anstoß zu der Richtung gegeben haben, in der sich das preußische Unterrichtswesen seit dem Anfange des Jahrhunderts bewegt, doch — ein den hier vertretenen Auffassungen verwandtes Element. Es liegt in der Gegenüberstellung von Staat und Nation und in der so entschiedenen Ueberordnung der letzteren über den ersteren. Wie er es meinte, zeigt er am deutlichsten dadurch, daß er schließlich bei der Lobpreisung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, wie dieses sich auch in den letzten Jahren seiner Existenz noch dargestellt, anlangt: aus einer Reihe rivalisirender Staaten bestehend und durch das ideale Band der Reichseinheit zusammengehalten.

Hier muß ich auch auf Wilhelm Humboldt's „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Staatswirksamkeit zu bestimmen“ noch einmal zurückkommen. Gewiß ist dieser Aufsatz viel zu philosophisch gehalten und bildet schon dadurch einen schroffen Gegensatz gegen den Gedankengang unseres Verfassers. Von einem Verständniß unserer deutschen Eigenart zeigt sich kaum eine Spur. Die Begeisterung für das Griechenthum, in der Humboldt die Jugendlichkeit für uns suchte, ist wenigstens angedeutet. Dennoch bleibt der Aufsatz für das, worauf es hier ankommt, höchst merkwürdig; und seine Bedeutung wächst durch das Interesse, das Niemand Geringeres als — Schiller an ihm nahm, und die Protektion, die er ihm angedeihen ließ. Sich wehren „contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernements modernes“ erscheint Humboldt

Digitized by Google

mit Mirabeau geradezu als ein Verfassungsprinzip. Der höchste Zweck des Menschen, sagt er, sei die höchste im Verhältniß zu einander stehende Ausbildung seiner verschiedenen Kräfte zu einem Ganzen. Außer der Freiheit sei dazu eine Mannigfaltigkeit der Situationen nöthig, die allemal eine Folge der Freiheit sei. „Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lage versetzt, bildet sich minder aus.“ Es werde der Mensch immer nur eine Vollkommenheit zu erreichen vermögen, und er sei daher in gewissem Sinne zur Einseitigkeit bestimmt. Diese könne aber nur in der Vielfältigkeit anderer Menschen ein Gegengewicht finden.

Der bildende Nutzen menschlicher Verbindungen beruhe darauf, daß sich die Selbständigkeit der Einzelnen und die Innigkeit der Verhältnisse mit einander verbinde. Kraft und Verschiedenheit der Individuen sei dazu nöthig. Beides vereinige sich in der Originalität. Die Eigenthümlichkeit und die Kraft der Bildung sei das, was wir als Ziel immer im Auge behalten müßten. Aus diesen Sätzen folgert dann Humboldt, daß der Staat sich, von der äußeren Sicherheit abgesehen, in die Privatangelegenheiten der Bürger nur da einmischen dürfe, wo eine Kränkung des Rechts in Frage komme. Nur die absolute Nothwendigkeit und nicht die Nützlichkeit könne ein solches Eingreifen rechtfertigen. Alle Einrichtungen, die den Wohlstand der Nation zu erhöhen bezweckten, seien bis zu den Armenanstalten herab immer mit nachtheiligen Folgen verknüpft. „Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden solchen Einrichtung, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sei, so bringt er Einförmigkeit und fremde Handlungsweise in der Nation hervor.“ So erlangten die Menschen Güter auf Kosten ihrer Kräfte. Das, was der Staat durch solche Einrichtungen bezwecke, könne auch durch freiere Vereinigungen erreicht werden; denn zu den gerügten Uebelständen komme bei allen solchen Staatseinrichtungen noch ein anderer von der allergrößten Tragweite. Die Verwaltung der Staatsgeschäfte erhalte dadurch eine Verflechtung, welche, um nicht der Verwirrung zu verfallen, eine unglaubliche Menge detaillirter Einrichtungen bedürfe und ebenso viele Personen beschäftige. Von diesen hätten die meisten aber doch nur mit Formeln und äußerlichen Dingen zu thun. Dadurch würden nicht

Digitized by Google

blos viele, vielleicht treffliche Köpfe dem Denken, viele, sonst nützlicher beschäftigte Hände der reellen Arbeit entzogen; „sondern ihre Geisteskräfte selbst leiden durch diese zum Theil leere, zum Theil zu einseitige Beschäftigung“. Es entstehe nun ein neuer und von vielen gesuchter Erwerb in der Besorgung von Staatsgeschäften, der die Diener des Staats mehr von dessen regierendem Theile als von der Nation abhängig mache. Die Erfahrung beweise, welches Warten auf die Hülfe des Staats, welcher Mangel der Selbstständigkeit, welche falsche Eitelkeit, welche Unthätigkeit sogar und Dürftigkeit dadurch hervorgebracht werde. Die, welche auf diese Weise einmal die Geschäfte des Staates verwalteten, sähen immer mehr von der Sache hinweg und nur auf die Form; sie brächten fortwährend Verbesserungen bei den Einrichtungen und dem Geschäftsgange an, die nur zu oft zum Nachtheile ausschlügen. „Und so entstehen neue Formen, neue Weitläuftigkeiten, oft neue einschränkende Anordnungen, aus welchen wiederum sehr natürlich eine neue Vermehrung der Geschäftsmänner erwächst. Daher nimmt in den meisten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Personal der Staatsdiener und der Umfang der Registraturen zu, und die Freiheit der Unterthanen ab. Bei einer solchen Verwaltung kommt freilich Alles auf die genaueste Aufsicht, auf die pünktlichste und ehrlichste Besorgung an, da die Gelegenheiten, in beiden zu fehlen, so viel mehr sind. Daher sucht man insofern nicht mit Unrecht, Alles durch so viele Hände als möglich gehen zu lassen und selbst die Möglichkeit von Irrthümern oder Unterschleifen zu entfernen. Dadurch aber werden die Geschäfte beinahe völlig mechanisch, und die Menschen Maschinen; und die wahre Geschicklichkeit und Redlichkeit nehmen immer mit dem Zutrauen zugleich ab.“ Da die Beschäftigung mit dem Formellen durch dies Beamtenwesen eine so große Wichtigkeit erhalte und consequenter Weise erhalten müsse, so werde die Grenzlinie zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Ehrenvollen und Untergeordneten, ja, dem Verächtlichen verwischt.

Worte, die gewiß eine um so größere Bedeutung erhalten, wenn man bedenkt, daß sie vor fast hundert Jahren niedergeschrieben wurden! Wie müßten der jugendliche Humboldt und die, welche

Digitized by Google

die Hand über ihn hielten und seine Gedanken zu verbreiten suchten, urtheilen, wenn sie im Jahre 1891 statt im Jahre 1792 gelebt hätten!

Geschichte und Statistik, meint Humboldt, könnten das, was er sagen wolle, belegen. Die letztere scheine ihm einer Reform zu bedürfen. Bloße Data über die Größe, die Einwohnerzahl, den Reichthum eines Staates könnten die Beurtheilung der eigentlichen Zustände nie ganz in die Hand geben. Statt dessen solle die Statistik von der natürlichen Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner ausgehen, das Maß und die Art der darin thätigen Kräfte schildern und so zu den Modificationen übergehen, welche diese Kräfte einerseits durch das Gesammtleben der Nation und andererseits durch die Einrichtung des Staates erhielten. Staat und Nation dürften dabei aber niemals verwechselt werden.

Wie weit doch weichen Fichte's und Humboldt's Gedanken von den oben berührten Schulerlassen von 1890 und 1891 ab! Wenn Staat und Staatsverfassung den Bürgern ein bestimmtes Verhältniß anweise, fährt Humboldt fort, so stehe doch daneben die freie und unendlich mannigfaltige Wirksamkeit der Nation. „Und dies letztere, das freie Wirken der Nation unter einander, ist es eigentlich, welches alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschheit in eine Gesellschaft führt.“*) Die Staatsverfassung erscheine durchaus als etwas Untergeordnetes bei einem Vergleiche dieser Wirksamkeit der Nation mit der erzwungenen des Staates.

Will man, wie es geschehen, ein aristokratisches Element in Humboldts Zurückziehen auf sich selbst sehen, so wird man dem nicht zu widersprechen brauchen. Ich halte es aber nicht für richtig, wenn man wohl gemeint hat, daß solche Ideen im letzten Grunde auf Humboldts contemplativer und dem Staatsleben damals abgewandter Richtung beruht hätten. Er war für den Staatsdienst erzogen; und es ist gewiß doch auch nicht zufällig, daß seine Thätigkeit schließlich in das Staatsleben eingemündet hat. Er hatte sich im ersten Jahre der Revolution in Paris aufgehalten; diese hatte sein höchstes Interesse erregt; er stand mit Leuten in enger Verbindung,

*) Siehe daselbst Seite 176.

Digitized by Google

deren Ideal die französische Revolution war. Ein in einer Monatsschrift abgedruckter Brief über die Revolution hatte zuerst die Aufmerksamkeit auf Wilhelm Humboldt gelenkt und Dalbergs Aufforderung, „über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates" zu schreiben, veranlaßt. Ja, was mehr ist, jener Brief ging einzig und allein von praktischen Gesichtspunkten aus und stellte der französischen Verfassung ein durchaus ungünstiges Horoscop. Gedeihen, sagt Humboldt in diesem Briefe, könne nur eine Verfassung, die hervorgegangen sei „aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft."

Wichtiger noch ist es, daß Humboldt sich in seinen „Ideen zu einem Versuch" von Niemand mehr als von Mirabeau beeinflußt zeigt. Ihr Grundgedanke ist, daß die Aufgabe des Staates nur in der Erhaltung des Friedens nach außen und der äußeren Ordnung nach innen bestehe. Gerade dieser Gedanke aber ist augenscheinlich aus Mirabeaus Buch „über die preußische Monarchie" entnommen. In diesen Zusammenhang gehört es dann auch, wenn Humboldt nach einem Rousseau für unsere Gesetzgebung verlangt. „Wann," ruft er aus, „wird der Mann aufstehen, der für die Gesetzgebung ist, was Rousseau der Erziehung war?" Nimmt man hierzu den stark doctrinären und philosophischen Charakter, den der Aufsatz trotzdem trägt, so scheint der Gegensatz gegen die Ideen des deutschen Wanderers aus dem Anfange der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts hinsichtlich des Ausgangspunktes nicht größer gedacht werden zu können. Woher kommt dann aber der so in die Augen springende Berührungspunkt?

Die Frage läßt sich nur durch ein Zurückgehen auf die Genesis der Revolution von 1789 beantworten. Es ist nichts Neues und oft gesagt, daß in der Revolution ein doppeltes Element lag. Um die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert begonnene Nivellirung des geschichtlich Ueberkommenen zu vollenden, würde ein aufgeklärter Despotismus genügt haben. Fast überall sehen wir die Fürsten und Regierungen seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts emsig bei der Arbeit. „Gebt mir fünf Jahre eines vollständigen Despotismus, und Frankreich ist gerettet", hatte selbst noch Turgot, bei dem sich doch auch schon andere Ideen zeigen, gesagt. Voltaire

Digitized by Google

und die Encyclopädisten stehen auf Seiten der alten Autokratie. In diesem Zusammenhange hatte man den bureaukratischen Absolutismus Chinas den Franzosen als ein Muster gepriesen. Linguet gründete im Jahre 1774 eine Zeitschrift, in der er Religion und Philosophie, Regierung und Parlamente, kurz, alles in Frankreich Bestehende in der radikalsten Weise angriff, schließlich aber den orientalischen Despotismus pries, da die wahre Gleichheit nur unter einem Tyrannen möglich sei. Das war die alte Weisheit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. So hatte sich auch der Minister Vergennes im Namen des Ruhebedürfnisses und im Gegensatze zu Necker erklärt. Die Ruhe, sagt er, verdanke Frankreich so vielen weisen Ministern. Sie beruhe darauf, daß es in Frankreich weder Klerus noch Adel, noch einen dritten Stand gebe. Diese Unterscheidung sei eine künstliche, blos repräsentative und ohne wirkliche Autorität. „Der Monarch spricht, alles ist Volk, und alles gehorcht." — Das ist immer noch das spätrömisch-byzantinische Ideal, das — wenn auch nicht vollkommen durchgeführt — dem Jahrhunderte Ludwig XIV. zu Grunde lag. Aber man hatte diese Zustände seit dem sechzehnten Jahrhundert in Frankreich importirt, ohne daß die Nation völlig reif für dieselben war. Es war noch Jugendlichkeit vorhanden. Eine Reaktion konnte nicht ausbleiben; und wenn das spätrömische Regierungssystem über Italien nach Frankreich gekommen war, so lehnte sich diese Reaktion jetzt umgekehrt an die germanischen Völker an. Montesquieu gab den ersten Anstoß durch seinen Hinweis auf England, das seit der Revolution von 1688 trotz aller nationalen Rivalität in immer steigendem Maße auf Frankreich und seine Sitten einwirkte und allmählich für die Franzosen fast nicht minder als für die Deutschen zu einem Vorbilde wurde, obgleich es sich bei ihnen um andere Seiten als für uns handelte, und obgleich sie es weniger als wir Deutsche verstanden. Wie das Vorbild Nordamerikas in Frankreich wirkte, ist bekannt. Rousseau und Necker — der letztere von Vaterseite ein Norddeutscher — sind im Grunde doch Genfer Republikaner und stehen darum unter dem indirekten Einflusse der deutschen Schweiz. Rousseau lehnt sich auch seinerseits in mannigfacher Beziehung an England an. Wie die englischen

Digitized by Google

Parks die französischen Gärten verdrängten, und wie die einfachere Kleidung aus England kam, so hatte man auch namentlich mit dem Zurückgreifen auf die Natur in England bereits einen Anfang gemacht, ehe Rousseau das Schlagwort hierfür ausgab. Wer vermöchte heut zu Tage zu bestreiten, daß Rousseau die Natur in noch weit höherem Maße mißverstanden hat, als etwa Montesquieu die englische Verfassung? Ohne Rousseau würde es nach der gewiß sehr richtigen Bemerkung Napoleons I. keine französische Revolution gegeben haben. Sein „Contrat social" ist nicht blos eine Chimäre, er ist auch von der unheilvollsten praktischen Wirkung gewesen. Mit Recht hat man gesagt, sein wahrer Ausleger sei nicht J. J. Rousseau, „der das Stück ersonnen, sondern Maximilian Robespierre, der es gegeben."*) Nie ist etwas Ungeschichtlicheres und darum Unwahreres ersonnen worden; und nie hat es sich schlagender gezeigt, daß die abstrakte und bedingungslose Freiheitsforderung für das Individuum „zu seiner Absorption durch den Staat führt." Ist es doch, als ob dies alles recht eigentlich für die Jakobiner und Sansculotten erdacht wäre! Ebenso — unheilvoll zeigen sich Rousseaus Schriften in moralischer Hinsicht. Die Predigt von der Berechtigung der Leidenschaft mußte gerade so verwirrend wirken, als der Satz, daß der Mensch gut sei, und daß ihm die einzige Beschränkung seiner „Instinkte" durch — die Sorge für sein Glück auferlegt werde. Dabei ist Rousseau persönlich mit den mannigfachsten Schwächen, ja! mit den größten Fehlern behaftet.

Wie man ihm aber echtes Genie nicht wird absprechen können, so ist das, was er den Menschen gab, auch unendlich positiver, als die greisenhafte Ueberklugheit Voltaires und der Encyclopädisten; und es liegt deshalb, so seltsam es uns klingt, doch, gegen diese betrachtet, ein Fortschritt darin. „Kommt in die Wälder und werdet Menschen", sagte Rousseau. Solche und ähnliche Sätze elektrisirten die in der Greisenhaftigkeit der Zeit unbefriedigten Menschen jener Tage: vor allem die Frauen, die Jugend, das Volk, an welche er sich wandte, und die er zuerst heranzog. Ganz Europa mußte von

*) Vergleiche Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Zeit; ihre Bedeutung in Politik und Litteratur", II, Seite 272.

Digitized by Google

solchen Sätzen berührt werden und stand, auch wo man sich dessen nicht bewußt war, Jahrzehnte lang unter ihrer Nachwirkung. Auch in Deutschland war dies der Fall. Selbst Schiller und Göthe beweisen es. „Und braucht man ein großes Wort, so ruft man dich an, Mutter Natur!“ lautet ein für diesen Zusammenhang bezeichnender deutscher Dichterspruch aus jener Zeit. Für die Franzosen waren Rousseaus Sätze geradezu ein neues Evangelium.

So stehen wir hier bei dem rückläufigen Elemente der Revolution. Hierauf beruht auch die Wahlverwandschaft zwischen Rousseau und demjenigen Theile des französischen Adels, in dem die Erinnerung an den Verlust der Selbständigkeit noch nicht erloschen war. Niemand ist in dieser Beziehung charakteristischer, als Mirabeaus Vater. Sein Privatleben war ebenfalls nichts weniger als tadellos. Aber man würde ihm Unrecht thun, wenn man ihn lediglich nach seinem Benehmen gegen seinen von schwerer Verschuldung nicht freizusprechenden Sohn beurtheilen wollte. Auch der Vater Mirabeau gehört zu denen, die den Anstoß zu einer neuen Zeit gaben. Seine Thätigkeit als Oekonomist ist nicht ohne Verdienst. Er zuerst hat die Forderung der Einberufung der Provinzialstände erhoben. Es finden sich unter seinen Sätzen solche, die man heut zu Tage — „sehr liberal“ nennen würde. In diesen Zusammenhang gehört auch die Freundschaft, die ihn mit — Rousseau verband.

Andererseits zeigt sein Bruder, der Bailli Mirabeau, wie dies alles doch noch in den alten edelmännischen Traditionen wurzelt. Dieser Bailli ist eine köstliche Figur: tief erfüllt von Haß gegen Schreiber und Schreiberregiment; voll Wehmuth darüber, daß es in Frankreich eigentlich keinen Adel als Stand mehr gebe, und voll Verachtung gegen das Leben und die Sünden der Hauptstadt, oder, wie er sich kurzweg ausdrückt, — „Babylons“. Er ist höchst unzufrieden damit, daß sein Bruder nach Paris übersiedelt, und hält ihm vor, wie ihr gemeinsamer Großvater schon vor hundert Jahren geschrieben habe, daß es außerhalb der Châteaux, d. h. der ländlichen Edelhöfe, keine Ehre mehr gebe.*)

*) Man vergleiche hier die treffliche Darstellung des Verhältnisses der liberalen französischen Aristokratie zur Revolution bei Lady Blennerhassett, „Frau von Staël“ ꝛc.

Digitized by Google

Mich dünkt, auch der Neffe des Bailli, auch der „Faust der Revolution“ kann es nicht verleugnen, daß er aus diesen Kreisen hervorgegangen ist. Sein von ihm mit drei und zwanzig Jahren geschriebener Versuch über den Despotismus steht gleichsam mitten inne zwischen den Anschauungen Rousseaus und denen seines Onkels und Vaters. Er geht von dem Urzustande und Rousseau aus, der „das kräftigste Genie mit dem redlichsten Gemüthe“ verbinde. Dann aber heißt es, das Schreiberregiment habe seit Ludwig XI immer raschere Fortschritte gemacht und einen unerträglichen Grad erreicht. An die Stelle der Ehre sei das Gold getreten, und der Luxus vollende das Verderben. Diesen Ausgang habe das Werk — Karls des Großen genommen. Die Lehnsverfassung sei freilich ein Bund der Starken gegen die Schwachen gewesen. Es habe aber da wenigstens der Grundsatz gegolten, daß Niemand ohne eigene Zustimmung besteuert werden könne. Jetzt verkünde man in Frankreich als Gesetz, daß dem Monarchen gegenüber alle Regeln, alle Formen, Vorstellungen und Rechte nichtig geworden seien. So dachte Honoré Gabriel Mirabeau in der Jugend. Im Jahre 1790 bekennt er sich inmitten der französischen Revolution in einem vertraulichen Briefe an Mauvillon in Braunschweig als den prinzipiellen Anhänger einer — Föderativ-Verfassung. Der ihn damals im Stillen beseelende Gedanke war der, daß gegen die alles absorbirende Herrschaft von Paris ein Gegengewicht in den Provinzen geschaffen werden müsse. An den Grafen de la Marck schreibt er schon unter dem 19. Januar 1790: „Ich bin überzeugt, daß ein großes Reich nur dann erträglich regiert werden kann, wenn es sich in eine Conföderation kleiner Staaten auflöst, und das unsrige entweder zu Grunde gehen oder sich so konstituiren wird.“*) Mirabeau ist einer der ersten, der solch einen Gedanken, zu dem sich in den späteren Revolutionsjahren viele bekannten, vertrat; und er ist wohl der erste gewesen, der ihn präcis formulirt hat.

Es ist bekannt, wie er gegen die Abschaffung des Adels demonstrirte. Sein Freund, der Belgier de la Marck, sagt von ihm, Mirabeau sei

*) Vergl. Lady Blennerhasset „Frau von Staël“ II, Seite 518. Solche Aeußerungen kontrastiren in der auffallendsten Weise mit gleichzeitigen Reden Mirabeaus in der Nationalversammlung.

Digitized by Google

seinen Charakteranlagen und selbst seinen Prinzipien nach ein Aristokrat, ein Bewunderer der englischen Zustände gewesen, „wo eine starke und gemäßigte Aristokratie zwischen der königlichen Macht und der Nation vermittelt und alle bedeutenden Elemente in sich aufnimmt.“ Die Wildheit von Mirabeaus Jugend verschloß ihm überall die Thüren; und alles bezeugt, daß ihn dieser Umstand viel, viel weiter nach links geführt hat, als es seiner Meinung entsprach. Mehr noch die Berechnungen des Ehrgeizes als die momentane Leidenschaft haben seine Haltung influencirt. In seinen Reden muß man seine eigentlichen Gedanken zwischen den Zeilen herauslesen. Es ist aber sicherlich nicht zu kühn, wenn ich annehme, daß die Auffassungen seiner Jugend, daß die Antipathie gegen das Schreiberregiment und das absolute Prävaliren der Staatsidee auch den Ideen seines Buches über die preußische Monarchie zu Grunde liegen. Auch in den nicht gehaltenen und erst nach seinem Tode herausgegebenen Reden über die öffentliche Erziehung steht er prinzipiell überall auf dem Boden Wilhelm von Humboldts. Nur vereinfachen, sagt er*), solle sich das Unterrichtswesen, das ein Gewerbe wie jedes andere sei. Es sei sicher am besten, wenn alles sich selber regeln könne. Die Schulen sollen nur von den Departements, in keinem Falle von der Centralregierung abhängen. Denn im entgegengesetzten Falle würden Erziehung und Unterricht von deren jeweiligen Anschauungen oder vielmehr von denen der Minister abhängig. Der Privatunterricht soll völlig frei sein. Nur aus praktischen Gründen: wegen der Unwissenheit des Volkes und um einer Reaktion vorzubeugen, entfernt er sich von dem Gedanken des Privatgewerbes bei den öffentlichen Schulen. Dann aber fährt er fort: man werde ohne Zweifel der Versammlung gut erdachte und vielleicht sogar philosophische Erziehungspläne vorlegen.

*) Travail pour l'éducation publique trouvé dans les papiers de Mirabeau l'Aîné publié par P. J. G. Cabanis, Docteur en Médecine. Paris 1791. Allen denjenigen, die sich mit Erziehungsfragen ernstlich beschäftigen, möchte ich doch auch die Lektüre dieses kleinen Buches empfehlen. Wenn man von den Phrasen und dem Wortschwall der Revolutionszeit absieht, wird man zahlreiche Goldkörner darin finden. Das Ganze zeigt, wie weit die Welt von dem abgekommen ist, was man vor 100 Jahren erstrebte.

Digitized by Google

Wenn er den kostenlosen Unterricht und eine systematische Nationalerziehung angreife, so sei er sich wohl bewußt, daß er damit Ansichten entgegentrete, welche durch schwerwiegende Autoritäten gestützt würden. „Aber fragt Euch zunächst, ob es wirklich unumgänglich nothwendig ist, dasjenige zu thun, was man Euch vorschlägt!“ In diesen Zusammenhang gehört auch die oben berührte Aeußerung, welche Wilhelm von Humboldt in seinem Versuche als Motto voranstellt. Die ganze Stelle lautet: „Le difficile est de ne promulguer que de lois nécessaires, de rester à jamais fidèle à ce principe vraiment constitutionel de la société, de se mettre en garde contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernements modernes.“ „Es handelt sich nicht darum, die Menschen in einem gewissen Geiste zu modeln, heißt es weiter, sondern sie dahin zu bringen, daß sie sich nach ihrer Art (à leur guise) selbst modeln.“ Nichts sei bei der Gesetzgebung leichter, als Vieles zu machen, was auf den ersten Blick gut scheine. Habe nicht jeder seinen Plan bei der Hand, der alles in Ordnung bringen solle? Habe es im Allgemeinen den Gesetzgebern je an gutem Willen, im Einzelnen an sehr werthvollen Gesichtspunkten und an nützlichen Gedanken gefehlt? Gewiß nicht! An Gesetzen habe es nie gefehlt; und jedes Gesetz zeige, für sich allein genommen und lediglich unter den Gesichtspunkten, die es in's Leben riefen, stets einen nützlichen Zweck. Dennoch aber kämen fast alle Uebel des Menschengeschlechts von dieser Masse von Institutionen, die sich gegenseitig erzeugt hätten. Die am wenigsten verhängnißvolle (désastreuse) Institution substituire tausende von Verkehrtheiten irgend einer leichten Unzuträglichkeit, der sie begegnen sollte.

Kein Zweifel, daß solche und ähnliche Sätze auch dem Gedankengange in Wilhelm von Humboldt's Versuche zu Grunde liegen! Eine seltsame Verkettung und eine seltsame Genesis der Gedanken! Trotzdem ist es der einer rückläufigen Bewegung folgende Deutsche, der, ihm selber unbewußt, aus Humboldt's „Ideen zu einem Versuche“ spricht; und das Beste seiner kleinen Schrift

beruht offenbar auf den persönlichen Erfahrungen, die der geistig so sehr angeregte junge Mann in dem tödtenden Mechanismus des Staatsdienstes gemacht hat. So langen wir wieder bei dem an, was unser Verfasser über die Wirkungen der Maschinenarbeit des Staates schreibt. Die Gegensätze von Liberal und Conservativ verblassen im Kampfe gegen sie. Liefert doch auch der hier immer wieder genannte Stöve den Beweis, daß man zu solchen Ueberzeugungen ebenfalls vom liberalen Standpunkte aus gelangen, und daß man ihn von diesem aus sogar oft erfolgreicher vertheidigen kann. Er verlangt, „daß der Gesichtspunkt von äußeren, physischen Erfolgen hinweg auf die innere Bildung des Menschen“ zurückgezogen werde.

Das, wofür W. von Humboldt plädirt, ist das Einfache, Natürliche und darum unbewußter Weise doch auch Volksthümliche. In gewissem Sinne ist auch der Verstorbene ein Beweis, daß man solche Ideen leichter vom liberalen als vom conservativen Standpunkte aus vertreten kann. Es liegt deßhalb ein Moment des Friedens in seinem Programm. Der Verstorbene steht gleichsam zwischen Conservativen und Liberalen in der Mitte: der Theorie nach meist auf der ersteren, praktisch, wenigstens in der Negation, meist auf der letzteren Seite. Ich fürchte, daß, wenigstens unter conservativen Lesern, Mancher hierüber den Kopf schüttelt wird. Wie ich glaube, liegt aber hier gerade die Bedeutung des Verstorbenen; und darin eben hängen seine Ideen mit der Bewegung des Jahres 1848 zusammen. Er geht bewußt oder halbbewußt von dem Gedanken aus, daß *ohne Gewinnung der Liberalen kein Heil denkbar sei*. „Seid Deutsche“, das ist es doch schließlich allein, was unser Verfasser uns zuruft.

Ganz besonders nahe gelegt werden diese Gedanken, wie gesagt, alle dadurch, daß man jetzt die sociale Frage in einer ganz anderen Weise gestellt hat, als dies vor dreißig Jahren der Fall war. Sie ist, so zu sagen, offiziell gestellt worden. Der Herausgeber war stets ein Gegner des Socialistengesetzes. Aber den *energischen geistigen* Kampf gegen die Socialdemokratie hält er für *dringendste* Pflicht. Das eine sollte freilich dabei, wie ich meine, unzweifelhaft sein: daß man „die sociale Frage“ nicht lösen

Digitized by Google

kann, wenn man sich einseitig mit dem vierten Stande beschäftigt. Schon ein Buch wie das von Bebel über die Frau beweist, daß wir es bei der Socialdemokratie durchaus nicht blos mit der Arbeiterpartei zu thun haben, und daß wir den schlimmsten geistigen Krankheiten zu verfallen drohen. Unsere ganze Nation ist krank. Diese Erkenntniß beginnt allmählich zu dämmern. Da dürfen sich auch die Gedanken unseres Verfassers wieder hervorwagen. Würden wir auf allen diesen Gebieten wieder deutsch denken, so wäre die Gefahr, die uns von socialdemokratischer Seite droht, gebannt. Ich verschließe mir wahrlich nicht die Augen gegen die Unermeßlichkeit dieser Gefahr. Sie liegt aber vor allem in der matten Energielosigkeit, mit der die alte Gesellschaft sich selbst vertheidigt: es sei die Folge unserer undeutschen Bildung, unserer innerlich unwahren Kultur, würde der Verstorbene sagen. Schon dringen socialistische Lehren auf den mannigfaltigsten Wegen in Kreise, die durch ihre eigenen Interessen zu deren Bekämpfung berufen erscheinen. Rechts wie links verblendet man sich gegen die Socialdemokratie, auf den verschiedensten Seiten liebäugelt man mit ihr. Nichts vor Allem halte ich für verderblicher, als die auf conservativer Seite sich häufig breit machende Ueberklugheit, welche die Socialdemokraten gegen den Liberalismus ausnutzen zu können wähnt. Das Christenthum soll Berührungspunkte mit den socialdemokratischen Lehren haben. Das natürlich entstandene, auf aristokratischen Grundlagen ruhende und auf kleine, vom Staate unabhängige, corporative Gemeinschaften sich beziehende Gesammteigenthum der alten Germanen soll mit den Doktrinen von Karl Marx und Lassalle verwandt sein. Auf diesem Wege sind wir ganz sicher verloren. Nur der bewußte, offene Kampf, nur die begeisterte Hingabe an ein entgegengesetztes Prinzip kann eine Hülfe gegen die Socialdemokratie gewähren. Wenn man ihr den kleinen Finger giebt, so wird sie um so mehr nach der ganzen Hand verlangen. Auch die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen nützt ganz sicher nichts, wenn nicht zugleich ein anderer Geist wieder bei ihnen einzieht. Ja! selbst die theilweise Durchführung eines socialistischen Programms würde nichts nützen. Mit dem künstlichen „Machen“ ist es eben auch hier ganz sicher nichts. Und

Digitized by Google

ebenso wenig lassen sich die socialistischen Lehren dogmatisch von den Theologen bekämpfen. Es würde dabei gehen, wie es schon so oft gegangen ist: jedem dogmatischen Argument wird man ein neues entgegensetzen.

Das Einzige, was uns Deutsche retten kann, ist der Versuch, den von dem Christenthum in Jahrhunderte langer Arbeit geschulten echten deutschen Geist wieder zur Herrschaft zu bringen. Deutsch wird der Socialdemokratismus niemals werden. Ich meine dabei nicht die zum Theil etwas weitgehenden internationalen Tendenzen der Socialdemokratie. Manches ist hierin schon besser geworden. Es läßt sich immerhin eine Socialdemokratie denken, die in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt; und je parlamentsfähiger sie wird, desto mehr muß sie sich natürlich von dem Kosmopolitismus lossagen. Aber innerlich deutsch, deutsch im Sinne unseres Verfassers wird sie niemals zu werden vermögen. Und sollte es denn ausgeschlossen sein, daß wir in unserem Denken und Fühlen wieder wirkliche, echte Deutsche würden? Das Beispiel Tegner's zeigt, wie mächtig bei uns Germanen die nationale Tradition ist, und wie sie uns selber unbewußt durch Doctrinen und Theorien hindurch zu brechen vermag. Hierzu kann der Staat in positiver Weise so gut wie gar nichts thun. Er kann viel hindern; und jeder weitere Schritt auf der Bahn der Verstaatlichung ebnet ja gerade den Socialdemokraten den Weg. Wo es sich aber um eine Aenderung des ganzen Denkens handelt, kann eine „Eintrichterung" von oben nur zu Zerrbildern führen. Das einzige Mittel hierzu ist — möchten die Gedanken des verstorbenen Freundes zur Verbreitung dieser Erkenntniß beitragen — eine von kleinen, bescheidenen Anfängen ausgehende und immer größere Dimensionen annehmende Propaganda stiller, auf dem Boden der Gesellschaft erwachsener und von dem Staate unabhängiger Vereinigungen deutsch denkender und fühlender Männer. Der Anfang des Christenthums war ein ähnlicher.

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin.

Digitized by Google

Berichtigungen und Druckfehler-Verbesserungen.

I. Band.

Vorwort S. XVI Zeile 12 von unten lies „Boisseree“ statt „Boissereau“.
Seite 49 Zeile 15 von unten ist hinter „vergaß“ „schon“ einzuschieben.
Seite 80 Zeile 15 von oben fehlt vor „unsere“ „an“.
Seite 83 Zeile 3 von oben lies „hohle“ statt „hehle“.
Seite 146 Zeile 7 von unten ist „schön“ zu streichen.
Seite 163 letzte Zeile fehlt ein Fragezeichen.

II. Band.

Seite 33 Zeile 2 von oben fehlt ein Fragezeichen hinter „zusammen“.
Seite 41 Zeile 4 von unten fehlt ‚gespielt‘ hinter „Volksspiel“.
Seite 125 Anmerkg. Z 11 von unten ist „Dresden“ zu streichen.
Seite 138 Zeile 2 von oben lies „häuslichen Unterrichtszwang“ statt „Schulzwang“.
Seite 155 Anmerkg. Z. 1 lies „eines solchen“ statt „jedes“ vor „Luxus.“
Seite 156 Zeile 1 lies „Wohnräume“ statt „Wohnungen“.
Seite 157 Anmerkg. Z. 3 von oben ist „als solchen“ zu streichen.
Seite 206 Zeile 6 von unten lies „Sache faßt“ statt „Frage stellt“.
Seite 232 Zeile 4 von unten lies „liebte“ statt „liebt“.
Seite 235 Zeile 18 von unten lies „unserem“ statt „dem“.
Seite 235 Zeile 17 von unten ist hinter „sind“ „auch hier“ einzuschieben.
Seite 239 Zeile 6 von unten ist vor „Besonderen“ „Effectvollen und“ einzuschieben.
Seite 259 Zeile 10 von oben lies „germanistisch‘ statt „germanisch“.
Seite 269 Zeile 17 von oben ist „der“ zu streichen.
Seite 279 Zeile 2 u. 3 von oben stelle die Wörter hinter „Anspruchslosigkeit“ folgendermaßen: „nicht auch in jeder anderen Beziehung bei seinen Ideen über den Adel“.
Seite 288 Zeile 8 von unten lies „gesunder“ statt „solcher“.
Seite 304 Anmerkg. Z. 1 lies „sur“ statt „pour“.
Seite 306 Zeile 9 lies „Humboldt“ statt „Er“.

Der freundliche Leser wird gebeten, noch vorhandene Buchstaben-Druckfehler entschuldigen und selbst corrigiren zu wollen.

Digitized by Google

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin SW

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google